



Die höhere Macht:
„Gott, ist das schön und gesund! Wenn's nur nicht wieder aus der Mode kommt.“
Aus *Simplicissimus* Jahrgang 1914; Zeichnung: F. v. Reznicek

Berg '85

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 109)

Redaktionsbeirat:

Dr. Gert Mayer AVS
Louis Oberwalder ÖAV
Dr. Fritz März DAV
Peter Baumgartner

Redaktion:

Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen

Schutzumschlag: In der Ciavazes-Südwand (Micheluzziführe)
Foto: H. Mariacher

Vorsatz: Aus „Höhenrausch – Der Alpinismus in der Karikatur“
(zum Beitrag von Seite 216)
Zeichnung: Dieter Olaf Klama

(10.901/109, 2. Expl.)



C

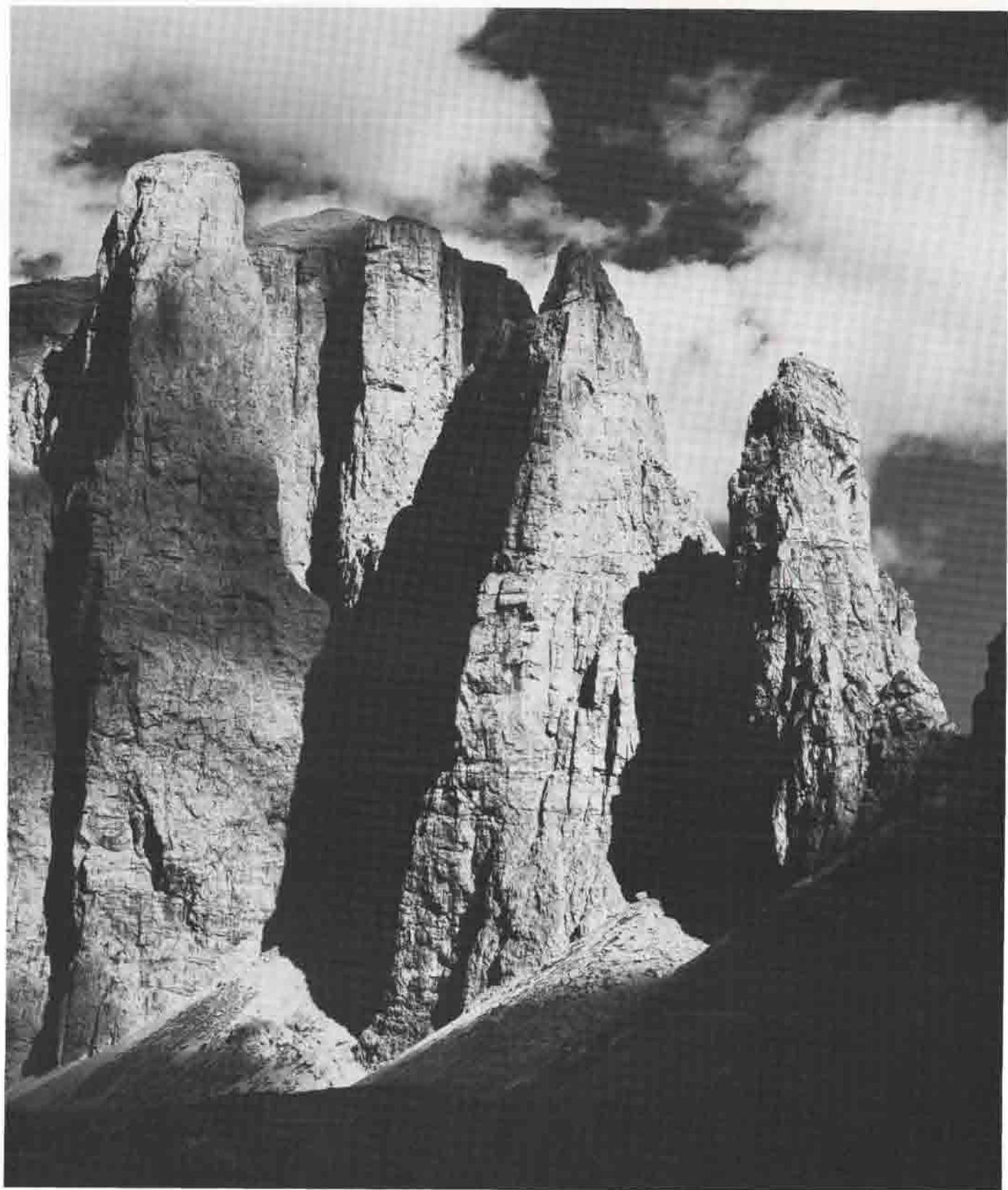
13. Jan. 1995

ISBN 3-7633-8044-2
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die
Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Bergverlag Rudolf Rother GmbH

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: Bergverlag Rudolf Rother GmbH
Postfach 67, 8000 München 19

Inhalt

	<i>Kartengebiet Langkofel- und Sellagruppe</i>	
<i>Hans Pescoller:</i>	Langkofel und Sella – die ungleichen Nachbarn	5
<i>Fritz Schmitt:</i>	Berge, Gipfelstürmer und Abenteuer Geschichte(n) und Erinnerungen aus der Langkofel-Sellagruppe und darum herum	19
<i>Swami Prem Darshano:</i>	Tanzboden aus Stein Sella und Langkofel – Quelle „positiver Energie“ auch für die „Rotpunkt“-Generation <i>Bergsteigen allgemein</i>	37
<i>Marcus Lutz/ Thomas Bubendorfer:</i>	Free Solo – die kompromißlose Herausforderung	47
<i>Sepp Gschwendtner/ Hartmut Münchenbach:</i>	Sportklettern international (mit Eisklettern) USA – DDR – Frankreich – England – Westdeutschland	69
<i>Ulrich Aufmuth:</i>	Die Lust am Risiko	87
<i>Hans Lenk</i>	„Den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen“ – Kulturphilosophische Bemerkungen zu Erlebnis und Eroberung im extremen Alpinismus	103
<i>Judith Huber:</i>	Klettern – ein Scheidungsgrund? Streßsituationen im Gebirge und ihre Auswirkungen auf die Partnerschaft <i>Ausland – Expeditionen</i>	115
<i>Herbert Guggen- bichler:</i>	Ein neues Bild der Erde Alexander von Humboldt starb vor 125 Jahren	127
<i>Günther Härter/ Kurt Diemberger/ Hermann Warth:</i>	Himalaya 1983 – Erfolge und Versuche Manaslu-Südwand/K 2-Nordsporn/ Kangchendzönga-Nordwand	143
<i>Ewald Weiss:</i>	<i>Yosemite – ein Naturwunder wird entdeckt</i>	173
<i>Karl Schrag:</i>	Wir haben unser Abenteuer gefunden Yosemite der Epigonen	179
<i>Toni Hiebeler:</i>	Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1983 <i>(Klein-)Kunst/Literatur</i>	187
<i>Elmar Landes/ Fritz März/ Helmuth Zebhauser:</i>	Kein Biotop für Humor? Bergsteigen im Spiegel von Witz, Satire, Karikatur	203
<i>Martin Lutterjohann:</i>	Voll von lustigen Szenen? Humor in der Alpinliteratur <i>Naturschutz</i>	219
<i>Luis Töchterle:</i>	Viele Betroffene sind politisch wichtig – der Fall Stubai	229
<i>Heinz Röhle:</i>	Der Bergwald stirbt Schreckensvision oder Wirklichkeit? <i>Anhang</i>	235
<i>Helmut Mägdefrau:</i>	Bergsteigen – das freiwillig eingegangene Risiko?	245
<i>Helmuth Zebhauser:</i>	Fünf Epochen der Alpingeschichte	253
<i>Kartenbeilage</i>	AV-Karte 52 1 b, Langkofel-Sellagruppe 1:25.000	



Die Sellatürme bieten Kletterziele aller Schwierigkeitsgrade; wegen der kurzen Anmarschwege vom Sellajoch her sind sie äußerst beliebt.

Foto: J. Winkler

Langkofel und Sella – die ungleichen Nachbarn

Ein vielseitiges Bergsteigerland im Herzen des ladinischen Sprach- und Siedlungsraumes

Hans Pescoller

Allgemeiner Überblick

Sella und Langkofel! Wer kennt sie nicht, diese benachbarten Felsbastionen im Herzen der Dolomiten. Ihr Anblick von der Seiseralm, vom Sella- oder vom Grödnerjoch aus bleibt jedem unvergesslich. Sella und Langkofel sind die Wahrzeichen des ladinischen Sprach- und Siedlungsraums in den Dolomiten. Strahlenförmig laufen vier Täler in verschiedene Himmelsrichtungen von diesen mächtigen Gebirgsstöcken weg und beherbergen Menschen mit einer eigenen, alten Sprache und Geschichte: die Täler von Abtei, Gröden, Fassa und Buchenstein haben an der Sella ihren Ursprung.

Schnell gelingt es dem Betrachter, die besonderen Eigenarten der beiden Gruppen zu erfassen; und deutlich drängen sich bald **grundverschiedene Merkmale auf**. Von welcher Himmelsrichtung er auch kommen mag, meint der Bergfreund den Ehrgeiz dieser Massive zu spüren, ihre unterschiedliche Gestalt, ihren so gegensätzlichen Charakter zu zeigen und zu behaupten. Die Sella präsentiert sich als mächtige Felsenburg. Ihre respekteinflößenden Mauern gürtet in halber Höhe ein breites, charakteristisches Band. Dies und die ausgedehnte Hochfläche, die diese zyklisch anmutenden Mauern tragen, bewirken, daß im Erscheinungsbild der Sella die Waagrechte dominiert.

Die Langkofelgruppe, im Vergleich zur Sella die flächenmäßig erheblich kleinere, baut sich aus einer Reihe von Turmgestalten auf, die in strenger Ordnung vom niedrigeren Plattkofel bis hin zum stolzen Hauptgipfel Parade stehen. Viel mehr als das der Sella ist das Erscheinungsbild dieser Gruppe durch die Senkrechte bestimmt. Besonders einprägsam läßt dies eine Fahrt durch das Grödental empfinden. Wie plötzlich und mit atemberaubend hochfahrenden Linien steht da der Langkofel über dunkelgrünen Wäldern: eine der markantesten und wildesten Felsgestalten der gesamten Dolomiten.

Eine Reihe weiterer Gegensätze läßt sich anführen: Während die Sella sowohl dem Kletterer als auch dem Wanderer eine nahezu uneingeschränkte Auswahl von Tourenmöglichkeiten bietet, erheben sich von einer einzigen Ausnahme abgesehen die Gipfel der Langkofelgruppe über schwierigen Wänden und nur schwer zugänglichen Scharten und Schluchten. Lediglich der Plattkofel gilt als leichter Gipfel, die ganze Gruppe jedoch nicht zu Unrecht als die zwar kleinste, aber alpinistisch eine der interessantesten der gesamten Dolomiten.

Trotz dieser Kontraste vertragen sich freilich die beiden Gruppen als gute Nachbarn und wirken zusammen als geschlossenes Landschaftsbild. Was stellte wohl die stolze Gestalt des Langkofels dar ohne die in sich ruhende Gegenseite der Sella?

Und natürlich gibt es auch Gemeinsamkeiten zwischen beiden Gruppen. Vor allem stehen sie, wie schon erwähnt, im Mittelpunkt des ladinischen Sprach- und Siedlungsraumes. Dieser erstreckte sich einst über fast den gesamten Alpenraum. Heute ist Sprache und Kultur der Ladinier auf wenige isolierte Inseln (Graubünden, Dolomiten, Friaul) zurückgedrängt. Wir müssen also froh sein, daß sich das Ladinische in den Tälern rund um die Sella und den Langkofel hat erhalten können (doch erfahren Sie ausführlicheres dazu im Schlußkapitel dieses Beitrags).

Eine weitere wichtige, aber kaum erfreuliche Gemeinsamkeit ist die nahezu vollständige Erschließung dieser Gebirgslandschaft für den modernen Pistenski- und Lediglich ein kleiner Teil südlich der Langkofelgruppe und die bezaubernden Confinböden westlich davon im oberen Grödental konnten bisher vor dem Zugriff der Verdrachter bewahrt werden. Doch trotz des gewaltigen Widerstands der Naturfreunde sind die Confinböden leider immer noch von geschäftstüchtigen Erschließern bedroht. Im übrigen dreht sich winters das Skikarussell längst lückenlos rund um Sella und Langkofel. Ein System von Aufstiegshilfen und autobahnähnlich präparierten Pisten, die der Seiseralm integriert, verbindet über vier Pässe (Sellajoch, Pordoijoch, Grödner Joch, Campo Longo) hinweg die darunterliegenden Talschaften miteinander. Ja, selbst Col Rodella und Sass Pordoi sind durch solche Anlagen erschlossen. Daß der Vergleich zwischen mechanisiertem Ski- und Autoverkehr so weit nicht hergeholt ist, erweist sich an der Sella zudem besonders augenfällig. Denn die Autofahrer kennen ja die „Sella-Ronda“: Gemeint ist die Umfahrung der Sella, ermöglicht durch die Straßen, die ebenfalls seit langem über die vier Pässe hinweg die vier ladinischen Dolomitentäler miteinander verbinden und somit auch die drei dolomitischen Provinzen Bozen, Trient und Belluno, die eben am Piz Boè, dem Scheitelpunkt der Sella, aneinandergrenzen.

Überhaupt ist an der Tatsache nicht vorbeizusehen, daß die Anziehungskraft von Sella und Langkofel besonders an neuralgischen Punkten wie auf den Paßstraßen, im Langkofelkar, im Mittagstal, am Pisciadù-Klettersteig oder anderen häufig zu einem Massenaufstieg von Bergfreunden führt. Freilich halten Langkofel und vor allem die Sella auch noch einige ruhige Winkel für

Wanderer und Bergfreunde bereit. Im Interesse dieses herrlichen Gebietes, doch gleichfalls seiner Besucher, wäre es allerdings zu wünschen, daß sich der Ansturm der Besuchermassen zeitlich nicht vorwiegend auf den August konzentrierte, sondern besser auch auf die übrigen Sommer- und Herbstmonate des Jahres verteilte.

Touristische Entwicklung

Der Entwicklungsprozeß des Tourismus in der Langkofel-Sella-Gruppe ist dem in anderen Dolomitengebieten ähnlich. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt der Fremdenverkehr Fuß zu fassen; zunächst nur zaghaft und lange Zeit in Maßen, dann aber, nach den beiden letzten Weltkriegen vor allem, zunehmend stürmisch und umfassend. Heute ist das gesamte Gebiet um Sella und Langkofel nicht nur restlos „erschlossen“, mancher einstmals idyllische Ort, mancher einstmals stille Winkel dieser herrschönen Landschaft ist als Opfer bedenkenloser Bau- und Erschließungswut weder für den Naturfreund noch den Kulturverständigen weiterhin ein Anziehungspunkt – im Gegenteil ...

1864 stand Paul Grohmann, dieser wohl größte Dolomiterschließler, auf dem Piz Boè, dem Hauptgipfel des Sellastockes. Von dort mag er mit großem Respekt zum stolzen Langkofel hinüberschaut haben. Erst fünf Jahre später ging der Wunschtraum, der seit damals vermutlich in Grohmann keimte, in Erfüllung: Zwei der besten Führer dieser Zeit, P. Salcher und F. Innerkofler, standen mit ihm auf dem 3181 m hohen Langkofel: eine Pionierleistung, die vor allem der hoch genug einschätzen wird, der die verwickelte Linienführung des Normalweges auf den Langkofel, das unübersichtliche Gelände dort kennt und sich den Spürsinn derer vorzustellen versucht, die da als erste durchgefunden haben.

Nachdem die beiden Hauptgipfel also erstmals bestiegen waren, wurden beide Gruppen immer häufiger das Ziel von Bergtouristen. Das Sellajoch wurde bald als idealer Stütz- und Ausgangspunkt entdeckt; denn hier entstand bereits in den Anfängen der touristischen Gebietserschließung ein Hospiz. Nacheinander wurden um die Jahrhundertwende weitere Hütten errichtet: 1894 im Langkofelkar die Langkofelhütte, dann die Boè- oder Bamberger Hütte auf der Sellahochfläche. Heute sind beide Gruppen ausreichend mit Schutzhütten und Stützpunkten versorgt. Das Markierungswesen für den Bergwanderer ist übersichtlich und gut betreut. Der Bergrettungsdienst verfügt über ausgezeichnete Gruppen, die auf eine jahrelange Erfahrung zurückblicken können.

Zahlreiche bedeutende Bergsteiger haben in beiden Gruppen ihre Spuren hinterlassen, sei es als erste Gipfelbesteiger, sei es als Erstbegeher neuer Führen auf schon betretene Gipfel. Gottfried Merzbacher stand bereits 1886 auf dem Gipfel der Mesules. Den kühnen Dent de Mesdi erstieg 1894 die Seilschaft F. Benesch, W. Merz und F. Schmitt, Hermann Delago 1896 den Großen Murfreiturm. 1897 sind C. Scholz und F. Pescosta die ersten Besucher auf dem Boèseekofel. 1899 überschritten Karl Berger und Otto Ampferer – die späteren Erstbesteiger der Guglia di Brenta – die beiden ersten Sellatürme. Den Gipfel des dritten Turmes erreichte Karl Berger ein Jahr später.

Wie anderswo, so auch in der Sella, folgte auf die Epoche der ersten Gipfelersteigungen jene, in der bekannte Dolomitenführer wie Angelo Dibona, Tita Piaz, Luigi Rizzi oder Luis Trenker großartige und genußreiche neue Kletterrouten am Dent de Mesdi, Boèseekofel, an den Sellatürmen, am Sass Pordoi und anderen Zielen eröffneten. Das Felsklettern erfuhr im Laufe der Jahre eine ungewohnte Entwicklung. Selbst durch die lotrechten Südwände der Sella legten Bergsteiger wie Ettore Castiglioni, Johann Baptist Vinatzer, Luigi Micheluzzi, Erich Abram, Bepi Defrancesch und andere ihre Routen.

Noch abwechslungsreicher vollzog sich die Erschließungsgeschichte der Langkofelgruppe. Sowohl um die Jahrhundertwende als auch später lösten sich Männer mit klingenden Namen in der alpinen Geschichte darin ab, die herrlichen Felsenführen der Gruppe zu erschließen. Bereits 1890 stieg der berühmte Michl Innerkofler als erster und im Alleingang durch die wilde Westwand auf die Grohmannspitze. Im selben Jahr und wieder allein erreichte er auch den Gipfel des nach ihm benannten Nachbarturmes. Die besten Kletterer der damaligen Zeit versuchten sich lange vergeblich an der Fünffingerspitze. So gewann sie bald den Nimbus der Unersteigbarkeit – bis Robert Hans Schmitt und Johann Santner kamen und auf Anhieb durch den Schmittkamin zum Gipfel kletterten. Damit war eine Felsenführe erschlossen, die zu jener Zeit als die vermutlich schwierigste in den Dolomiten galt und bis heute einen respektvollen Ruf behalten hat.

Bergsteiger wie Johann Santner, Michl und Sepp Innerkofler, Angelo Dibona, Eduard Pichl, Josef und Ernst Enzensperger, Emilio Comici, Gino Soldà, Mario Senoner, Dietrich Hasse, Sepp Mayerl, Reinhold Messner und viele andere waren seither in der Langkofelgruppe tätig. Ihre Neutouren entsprechen dem Stil der jeweiligen Erschließungsepoche, doch auch der persönlichen „Handschrift“ der einzelnen Erschließler. Die Überschreitung der Fünffingerspitze, die „Südwand“ an der Grohmannspitze, der „Rizzi-Kamin“ am Innerkoflerturm, die Hasse-/Schrottführe am selben Berg oder aber die Durchstiege eines Gino Soldà oder von Mayerl und Messner durch die Nordwand des Langkofels seien hier stellvertretend genannt.

Wanderparadies Sella und Langkofel

Die leichte Erreichbarkeit beider Gruppen sowie die außerordentlich günstig gelegenen Hauptstützpunkte bewirken Jahr für Jahr einen gewaltigen Besucheransturm auf Langkofel und Sella. Wie ebenfalls bereits dargelegt, ist die Einsattelung des Sellajochs zwischen beiden Gruppen ein optimaler Stütz- und Ausgangspunkt für viele Unternehmungen.

Einen Überblick über die vielen Tourenmöglichkeiten für den Bergwanderer vermittelt am besten eine kleine Eingetour. Es handelt sich um die kurze Wanderung vom Sellajoch hinauf zur begrünten Kuppe des Col Rodella. Dort eröffnet sich ein faszinierendes Dolomitenpanorama als Lohn für eine knappe Stunde Aufstiegs. Sella und Langkofel stellen sich wie in einem Bilderbuch vor. Am Gipfel des Col Rodella kann der Besucher zudem bereits die Ausgangspunkte und den Verlauf großer Abschnitte seiner



geplanten Wanderungen entdecken und voraus erleben. Dieses Erlebnis vermag vorübergehend sogar den Eindruck zu übertönen, den die zahlreichen Wintersportanlagen auf den ausgedehnten Weidehängen zwischen dem Sellajoch und dem Col Rodella auslösen.

Wenn von den Wandermöglichkeiten im Bereich der Langkofelgruppe die Rede ist, sollte das ausgedehnte, wellige Bergwiesen- und Waldgelände der Seiser Alm, wenn auch außerhalb des Kartengebietes gelegen, nicht unerwähnt bleiben. Auch hier wurden zwar Straßen, Lifтанlagen und Einkehrmöglichkeiten erstellt, doch bleiben für den Wanderer noch viele einsame, unberührte Winkel, die einen Besuch dieser wohl größten Almfläche Europas lohnen. Dies vor allem im Frühsommer, wenn die Alpenflora in Blüte steht und die Wiesen einem farbenprächtigen Blumenmeer gleichen. Nun aber zur Langkofelgruppe selbst. Besonders beliebt ist dort die **Rundwanderung um die ganze Gruppe**. Diese Tageswanderung ist weder übermäßig lang noch anstrengend. Zweimal ist unterwegs zudem Einkehrmöglichkeit geboten (Comici- und Plattkofelhütte). Ein besonderes Merkmal der Wanderung ist der ständige Wechsel der Landschaftsbilder.

Wer den Langkofel allein umwandern will, kann, wenn ihm danach ist, den Gondellift vom Sellajoch zur Langkofelscharte zwischen Langkofel und Fünffingerspitze benutzen und sich so den mühsamen Aufstieg dorthin ersparen. Der Weiterweg führt dann durch das wildromantische Langkofelkar hinunter (Einkehrmöglichkeit in der Langkofelhütte), umrundet den Berg nord- und ostseitig und führt schließlich durch den reizvollen Felsengarten der sogenannten Steinernen Stadt zurück zum Sellajoch.

Eine weitere Möglichkeit ist, ebenfalls von der Langkofelscharte zur Langkofelhütte hinunterzugehen, dann aber nach links durch das Plattkofelkar zum Beginn des gesicherten „**Oskar-Schuster-Steiges**“ anzusteigen. Diesen Klettersteig durch die Ostwand des Plattkofels sollten natürlich nur ausreichend berg erfahrene und entsprechend ausgerüstete Wanderer bei günstigen (wetterbedingten) Verhältnissen begehen. Unter diesen Voraussetzungen werden sie die Begehung freilich als Höhepunkt erleben; als einen Höhepunkt zudem, der im Abstieg vom Gipfel über die unschwierige Westflanke zum Fassajoch und dem abschließenden „Promenadenweg“ unter den Südwänden der Gruppe entlang zum Sellajoch einen würdigen Ausklang erfährt.

Foto: K. Blümler

Daß diese Rundwanderungen beliebig variiert und miteinander kombiniert werden können, klingt sicher schon in dieser skizzenhaften Darstellung an. Ein Blick in die Karte wird diesen Eindruck bestätigen und zu eigener Planung anregen!

Ergänzender Hinweis: Langkofel- und Plattkofelkar sind im allgemeinen recht gut zu begehen. Hartgefrorene Schneereste in den Karen können eine Begehung im Frühsommer allerdings recht heikel gestalten.

Sind es vor allem also die Möglichkeiten zu eindrucksvollen Rundwanderungen, die die Langkofelgruppe als Besonderheit zu bieten hat, so lockt die **Sella** mit zahlreichen Aufstiegsmöglichkeiten durch die Taleinschnitte und mit unschwierigen Gipfelbesteigungen.

Von Colfuschg zum Beispiel führt der bekannte Aufstieg durch das **Mittagstal** zur Boëhütte und somit zur Hochfläche hinauf. Besondere Vorsicht erheischt dabei allerdings die stelle Schnee- und Eisrinne unterhalb der Hütte.

Von der unter den Südwänden des Stockes vorbeiführenden Sellajochstraße aus gibt es eine Aufstiegsmöglichkeit zur Hochfläche durch das einsame **Val Lasties**. Dieser Taleinschnitt ist zur Linken von den gelben Wänden des Piz Ciavazes, zur Rechten von den schwarzgrauen des Sass Pordoi flankiert. In den zahlreichen Routen, die diese Wände überziehen, sind meist mehrere Seilschaften während des Aufstieges zu beobachten.

Ein weiterer sehr interessanter und aussichtsreicher Aufstieg führt im östlichen Teil der Sella durch den **Vallonkessel** und die **Ostflanke** direkt zum Piz Boë hinauf.

Besonders beliebt und interessant aber ist die große **Überquerung der gesamten Sellahochfläche**. Als Ausgangspunkt eignet sich dazu die Bergstation der Seilbahn am Sass Pordoi. Von dort führt die Route im Gegen-Uhrzeigersinn und in einer hufeisenförmigen Schleife über eine ungewöhnliche Mondlandschaft bis zum äußersten Eckpunkt der Hochfläche im Südwesten hinaus. Für den Rückweg bietet sich jede beliebige Abstiegsmöglichkeit wie Val Lasties, Mittagstal, Val Setüsc und andere an.

In diesem Zusammenhang erwähnt sei auch der **Fernwanderweg Nr. 2**. Dessen Abschnitt Sella beginnt am Grödner Joch. Er benützt für den Aufstieg den steilen und engen Einschnitt des Val Setüsc und führt über die Pisciadühütte, die Sellahochfläche und die Pordoischarte weiter zum Pordoijoch.

Was schon über die Langkofelgruppe gesagt wurde, gilt im übrigen genauso für die Sella: Es lohnt sich, diese skizzenhaften Hinweise mit der Karte zu vergleichen und an den vielfältigen Tourenkombinations- und -variationsmöglichkeiten die eigene Freude am Planen angemessen teilhaben zu lassen.

Sella und Langkofel – ein Dorado für Felsgeher und Kletterer

Es gibt viele Gründe, deretwegen die Langkofel- und Sellagruppe unter Felsgehern und Kletterern so beliebt ist. Außer der leichten Erreichbarkeit zählt dazu vor allem die Beschaffenheit des Gesteins – meist fest und doch griffig –, aus dem die Bergkörper aufgebaut sind. In der Hauptsache ist das Schlerndolomit, der als

Baustoff für sämtliche Gipfel der Langkofelgruppe zu nennen ist. Ebenfalls aus Schlerndolomit besteht der Baukörper der Sella bis zum markanten Horizontalband. Der Aufsatz darüber hingegen ist eine Auflagerung aus Hauptdolomit. Der schon gerühmten Vielgestaltigkeit und Unterschiedlichkeit dieser Bauwerke der Natur entsprechen wiederum die zahlreichen Möglichkeiten, die sie dem extremen Kletterer ebenso wie dem Felsgeher, der seine Unternehmungen auf Anstiege des I. und II. Schwierigkeitsgrades beschränkt, nicht zuletzt aber auch dem Freund luftiger Klettersteige bieten.

Vor allem in der Sella bieten sich – abgesehen von einigen ansonsten unschwierigen Aufstiegen, die aber über kurze heikle Teilstücke hinweg versichert sind – drei solcher Klettersteige an. Es handelt sich um den **Pisciadüsteig**, um den bedeutend schwierigeren **Piazzettasteig** und schließlich um den bekannten und sehr schwierigen **Pössneckersteig** im NW-Teil der Gruppe. Der Pisciadüsteig ist sicherlich einer der am meisten besuchten „Eisenwege“ in den Dolomiten. Er führt von der Grödnerjochstraße durch die Felsenmauer rechts des Pisciadü-Wasserfalles zur Pisciadü-Hütte hinauf. Der Piazzettasteig ist der jüngste dieser drei Aufstiege, Ausgangspunkt für seine Begehung das Denkmal östlich des Pordoijoches. Der erste Teil dieses Steiges führt durch eine fast senkrechte Felswand und erfordert schon einiges an Kraft und Geschicklichkeit. Der „Pössnecker“ ist einer der ältesten und zugleich beliebtesten Klettersteige in den gesamten Dolomiten, wegen seines interessanten und ausgesetzten Routenverlaufs doch auch ein ziemlich anspruchsvoller. Wer den Steig begeht, kann anschließend über die Sella-Hochfläche wandern und hat außerdem mehrere Abstiegsmöglichkeiten zur Wahl (siehe linke Spalte).

Der **Oskar-Schuster-Steig** auf den Plattkofel wurde bereits im Kapitel über die Wandermöglichkeiten in der Langkofelgruppe vorgestellt. Er sei an dieser Stelle aber noch einmal der Ordnung halber erwähnt.

Wie die Klettersteigaspiranten werden Felsgeher, die Aufstiege im Bereich des ersten und zweiten Schwierigkeitsgrades bevorzugen, in der Sella vorwiegend die Untergruppe des Pisciadü oder der östlichen Sella aufsuchen. Dort nämlich präsentiert die Sella ihren größten Formenreichtum.

Ein sehr günstig gelegener Stützpunkt für Begeher der Normalanstiege auf die **Pisciadüspitze (2985 m)**, **Bec de Mesdi (2964 m)** und **Dent de Mesdi (2888 m)** (letzterer erfordert allerdings schon einiges an Klettererfahrung!) ist die Pisciadühütte (2587 m).

Im östlichen Teil der Sella bietet der **Boëseekofel (2910 m)** einen sehr abwechslungsreichen Aufstieg. Als großzügige Tour gilt die Überschreitung des **Piz Boë (3152 m)** mit dem gleichfalls schon im Kapitel über die Wandermöglichkeiten erwähnten Aufstieg vom Vallon über die sogenannte Cresta Strënta. Ebenfalls in den Schwierigkeitsbereich I–II einzuordnen ist an sich die Besteigung der beiden ersten **Sellatürme (2533 und 2593 m)** über ihre Normalanstiege, doch werden diese fast ausschließlich von Kletterern der extremeren Richtung im Abstieg begangen.

In der Langkofelgruppe steht unter den Bergsteigern, die sich im Fels Schwierigkeiten um den II. Grad gewachsen fühlen, der

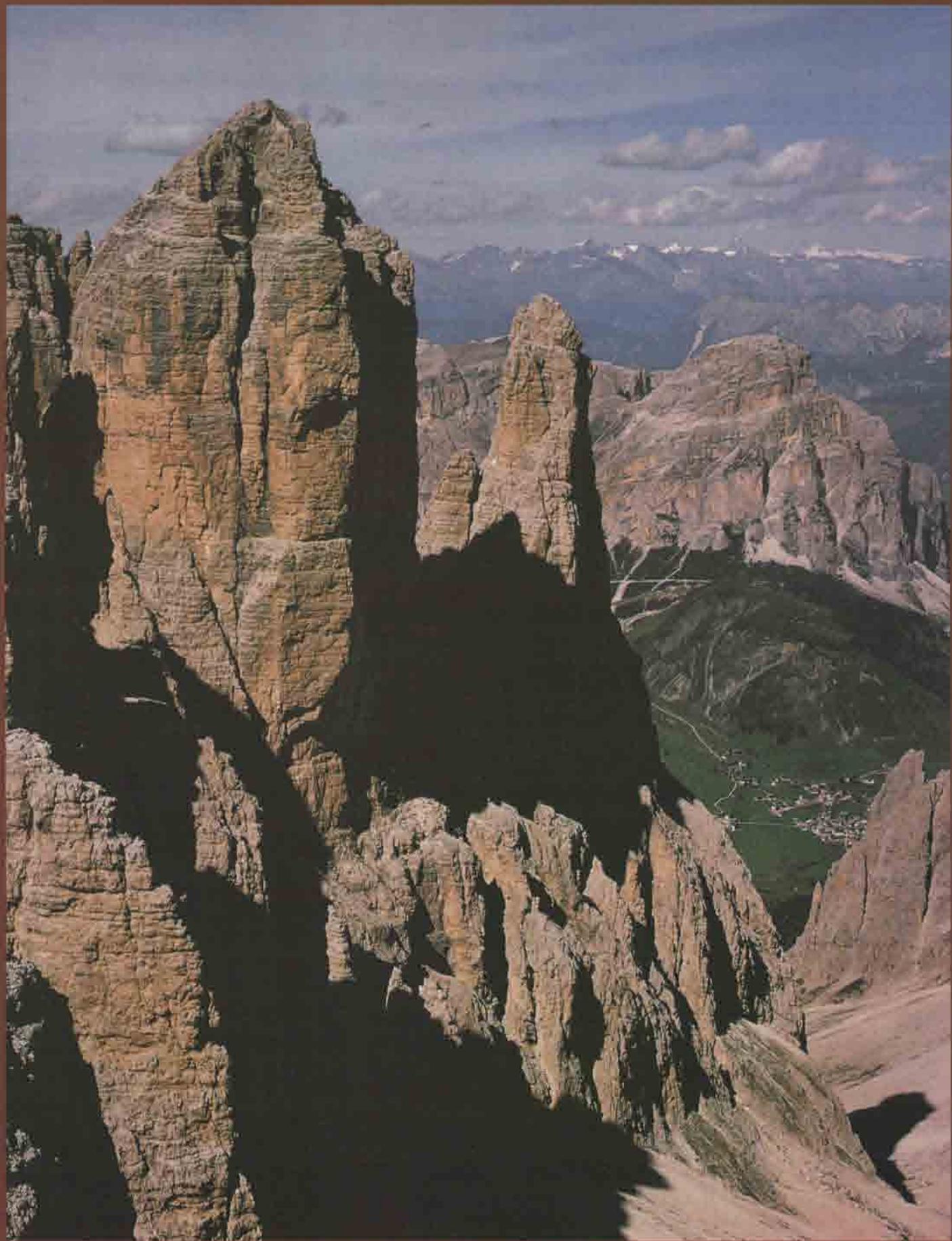


Foto: W. Sauer

Normalaufstieg zum Hauptgipfel des **Langkofels (3181 m)** natürlich besonders hoch im Kurs. Die heute gebräuchlichste Route führt von der Langkofelscharte über das sogenannte Fassaner Band (einige fixe Seile!) und die Untere Eisrinne zum Gipfel. Als Ausweichziel kann vom Fuße der Unteren Eisrinne auch das **Langkofeleck (3069 m)** angesteuert werden. Eine Besteigung dieser beiden Langkofelgipfel erfordert freilich nicht nur Kletterfertigkeit, sondern unter anderem auch die Mitnahme von Eisausrüstung und vor allem Erfahrung im Umgang damit. Es gibt am Langkofel keine unschwierige Route, keine bequeme Ausweichmöglichkeit, keinen raschen Rückweg. Lediglich die kleine Biwakschachtel (3100 m) knapp unter dem Gipfelturm vermag behelfsmäßig Schutz vor Wetter und bei Verspätung zu bieten.

Weitere Ziele für Bergsteiger dieser Kategorie sind der verwickelte, jedoch sehr interessante Normalweg auf den **Innerkofelturm (3098 m)** und vielleicht noch der schwierigere, aber sehr genußreiche Normalaufstieg auf den **Zahnkofel (3001 m)**.

Felsklettereien bis etwa zum Grad IV der Alpenskala zählen, sofern auch weitere Voraussetzungen wie gute Felsbeschaffenheit, interessante Linienführung etc. erfüllt sind, in deutschsprachigen Bergsteigerkreisen bekanntlich zur Kategorie der Genußklettereien. Und von der Sorte gibt es sowohl in der Langkofel- als auch in der Sella-Gruppe eine ganze Reihe. Dies freilich mit der ebenfalls bekannten Folge, daß an manchen dieser Routen die Seilschaften zeitweise Schlange stehen.

Das gilt vor allem auch für die Routen an den Sellatürmen wie die **Westkante** am ersten Turm, die beliebte **Kasnapofführe** durch die Nordwand des zweiten Turmes oder die **Jahnführe** auf den dritten Turm. Kletterziele dieser Art gibt es in der Sella aber nicht

nur an den Türmen. Die **Fedeleführe** durch die schwarzgestreifte, senkrechte NW-Wand des Sass Pordoi zum Beispiel dürfte in trockenem Zustand auch verwöhnten Kletterern kaum einen Wunsch offenlassen. Dennoch soll die **Pfeilerführe** von Tita Piaz am selben Berg auf diesem Präsentierteller von Kletterschmankerln nicht fehlen. Weitere solcher Sella-Schmankerl sind die **Westwand** des Boèseekofels, die **Dibonaroute** bzw. **Rizziroute** am Dent de Mesdi. Seltener begangen, dies allerdings zu Unrecht, werden die **Trenkerführe** am Großen Murfreitturm und der sogenannte **Schiefe Tod** am Unteren Murfreitturm. Sehr lohnend ist auch die **NW-Kante** der Pisciadùspitze, deren Einstieg bequemerweise zudem ganz in der Nähe der Pisciadùhütte liegt.

Wer Klettereien dieser Kategorie aus der Langkofelgruppe vorstellen will, muß an erster Stelle den Langkofel selbst und die **Pichlroute** über seine 1000 m hohe Nordkante nennen. Der Begeher sollte freilich bedenken, daß diese großzügige Route in beeindruckender Felsszenerie auf einen Dreitausender führt; wo die Tour zudem noch lange nicht beendet ist, da ja ein nicht zu unterschätzender Abstieg bevorsteht. Das gilt mehr oder minder für alle Anstiege am Langkofel. Auch z. B. für die sehr beliebte **Rampenführe** am Langkofeleck.

Mit einem ganzen Strauß prächtiger Klettereien lockt die Fünffingerspitze: **Daumenschartenweg**, **Daumenkante**, **Schmittkamin**, **Überschreitung** sind lediglich die bekanntesten „Blumen“ in diesem Strauß. Das bedeutet jedoch nicht, daß das Angebot an solchen Klettereien, das die Grohmannspitze vorzuweisen hat, daneben verblassen müßte. Da gibt es den **Enzenspergerkamin**, vor allem aber die **Südwandroute**. Eine eigentümliche Stelle dieser Route galt als „Menschenfalle“ – wie sie beeindruckte

Rechts: Auf dem Dolomiten-Höhenweg Nr. 2. Dessen Abschnitt Sella beginnt am Grödnertal. Er führt über die Pisciadùhütte (Bild), die Sellahochfläche und die Pordoi-Charte weiter zum Pordoijoch.



Foto: W. Sauer



Begeher titulierte –, lange Zeit sogar als eine der berühmtesten in den Dolomiten. Am Nachbarberg der Grohmannspitze, dem Innerkoflerturm, interessiert in diesem Zusammenhang die **SO-Kante**, vor allem aber der in seiner Art einmalige **Rizzikamin** in der Südwand. Das ist im wahrsten Sinne des Wortes ein „Weg des fallenden Tropfens“. Weswegen es sich dringend empfiehlt, diese Route nur im Herbst, wenn sie ausgetrocknet ist, anzugehen. Obwohl schon weiter oben erwähnt, sei, wegen seiner für einen Normalweg doch beträchtlichen Schwierigkeiten, der auf den Zahnkofel auch an dieser Stelle noch einmal genannt.

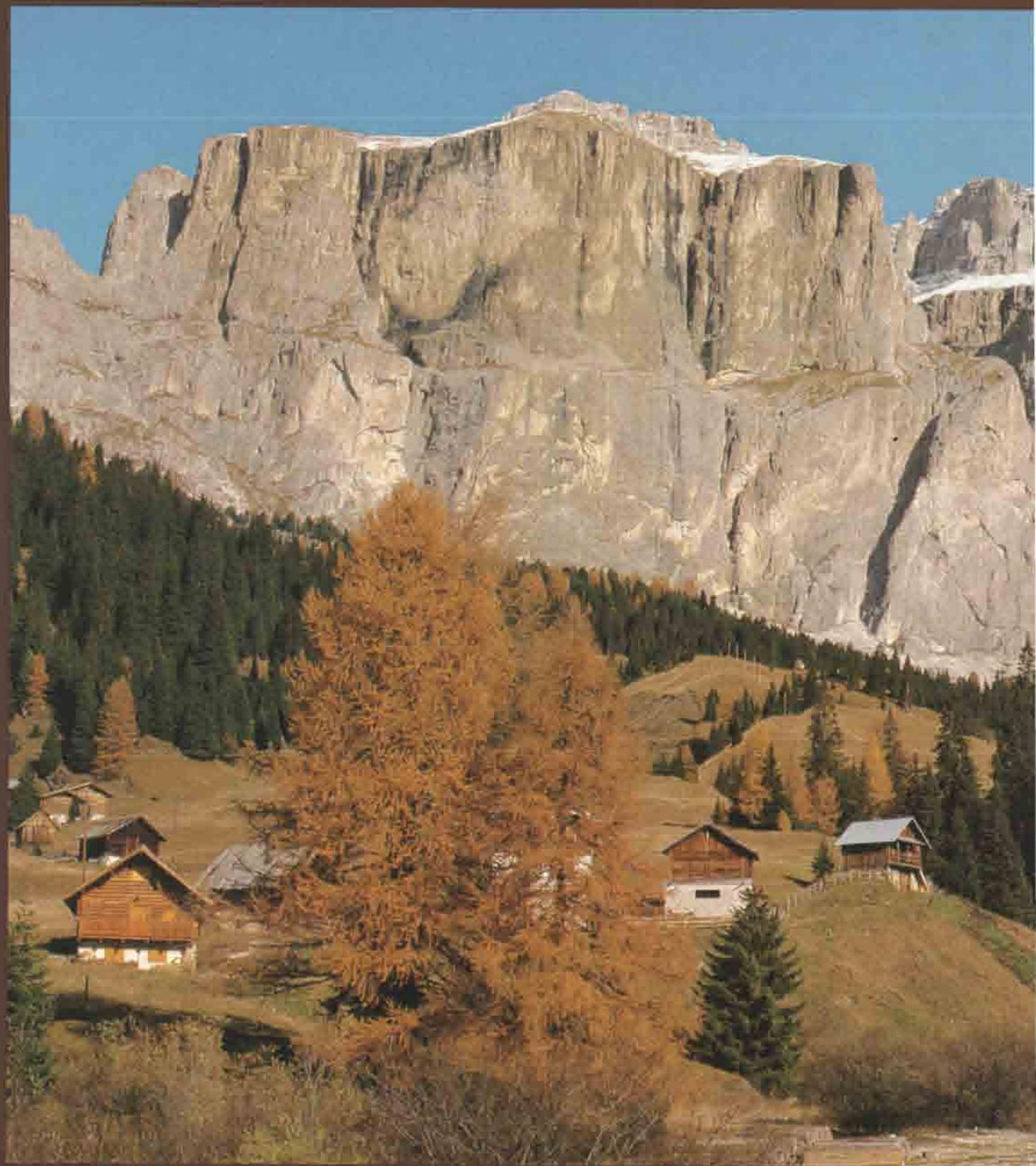
Kletterern, die sich den Schwierigkeitsgraden ab V gewachsen fühlen (und – gegebenenfalls – das Handwerk des technischen Kletterns beherrschen), einzelne Routen aus der Langkofel- und besonders aus der Sellagruppe vorstellen zu wollen ist ungefähr dasselbe, wie einem Südtiroler vom Törggelen vorzuschwärmen: Die Eingeweihten wissen ohnehin Bescheid. Mehr noch als in den vorausgehenden Kapiteln scheint es darum hier vertretbar, nur wenige Beispiele zu nennen, die die Vielfalt der Möglichkeiten andeuten; die dem Kundigen in ihrer Eigenart aber auch die verschiedenen, oft gegenläufigen Entwicklungsphasen des Felskletterns bis heute widerspiegeln.

Was die Sellagruppe betrifft, eignen sich, in dieser Absicht genannt zu werden, vielleicht ganz gut: die **Dibona-Rizzi-Mayer-Route** sowie die von **Castiglioni** am Bec de Mesdi; am Ciavazes die **Vinatzerverschneidung**, die Führen von **Micheluzzi**, **Abram** und **Soldà**, oder als typisches Beispiel einer hakentechnischen

Route die **Via Italia**; die **Nordwandroute** von Reinhold und Günther Messner am zweiten Sellatum oder die **Via Niagara** von Heinz Mariacher und Luisa Jovane an der NW-Wand des Sass Pordoi hingegen bezeugen die seit dem Ende der 60er Jahre zunehmende Gegenbewegung zur vorausgegangenen Ära der großen „Materialschlachten“.

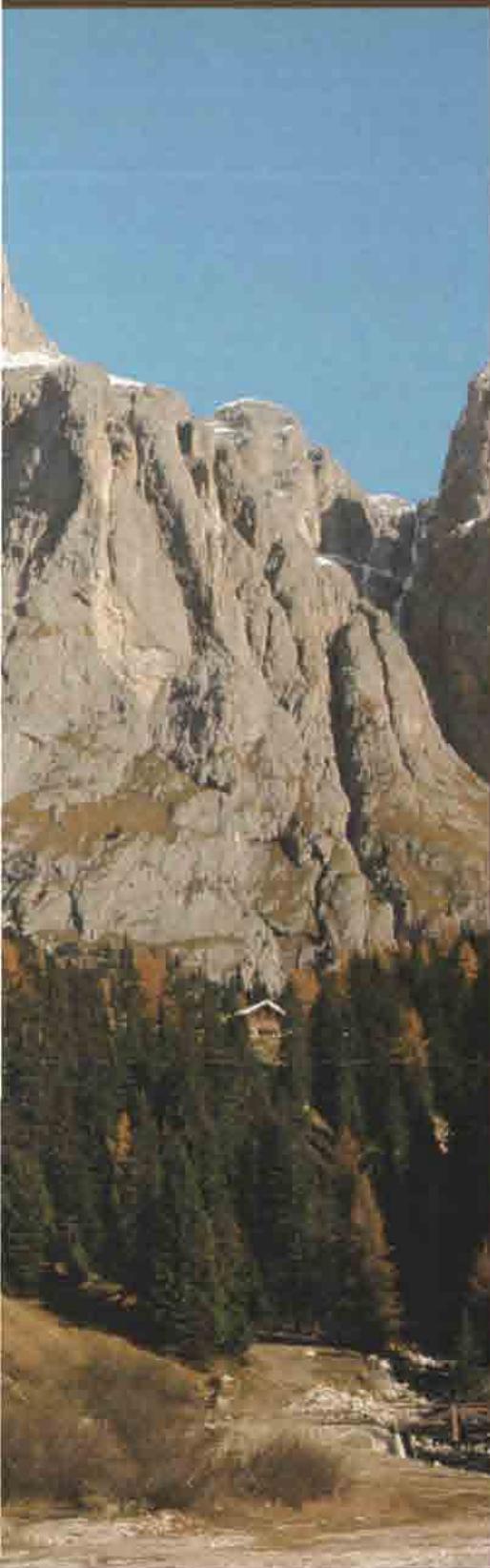
Die Routen der Langkofelgruppe zeigen wegen ihres insgesamt entschieden alpinen Charakters die Pendelausschläge dieser klettersportlichen Entwicklung zwar weniger deutlich an. Doch hat die Gruppe unter anderem mit der Hasse-/Schrottführe am Innerkoflerturm ein sehr bekanntes Beispiel einer vorwiegend hakentechnisch erschlossenen Route vorzuweisen. Für den Versuch aber, neben den zuletzt genannten Beispielen aus der Sella in analoger Absicht solche aus der Langkofelgruppe zu nennen, seien angeführt: der **Diagonalriß (Kieneriß)** an der Fünffinger Spitze-Südwand, die **Harrer-Wallenfelsföhre** durch die Südwestwand der Grohmannspitze, die **Comiciroute** am „Salame“, einem Turm westlich des Langkofel-Hauptgipfels, die **Nordwandroute von Soldà und Bertoldi** durch die Langkofel-Nordwand, die schon erwähnte **Hasse-/Schrott-Föhre** am Innerkoflerturm und schließlich wiederum in der Langkofel-Nordwand die **Route von Sepp Mayerl und Reinhold Messner**.

Die leichte Erreichbarkeit beider Gruppen, vor allem aber die günstige Südlage sehr vieler Routen besonders der Sella, die Begehungen schon sehr früh und noch recht spät im Jahr erlaubt, haben außerdem mit dazu beigetragen, daß die Bewegung des

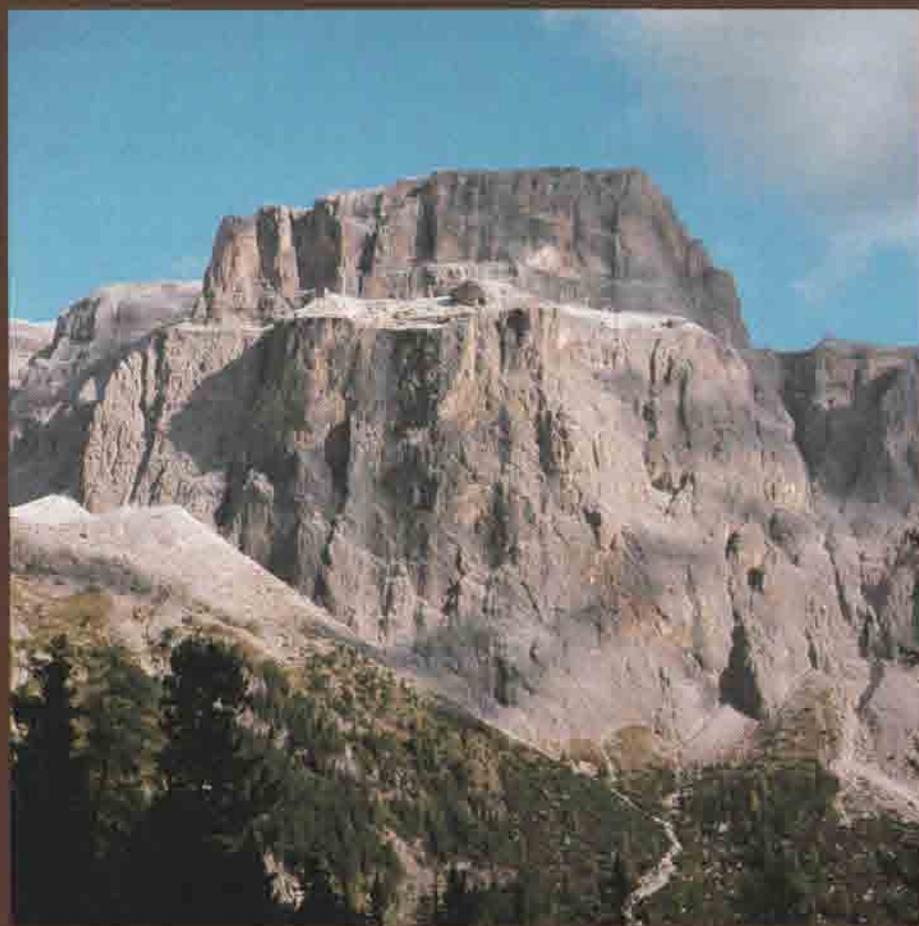


Ciavazes und Pordoï –

*Schaustücke der
Sellagruppe*



*Die Südwand des Piz de Ciavazes: als „Schaustück für Autotouristen und Dorado für Kletterer“ charakterisiert sie der AV-Führer. (Rechts Piz Lasties)
Foto: T. Hiebeler*



*Pordoispitze-Nordwestwand. Die auf den Seiten 37/38 erwähnte „Via Niagara“ verläuft ziemlich genau in Bildmitte, wo der große Felsblock auf dem Band aufliegt.
Foto: R. Lindel*

Foto: J. Winkler

Sportkletterns (siehe dazu Seite 69) zunehmend auch hier das Klettergeschehen beeinflusst. Das zeigen – wie in anderen vergleichbaren Klettergebieten auch – die Versuche, schon bestehende Routen „Rotpunkt“ zu schaffen. Das zeigen aber auch die Neukreationen von Routen und Varianten, in welchen die junge Generation von Kletterern ihre Ideen am Fels zu verwirklichen sucht (siehe dazu auch den Beitrag von Prem Darshano auf Seite 37)

Im übrigen haben, wie mehrmals schon erwähnt, auch diese Hinweise lediglich den Sinn anzuregen, die Vielfalt der Möglichkeiten anzudeuten – keineswegs aber den einer lückenlosen Information. Wer der Anregung aber folgen will, dem sei einmal mehr die Karte, dazu der Alpenvereinsführer über die Sellagruppe von Dr. Egon Pracht empfohlen, in dem, soweit bis zur Drucklegung erfaßbar, auch die jüngere klettersportliche Entwicklung bereits berücksichtigt ist. Vom selben Autor ist ein Alpenvereinsführer auch über die Langkofelgruppe in Bearbeitung. Bis der erscheint, werden deutschsprachige Kletterer allerdings weiterhin auf den Auswahlführer über die Langkofel-/Sellagruppe von Dr. Gunther Langes angewiesen bleiben. Oder darauf, daß ihnen jemand die gewünschten Beschreibungen aus italienischen Führern übersetzt.

Skitourenmöglichkeiten

Meist denken, wenn von der Langkofel- und Sellagruppe die Rede ist, die Skifahrer nur an die berühmte Abfahrt durch das Mittagstal und, wenn's hoch kommt, an die Tour zum Plattkofel mit ihrem steilen Aufstieg. Und aus der Ferne betrachtet scheint es ja auch wirklich so, als seien die zahlreichen Gipfel des Gebietes mit dem Tourenski kaum erreichbar. Dieser Eindruck trifft auf die Langkofelgruppe, die dem Skitourengeher nur wenige Möglichkeiten bietet, weitgehend zu; ganz im Gegenteil zur Sella! Für die Skitourenmöglichkeiten beider Gebiete gilt freilich – das ist dem folgenden ganz unmißverständlich vorzuschicken –, daß es sich um sehr anspruchsvolle und entsprechend ernst zu nehmende Touren handelt. Die Befähigung, Gelände und Schneebeschaffenheit zu beurteilen, Orientierungsvermögen (z. B. auf dem ausgedehnten Hochplateau der Sella) und skifahrerisches Können für die oft steilen Abfahrten sind also Voraussetzung für den, der diese Touren unternemen will.

Skitouren in der Sellagruppe

Hauptsächlich zwei markante Taleinschnitte ermöglichen dem Skibergsteiger den Zugang zur Sellahochfläche beziehungsweise die Abfahrt von ihr: das Mittagstal (ladinisch Val de Mesdi) im NO und das Val Lasties im SW. Beide Täler, die weite Hochfläche und die nach Osten abfallenden Flanken des Piz Boè bergen eine Reihe sehr lohnender Abfahrten, Überschreitungs- und Rundtourenmöglichkeiten. Nur wenige dieser Möglichkeiten sind, obwohl sich doch auch das Skibergsteigen immer mehr zum Breitensport hin entwickelt, sehr bekannt. Lediglich die Abfahrt durch das Mittagstal „erfreut“ sich größten Zulaufs.

Natürlich verkürzt die Benützung der Seilbahn vom Pordoi zum Gipfel des Sass Pordoi die verschiedenen Touren in diesem Bereich erheblich. Wer sich auf diese Weise die manchmal mühsamen Aufstiege „schenkt“, hat lediglich zum Piz Boè einen kurzen, steilen Zugang zu bewältigen. Ansonsten erwarten ihn lediglich flach geneigte Überquerungen des Hochplateaus, dafür anschließend recht steile und größtenteils schwierige Abfahrten. Die **Abfahrt durch das Mittagstal** steht sowohl bei den Skibergsteigern als auch bei vielen Pistenfahrern hoch im Kurs. Die lange und herrliche Abfahrt vom Hochplateau nach Colfuschg ist bei optimalen Schneeverhältnissen gewiß eine herrliche Sache. Allerdings wagen sich immer mehr Skifahrer ohne ausreichende Erfahrung auch im tiefen Winter in das Mittagstal. Deshalb sollte die Statistik der zahlreichen Unfälle eine ernste Mahnung für jeden sein, das eigene Können, vor allem aber das eigene alpinistische Urteilsvermögen nicht zu überschätzen.

Eine wahre Delikatesse von Abfahrt ist auch die durch das **Val Lasties**. Sie beginnt unmittelbar an der Bergstation der Seilbahn auf die Pordoispitze und endet an der Sellajoch-Straße am Fuße der Sella-Südwände. Ebenfalls am Gipfel des Sass Pordoi hat die Abfahrt über die **Pordoischarte** hinunter zum Pordoi-Paß ihren Anfang. Dieses Unternehmen führt im oberen Teil sehr steil durch eine wilde Schlucht zwischen den Pordoiwänden. Erst am Fuße der gelben Felswände ebbt auch die Steilheit der Abfahrt ab. Soviel zu den wichtigsten Abfahrten; das bevorzugte Ziel für den Skibergsteiger ist in diesem Bereich der Sella natürlich eine Besteigung des **Piz Boè (3152 m)** mit anschließender Abfahrt durch das Mittagstal. Es ist aber auch möglich, vom Gipfel des Boè über die **Ostflanke** mit der sogenannten **Pigolerz-Rinne** abzufahren. Diese Abfahrt führt zum Pistengebiet des Vallon, weiter zum Campolongo-Paß und nach Corvara hinunter. Sie steht jener durch das Mittagstal nur wenig nach. Weitere Skigipfel in diesem östlichen Teil der Sella sind entweder im Zuge der Abfahrt vom Piz Boè durch kurze Gegenanstiege oder im direkten Anstieg vom Campolongo-Paß bzw. von der Bergstation der Aufstiegsanlagen im Vallonkessel zu erreichen. Es handelt sich um die **Eissee-spitze (3011 m)**, **Pizza Longata (2963 m)**, **Neuner (Pizza Dales Nü; 2904 m)** und **Vallonspitzen (2901 u. 2866 m)**. Für all diese Ziele ist die schon erwähnte Pigolerz-Rinne der entscheidende Durchschlupf durch die die südöstliche Sella umgürtende Felsstufe.

Eine ausnahmsweise unschwierige, kurze und problemlose Skiroute ist die zum **Crep de Boè (2467 m)**. Ausgangspunkt dafür ist die Bergstation der Seilbahn im unteren Vallonkessel.

Viel ausgedehnter als der südöstliche Teil der Sellagruppe ist der nordwestliche. Entsprechend großzügig sind die Unternehmen, die Skitourenziele in diesem Bereich ansteuern. Davon wiederum als die großzügigste ist wohl die **Überquerung der Sellahochfläche** anzusehen. Dieses Unternehmen kann deshalb nur bei wirklich sicherer Wetter- und Schneelage empfohlen werden. Es führt den Skibergsteiger vom Sass Pordoi über die Boèhütte bis zum äußersten westlichen Eckpunkt der Sella, dem **Piz Selva (2941 m)** hinaus. Im Verlauf dieser Überquerung können nacheinander und ohne Schwierigkeiten verschiedene Gipfel (**Mesules, 2998 m**, **Piz Rotic, 2966 m**, **Piz Miara, 2965 m**, **Piz Gralba,**

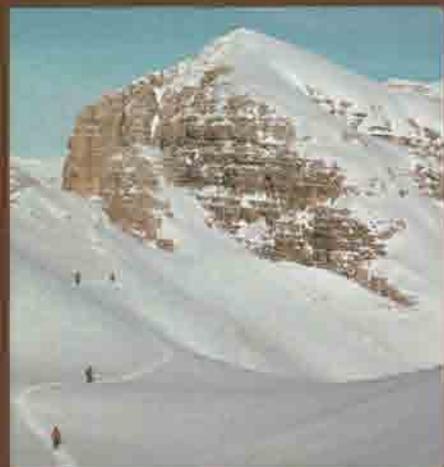




Oben: Neuner mit Aufstiegs- und Abfahrtsspuren, dahinter Bec de Mesdi, Sass da Lec und Dent de Mesdi (von links).

Rechts: Beim Durchfahren des Bec de Rocas (während des Anstiegs zum Neuner); am rechten Horizont der Boëseekofel, die Felsmauer linker Hand gehört zum Col de Stagn.

Ganz rechts: Vor dem breiten Südgrat des Neuners.



Fotos: E. Pracht

2974 m, und andere) „mitgenommen“ werden. Auf dem Rückweg besteht die Möglichkeit, von der Gamsscharte (2914 m) aus in Richtung Pisciadühütte und durch das Val Setùsc abzufahren. Der steile und im ersten Teil sehr schmale Einschnitt des Val Setùsc führt zur Grödnerjoch-Straße oberhalb von Colfuschg hinunter. (Die weiteren Abfahrtsmöglichkeiten von der Gamsscharte, nämlich nach Süden direkt ins Val Lasties oder nach Norden durch das Val Culea, seien in diesem Rahmen nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Sie stellen wegen der extremen Steilheit und auch Schwierigkeit des Geländes sehr hohe Anforderungen an den Skibergsteiger.)

Eine großartige Skitour ist auch der Aufstieg durch eben dieses **Val Setùsc** zur Pisciadühütte und weiter durch das landschaftlich unvergleichliche Vallon del Pisciadù zum Pisciadù-Sattel am Rande der Hochfläche. Eine Besteigung des schönen Gipfels des **Sass de Mesdi** als Abschluß dieser Tour ist – auch wegen der äußerst aufschlußreichen Aussicht – unbedingt zu empfehlen. Kombinationsbegabten Skibergsteigern genügen obige Angaben reichlich dazu, selber auf einen „Geheimtip“ zu kommen. So können wir ihn hier auch ganz offiziell verraten: **Pordoispitze – Pisciadùsattel – Pisciadühütte – Val Setùsc**. Diese einmalige Überschreitung mit anschließender Steilabfahrt sollten freilich ebenfalls nur gute Skibergsteiger im Frühjahr bei optimalen Bedingungen unternehmen. Sind diese Voraussetzungen allerdings erfüllt, dürfte ihnen die Tour genug der „schönen Augenblicke“, die man „zum Verweilen“ anhalten möchte, bescheren.

Skitouren in der Langkofelgruppe

Wie bereits erwähnt, bietet die Langkofelgruppe im Gegensatz zur Sella dem Skibergsteiger relativ wenig Möglichkeiten. Auch hier gibt es indessen eine bequeme Aufstiegshilfe, nämlich den Gondellift Sellajoch–Langkofelscharte. Die Abfahrt von der Langkofelscharte in nördlicher Richtung durch das **Langkofelkar** zu den Confinböden kann vor allem im Frühjahr bei Firnschnee viel Freude bereiten. Die **Umrundung der Langkofelgruppe** ist, der ständig wechselnden Landschaftsbilder wegen, sicherlich auch für den Skitouristen ein besonderes Erlebnis. Als einen Höhepunkt seines Tourenprogramms aber wird jeder Skibergsteiger die Besteigung des **Plattkofels (2960 m)** empfinden. An diesem eigenartigen Berg ermöglicht die breite, gleichmäßig steile Westabdachung einen Besuch mit Ski. Dies freilich nur, wenn günstige Verhältnisse ausschließen, daß die Riesenflanke zu einer idealen Rutschbahn für Lawinen wird. Ein typisches Frühjahrsunternehmen also, das keiner, der den richtigen Zeitpunkt dafür „erwischt“ hat, vergessen wird!

Volk und Sprache der Ladinier

(Dieses Kapitel entstand in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Craffonara; d. Red.)

Es wurde bereits einleitend erwähnt, daß die Bevölkerung von Badia (Gadertal), Gherdeina (Gröden), Fassa, Fodom (Buchenstein) und Ampezzo eine eigene Sprache, das Ladinische, spricht. Das Ladinische (auch Rätoromanisch genannt) geht in seiner Grundsubstanz auf eine vorromanische Sprache zurück, die

durch ein in den Nordprovinzen des Römischen Reiches gesprochenes Volkslatein so stark überschichtet wurde, daß sie wie ihre „Schwestern“ – das Französische, Sardische, Italienische, Rumänische usw. – eine romanische Sprache wurde.

Die Täler um die Sella dürften schon in sehr früher Zeit zumindest begangen worden sein. Die wiederholte Entdeckung von prähistorischen Jägerplätzen in den letzten Jahren bestätigen, daß der Mensch schon in der Mittleren Steinzeit (8. bis 5. Jahrtausend v. Ch.) zeitweilig in diesen Berggebieten anwesend war; Wer diese Jäger waren, kann man nicht sagen; man nimmt an, daß diese Menschen auf der Suche nach neuen Jagdgebieten von den Haupttälern ausgehend in die unberührten Sellatäler eingedrungen sind. Die ersten Niederlassungen sind etwa um die Mittlere Bronzezeit nachweisbar, so in Sotciastel bei Abtei und Gschlier bei Palfrad im Gadertal. Für die Frage des ladinischen Volkes sind diese Bewohner noch belanglos.

In den letzten Jahrhunderten vor dem Eindringen der Römer in das Alpengebiet (15 v. Ch.; im Norikum 1. Jahrhundert v. Ch.) war der mittlere Alpenbogen von einer Bevölkerung bewohnt, deren Zuordnung bis heute noch nicht möglich ist, dies vor allem, weil auch die Illyrer-Theorie von der modernen Forschung nicht mehr aufrechterhalten wird. Erschwerend kommt noch hinzu, daß – wie schon öfters – Archäologie und Sprachwissenschaft zu verschiedenen Ergebnissen kommen. Denn während sich das Fundgut beiderseits des Alpenhauptkammes deutlich von der späteisenzeitlichen keltischen Kultur unterscheidet, nimmt die Sprachwissenschaft an, daß das Ladinische ein Ergebnis der Vermischung von Keltischem und Volkslatein ist. Für das Dolomitengebiet ist das noch eher einzusehen, denn das Pustertal und das mittlere Eisacktal, von denen aus das Grödental und das Gadertal stark besiedelt wurden, gehörten zum vorwiegend keltisch bewohnten Norikum. Die im Pustertal siedelnden Laianken und Saevaten und die Isarken des Eisacktales waren keine Kelten, wohl aber dürften sie von ihnen auch sprachlich stärker beeinflußt worden sein. Im Pustertal zeigen auch die archäologischen Funde deutlich keltischen Einfluß.

Es muß also festgehalten werden: Nördlich und südlich der Alpen sind die Kelten vorgedrungen und haben, schon wegen der günstigeren geographischen Verhältnisse, bedeutendere Siedlungsplätze errichtet, als sie vor dem Eindringen der Römer in den inneren Alpentälern vorhanden waren. Wir kennen von den Bewohnern dieser Täler die Stammesnamen, können sie teilweise auch den einzelnen Tälern zuweisen, aber wir wissen nicht, welchem Volke sie angehörten, und kennen selbstverständlich auch ihre ursprüngliche Sprache nicht. Aber gerade dies wäre für die Erforschung des Ladinertums und der Geschichte der Alpenromanen im allgemeinen von größter Bedeutung.

Daß sie von den Kelten beeinflußt waren, wurde schon gesagt; die zahlreichen Inschriften, die auf Bronzegegenständen, Hirschhornstücken usw. gefunden wurden, gehen letztlich auf die Etrusker zurück und zeugen von einem Kontakt auch mit diesem Volke. Aber die stärkste Prägung erhielt das Volk schließlich durch die jahrhundertelange Berührung mit den „Römern“, also mit Kaufleuten, Händlern, Soldaten und Beamten aus dem italienischen Raum. Das allmähliche Eindringen römischer Techniken im

Bauwesen, in der Zubereitung von Ton für Keramikgefäße und in der Herstellung von Gebrauchsgegenständen verschiedener Art läßt sich in der Nähe römischer Stationen wie z.B. in der Umgebung von Sebatum bei St. Lorenzen im Pustertal feststellen, und ebenso wird wohl auch die Übernahme aus dem Sprachschatz des Vulgärlateinischen vor sich gegangen sein. Über die Zeit zwischen dem Abzug der römischen Besatzung und Verwaltung und dem Eindringen der Bajuwaren wissen wir sehr wenig. Durch dieses Vordringen um 600 n. Ch. wurde der einst von der Ostschweiz (ab dem Gotthardpaß) über das Dolomitengebiet bis an die Adria reichende einheitliche Sprachgürtel auseinandergerissen. Ab dem hohen und späten Mittelalter drang durch das Piavetal das Venetische nach Norden vor, so daß drei in sich abgeschlossene ladinische Sprachräume entstanden, die politisch und kulturell zum Teil getrennte Wege gingen und allmählich bis auf die heutige Ausdehnung zusammenschrumpften. Die Bayern, die fast den ganzen Raum besetzten, von dem aus im hohen Mittelalter eine starke Besiedlung der ladinischen Täler erfolgte (mit Ausnahme des Fassatales und Ampezzo?), dürften gegen die einheimische Bevölkerung nicht feindlich vorgegangen sein, sicherten sich aber bald die günstig gelegenen Plätze, was aus den Orts- und Flurnamen ersichtlich ist.

Ab dem 11. Jahrhundert erfolgte eine starke Einwanderung in die Dolomitentäler: „Das reiche romanische Namensgut und die Erhaltung des ladinischen Volkstums und seiner Sprache können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade auch das Siedlungsbild der Dolomiten im wesentlichen erst im Hochmittelalter geschaffen wurde. Der Lebensraum der Dolomitenladiner stellt weitgehend eine Rodungslandschaft dar wie alle anderen Hochgebirgslandschaften von Tirol oder die alpinen Landschaften von Vorarlberg oder Salzburg.“ (Friedrich Metz in „Ladinien“, Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes 1963/64.)

Die in die Täler einwandernden Siedler waren Ladiner (im heutigen Sinne des Wortes), aber es wanderten sicher auch Teile der bayerischen Bevölkerung in die Täler ein; sie sind dort in der viel stärkeren romanischen Volksschicht aufgegangen. Die

ladinisch-romanische Bevölkerung (der Ausdruck Rätoromanisch dürfte für die Dolomitenladiner eigentlich nicht gebraucht werden, da dieses Gebiet nie zu Rätien gehörte) in den inzwischen ganz von den Bayern beherrschten Gebieten hat sich noch sehr lange erhalten, wie aus verschiedenen Urkunden hervorgeht. Eine davon aus dem Jahre 1162 spricht von „Engilhofus de Omeras (Amras) et filie eius et Latini scilicet Meribot, Hegini, Dietmar, Giselmar“. Die Latini trugen allerdings bereits bajuwarische Namen.

Die ladinische Sprache ist von erheblichen mundartlichen Unterschieden gekennzeichnet, und zwar nicht nur zwischen den drei Sprachlandschaften, sondern auch innerhalb der einzelnen Tal-schaften desselben Teilgebietes. Es gibt keine einheitliche Schriftsprache „Ladinisch“, wohl aber verschiedene mehr oder weniger normierte Schriftsprachen.

Heute steht das Dolomitenladinische (Bevölkerungszahl bei 30000) im Begegnungsbereich zweier Großsprachen – des Deutschen und Italienischen – mit größerem sozialen und kulturellen Prestige. Dieser Umstand erschwert seine Selbsterhaltung erheblich, denn die Dolomitenladiner müssen für den Erwerb des täglichen Brotes das Deutsche und Italienische einigermaßen beherrschen, was wiederum nicht ohne Auswirkungen auf die ladinische Muttersprache bleibt. Außerdem dauert auch heute noch die zur Zeit des Faschismus eingeführte gebietsmäßige Aufteilung der ladinischen Dolomitentäler auf drei verschiedene Provinzen an.

Im Zuge der in den letzten Jahren in die Wege geleiteten Maßnahmen zum Schutze der sprachlichen Minderheiten sollten die Weichen für eine Erhaltung dieser Sprache gestellt werden, was in einigermaßen zufriedenstellender Weise nur für die ladinischen Täler von Abtei und Gröden (Prov. Bozen) zutrifft, im Abstand gefolgt von Fassa (Prov. Trient), während Buchenstein und Ampezzo (Prov. Belluno) nur eine minimale Unterstützung erhalten.

Chilò oruns' restè

Tal bròm dal cil se ciara
dõt pizes entoronin
y mi pinsifers va impàra
de dé y inc'tal sonn,

Del'alta munt la vita
vign'ann de plü me plej;
lla val la jënt se strita,
tal crèp an god la pèsc.

La pèsc da duc chirida
ciafè la pòn chilò;
sòn vigne piza ardida
le cil è plü daimprò.

Amun nosta natòra,
scincunda ch'un arpè;
de dé y lla nõt scòra
chilò oruns' restè.

Hier wollen wir bleiben

Im Blau des Himmels schauen sich
lauter Gipfel ringsumher,
und meine Gedanken gehen mit ihnen
tagsüber und im Traum.

Das Leben auf den Bergeshöhen
gefällt mir mehr von Jahr zu Jahr;
im Tal unten zankt das Volk,
zwischen den Felsen herrscht der Friede.

Den Frieden, den alle suchen,
hier kann man ihn erst finden;
auf jedem kühn erklommenen Gipfel
ist der Himmel näher.

Lieben wir unsere Natur,
das Geschenk, das wir geerbt;
bei Tageshelle und dunkler Nacht
hier wollen wir bleiben.

Giuvani Pescollderungg
Al Plan/St. Vigil in Enneberg

Berge, Gipfelstürmer und Abenteuer

Geschichte(n) und Erinnerungen aus der Langkofel-Sella-Gruppe und darum herum

Fritz Schmitt

Dolomiten – das ist ein Reizwort für jeden Bergsteiger: Die bizarrste Gruppe der Alpen, ein Gebirge des Gegensätzlichen, ein großer Klettergarten, ein Wanderparadies. Schon der große Ludwig Purtscheller sagte vor einem Jahrhundert: „Der Eindruck, den die Dolomit-Alpen auch auf den verwöhntesten Bergsteiger hervorbringen, steht völlig außerhalb jedes Vergleiches. Ihre grotesken, abenteuerlichen Felsbildungen, ihre herrliche Gruppierung und der wechselnde Farbenzauber, der durch die ganze Landschaft flutet, verleihen diesen Bergen einen ganz eigenartigen Reiz.“ Und einer der Erschließer, Gunther Langes, bekannte fünfzig Jahre später: „Kein Bergland der Erde hat turmartige Berggestalten in so unwahrscheinlich kühnen Formen entwickelt wie die Dolomiten. Die Türme sind Ausdruck eigenwilligster Schönheit dolomitischer Formen.“

Dank der heutigen Verkehrsverhältnisse sind die Entfernungen geschrumpft, und die Dolomiten sind von Süddeutschland aus in einigen Stunden erreichbar. Von den Tirolern gar nicht zu reden. Man kann mit Auto oder Motorrad bis in die Nähe der Einstiege fahren. Das gilt auch für die Langkofel- und Sellagruppe. Selbst bei großen Wänden, wie des Piz de Ciavazes oder der Pordoi spitze, kann man kaum von Anmärschen zu den Felsen sprechen. Grödner-, Sella- und Pordoi joch sind Ausgangspunkte in der 2000-Meter-Region. Seit den Tagen der Entdecker und Erschließer sind die Gipfel unvergleichlich rascher und müheloser ersteigbar geworden.

Die ersten Pioniere

Der Taufpate der Dolomiten war ein Franzose: Déodat de Gradet de Dolomieu. Im Jahre 1788 analysierte er das Gestein und gab dem Gebirge seinen Namen. Zwei Jahre später tippte der Engländer Humphrey Davy irrtümlich auf Granit als Baustein der Dolomiten, und John Murray dachte 1837 an „vulkanische Erhebungen“. Das seefahrende britische Inselvolk, dem heute 50 000 Kletterer angehören, stellte ab Mitte des 19. Jahrhunderts die ersten Dolomiten-Pioniere. Wilhelm Lehner bezeichnete John Ball, den ersten Präsidenten des „Alpine Club“ in London, als den ersten Briten, der „in den Ostalpen hoctouristisch auftrat“. 1857 betrat er den Monte-Pelmgipfel, als erster Tourist, 1860 scheiterte ein Versuch an der Marmolada. In der Pala gibt es eine Cima di Ball, die allerdings Leslie Stephen erstmals bestiegen hat. John Ball interessierte sich vorrangig für Topographie und Information.

Über den „Pitturesque district“ berichteten J. Gilbert und G. C. Churchill in ihrem Buch „The Dolomite Mountains“. Hervorragende Alpinisten wie Francis Fox Tuckett und Douglas William Freshfield wurden dadurch auf diese Berge aufmerksam. Tuckett gelang ein wahrer Triumphzug vom Ortler in die Dolomiten. 1867 erstieg er mit den Führern M. und J. Anderegg die Civetta, 1871 mit Freshfield die Cima Brenta. Die Führerseilschaft Phillimore-Raynor erschloß für die damalige Zeit großzügige Dolomiten-Routen. Immer stärker beteiligten sich Österreicher und Deutsche, Ladinier und Italiener als Führer und Führerlose an der Erschließung der Dolomiten.

Wie bei den Menschen erweist sich auch bei den Bergen die schöpferische Phantasie der Natur. Jeder Dolomitenberg hat seine eigene unverkennbare Physiognomie. Es gibt Ähnlichkeiten, aber keiner gleicht dem anderen im Aufbau, in Struktur und Profil, in der Mannigfaltigkeit der Aufstiegsrouten. Da werden charakteristische Wände, Kanten und Kamine geboten und differenzierte Schwierigkeiten. Es gibt keine Doppelgänger. Man unterscheidet wenig bekannte, versteckte Berge und andere, die sich kokett zur Schau stellen, Mauerblümchen, Modegipfel und Traumziele.

In den Dolomiten zählte Gunther Langes 700 selbständige Berge, und keiner gleicht dem anderen. Berge, die sich als besonders reizvoll und interessant erwiesen, wurden zu wahren Wallfahrtszielen für Bergsteiger. Sie sind fotogen. Ihr Konterfei fehlt in keinem der vielen Alpen-Bildbände und wird auf Hunderttausenden von Postkarten in alle Welt verschickt. Da ist die Civetta mit ihrer „Wand der Wände“, die Tofana mit ihren Pfeilern, die Riesenskulptur der Drei Zinnen, das Horn des Cimone della Pala, die doppelgesichtige Marmolada... Und da sind zwei sehr ungleiche Nachbarn: Das von Querbändern durchzogene langgestreckte Gemäuer der Sellagruppe und das dolomitische Juwel des Langkofel-Massivs.

Paul Grohmann und der Langkofel

Der 3181 Meter hohe Langkofel ist das Wahrzeichen des Grödner Tales. Von Norden gesehen ein schroffer, an die 1000 Meter hoch aufragender Felskoloß, von Osten eine eineinhalb Kilometer breite Wandflucht und von Westen ein von steilen Eisrinnen durchfurchtes Felslabyrinth. Die leichteste Route (II) führt durch



diesen Irrgarten, die schwierigsten Anstiege werden nordseitig geboten. Die erste Besteigung des Langkofels gelang Paul Grohmann am 12. August 1869. Wer war dieser Mann? Die jungen Kletterer von heute werden kaum eine Antwort wissen. Paul Grohmann wurde am 12. Juni 1938 in Wien geboren. Der Vater war ein angesehener Arzt, die Familie gut situiert. Er studierte bis 1866 Juriere, war aber nicht gezwungen, beruflich tätig zu sein. Bereits als Fünfzehnjähriger fand er am Bergsteigen Gefallen. Später sah er von den Hohen Tauern aus die „venezianische Bergwelt im Süden“: die Dolomiten. Die bizarr geformten Gipfel faszinierten ihn. Dort wollte er hin. Er notierte: „Ich beschloß, in die Dolomiten zu ziehen und dort zu arbeiten. Begeisterter ist wohl selten ein Jünger an die Arbeit gegangen.“ Die Hauptgipfel galten in jener Zeit für Hochtouristen als eine Terra incognita. Paul Grohmann war der erste systematisch vorgehende Erschließer. Den „Columbus der Dolomiten“ nannten ihn Zeitgenossen ein wenig hochtrabend. Zunächst ging er aber als einer der drei Gründer des Österreichischen Alpenvereins 1862 in die alpine Geschichte ein.

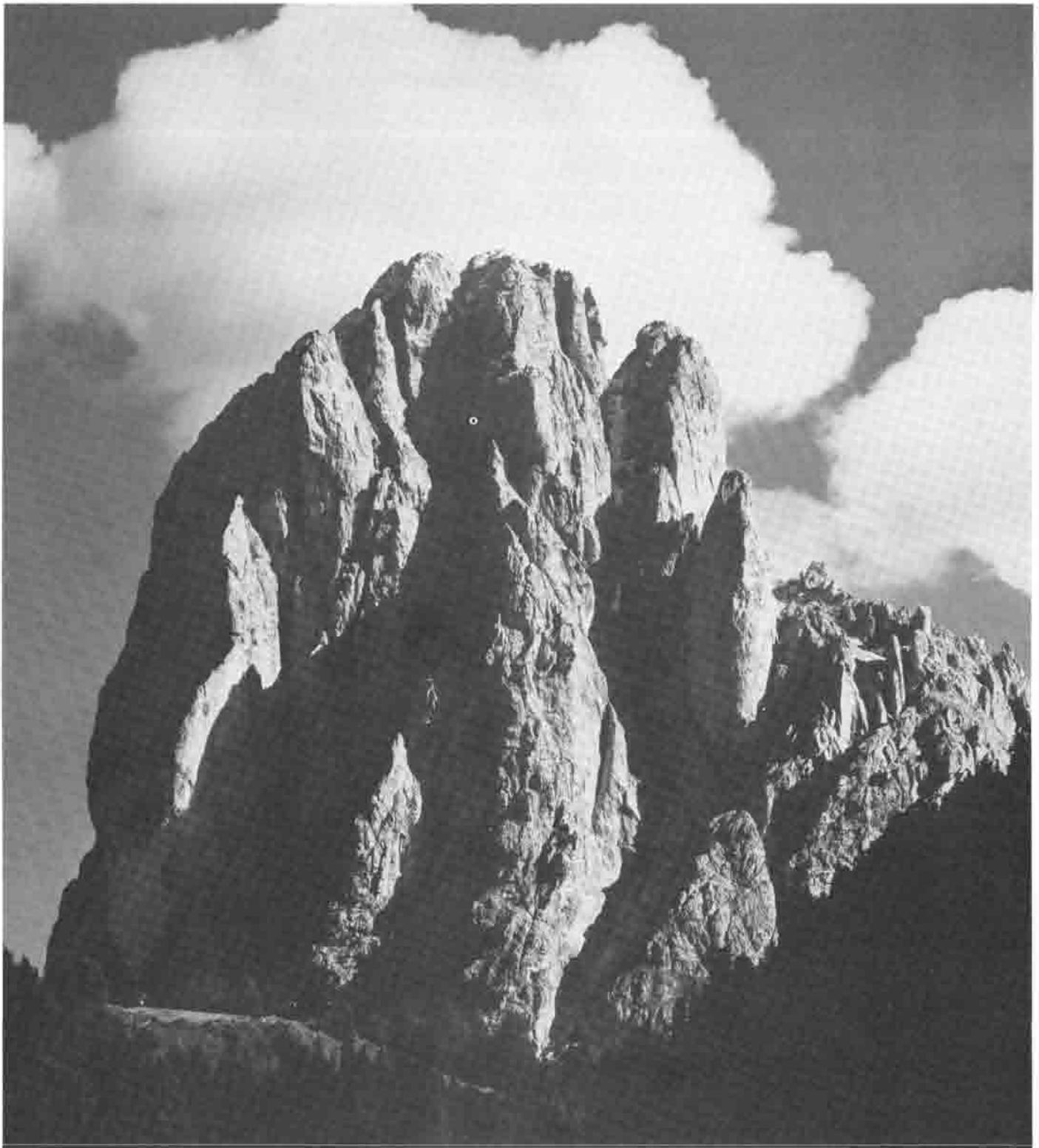
Im Sommer 1862 reiste Grohmann zum erstenmal nach Südtirol. In seinem Buch „Wanderungen in den Dolomiten“ (Wien, 1877) schrieb er: „Damals war noch kein Fremdenbesuch, und fast die einzigen Reisenden, die man an der Ampezzaner Straße traf, waren die Fuhrknechte, die die riesigen Frachtwagen begleiteten.“ Im nächsten Sommer begann Grohmann seine erschließende Tätigkeit und setzte sie Jahr für Jahr fort: Tofana di Mezzo und di Rozes, Antelao, Sorapiss, Monte Cristallo, Marmolada... Der Sommer 1869 bescherte Grohmann seine schönsten Touren. Als tüchtige Führer gewann er Peter Salcher und Franz Innerkofler. Erster gemeinsamer Erfolg am 18. Juli: Dreischusterspitze. „Auf solche Gipfel steigt man nicht der Aussicht willen“, schrieb Grohmann, „sondern weil man Genugtuung empfindet, Schwierigkeiten zu besiegen.“ Das hört sich recht sportlich an. Der Erschließer freute sich also schon über eine bergsteigerische Leistung. Als einer der letzten großen Probleberge blieb der

Langkofel. Besteigungsversuche scheiterten, und die Talbewohner waren überzeugt: „Den Saßlung steigt keiner!“ Am 11. August 1869 kam Paul Grohmann per Postkutsche nach St. Ulrich. Peter Salcher und Franz Innerkofler erwarteten ihren Touristen beim „Adlerwirt“. Am 12. August stiegen die drei Männer zu den Christinaer Weiden hinauf und nächtigten im Heu einer Almhütte. Um 4 Uhr früh waren sie schon wieder unterwegs.

Nebelschleier hingen tief ins Langkofelkar. Durch Rinnen und über schmale Bänder kletterten die Führer und Grohmann, von der Eisglasur auf den Felsen und vom Steinschlag gefährdet. Grohmann schrieb: „Was war das? Ein Stein saust durch die Schlucht herunter mit ungeheurer Wucht, ein zweiter folgt, ein dritter und endlich eine ganze Ladung. Jeder von uns sucht, so gut es eben geht, Schutz hinter irgendeinem kleinen Felsvorsprung. Als wieder Ruhe eingetreten war, eilten wir so rasch als möglich die schneeige Bahn empor. Schon waren wir, immer von einzelnen Steinen umsaust, hoch hinaufgekommen und nicht mehr weit vom oberen Ende des Couloirs entfernt, als sich uns ein neues Hindernis entgegenstellte, ein Block, eine niedere Wand bildend, die die ganze Breite des Couloirs einnahm und mit einer glasigen Eisschicht bedeckt war. Unseren Hilfsmitteln gelang es schnell, das Hindernis zu nehmen, und bald hatten wir das obere Ende des Couloirs erreicht und traten jubelnd in den Sonnenschein hinaus. Die westliche Spitze, die man von St. Peter aus sieht, überragte nur mehr wenig unseren Standpunkt. Ich wandte mich sofort nach rechts und begann, gefolgt von meinen beiden Begleitern, das Geröll und die kleinen Wandln des Hauptgipfels zu ersteigen. Einmal blickte ich rückwärts, und siehe da, schon ist die westliche Spitze etwas tiefer als wir, und immer noch geht es empor, empor; aber jetzt fliegen wir fast, und in stürmischer Hast werden die letzten Höhen genommen. Noch eine kurze Anstrengung, und, o Glück, wir haben unser Ziel erreicht! Meine Leute jubeln, umarmen mich und danken mir – ich weiß nicht wofür.“

Es war 11, 15 Uhr. Um 14 Uhr verließen die drei den mit Steinmann und Fahne versehenen Gipfel und stiegen bis St. Ulrich ab. Hier galt es, im „Adler“-Wirtshaus den Gipfelsieg und eine gewonnene Wette zu feiern.

Am 21. August 1869 bestieg dieselbe Dreierseilschaft die Große Zinne, und mit der Erstersteigung des Seekofels beendete der 31jährige Paul Grohmann seine Erschließertätigkeit in den Dolomiten. Privat hatte er unter einem Schicksalsschlag schwer zu leiden. Als Opfer des Wiener Bankkrachs von 1873 verlor er sein gesamtes Vermögen. „Über Nacht habe ich 100000 Gulden Schulden gehabt“, sagte er zu einem Freund. Er trug seine Verarmung ohne Klage und lebte in einer ärmlichen Stube in Wien. Um so zahlreicher wurden ihm Ehrungen zuteil: Ehrenbürger von Ampezzo, Ehrenmitgliedschaft in vielen Alpenvereinssektionen, Taufe der Grohmannspitze... Die Akademische Sektion Wien errichtete bei St. Ulrich einen Denkstein mit der Inschrift: „Dem Erschließer der Dolomiten von Bergfreunden, 1898.“ Grohmann schrieb über die Einweihung des Denkmals: „Es war eine Feier, so schön und ergreifend, wie ich noch nie eine erlebt habe und auch nie wieder eine erleben werde.“ Er starb kurz nach seinem 70. Geburtstag, am 31. Juli 1908.



Michel Innerkofler und sein Turm

Die 3126 Meter hohe, südseitig schöne Kletterwände bietende Grohmannspitze wurde nicht, wie meist angenommen, von Paul Grohmann erstmals bestiegen. Der Geologe R. Hoernes, dritter Ersteiger des Langkofels, schlug 1875 vor, den noch unbestiegenen Berg nach dem großen Dolomitenerschließer zu benennen. Er meinte, „daß wohl niemand im Stande sein dürfte, diese fast

allenthalben mit senkrechten Wänden abstürzende Zinne zu betreten“. Es wird berichtet, der tüchtige Fassaner Führer Giorgio Bernard sei bei 15 Besteigungsversuchen abgeblitzt. Da kam einer, von dem Theodor Wundt sagte, er sei „unbestritten der beste Kletterer seiner Zeit“ gewesen: Michel Innerkofler. Er wurde 1848 in Sexten geboren, kam 1872 zu Ploner nach Schludersbach, wo er sich vom Hausknecht zum berühmten Bergführer entwickelte. Im August 1880 sollte er für den ungarischen Baron Roland

Die 500 m hohe Südwand des Innerkoflerturms mit dem auf den Seiten 11 und 24 erwähnten Rizzi-Kamin.

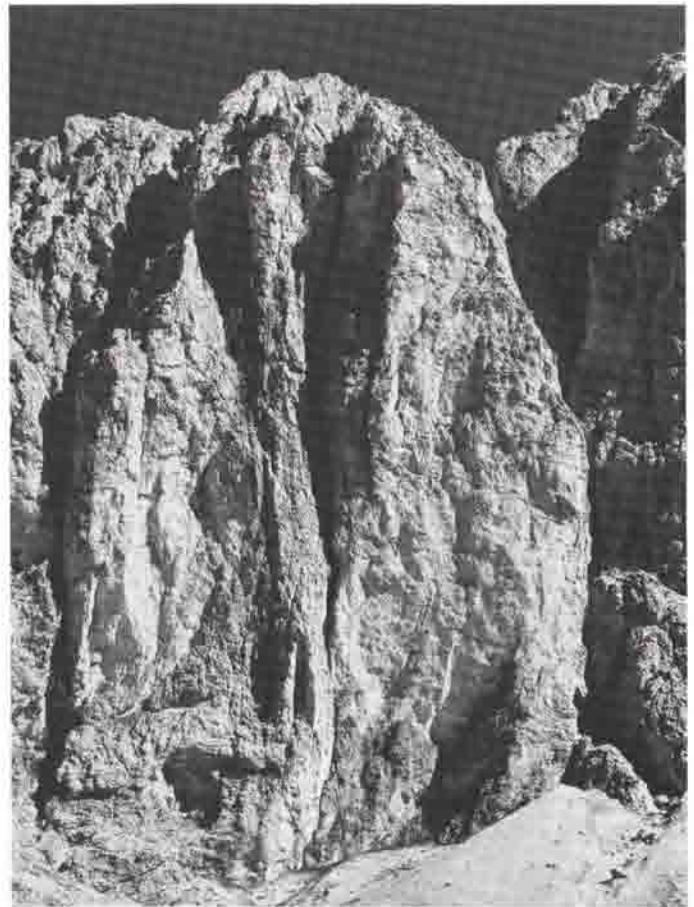
Foto: J. Winkler

Eötvös eine Aufstiegsmöglichkeit zum Gipfel der Grohmannspitze erkunden. Er besuchte zum erstenmal die Langkofelgruppe und war auf Auskünfte Einheimischer angewiesen. Jedenfalls hat er den falschen, später nach ihm benannten Berg erwischt und erklettert, den Innerkoflerturm. Auf welcher Route, ist unklar geblieben. Michel hat nicht gerne über diese Tour gesprochen. Es wurde später behauptet, er habe den Gipfel gar nicht betreten, sondern sei kurz unterhalb umgekehrt. Karl Schulz schrieb in der „Erschließung der Ostalpen“ (1893): „Als Innerkofler auf dem höchsten Punkte angelangt, sich von seinem Ziele durch einen tiefen Abgrund getrennt sah, war er sehr ärgerlich, vermochte aber die Westwand der Grohmannspitze genau zu untersuchen und deren Gangbarkeit, namentlich in den oberen Partien festzustellen. So vermittelte diese Erstlingsbesteigung die Eroberung der Grohmannspitze, die auf der Westseite bis dahin noch nie versucht worden war.“

Und Michel kehrte zurück mit seinem Auftraggeber Baron Eötvös, und wieder kam etwas dazwischen, was sein schlichtes Führergemüt erhitzte. Der Herr fühlte sich nicht disponiert, und Lacedelli, der zweite Führer, blieb auch lieber unten. Michel kapitulierte nicht. Er kletterte von der Westscharte über die steile Wand – man erzählte in 30 Minuten – zum Gipfel. Aber für einen Bergführer war so eine Erstbesteigung ohne einen Herrn am Seil nicht viel wert. Michel hinterließ deshalb kein Zeichen seiner Anwesenheit und wartete auf einen ehrgeizigen Touristen. Dieser erschien im Frühsommer 1881 in Gestalt von Otto Fischer. Zwei Versuche scheiterten wegen der schlechten Schneeverhältnisse. Erst am 21. Juni erreichten die beiden den geräumigen Gipfel, bauten einen ordentlichen Steinmann und pflanzten eine Fahne auf. Aber auf „Fischerspitze“ wurde deshalb die Grohmannspitze nicht umgetauft. Und der Nachbarberg blieb der Innerkoflerturm, obwohl es möglich ist, daß der höchste Punkt erst 1888 von Ludwig Darmstädter unter Führung von Hans Niederwieser, dem Stabeler-Hans, und Luigi Bernard betreten wurde.

Dem Michel Innerkofler gefielen seine heimatlichen Sextener Berge besser. Hier gelangen ihm seine schönsten Erstbesteigungen: Einser, Elfer, Zwölfer, Westliche Zinne... Leidenschaftlich warb er 1881 um die Kleine Zinne. „Schiacher“, meinte er, „kann a Berg nit sein!“ Als Emil Zsigmondy ihn 1879 fragte, ob der Berg wohl ersteigbar sei, antwortete Michel: „Ja, wennst Flügel hätst!“ Am 25. Juli 1881 packte er auch ohne Flügel die Kleine Zinne und erkletterte mit seinem versoffenen Bruder, dem Gamsmandl, den bis dahin schwierigsten Dolomitengipfel. Michel war auch Führer einer Marathontour, als er an einem Tag von Schluderbach aus Demeter Diamantidi über alle Drei Zinnen hetzte. Sie waren nicht schlecht auf den Beinen, die alten Bergführer, aber es fehlte ihnen auch nicht an Fingerkraft. Theodor Wundt bezeugte Michel Innerkofler „eine geradezu unglaubliche Kletterfertigkeit“ und berichtete: „Er zog sich allein mit den Händen an einer Felswand ein gutes Stück in die Höhe, während die Beine frei in der Luft hingen.“ Fast ein Sportkletterphänomen!

Nicht der Fels, den er souverän beherrschte, sondern das Eis wurde Michel Innerkofler zum Verhängnis. Beim Abstieg auf dem Cristallogletscher riß ihn ein stürzender Tourist aus dem Stand, und er erlitt eine tödliche Schädelverletzung.



Die Fünffingerspitze – einst ein berühmter Modeberg

Zwischen den klotzigen Nachbarn wirkt die 2996 Meter hohe Fünffingerspitze, die Punta delle Cinque Dita der Italiener, wie Filigran. Sie erwies sich als der unnahbarste aller acht Gipfel der Langkofelgruppe. Erfinder des Namens und einer der ersten Bewerber war Ludwig Darmstädter, einer der Dolomiterschließer, die man nicht vergessen sollte. Ein klassischer Führertourist im besten Sinne! Als Bergführer begleiteten ihn auf den meisten Touren der Stabeler-Hans aus Taufers und Luigi Bernard aus dem Fassatal.

Ludwig Darmstädter wurde 1846 in Mannheim geboren und begann als Zwanzigjähriger mit dem Bergsteigen. Am aktivsten war er in den Dolomiten in der Zeit von 1888 bis 1891. Seinen Eroberungszug begann er in der Geislergruppe mit dem Villnöber Turm und den Nadeln von Cises und Villnöß. In der Langkofelgruppe war er zumindest der erste Tourist auf dem Innerkoflerturm und Eroberer des Zahnkofels. Von Zeltlagern aus wurden in der Marmarole-Gruppe mehrere Gipfel erstmals erklettert, ebenso in den südlichen Sextener Bergen. Insgesamt, die Westalpen miteinbezogen, gelangen 66 Erstersteigungen. Doch zurück zur Fünffingerspitze.

Eine alpine Kapazität, Professor Karl Diener, hatte 1887 in der in Wien erscheinenden „Deutschen Alpenzeitung“ auf den Berg aufmerksam gemacht: „In der Langkofelgruppe erscheint insbesondere die bisher unerstiegene, namenlose Felszinne zwischen Langkofel und Grohmannspitze sowohl ihrer relativen Höhe als der scheinbar jeden Angriffs spottenden Steilheit halber der Beachtung wert!“

Die Fünffingerspitze vom Massiv des Langkofels aus gesehen. Für die Erstbesteiger der „unnahbarste aller acht Gipfel der Langkofelgruppe“.

Foto: J. Winkler

Waren das herrliche Zeiten für Bergsteiger, als es vor 100 Jahren noch unerstiegene Fast-Dreitausender vom Aussehen und Charakter der Fünffingerspitze gab, die nicht einmal einen Namen hatten. Dieners Hinweis wurde von Ludwig Darmstädter wahrgenommen. Mit seinen Leibführern Hans Stabeler und Luigi Bernard unternahm er am 21. Juli 1888 einen ersten energischen Versuch an der vermeintlich schwächsten Stelle. Die drei Männer kletterten über den „Daumenballen“ aufwärts, querten schwierig in die Daumenscharte und gaben hier auf. Darmstädter berichtete: „Die Felsen der Nordwand waren derart vereist, daß an deren Erklöterung ohne ernstliche Gefahr nicht zu denken war.“

Ende Juni 1889 wagte Darmstädter mit seinen Führern einen zweiten Versuch. Etwa zwei Seillängen kletterten sie aus der Scharte an der sehr steilen und exponierten Zeigefingerwand hinauf (heute III). Darmstädter rechnete sie zu den „unheimlichsten Wänden der Dolomiten“. Man kapitulierte. Auch ein Vorstoß in Richtung Schmitt-Kamin und ein weiterer von Norden her führte nicht zum Erfolg. Darmstädter, ein wenig vergrämt, wandte sich nun anderen Zielen zu.

Über das Problem Fünffingerspitze sprach man interessiert in Kreisen führender Alpinisten. Als weitere Bewerber tauchten zwei originelle Persönlichkeiten auf: der Wiener Robert Hans Schmitt und der Engländer Ludwig Norman-Neruda. Schmitt, ein Kunstmaler, galt als alpines Enfant terrible. Sein Landsmann Eduard Pichl charakterisierte ihn so: „Eine ungebundene, jedem Zwang abholde Boheme-Natur, der die Lust nach Abenteuern im Blute steckte.“ Er machte einige Touren mit Georg Winkler, dessen Turm er als Zweiter erkletterte. Vom Totenkirchl seilte er sich über die Südostgratttürme zur Winkler-Scharte hinunter, und der breiten südseitigen Wandflucht des Dachstein-Massivs rang er einen ersten Durchstieg ab. Von seinen vielen Neutouren brachte ihm die Eroberung der Fünffingerspitze anhaltenden Ruhm ein.

Acht Wochen nach Darmstädters Versuch, am 28. August 1889, standen Robert Hans Schmitt und Albrecht von Krafft in der Langkofelscharte und suchten nach einer Aufstiegsmöglichkeit. Schnee auf vereistem Fels vereitelte den ersten Versuch.

Im folgenden Jahr schloß sich der Draufgänger Robert Hans Schmitt mit dem viel älteren und bedächtigeren Johann Santner zusammen. Santner wurde 1840 in St. Jakob in Deferegggen geboren, kam 1872 als Uhrmacher nach Bozen und begann einen Handel mit Alpenblumen.

In abgelegenen Winkeln des Tschamintales legte er Gärten an und züchtete Enzian und Edelweiß. Seine Botanikkenntnisse wurden sogar von Fachgelehrten geschätzt. Als Bergsteiger wanderte er nicht nur vierhundertmal auf den Schlern, sondern brachte es auf 50 Neutouren. Sein schönster Erfolg: die erste Erklöterung der Santnerspitze im Alleingang im Jahre 1880.

Zehn Jahre später, am 8. August 1890, brach er mit Robert Hans Schmitt auf, um den großen Kamin zu versuchen, der östlich des Gipfels die Südwand durchreißt. Die Kletterei in dem feuchten, tief eingeschnittenen Spalt wird heute noch als IV eingestuft. Die Erstbegeher hatten schwer zu kämpfen. Eduard Pichl überlieferte folgende Anekdote: Santner stürzte im Kamin einige Meter und rief



zu Schmitt hinauf: „Schmitt, I bin hin!“ Um sicherzugehen, fragte dieser zurück: „Bist ganz hin?“

Robert Hans Schmitt scheint von der Kletterei sehr beeindruckt gewesen zu sein, denn er schrieb am Schluß seines Berichts in der „Österreichischen Alpenzeitung“: „Ein anderer Weg scheint nicht möglich zu sein... Die Tour ist bei weitem die schwierigste, welche ich jemals unternommen habe. Bei keinem anderen Gipfel hat man so schwierige und so viele böse Stellen zu überwinden. Wer wohl unsere Karten herabholen wird?“

Das klang nach Herausforderung. Darüber wurde diskutiert. Ein Jahr verging. Schmitts Karten auf dem „berühmtesten Berg der Alpen“ blieben unberührt bis zum 4. September 1891. Da kletterte die mutige Holländerin Jeanne Immink – Theodor Wundts Fotomodell an der Kleinen Zinne – mit den Klasseführern Dimai und Zecchini als zweite Seilschaft durch den Schmitt-Kamin. Acht Minuten nach ihnen betraten, von Norden kommend, zwei Männer überraschend den Gipfel: Norman-Neruda mit dem Schweizer Führer Christian Klucker, Erstbegeher des Peutereygrates am Montblanc. Es gab wohl eine artige Begrüßung, vielleicht auch Sekt aus der Pulle. Dann stiegen beide Parteien auf ihren Aufstiegsrouten ab.

Fünf Tage später, am 9. September 1891, wurde Darmstädters Daumenschartenweg vollendet. Von den einstigen Führern war der unverwüstliche Luigi Bernard dabei. Außerdem hatte der Engländer H. Wood noch Mansueto Barbaria angeheuert, und Franz Fistill schloß sich an. Diese Route wurde zum Normalweg degradiert.

Eine besondere Beziehung zur Fünffingerspitze entwickelte der 1864 in Stockholm geborene Ludwig Norman-Neruda. Kein Schwede, sondern ein Engländer! Ein Sportkletterer reinsten

Wassers. 1889 bestieg er den Paternkofel und alle Drei Zinnen an einem Tag, und mit Rudolf von Arvey gelang ihm eine kreuzweise Überschreitung der Fünffingerspitze, die als „nicht mehr zu überbietende Fexerei“ von den Alpinpápsten verdonnert wurde. Er bezeichnete die Fünffingerspitze als „Typus eines Modeberges“. Am 16. Juli 1894 wagte er die dritte Durchkletterung des Schmitt-Kamins im Alleingang. Eine Wiederholung dieser Tour wurde ihm zum Verhängnis. Am 10. September 1898 war Norman-Neruda nicht gut beisammen, kletterte aber trotzdem in einer Dreierseilschaft voraus. Er wollte nicht umkehren. Nachdem er seiner Frau zugerufen hatte: „Jetzt haben wir's. Das Schlimmste ist überwunden!“ stürzte er und erlitt eine zum Tode führende Kopfverletzung.

Einige Tage nachdem man den alten Paul Grohmann in St. Ulrich gefeiert und ihm angesichts des Langkofels ein Denkmal errichtet hatte, begrub man den noblen Engländer. Ein von seiner Frau May herausgegebenes Buch „The climbs of Norman-Neruda“ berichtet von seinen Taten und Gedanken. Ein Porträt zeigt ihn mit einer Perle in der Krawatte und einer Rose im Knopfloch.

Und wie endeten die anderen Pioniere der Fünffingerspitze? Professor Dr. Ludwig Darmstädter, der auch als Chemiker, Fabrikant und Sammler eine bedeutende Rolle spielte, starb 1927 in Berlin. Robert Hans Schmitt wurde nur 29 Jahre alt. Ihn trieben Unrast und Abenteuerlust in eine fremde Welt „ohne Meldevorschrift, Kellner und Waffenpaß“. Von einer Forschungsreise nach Afrika kehrte er nicht mehr heim. Am 10. Mai 1899 erlag er bei Sansibar dem Schwarzwasserfieber.

Dibona führt die „beste Seilschaft der Dolomiten“

Angelo Dibona ist aus der Entwicklungsstufe des Alpinismus vor 75 Jahren nicht wegzudenken. 65 Erstbegehungen in den Ost- und Westalpen, darunter die schwierigsten Wände jener Epoche, stehen auf seinem Bergführerkonto. Sein Name hatte Gewicht. Man sprach von ihm als einem „Phänomen im Klettern“! Trotz aller Erfolge blieb er ein stiller Mann ohne Starallüren. Seine Heimat war Cortina d'Ampezzo, damals noch keine Luxus-Sportmetropole. Sein Geburtstag: 7. April 1879. Die Berge gefielen ihm. Als Hirtenjunge schaute er auf der Federaalm sehnsüchtig den Führerpartien nach, die zur Croda da Lago vorbeizogen. Er beschloß, auch einmal Bergführer zu werden. Das bedeutete, zwei Jahre als Träger tätig zu sein, außerdem mußte er seine k. und k. Militärdienstzeit absolvieren. Dann nahm er sich viel Zeit für die Berge. 1907 stand er als Erster auf dem kleinen, aber schwierigen Torre Leo in der Cadin-Gruppe. Im gleichen Sommer wählte ihn König Albert von Belgien zu seinem Führer. 1908 wagte er die zweite Begehung der damals gefürchteten Laurinswand-Westwand von 1897, und mit A. Verzi und zwei Engländern durchstieg er erstmals die Westwand der Rotwand, die später durch moderne Führen von Hasse-Brandler und Maestri berühmt wurde.

Im Sommer 1908 tauchten in den Dolomiten die Brüder Guido und Max Mayer auf. Der rühmlich bekannte Bergführer Luigi Rizzi aus Campitello machte sie auf eine Erstbegehung aufmerksam, die zu

machen sei: Der größte Dolomitenkamin in der 500 Meter hohen Südwestwand des Innerkoflerturms. Es wurde ein einmaliges Kletterabenteuer, gewürzt mit Dohlenmist. Schwierigkeitsgrad V. Die Wiener versuchten ihn Mayer-Kamin zu taufen, aber dabei blieb es nicht, denn es stellte sich heraus, daß Rizzi und Davarda den Riesenkamin schon einmal durchklettert hatten. Er heißt deshalb bis heute Rizzi-Kamin.

Im darauffolgenden Jahr wurde Angelo Dibona mit den Brüdern Mayer bekannt, und sie verpflichteten ihn als ihren Leibführer. Auch Rizzi war mit von der Partie, und es begann ein triumphaler Streifzug von den Dolomiten bis ins Dauphiné. Auch in der Sella- und Langkofelgruppe errang die Viererseilschaft schöne Erfolge. Zu den abweisendsten Turmgestalten der Sella gehört der Daint de Mesdi. Die Erstbesteigung hatte schon im Jahre 1894 Aufsehen erregt, als während der feierlichen Eröffnung der Bamberger Hütte ein rotes Fähnlein auf dem Gipfel den Sieg der Wiener F. Benesch, W. Merz und F. Schmitt anzeigte. 1910 meldeten die Brüder Mayer die erste Durchsteigung der 400 Meter hohen Ostwand des Daint de Mesdi (IV). Es folgte die 300 Meter hohe Ostwand des Bec de Mesdi, eine Kaminroute, deren Schlüsselstelle im neuen Sella-Führer von Egon Pracht noch mit V+ bewertet wird.

Mit einer 800 Meter hohen Mauer bricht die Pordois Spitze westwärts ab. Dibona fand auch hier als Erster eine prächtige Führe (IV). Heute kann der Kletterer unter 30 Routen wählen. Eine Genußkletterei eröffnete die Viererseilschaft an der Südostkante des Innerkoflerturms (IV). Als ein Pendant wurde die großartige, 500 Meter hohe Südwestwand der Grohmannspitze (IV) durchstiegen. Dazu kam noch ein ernst zu nehmender, langer Nordanstieg auf den Langkofel.

Nach einem Sieg über die Südwestwand des Croz dell'Altissimo in der Brenta verließ Dibona mit seinen Seilgefährten die Heimatberge. Nun galt es, die ganz großen Probleme zu lösen: die Ödsteinkante mit nur drei Haken, die Laliderer-Nordwand als bisher schwierigste Kletterei, die Meije-Südwand...

Zweifellos alles erstklassige Neutouren, die Spitzenleistungen jener Zeit. Aber es fanden sich Kritiker. Die Mayers waren nämlich Juden und verfügten über das nötige Geld, um sich die besten Führer leisten zu können. Sie wurden deshalb als „Mehlsäcke“ bezeichnet, die von Dibona und Rizzi in Schwerarbeit durch die schwierigen Wände geschleift wurden. Und dann fehlte es am allein richtigen „Geist des germanischen Bergsteigertums“ (W. Lehner), wie man damals in deutsch-völkischen Kreisen Wiens gehässig kolportierte. Die Mayers waren jedenfalls ernst zu nehmende Führertouristen. Sie planteten und finanzierten große Neutouren. Außerdem wäre sich Angelo Dibona für die Rolle eines Mehlsacktransporteurs zu gut gewesen. Er schrieb selbst: „Den Gebrüdern Mayer verdanke ich die Gelegenheit zu den vielen Neutouren, die auszuführen mir vergönnt war.“

Im Ersten Weltkrieg stand Dibona von Anfang an im Einsatz. In den Julischen Alpen, in der Presanella-Gruppe baute er Fernspregleitungen über Grate und durch Wände. Schließlich landete er bei der Bergführerabteilung im Grödner Tal.

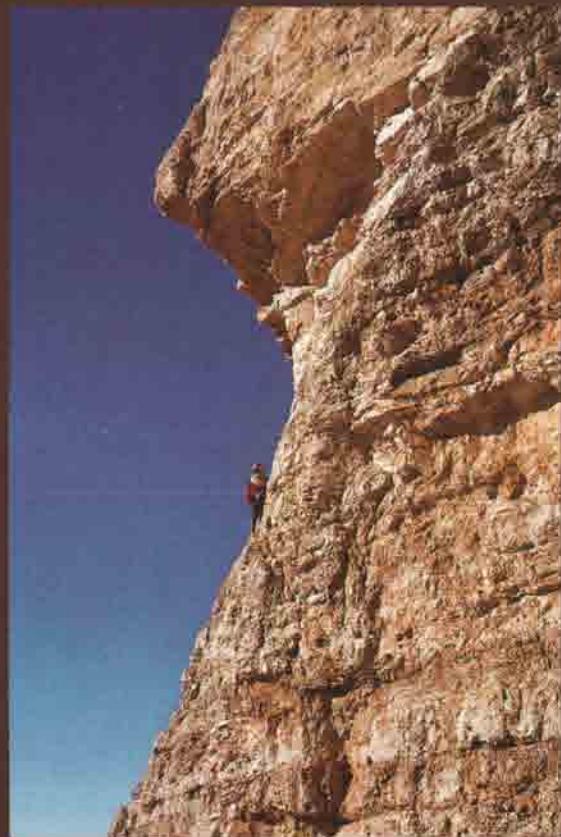
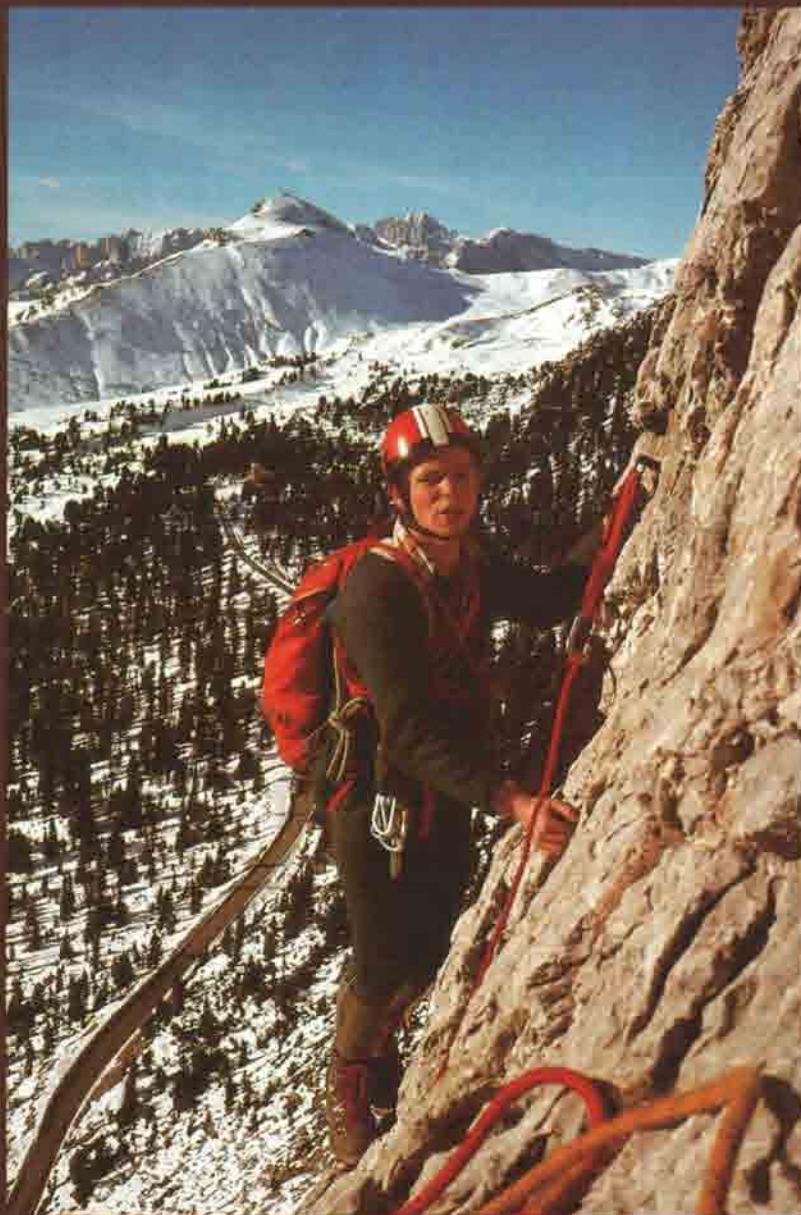
Nach Kriegsende setzte sich der alternde Angelo Dibona in Theorie und Praxis mit der modernen Weiterentwicklung des

Klettern in der Sella

Links: Piz de Ciavazes – Abramkante, unterhalb des Gamsbandes, im Winter; hinten der Col Rodella

Unten: Pordoispitze – Mariakante, unter dem großen Dach

Fotos: E. Pracht



Rechts: In den selten begangenen Ausstiegskaminen der Micheluzziföhre am Piz de Ciavazes

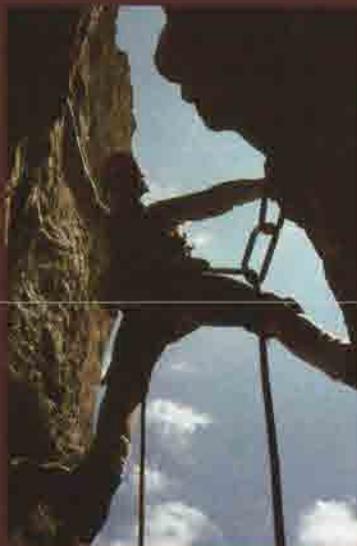


Foto: E. Pracht



Links: Der große Quergang in der „Micheluzzi“

Foto: R. Lindner

Bergsteigens auseinander. Seine Lebensmaxime blieb: größtmögliche Sicherheit für die von ihm ans Seil genommenen Touristen. In seiner schlichten Denkweise plädierte er dafür: „Ein richtiger Bergsteiger soll wissen, wo für ihn der Genuß einer Tour aufhört und der ungesunde Nervenkitzel anfängt.“ Er ist nie bis an die Grenze seines Könnens gegangen. Siebenundsiebzigjährig starb er am 21. April 1956 in Cortina d'Ampezzo.

Langkofel-Nordkante – eine dienstliche Erstbegehung

Die Dolomitenfront verlief im Ersten Weltkrieg von den Drei Zinnen über den Monte Piàna, Peutelstein, Tofanen und Lagazoi, Col di Lana zur Marmolada. Hier wurde gesprengt, gekämpft und gestorben. In der Sella und am Langkofel hörte man den Geschützdonner, aber geschossen wurde hier nicht.

Am Rande des Kriegsgeschehens, in St. Christina im Grödner Tal, behauptete sich sogar eine Institution, gemischt aus Alpinismus und Barras, die k. und k. Bergführer-Ersatz- und Instruktionskompagnie. Hier war eine illustre Alpinistenzunft vereinigt: Hans Barth, der spätere Alpenvereins-Redakteur und Erwin Merlet, Schleierkanten-Erstbegeher, waren Instruktionsoffiziere, und bekannte Wiener Kletterer, wie der Kunstmaler Gustl Jahn, erzielten während und außerhalb des Dienstbetriebes beachtliche bergsteigerische Erfolge: Westwand des Großen Sellaturms, Überschreitung sämtlicher Gipfel der Langkofelgruppe an einem Tag, erste Winterersteigungen der Grohmannspitze, des Innerkollerturms und des Zahnkofels.

Zu diesem munteren Haufen stieß im Frühjahr 1918 der Wiener Ingenieur Eduard Pichl. Und zwar machte er von Sibirien in die Dolomiten einen gewaltigen Umweg. Nachdem ihm schon 1914 das rechte Handgelenk zerschossen worden war, entließ man ihn nach 33monatiger Kriegsgefangenschaft nahe der chinesischen Grenze als Invalide. Dr. Hans Lorenz, hervorragender Chirurg und Dolomitenkletterer, hatte sich noch einmal um Pichls steifes Gelenk bemüht und sodann kam dieser, untauglich für den Frontdienst, als Kursleiter ins Grödner Tal. Von den militärischen Stützpunkten Sellajochhaus und Regensburger Hütte aus besuchte er im Sommer manchen Gipfel, aber ganz besonders interessierte ihn der Langkofel und seine sogenannte Nordkante. Eines Tages fragte Pichl die dienstfreien Männer, ob einer mit ihm zu Kletterübungen am Langkofel gehen wollte. Es meldete sich ein Neuankömmling, der Fähnrich Rolf Waizer. Die „Kletterübung“ bestand aus der Erkundung der Langkofel-Nordkante und der überraschend problemlosen Überwindung des großen Plattenschusses. Die beiden verzichteten auf ein Biwak, stiegen zurück und zogen die Betten in Wolkenstein einer kühlen Nacht unter freiem Himmel vor.

Am 21. August 1918 brachen Pichl und Waizer um 3.30 Uhr wieder auf und standen nach zweieinhalb Stunden am Einstieg. Meist gleichzeitig gehend kamen sie in dem ihnen bekannten Gelände rasch vorwärts. Durch eine rechts aufwärts ziehende Schlucht

gelangten sie in die Scharte hinter einem Pfeilerkopf, den die Zweitbegeher Pichl-Warte taufte.

Der Weiterweg sah ernster aus. Pichl ging nun, trotz seiner geschwächten Hand, voraus. Er berichtete: „Kleine Griffe und Tritte ermöglichten die Überwindung der nächsten 25 Meter an der scharfen und steilen Kante. Ganz außerordentlich ausgesetzt und heikel konnte ich über eine Platte unterhalb einer Nische und weiter nach links um eine Ecke herum in einen gelbwandigen Kamin queren, der bisher unsichtbar gewesen war. Gute Griffe und Tritte zu beiden Seiten des Kamins gestatteten ein luftiges, rasches Aufwärtskommen. Dicht vor uns klaffte jetzt die lange Kaminreihe unheimlich hoch empor; sie barg den Schlüssel der Ersteigung.“

Auf dem Gipfel, der zuletzt über leichtere Gratfelsen erreicht wurde, fühlte sich der 46jährige Pichl um 20 Jahre jünger. Nach kurzer Rast machten sich die beiden an den Abstieg auf dem Normalweg und bummelten durstig, aber guter Dinge bei Mondschein hinunter nach Christina. Hier trafen sie mit einer eben nach ihnen ausrückenden Rettungs-Expedition zusammen.

Am nächsten Tag mußte Pichl dienstlich zur Regensburger Hütte. Am gleichen Tag brachen, ohne von Pichls Erfolg zu wissen, drei seiner Kameraden auf, um sich die Erstersteigung der Langkofel-Nordkante zu holen: Gustl Jahn, Erwin Merlet und Karl Huter. Erst die Steinmannl im Gelände machten sie stutzig. Enttäuschung war der Treibstoff, der die Dreiersellschaft in 4 Stunden zum Gipfel jagte. Und wieder vier Tage später folgten die Drittbegeher: Günter Oskar Dyhrenfurth, der spätere Himalaja-Papst, Toni Sauseng, Eduard Berger und Hans Lorenz. Das war ein wirklicher Rekord!

Nach dem Krieg sprach man in Bergsteigerkreisen anerkennend über diesen 1000-Meter-Anstieg. Gunther Langes schrieb 1959: „Wohl die schönste Kletterfahrt am Langkofel, die eine der schönsten Überschreitungen in den Dolomiten bietet, sollte jeder Dolomitenkletterer gemacht haben.“

Der Erstbegeher Eduard Pichl wurde am 15.9.1872 in Liesing geboren und gehörte um die Jahrhundertwende zu den erfolgreichsten Wiener Alpinisten, wie Jahn, Maischberger, Pfannl und Zimmer. Zu seinen bekanntesten Neutouren zählen der Pichl-Riß am Delagoturm (1899) und der Pichl-Weg durch die Dachstein-Südwand (1901); ferner die Nordwände des Festkogels, Ödsteins und Sparafelds im Gesäuse und des Patterriols. Am Wolayersee in den Karnischen Alpen gibt es eine Pichl-Hütte. Pichl starb am 15.3.1955 in Wien. Von seinem Zufallsgefährten Rolf Waizer hat man weitere alpine Taten nicht vernommen.

Natürlich bemühte man sich auch um eine Direktroute. 1940 erkletterten E. Esposito und G. Butta in dreitägiger Arbeit (VI, 55 Haken) den Steilabbruch unterhalb der Pichl-Warte und folgten dem direkten Gipfelaufschwung. Die erste Winterbegehung der klassischen Pichl-Route gelang am 28. und 29. Januar 1962 Enzo Benardi und Ludwig Moroder. Sie biwakierten in halber Höhe bei 20 Grad Kälte und kehrten mit Erfrierungen an Händen und Füßen zum Sellajoch zurück.

Foto: E. Pracht

Emilio Comicis letzter Triumph

Emilio Comici war kein Kind der Dolomiten. Er wurde am Meer geboren und zwar am 21. Februar 1901 in Triest. Seine alpine Laufbahn begann er mit der Erforschung von Karsthöhlen, bis er 1925 in den Julischen Alpen Geschmack am Klettern fand. Sein erster Seilgefährte war Giorgio Brunner auf 50 Bergfahrten, darunter 20 Neutouren. Als patriotischer Italiener suchte er 1931 nach einem Gegenstück zu Solleders Civetta-Nordwand-Route. Mit seinem Jugendfreund Enzo Benedetti wollte er eine Direttissima schaffen, die aber weit seitlich der Gipfelfalllinie verlief. Comici war nie glücklich darüber.

Im Sommer 1940 wurde Comici zum Bürgermeister von Wolkenstein ernannt. Er leitete auch die Skischule und wollte hier bleiben und sich ein Häuschen bauen. 83 Neutouren hatte er in den Julischen Alpen, den Dolomiten, in Spanien, Griechenland und in Ägypten ausgeführt, aber in der Sella oder am Langkofel gab es noch keinen Comici-Weg.

Seine Erfolge in den Sextner Dolomiten 1933 bis 1936 hatten ihn berühmt gemacht: Die Nordwand der Großen Zinne mit den Brüdern Dimai, die Süd- und Nordwestkante der Kleinen Zinne. Aufsehen erregte sein Alleingang durch die Große-Zinne-Nordwand in 3 Stunden und 45 Minuten.

Sein Freund Ettore Castiglioni, der 1944 bei der Flucht über den Fornopaß in die Schweiz ums Leben kam, charakterisierte ihn so: „Comici war einer der größten Kletterer aller Zeiten. Ihm war nicht nur ein ganz außergewöhnliches körperliches Können von beispielloser Behendigkeit zu eigen, sondern ein scharfer Geist und eine grenzenlose Liebe zu den Bergen und zur Natur. Seine Bergleidenschaft erschöpfte sich nicht in schwierigsten Bergfahrten. Er liebte die Blumen und die Sonne, das Schweigen der Bergeinsamkeit und die Musik. Das machte ihn zum Bergsteiger in Vollendung.“

Seine einzige Neutour in der Langkofelgruppe war die Erkletterung der 400 Meter hohen Nordwand der Punta Salame mit Severino Casara am 28. und 29. August 1940. Der von Hermann Delago bereits 1897 von Süden erstiegene Turm heißt heute Campanile Comici. Einen ersten Versuch brechen Comici und Casara ab. Die Kletterei ist zu anstrengend, sie müssen noch hart trainieren. Am 28. August steigen sie wieder in die senkrechte Wand ein. Nach zwölfstündiger Kletterei müssen die beiden biwakieren. Es wird eine kalte Nacht. Es graupelt. Die Biwaksäcke gefrieren. Das Weiterklettern am Morgen fällt nicht leicht. Es folgen noch schwere Seillängen bis zum Gipfel. Als sie oben stehen, dringen von der Vicenza-Hütte im Langkofelkar Gratulationsrufe der Freunde zu den beiden und die Sonne grüßt sie nach zwei Tagen im Schatten.

Bei einem Wiederholungsversuch stürzte E. Esposito, einer der Gefährten Riccardo Cassins bei der Erstbegehung des Walker-Pfeilers, tödlich ab. Seine beiden Kameraden kamen beim Abstieg ums Leben. Erst sechs Jahre nach Comici-Casara, im August 1946, war die Seilschaft Delvecchio-Mauri erfolgreich, obwohl sie ein Wettersturz mit Gewitter und Schneetreiben überraschte.

Comicis letzte Eroberung am Langkofel bleibt sein unvergängliches Denkmal. Wer hätte daran gedacht, daß er, der nie ein Hasardeur gewesen war, an einem Klettergartenwandl tödlich

abstürzen könnte. Und doch geschah es. Am 19. Oktober 1940, eine halbe Stunde von Wolkenstein entfernt, riß eine Seilschlinge. Comici stürzte und erlitt tödliche Schädelverletzungen. Zutiefst betroffen trauerten die Freunde und die Menschen um Wolkenstein. Am Grabe sangen sie sein Lieblingslied vom Edelweiß: „Stelutis alpine...“

Giorgio Brunner kümmerte sich um ein Gedächtnisbuch: „Alpinismo eroico“ – Heroischer Alpinismus.

Namen und Typen

In der guten alten Vor-Messner-Zeit war **Luis Trenker** Prototyp des Tiroler Bergsteigers und urwüchsigen Volkshelden, fotogen wie kein anderer alpinistischer Zeitgenosse, zupackend, heimatverbunden, gottesfürchtig... „Rebell“, „Verlorener Sohn“, „Condottieri“ und „Kaiser von Kalifornien“ in einer Person. Als Schauspieler ein Naturtalent mit bodenständiger Überzeugungskraft, ein unerschöpflich flinker Geschichtenerzähler. Ein Grödner Werbeträger und Markenzeichen wie der Langkofel und die Blumenwiesen der Seiseralm, wie die weltberühmten Bildschnitzer, wie Trenkerhut, Trenkercord und Trenkerfilm.

Seine Neutouren waren keine großen Wände. 1914 stieg er als Hans Dülfers Zufallsgefährte über den unteren, weniger schwierigen Teil der Furchetta-Nordwand bis zur Dülfer-Kanzel hinauf und meinte: „Der Gipfelsieg ist modernen Eisenbetonkletterern vorbehalten.“ Emil Solleder und Fritz Wiessner bezwangen 1925 die brüchige Gipfelwand in gefährlicher Freikletterei. Von Trenkers Erstbegehungen mit Peskosta seien angeführt: Torre del Siella-Südwestwand (IV-), Erster-Sellaturm-Südwestverschneidung (1 Stelle V-) und Großer-Murfreidurm-Nordostwand (IV-).

Luis Trenker wurde am 4. Oktober 1892 in St. Ulrich geboren. Der Vater, Vergolder von Heiligenfiguren, war aus Nordtirol zugewandert, die Mutter ladinischer Abstammung. Anfänglich Hüterbub, genoß er eine gute Schulbildung in Bozen und Innsbruck. 1912 wurde er Bergführer, widmete sich aber im Winter einem Architekturstudium in Wien. Der Sommer gehörte den Bergen. Den ersten Weltkrieg überstand er in Galizien, an der Dolomitenfront und zuletzt als Platzkommandant in Cortina und als Alpinreferent. 1922 Architekturdiplom in Graz. 1925 holte ihn Dr. Arnold Fanck zum Film: „Berg des Schicksals.“

Damit waren die Weichen in die Zukunft gestellt als Drehbuchautor, Hauptdarsteller und Produzent, als ARD-Plauderer und Büchermacher. Er erhielt Filmpreise und 1960 die Ehrenbürgerurkunde seiner Heimatgemeinde St. Ulrich und mit 90 das Prädikat: Unverwüstlich!

Tita Piaž

Der temperamentvollste, um nicht zu sagen rabiateste aller Dolomitenführer war Giovanni Batista Piaž, kurz Tita genannt, und von den Leuten im Fassatal als „Diavolo delle Dolomiti“ bezeichnet. Ein Nachbar erzählte, er habe ihn gesehen, wie er leibhaftig





Foto: J. Winkler

auf dem Satan über den Avisio geritten sei. Durch die Lüfte wie an der Guglia Edmondo de Amicis, die er 1906 mit dem Lasso einfind und sich mittels einer Seilbrücke über den Abgrund hantelte. Geboren wurde Tita Piaž am 13. Oktober 1879 (Angelo Dibonas Jahrgang) in Pera im Fassatal. Dank eines deutschen Stipendiums kam er nach Bozen in die Schule. Die 40 Kilometer aus dem Fassatal mußte er zu Fuß laufen. Seine erste Kletterei führte am Blitzableiter auf den Turmknauf der Johanneskirche in Bozen. Als Sechzehnjähriger wurde er aus dem Lehrerseminar hinausgeworfen. Die Mutter schimpfte ihn einen Taugenichts. Sein Lebensziel: Er wollte Bergführer werden. So einer wie der Antonio Dimai. 1898 verdiente er sich durch eine Führung auf den Winklerturm 50 Kronen, genügend Geld, um eine Kuh zu kaufen. 1900 erkletterte er allein die Punta Emma über den Riß in der Nordostwand, damals eine klettertechnische Spitzenleistung! Vorher hatte Theodor Christomannos, der große Tourismusförderer, ihm 17 Kronen gegeben und gesagt: „Kaufen Sie sich dafür ordentliche Kletterschuhe!“ Piaž blieb reiner Felskletterer und brachte es auf 50 Neutouren, fast alle in den Dolomiten. Die meistbegangene Modetour: Die exponierte Südwestkante des Delagoturms. Vajolet blieb sein Reich als Bergführer und als Hüttenwirt. Hier war er Pascha! Die drei Vajolettürme absolvierte er als Führungstour in 1¼ Stunden und mit Maria Stoll in einer Mondnacht („Nachts hat Piaž seine Augen in den Fingerspitzen“). An den 300 Meter hohen Südabstürzen der Pordoispitze war er ab 1910 als Erschließer tätig: 1910 Westlicher Südpfeiler (IV+) mit F. Jori und M. Michelsohn. 1932 „Via della Galleria“ durch die Südwestwand (IV) mit zwei Damen. 1933 ging der 54jährige Piaž mit S. del Torso neue Wege: „Via del Finestrone ad Arco“ durch die Südwestwand (IV+), Punta-Aurelio-Südwand (V+), Punta-Claudia-Südwestwand (V-) und Punta-Roma-Südverschneidung (VI-). Am häufigsten begangen wird heute noch die „Maria-Kante“ am Südpfeiler der Pordoispitze im Seilbahnbereich.

Guido Rey kletterte mit Piaž und prägte den Begriff *Alpinismo acrobatico*. Als wilder Motorradfahrer erkletterte er morgens den Campanile Basso in der Brenta und abends die Vajolettürme im Rosengarten. Hoch zu bewerten ist die Beteiligung an mehr als 100 Bergrettungen.

Piaž führte den jungen Herzog von Aosta und den König von Belgien. Anlässlich eines Besuches des deutschen Kronprinzen wurde er von den italienischen Behörden in Schutzhaft genommen. Stets setzte er sich für die Freiheit seiner ladinischen Heimat ein. Er hatte politische Verfolgungen zu erleiden, wurde sogar zum Tode verurteilt und nach Kriegsende zum stets hilfsbereiten Bürgermeister bestellt. Piaž starb am 5. August 1948 durch einen Sturz vom Fahrrad, als er, der „Teufel der Dolomiten“, gerade aus dem Pfarrhaus von Pera kam. Ein Piaž-Kamin und eine Piaž-Wand am Totenkirchl, ein Piaž-Turm und die Piaž-Technik erinnern an die legendäre Figur, von der Rudolf Schiezold sagte: „Er war besessen vom Berg, klettern war ihm soviel wie leben.“

Luigi Micheluzzi

Wenn einer im Klettererjargon sagt, er habe die kleine oder die
30



große „Micheluzzi“ gemacht, dann meint er Kletterrouten in der 500 Meter hohen Südwand des Piz de Ciavazes. Ein Schaustück, zu dem sich sogar zum Sellajoch strebende Autofahrer aus dem Fenster beugen. Die Paßstraße zieht ganz nahe unter den Felsen entlang und bietet die Möglichkeit eines Katzensprunges zu den Einstiegen, ja sogar einen Parkplatz findet man. Diese Annehmlichkeit und daß man auf dem „Gamsband“ in halber Höhe die Wand verlassen kann, und daß die untere Hälfte auch während der kalten Jahreszeit meist trockenen Felsen aufweist, stempelt die Ciavazes-Wand mit ihren 30 Routen zu einem modernen Groß-Klettergarten.

Aber damals, im Herbst 1935, als Micheluzzi und Ettore Castiglioni vor der in ihrer ganzen Breite unbegangenen Mauer standen, da brauchte man erheblich mehr Courage, um in die senkrechten Felsen einzusteigen.

Der Bergführer Luigi Micheluzzi, am 16. Juli 1900 in Canazei geboren, hatte bereits einen Befähigungsnachweis erster Klasse erbracht, als er am 6. und 7. September 1929 mit Roberto Perathoner und Demetrio Christomannos erstmals den grandiosen Südpfeiler der Marmolada erkletterte. In 30 Stunden, mit einem Biwak und – unvorstellbar – mit 6 Haken. Heute ist von 50 die Rede. Es gab damals ein Hickhack in der alpinen Presse. Die Erstbegehung wurde zunächst gar nicht bekannt, später angezweifelt. Eine Zeitlang glaubte Walter Stöber 1932 die letzten, vereisten Hindernisse überwunden zu haben. Im italienischen Geschichtswerk „La Montagna“ wurde Micheluzzi als „unbekannter Held“ bezeichnet und das Unternehmen als „ungewöhnlich“. Insgesamt machte Micheluzzi 18 Erstbegehungen; von den zwei bedeutendsten Bergfahrten war die Rede. Am 18. Februar 1976 schloß ihm der Tod in Canazei die Augen. Sein Denkmal ist nicht

der Torre Micheluzzi im Südwestgrat des Sass de Moles, sondern die „Micheluzzi“ in der Ciavazeswand.

Ein Mann darf nicht unerwähnt bleiben, der 1921 mit A. Andreoletti und A. Zanutti die höchste Wand der Dolomiten durchklettert hat, die 1500 Meter hohe Nordwand des Monte Agner (V): **Francesco Jori** aus Alba bei Canazei. Es war in jener Zeit eine bewundernswerte Leistung. Jori bewirtschaftete lange das Rifugio Ettore Castiglioni am Fedajapaß. Als er am 27. Dezember 1960 starb, wurde sein Sohn Mario Nachfolger. Scherzhaft wurde er „Mario Marmolada“ genannt.

Viele Leute im Fassatal sind verwandt und verschwägert. So war die Frau von Tita Piazz eine Rizzi-Tochter. Als Verwandte sind zu nennen die **Dezulians**. Ernano, der Bergführer, der sich auf Pian Trevisan zurückgezogen hat, und Francesco, der frühere Hotelier in Canazei, ein Grandseigneur, belesen und welterfahren. Im alten Hotel Maria verbringt er mit einer Volkskunst- und Mineraliensammlung seinen Lebensabend.

Ein echter Grödner ist **Johann Baptist Vinatzer**, am 24. Februar 1912 in St. Ulrich geboren. Ein Bergführer, der bei aller Bescheidenheit das Mittelmaß weit überragt. Im Herbst 1936 sprach man den Namen mit Hochachtung aus, als der vierundzwanzigjährige Vinatzer mit Ettore Castiglioni die 800 Meter hohe Südwand der Marmolada di Rocca (VI/A2) erstmals durchstieg. Damit war der Einbruch in die breite östliche Front der Südabstürze eröffnet. Von weiteren Erstbegehungen ist hier die Zahnkofel-Nordostwand (V) zu erwähnen.

Ferdinand Glück, am 20. Juli 1901 in Wolkenstein geboren, machte sich als Skilangläufer, Olympiateilnehmer und ab 1927 als Bergführer einen geachteten Namen. Von seinen 25 Erstbegehungen seien Ciavazes-Südwand, Zweiter-Sellaturm-Nordwand und Nordwestkante und Grohmannspitze-Ostwand genannt.

Auch die moderne Generation hat Sella und Langkofel nicht links liegen lassen. In diesem Rahmen muß ein kurzer Hinweis genügen. Zu den Ciavazes-Routen sagt Hans Peter Eisendle: „Da hängen die Seile manchmal wie Spaghetti herunter.“ Hier herrscht oft Hochbetrieb. Pit Schubert und Karl Heinz Mathies, heute schon reifere Semester, haben 1967 in der Ciavazes-Südwand eine Sechser-Route eröffnet. Im Juli 1982 gelang der Südtiroler Seilschaft Eisendle-Kammerlander zwischen Micheluzzi und Schubert-Führe ein neuer, ziemlich direkter Durchstieg. Auch Reinhold Messner hat da und dort mitgemischt (Mayerl-Messner-Führe durch die Langkofel-Nordwand, Zweiter-Sellaturm-Nordwand). Links der Messner-Führe haben Hans Peter Eisendle und Hans Kammerlander eine unberührte Felspartie gefunden, die sie „Fata Morgana“ nannten. Das Spinnennetz der Kletterföhren wird auch in den Dolomiten immer dichter.

Verdammt noch mal, die Erinnerung holt dich immer und überall ein, selbst wenn du dich ganz sachlich und nüchtern mit alpiner Geschichte beschäftigt hast. Da denkst du daran, in dieser oder jener Wand hast du nach dem gleichen Griff gegriffen wie vor Jahrzehnten Gustav Jahn, Kurt Kiene oder Eduard Pichl. Du bist auf demselben Band in den Luftraum hinausgequert wie der Michel Innerkofler, hast dich im selben Kamin verkeilt wie der Robert Hans Schmitt. Bist vor demselben Tiefblick erschauert oder hast ihn genossen, je nach Stimmungslage. Erst die Erinne-

rung reißt die Wände, Kanten und Kamine aus der kalten, toten Erstarrtheit der Felsmassen heraus und belebt sie. Das Erlebnis, in der Spannung zwischen Mensch und Materie entstanden, dieses Erlebnis verpflichtet das Damals mit dem Heute.

Mein erster Dolomiten-Urlaub

Im Jahre 1928 – mitten in der Weltwirtschaftskrise – war ein junger deutscher Bergsteiger froh, in den Kaiser, ins Oberreintal oder ins Karwendel zu kommen. Die Westalpen erschienen als Utopie, die Dolomiten waren bereits ein Traumziel. Aber von Träumen allein wird ein Zweiundzwanzigjähriger nicht froh. Er will Fakten, Dolomit mit den Händen spüren, den Schleierkanten-Spreizschritt ausprobieren, auf dem Langkofel und der Fünffingerspitze stehen. Nun, er will zu seiner Zeit die Rosinen aus dem Dolomitenkuchen picken.

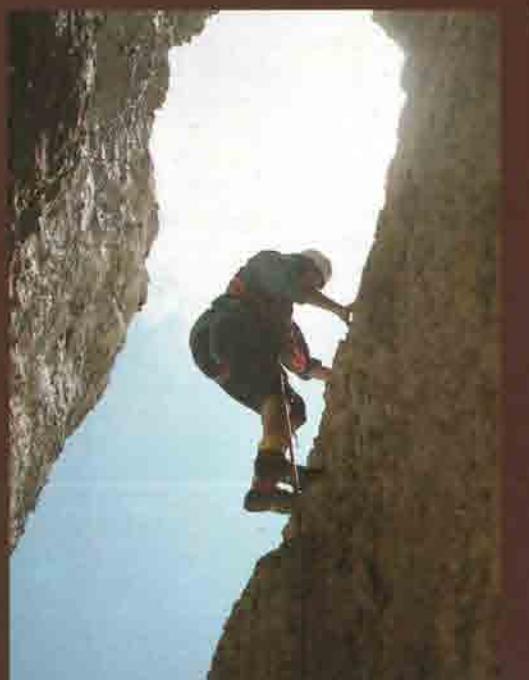
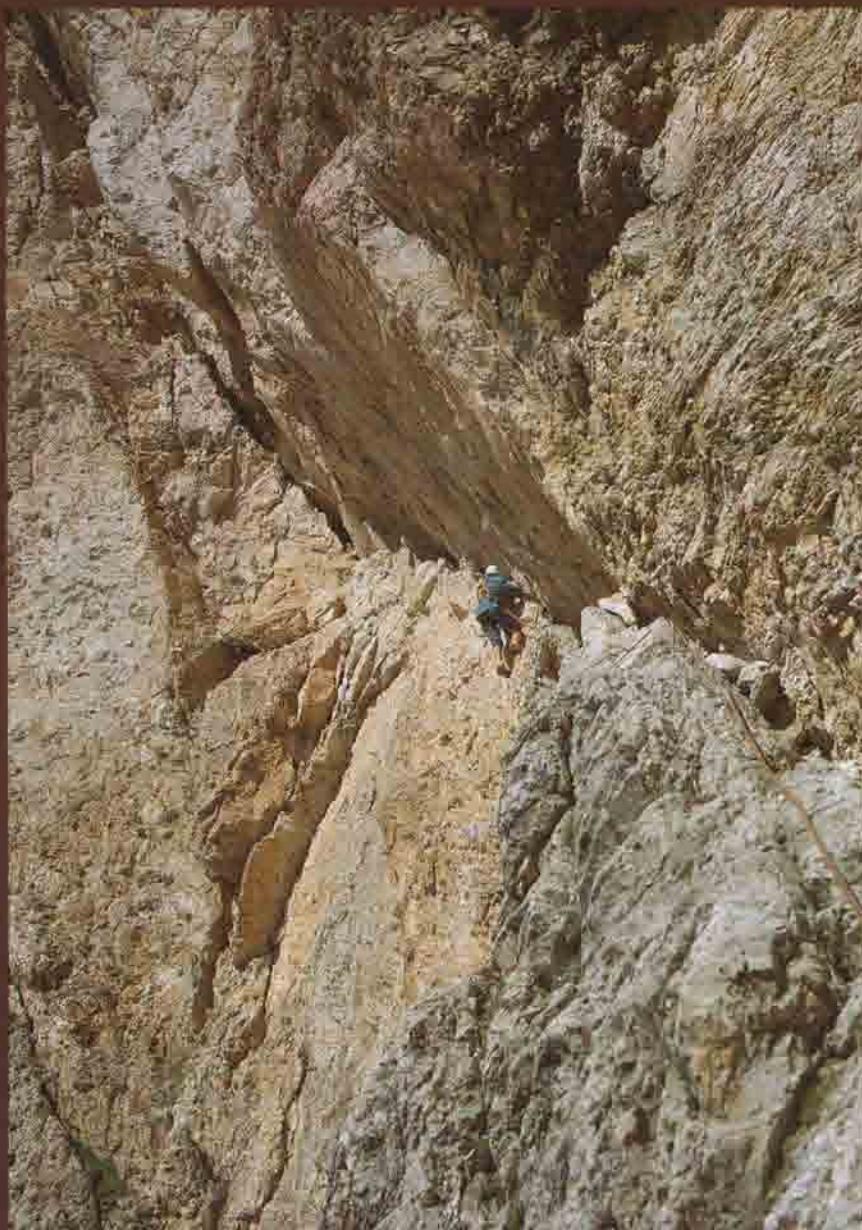
Dazu braucht man erstens einen geeigneten Begleiter. Der Rosenheimer Max Hümmer – ein Lebenskünstler in allen Lagen – wurde mir warm empfohlen. Wir trafen uns an der Kampenwand im Chiemgau zu einem Probeklettern. Obwohl er mit einem Mädchen anreiste, gab es gute Zensuren. Also los!

Mein erster Dolomiten-Urlaub verlief, als wäre Karl May Drehbuchautor gewesen; unwahrscheinlich billig und erfolgreich. Glückliche Umstände begleiteten uns, in 13 Tagen „heimsten“ wir 10 Wände ein, der himmlische Vater ernährte uns fürsorglich wie seine Sperlinge und eine Geldbeutel-Pleite war nicht zu befürchten. Und was das Schlafen betraf: wir verbrachten nicht eine einzige Nacht im mitgeschleppten Zelt. Schuld waren anderweitige bessere Angebote. Wir Bergvagabunden schämten uns fast. Ausnahmsweise reisten wir diesmal nicht per Fahrrad, sondern mit der Bahn, dritter Klasse. Am Brenner gab es das erste Intermezzo. Ein ungeschickter italienischer Zöllner ließ eine Schachtel mit rohen Eiern fallen. Max bestand lautstark auf Rühreierersatz. Er schacherte wie ein persischer Teppichhändler und erhielt den geforderten Überpreis vergütet. Beim Umsteigen ins Grödner-Tal-Bähnlein pressierte es. Es fehlte die Zeit, Fahrkarten zu kaufen, deshalb mußten wir im Zug nachlösen. Der Zugschaffner beschummelte uns. Max protestierte auf bayerische Art und kassierte mehr als uns zustand. Von Wolkenstein zum Sellajoch hofften wir in der autolosen schrecklichen Zeit samt Gepäck auf einen Platz in einem der roten Busse. Sie kamen vollbesetzt, ließen uns verachtungsvoll stehen und rollten weiter. Max baute mit den Gepäcksäcken eine Straßenbarrikade auf, und als das nächste Vehikel nahte – ein Omnibus-Cabrio mit herabgelassenem Verdeck – nutzten wir die Verblüffung des fluchenden Chauffeurs und stürmten von hinten den Wagen. Der Handstreich glückte, wir fuhren kostenlos zum Sellajoch. Hier übernahm unaufgefordert ein blaubeschürzter dienstbarer Geist Zelt und Rucksackungetüme und schleppte alles ins Haus. „Die Herren wollen sich wohl noch ein wenig umsehen“, meinte er. Ja, wir wollten, kramten Seil und Kletterschuhe aus dem Rucksack-Chaos und stiegen, um den späten Nachmittag zu nützen, auf den Großen Sellaturm.

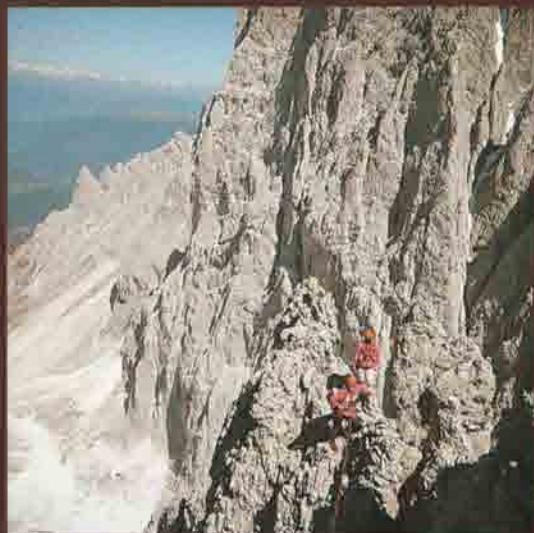
Der Anblick der Vis-a-vis-Berge begeisterte uns: Grohmann- und Fünffingerspitze und der beherrschende Langkofel mit der vorge-

Fünffinger- spitze

*Rechts und unten: Im
Kieneriß der Südwand
Fotos: T. Hiebeler*



*Rechts: Kletterer an
der Daumen- bzw.
Ostkante der Fünfin-
gerspitze*



Fotos: T. Hiebeler

schobenen Bastion des Langkofelecks. Ein Dreigestirn, aber doch kein Duplikat der Drei Zinnen. Ciao, seid nett zu uns!

Vorerst ging es um eine Herberge für die Nacht. Dreist holten wir unser Gepäck aus dem Albergo und verkrümelten uns in Richtung „Steinerne Stadt“, den Überresten eines gewaltigen Bergsturzes. Hier findet man zwischen Felsblöcken die schönsten Zeltplätze der Welt, grüne Gärten mit blauen Enziankelchen und Edelweißsternen. Während ich das Zelt aufbaute, erinnerte sich Max, daß Rosenheimer Freunde, die Anni und der Ludwig, erst kürzlich hier gewesen seien oder gar noch im Lande wären. Er wollte mal schauen! Und wie immer kam er mit einem erfreulichen Ergebnis zurück. Er hatte den Engelbert Troi aus St. Christina aufgestöbert, bei dem hatten die Anni und der Ludwig im Heu geschlafen, und dem Ladiner sogar von uns beiden erzählt. Wir waren also sozusagen angemeldete Pensionsgäste zum Nulltarif. Also Heringe aus dem Boden, das Zelt in den Sack und Umzug zu Engelberts Hütte. Der hauste – es war Zeit der Heuernte – hier oben mit zwei hübschen Töchtern mit ladinischen Rehaugen und einer Kuh unter den Langkofelwänden. Die drei mähten die weiten Wiesen. Die Kuh gab Milch zum Polenta. Auch ein Weinfaß stand in der Ecke. Engelbert lud uns zum Abendessen am offenen Feuer ein und führte uns später zum Heu-Etablissement für die nächsten Nächte. Die beiden Mädchen schauten uns neugierig-verstohlen nach. Als Engelbert wieder zu seiner Hütte zurückschlurft, hörten wir noch seine prophetischen Worte: „Morgen wird ein guter Tag!“

Die „Menschenfalle“ in der Grohmann-Südwand

Ja, es wurde wirklich ein guter, ein schöner Tag! Programm: Grohmann-Südwand, erstmals begangen 1908 von Tonio Dimai aus Cortina mit den adeligen ungarischen Kletterkatzen Ilona und Rolanda Eötvös, begleitet vom Walliser Führer Summermatter. Die Schwierigkeiten überschätzte man und sprach von der Schlüsselstelle als einer „neuen Menschenfalle“. Uns erschien sie mehr hübsch als gefährlich, als richtiger genußvoller Einstieg in den Dolomiten-Urlaub. Freund Oskar Krammer mit einem Seilgefahrten, die wir erst auf dem Gipfel trafen, erging es in den Wasserfällen des benachbarten Preuß-Kamins weniger gut. Erstens wegen unerwünschter Bäder, und vor allem wegen der Steinsalven, mit denen sie dauernd bombardiert wurden. Auf dem Gipfel schien sich eine Gruppe von Steinschleudern damit zu beschäftigen, die Grohmannspitze abzutragen.

Wir hatten in der trockenen Südwand das bessere Los gezogen. Von einem vorspringenden Felssporn aus stiegen wir in die Wand ein. Der Dolomit war so reich an Griffen, wie die Beschreibung mangelhaft. Trotzdem fanden wir einen Quergang nach rechts, in dem drei überflüssige Haken steckten. „Da waren ganz Gute vor uns unterwegs“, meinte Max, holte die Stifte heraus und ergänzte unser Sortiment. Ein schöner Riß endete unter einem mächtigen Überhang. Etwa 15 Meter rechts fiel ein breites Band auf, das sich um eine Ecke zum wasserdurchsprühten Johannes-Kamin – nach Johannes dem Täufer benannt – hinüberwindet. Einmal durchzieht ein waagrechter Spalt die Wand, also so etwas wie ein Hangelquergang. Wir schwärmten vom festen, griffigen Fels. Das

war etwas anderes als Kaiserplatten und Karwendelbruch! Den Kletterspaß erhöhte der Tiefblick auf die Almwiesen und das in Schleifen gelegte Straßenband. Da war nun die „Menschenfalle“, ein schräg aufwärts ziehendes Gesimse an abdrängender Wand. Ein nach unten gebogener Mauerhaken schien einen Sturz erlebt zu haben. Mit einigen Hammerschlägen wurde der wackelnde Stiff an seine Bestimmung erinnert. Mit Untergriffen schlich ich ruhig höher, bis ich in die zum Kamin erweiterte Fortsetzung eines Risses einsteigen konnte. Wieder spulten sich zwei Seillängen ab, dann kam ein Verhauer. Einem senkrechten Riß hatte ich schon 20 Meter abgewonnen und sollte nun in einen rechts befindlichen Kamin kommen. Eine kitschige Sache! Ich schlug den einzigen Sicherungshaken in der ganzen Wand. Bald gliederten sich die Felsen, und über niedere Stufen betraten wir das Gipfelplateau. Hier trafen wir die aufgeregte Horde italienischer Steinschlagsünder, die immer wieder „Sasso – Sasso!“ schrien und sich offenbar über unsere unversehrten Köpfe wunderten. Wir verziehen ohne Rache und die Italiener verdufteten. Dann kam Ossi Krammer mit einem Kopfverband und gestrichen voll bajuwarischer Wut. Trotzdem: Schön war die Rast in der Sonne und wir blieben lange auf den warmen Felsen liegen.

Statt eines langsamen Abstiegs gab es eine rasante Talfahrt am Seil. Kaum eine Viertelstunde nach Verlassen des Gipfels hatten wir an den Zähnen des schattigen Nordostgrates die Italiener eingeholt. „Freddo, molto freddo!“ Kein Wunder, daß es dem südländischen Jungvolk in Polohemden und Seidenbluse zu kalt war. Ganz besonders dem kleinen schwarzhaarigen Fräulein. Wir banden die Seile und einen besseren Waschstrick zusammen und sausten an den elastisch federnden Hanfsträngen in die Tiefe, daß die Hosenböden rauchten. Hinter uns drein kreischte die angstvoll entsetzte Signorina. Am Abend belohnten uns Engelberts Töchter mit Schlagrahm und Erdbeeren.

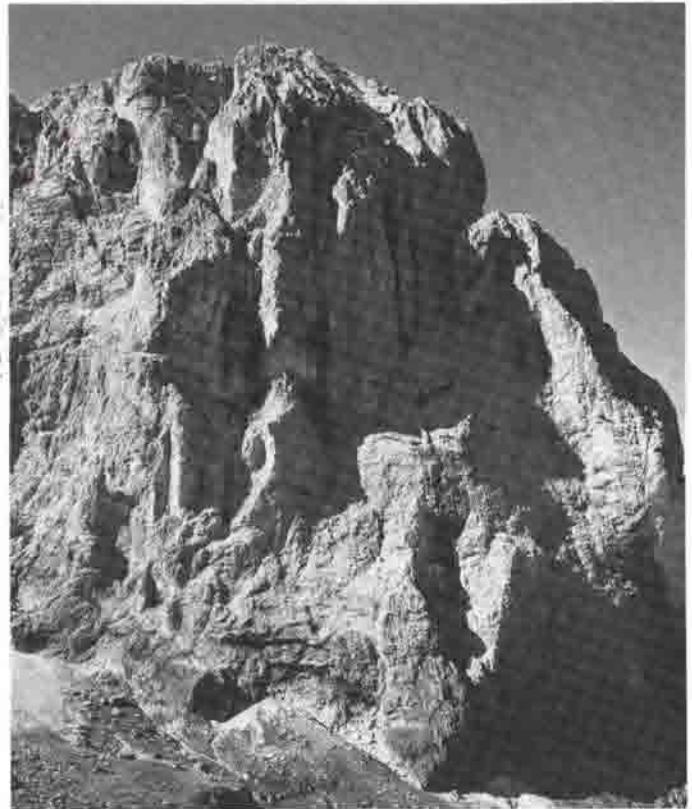
Die Semmelbrösel- Traverse und der Diagonalriß

Respekt vor den Erstbegehern im Jahre 1912: Kurt Kiene aus Bozen, dem eleganten Kletterer, Skispringer, Leichtathleten und Fechter, sowie dem verwegenen Würzburger Turnprofessor Gabriel Haupt. Ich finde, der Diagonal-Riß wurde immer etwas zu tief eingestuft. Für mich war er damals mit nur einem Haken geziert, ein „Fünfer“. Der Dülfer-Riß im Kaiser ist mir nicht schwerer gefallen.

Vom Zugang zum Schmitt-Kamin führt eine Semmelbrösel- Traverse zum Riß in der senkrechten rotgelben Wand. Das war kein ehrlicher Fels, sondern eher von der Sonne hart gebrannter Lehm. Griff um Griff brach aus – eine unangenehme Seillänge. Hernach mußte ich mir erst einmal die Staubkörner aus den Augen wischen. Dann belohnte mich ein handbreiter Riß, der Spreizen verlangte, und mit Behagen kroch ich hinter Klemmblöcken durch zu einem Stand. Es folgte ein enger Stemmkamin, dann Überhang auf Überhang. Die Ausgesetztheit wuchs mit jedem Klimmzug. Die letzte schwierige Stelle: Der Riß wird ganz fein und zieht, nach links geknickt, durch die überhängende Mauer. Ein verwegenes Hangeln! Noch eine hohe Wandstufe und wir standen in der

Der Langkofel von Norden; der Anstieg über die Nordkante verfolgt den Plattenschuß in der rechten unteren Bildhälfte schräg von links nach rechts aufwärts zur Pichlwarte (auffallender Absatz im rechten Gratverlauf) und weiter über die Felsen oberhalb zum Gipfel.

Foto: J. Winkler



Scharte zwischen Gold- und Mittelfinger. Über eine steile Gratkante und den Schuster-Riß stiegen wir zum Steinmann. Der Gipfel, diese wenigen Quadratmeter Fels, um die die besten Kletterer einst Jahr für Jahr gerungen hatten, gehörte heute uns allein. Freundliche Vorgänger hatten uns einige Scheiben Brot und einen Wurstzipfel zurückgelassen. Grazie! Wir konnten gerade noch die Dohlen verscheuchen. Im Gipfelbuch lasen wir, daß Hans Steger der letzte Begeher des Diagonalrisses vor uns gewesen war. Wie aus einem Vulkankrater brodelten Wolken aus dem Langkofelkar. Wir stiegen ostwärts ab, schlüpfen durch ein Gratfenster, querten um den Zeigefinger und bestaunten den schlanken Daumen. Da war ein Abseiling! Wir knüpften zwei Seile zusammen und schwebten in den Schartengrund hinunter. Das dicke Ende: Die Seile ließen sich nicht abziehen. Fluchen macht kein verklemmtes Seil locker, lieber knobeln, wer noch einmal hinauf muß. Es traf Max. Er stieg die 30 Meter hinauf, warf das Seil herunter und kletterte frei zurück. Bravo! Der Rest des Abstiegs über den Daumenballen war nicht der Rede wert.

Wir gingen zu Engelberts Hütte wie nach Hause. Die Erdbeeren der Mädchen schmeckten und das dämpfig-warme frische Heu roch würzig wie immer.

Wir kletterten Tag für Tag. In der Nordostwand des Großen Murfreitturms warf mir Max einen Stein auf die Nase. Ich war ärgerlich wegen des blutenden, geschwollenen Zinkens. Max meinte, es gäbe edlere Körperteile. Am nächsten Tag verkeilten wir uns im Adang-Kamin an der Großen Tschierspitze. Auch einmal eine Modetour! Später hat ihn ein Bergsturz verändert. Abends fragten wir den alten Engelbert: „Wie wird das Wetter morgen?“

„Gut“, meinte er trotz des eingenebelten Langkofels, „sehr gut!“

1000 Meter Fels auf und ab

Und wieder behielt er recht, unser Aim-Meteorologe. Früh brachen wir auf, denn die Langkofelkante ist eine lange Tour. Fast 1000 Meter hoch. Fritz Bechtold und Willy Merkl hatten mir erst kürzlich erzählt, daß sie beim Abstieg auf dem Normalweg biwakiert hätten. Deshalb schlug ich vor, auch wieder über die Kante abzusteigen. Kühl wie Metall fühlte sich der Fels an. Wir kletterten unangeseilt. Ouvertüre war ein riesiger Plattenschuß ohne Probleme. Eine Wandstufe mit einem kleinen Überhang, ein Wasserfall, der mehrere 100 Meter durch die Luft sprühte. Dann folgten Kamine und Rippen, schräg-rechts hinauf zur markanten Pichlwarte. Optimistisch hinterlegten wir hier das Biwakzeug.

Die nächste Seillänge verlief als einzige unmittelbar an der Kante. Wohin nun? Max las mir die Beschreibung vor: „Links drüben sind verborgene Kamine...“ Endlich bäumt sich der Langkofel steiler auf. Unter einem gelben Felsbruch durchquerend erreichten wir die seichten Kamine, die uns geraume Zeit beschäftigten. Was dann folgte, war weniger reizvoll, aber unvermeidlich. Teils brüchiger, teils vereister Grat bis zum Gipfel, um den Wolken tanzten. Es war Mittag und es roch nach Gewitter. Wir waren allein an der Langkofelkante. Es war einmal!

Max sagte: „Es geht ohne Biwak.“

„Ja, wir werden wieder im Heu schlafen.“

Wir genossen zufrieden die Gipfelrast, trotz des langen Abstiegs, der uns bevorstand. So ein Abwärtssteigen ist eine Nervenprobe. Beständig hat man die Fußspitzen zu dirigieren und stößt mit dem Blick ins Leere, in die Tiefe, die man lotet. So folgten wir dem morschen Grat, schlängelten uns durch die engen Einrisse und querten zur Pichl-Warte. Hier kurzes Verschnaufen, ein Schluck aus der Flasche, den Rucksack mit dem Biwakzeug aufgeladen. Hätten wir es doch unten gelassen. Aber uns Jungen hatte man Vorsicht eingetrichtert. Wieder Kamine... der Wasserfall, Kalt piff der Wind über die sonnenlosen Felsen. Im Plattenschuß folgten wir den roten Fähnlein unserer Markierungsblätter. Ein wenig freudlos stiegen wir ab, wo wir am Morgen erwartungsfroh heraufgestürzt waren. Um 19 Uhr entließen uns die Felsen. Unsere Fingerspitzen waren wund und wir schlenderten über die heuduftenden Wiesen zu Engelberts Hütte. Er war vom Mähen müde, wir vom Steigen durstig. Die frische Milch rann wie Sekt durch unsere trockenen Kehlen. Draußen unter Sternen sangen die Töchter ein ladinisches Lied der Heurecherinnen vom verlassenen Mädchen: „Son na fia arbandonèda...“

Am nächsten Tag verließen wir die Mädchen, die gastliche Hütte und den Langkofel. Wir zogen den Abschied in die Länge. „Wir müssen abrechnen, Engelbert!“ Der alte Ladinier winkte hoheitsvoll ab. Ich wollte nicht als alpiner Schmarotzer abziehen – auch Bergvagabunden haben ihren Stolz – und steckte ihm einige Scheine in die Schürzentasche. Bevor wir gingen, stellte sich Engelbert Troi mit seinen Töchtern vor die Kamera und meinte: „Ganze Familie mit die Guh.“ Ja, unsere Milchspenderin, die braunschleckige Kuh, sollte mit aufs Bild.

Das Lied der schönen Conturina von der Marmolada vor uns hinpfeifend, wankten wir mit unseren Sherpalasten übers Sella-joch nach Canazei hinunter, der Marmolada-Südwand entgegen. In Canazei stellten wir in einem Lädchen unser Gepäck zu Petroleumfässern und Salzsäcken und stiegen mit geringem Mundvorrat dem Contrinhaus entgegen. Dort sah es für uns nach

erster Urlaubs-Pechsträhne aus. Italienische Soldaten übten mit Platzpatronen und viel Geschrei „Berge in Flammen.“ Die Offiziers-Clique hatte nebst Damen das Contrinhaus belegt. Für Bergsteiger, besonders für deutsche, kein Zutritt! Wir ärgerten uns mit zwei Wienern über die Aussperrung und versuchten immer wieder im Handstreich in die Berg-Zitadelle einzudringen. Vergeblich! Abends demütigte man uns, indem man uns auf dem Hausgangpflaster biwakieren ließ. Als wir frühmorgens zur Südwand aufbrechen wollten, waren sämtliche Ausgänge versperrt und kein dienstbarer Geist zu sehen. Max schlug vor: „Abseilen!“ Wir taten es ohne Gewissensbisse. Die Südwand kostete uns vier Stunden, dann liefen wir im Gewitter den Westgrat mit seinen schadhafte Sicherungen herunter und badeten in einem kleinen See. Hier zählten wir unsere Barschaft, die sich noch kaum verringert hatte, und beschlossen, heute in einem Albergo richtig auf die Pauke zu hauen mit Wiener Schnitzel, einer Salatplatte und dem blumigsten Lagreiner Kretzer.

In Alba fanden wir das gesuchte Objekt, obendrein freundliche Aufnahme und gutes Essen. Wir baten darum um sechs Uhr geweckt zu werden und um die Rechnung, denn wir wollten weiter in die Pala. Am Sonntagmorgen setzen wir uns gut ausgeschlafen und gelaunt als einzige Frühgäste in den Speisesaal, ein Mädchen ohne Deutschkenntnisse präsentierte uns die Rechnung für Übernachtung und Frühstück. Und das Abendessen? Kopfschütteln. Wir verstanden, die Herrschaft sei in der Kirche und es sei wirklich nur diese Rechnung zu bezahlen. Gottes Segen war immer noch mit unseren Geldbeuteln. Wir mußten eiligst zum Bus nach Predazzo. Ciao, ihr lieben Leute, wir wollten das wirklich nicht! Unsere Reisekasse wollte und wollte sich nicht entleeren. Schlecht behandelten die Buschauffeure in Predazzo uns und unser Gepäck. Sie dachten nicht daran, uns mitzunehmen. Ich geriet in hochgradige Wut, denn wir wollten ja mit großen Plänen nach San Martino: Cimone-Südwestwand, Rosetta-Westwand, Val di Roda-Kamm und Schleierkante.

Zwischenspiel

Max begann nun, die wenigen privaten Personenwagen anzuhalten und versuchte sie von der Wichtigkeit unserer Reise über den Rollepaß zu überzeugen. Auf seiner Suche stieß er auf einen grimmig unter der Motorhaube hantierenden Fahrer, dem er zuerst seine Hilfe anbot und dann seine Wünsche flüsterte. Der Mann hatte schlechtes Gehör, aber wir überrumpelten ihn förmlich, banden die Rucksäcke auf den Kotflügeln fest und belegten die Plätze. Wir beschäftigten uns mit anderen Problemen. Es stieg noch ein Fahrgast ein, offenbar ein Italiener.

Wir hatten in San Martino noch ein Geldgeschäft zu erledigen. Da war kurze Zeit vorher unser Freund Franz Kummer, der mit Emil Solleder die Sass Maor-Ostwand erstbegangen hatte, als Alleingänger an der Schleierkante tödlich abgestürzt. Gunther Langes, der Erstbegeher, hatte die Bergungskosten ausgelegt, und nun sollten wir ihm den Betrag zurückerstatten. An die 300 Mark. Um dieses Geld und um Gunther Langes vom Hotel Sass Maor

drehten sich unsere Gedanken und Reden bei der Fahrt über den Rollepaß. Als Rucksackbergsteiger, die neben der Malga Sopra Ronzo endlich im eigenen Zelt hausen wollten, fanden wir für den Hotelpalast und seinen Besitzer recht wenig freundliche Worte. Er sollte nur ja nicht denken, daß wir in seinem Marmorstall billig unterkriechen wollten, das käme überhaupt nicht in Frage. Wir hätten schon gehört, daß er Bergsteiger recht unfreundlich abgewimmelt hätte. Wir seien keine Schnorrer und piffen auf Table d'hote und Barbetrieb. Das Geld würden wir gegen Quittung an der Rezeption abgeben, damit er ja nicht glaube, wir kämen wegen eines billigen Quartiers.

In dieser Tonart redeten wir weiter bis San Martino. Es ging nobel her an diesem Sonntag zwischen den Prunkfassaden der Hotels. Die Leute sahen aus wie Kurgäste, Strandbummler und Tennisspieler, Bergsteiger – Fehlanzeige! Irgendwo stieg unser schweigsamer Mitfahrer aus, wir lösten unsere Rucksäcke von den bestaubten Kotflügeln, zahlten mäßig und verdrückten uns hinter einen Tennisplatz.

Und wieder beschäftigte uns das verflixte Geld. Max sagte schließlich:

„Ich glaube, es ist besser, ich liefere es gleich ab, drüben im Hotel. Es könnte etwas passieren, wir könnten es verlieren...“

„So geh doch!“ – und er ging. Als er nach einer Weile grinsend wieder kam, marschierte hinter ihm ein Hoteldiener drein, der sich unsere Rucksäcke auflud. Ich war sprachlos und wurde noch sprachloser, als ich erfuhr, daß unser Mitfahrer Gunther Langes gewesen war. Ein Zusammentreffen wie in einem Groschenroman. Das Endergebnis: Wir mußten im Hotel Sass Maor bleiben, und zwar als verwöhnte, bevorzugte Gäste. So lebten wir wieder sehr billig und märchenhaft gut. Morgens zogen wir mit Seil, Kletterzeug und Imbißkörbchen mit Trauben, Pfirsichen und Geflügel auf Fahrt, spürten tagsüber die Blicke durch Hotelfernrohre auf unseren Hinterseiten, und abends plätscherten wir in Badewannen, speisten am Familientisch und schliefen wie die Fürsten. Ja, so ließ es sich aushalten!

Und wir holten uns die Wände und Kanten, die uns noch fehlten. Ein Urlaub wie in Grimms Märchen! Mit vollen Geldbeuteln fuhren wir schließlich heimwärts – erster Klasse – rälkelten uns in den Polstergarnituren und freuten uns noch einmal über unsere edlen Gastgeber: den Engelbert Troi in seiner elenden Langkofel-Heuhütte und den Dr. Gunther Langes in seinem prächtigen Palace-Hotel Sass Maor. So verlief mein erster, abenteuerlichster und schönster Dolomitenurlaub!

Abenteuer blieben mir auch später nicht erspart, wenn ich über den Brenner in die Dolomiten kam. Nach einem Zwischenfall mit italienischen Soldaten am Lukniapaß in den Julischen Alpen, ging ich lieber bei Nacht und Nebel über die Grenze. Als Gras über den Fall gewachsen war, kam ich im Auto, und da gingen die Abenteuer erst richtig los.

Zeltabenteuer

Innsbruck war wie ein überheizter Kachelofen. Föhn! Jenseits des Brenners Wolkenbrüche. Trotzdem Zelten und Spaghettikochen.

Am Morgen fuhren wir Eisack-abwärts bis Kardaun und bogen in die Porphyrschlucht des Eggental ein, Richtung Karerpaß. „Kann an romantischen Landschaftsbildern kaum überboten werden,“ ist in einem Reiseführer zu lesen. Es war nicht nur romantisch, sondern lebensgefährlich. Von den senkrechten Wänden prasselten Wasserfälle und Steine auf die Straße, Felsblöcke sperrten die Fahrt, und noch etwas: es herrschte totale Einsamkeit auf einer der meistbefahrenen Dolomitenstraßen. Kein Auto kam uns entgegen. Was war da los? Nebel verschleierte die Sicht hinunter ins Fassatal. Dann erfuhren wir alles von einer aufgeregten Polizeistreife. Gestikulierend versuchten die Männer uns klarzumachen: Eggental gesperrt, das Fassatal eine Mausefalle, hinaus nach Predazzo alles überschwemmt, bei Mazzin durch einen Bergrutsch die Auffahrt zum Sella- und Pordoihoch vermurrt und versperrt, der Avisio gestaut, kein Ausweg. Da blieb nur übrig, zu zelten und abzuwarten. Tagelang hockten wir wie Buddhisten unterm Leinendach, bis wir durch Wasser und Morast davonschleichen konnten. Diesmal ohne Gipfel.

Um so schöner war es ein anderes Mal am Langkofel und in der Geislergruppe. Tagelang blauer Himmel und Vollmondnächte. Aufgewärmte griffige Felsen, entspannende Gipfelrasten, Edelweißwiesen und mittendrin unser kleines Zelt. Einmal waren wir von St. Christina Richtung Regensburger Hütte (Rif. Firenze) hinauf geholpert bis zu einem der höchstgelegenen Bauernhöfe, hatten artig um Erlaubnis gefragt und das Auto im Schatten hinter der Scheune geparkt. Spät in der Dunkelheit kamen wir vom Sass Rigais zurück, ein Gewitter zog auf, wir wollten einmal in trockenen Betten schlafen. Also, nichts wie weg! Aber das Auto wollte nicht. Ein Reifen erwies sich als luftlos. Also Ersatz heraus und Wechsel im Regen! Zweiter Versuch – wieder nichts! Auch das andere Hinterrad war ohne Luft. Ein richtiger Zeltler läßt sich durch nichts aus der Ruhe bringen, er stellt seine Leinwandvilla auch im prasselnden Regen auf. Und schläft trotzdem. Die Inspektion am Morgen ergab, daß irgendwer eine Unmasse Nägel in die Reifen gehämmert hatte. Und nun? Wir saßen fest wie Noah in seiner gelandeten Arche. Es war Sonntag, also nicht fluchen! Ich rannte ins Tal, versuchte in St. Christina einem italienischen Tankwart das Schlamassel begreiflich zu machen und ihn zu bitten, das Auto wieder flott zu machen. Zögernd versprach er zu helfen. „Morgen, vielleicht übermorgen.“ Als der Helfer am nächsten Tag per Beiwagenmaschine kam und mit den Reifen wieder abratterte, dachte ich, die wirst du wohl nie mehr sehen. Aber das italienische Wunder von St. Christina geschah. Der Mann erschien wirklich wieder und brachte die Wagenräder und 30 Nägel zum Beweis seiner menschenfreundlichen Tätigkeit. Er hatte dreißigmal geflickt. Ich fuhr wie mit einer Kiste roher Eier im Kofferraum weiter. Erst auf dem Tre Croci-Paß knallte es erstmals und in Cortina gab es neue Schläuche. Trotzdem blieben Nägel auf der ganzen Heimfahrt mein Trauma bis vor das Garagentor.

Die Pordoi-Westwand bietet prächtige Kletterei zwischen schwarzen Wasserstreifen und sonnentrockenem Fels, und unter ihr wußte ich einen kleinen See, nahe der Straßengabelung Sella-Pordoihoch. In der Abendsonne spiegelten sich die Sellawände im unbewegten Wasser. Wir wuschen uns den Schweiß des Tages

von der Haut und bauten das Zelt auf. Später kamen noch Nachbarn. Es dämmerte schon, da schreckte uns wütendes Hundegebell auf. Vor dem Zelt stand ein Mann, der aussah wie ein Abruzzenräuber, und fuchtelte mit einer Pistole herum. Er war halbmilitärisch gekleidet und schrie: „Avanti – avanti!“ Aus seinen Handbewegungen erkannte ich, daß wir verschwinden sollten. Die erschreckten Nachbarn packten sogleich zusammen, ich konnte mich nicht zur feigen Flucht entschließen. Zur Bekräftigung meines Standpunkts hielt ich dem Kerl meinen Kletterhammer unter die Nase, und er schoß, um mich einzuschüchtern, in die Luft. Eine Situation wie aus einem Western. Schimpfend zog der Bandit schließlich ab. Aber er käme wieder, schrie er auf deutsch. Ehrlich gesagt, mir war nicht wohl im Zelt. Ich baute eine Alarmanlage, spannte eine Reepschnur um das Zelt, und hing die bei Berührung scheppernden Kochgeschirrtile daran und etliche Mauerhaken. Es ereignete sich nichts, der Angstschweiß wurde umsonst geschwitzt. Früh am Morgen packten wir zusammen. Da sahen wir den Unruhestifter. Mit einer Schar kleiner Kinder bewohnte er einen windig zusammengeagelten Kiosk mit Ansichtskarten und einem zerschlossenen Pappschild, auf dem zu lesen war: „Campeggio – Campo di primo.“ Aha, er hatte uns vom See vertreiben wollen, um uns neben seiner Hundehütte einen gebührenpflichtigen Zeltplatz anzudrehen! Dankeschön! Diesmal hatten wir die stärkeren Nerven.

Mein gefährlichstes Zeltabenteuer erlebte ich in San Martino. Wir kamen von der Sella und vom Rosengarten. Auf einer Märchenwiese mit einer Hotelruine und einem Prachtblick auf den Val di Roda-Kamm, zeltete ich wieder einmal direkt oberhalb der Straße, die südwärts nach Primiero führt. Im Morgentau hockte ich vor dem Zelt, vertrieb mir mit Gähnen den Schlaf und kochte Wasser für den Frühstückste. Ein Hornsignal ließ mich aufhorchen. Über die Wiese lief mit fliegender Soutane ein junger Pfarrer bis auf fünfzig Schritte heran und schrie: „Attentione – Sassol!“ Ich kapierte. Hier wird gesprengt. Ins Auto wie der Blitz... jetzt Vollgas und mit Bocksprüngen über die Buckelwiese davon. Und dann der Donner der Sprengung. Kopfgroße Steinbrocken flogen durch die Luft und bombardierten das Zelt, rissen Löcher in die Haut und verbogen das Gestänge. Wenn ich da noch im Zelt geschlafen hätte! Und die Karosserie des Autos hätte auch einige Treffer abbekommen. Dankbar drückte ich dem Pfarrer die Hand. Stein-schlag im Zelt – eine verrückte Sache!

Beim nächsten Besuch stand auf der Wiese ein neues Hotel. Es war nicht mehr meine Wiese. Der Kommerz hatte sie mit Beschlag belegt. Schade!

Es ließe sich noch vieles erzählen. Vom wilden Alfredo Paluselli, vom herrlich gelegenen Rifugio Segantini und seinen Partisanen, von Zelträubern am Grödner Joch, von den Carabinieri, die uns erst vertreiben wollten und dann Wein mit uns tranken und sangen: „La Montanara ohe, so sente cantare...“

Und was ist von allem geblieben?

Eine wache Erinnerung und der Wunsch, diese Berge immer wiederzusehen, die eitel an den Paßstraßen stehen und ihre unvergängliche Schönheit zeigen. Es bleibt die Freude an einer künftigen Begegnung, so wie man alte Freunde besucht.

Ich grüße euch, ihr ungleichen Nachbarn: Langkofel und Sella!

Tanzboden aus Stein

Sella und Langkofel – Quelle „positiver Energie“ auch für die Rotpunktgeneration

Swami Prem Darshano

Leser von „Berg '84“ kennen Prem Darshano bereits; auch seine Art zu schreiben, sein Klettergefühl – aber nicht nur dieses! – durch oft kühn entworfene, fantasievolle Bilder auszudrücken. Die folgenden Erlebnisbilder aus der Sella- und Langkofelgruppe sind von derselben Art. Diese mag dem einen mehr, dem anderen weniger zusagen, manchem exaltiert erscheinen. Doch ist eine Interpretation derartiger Bilder kaum zu widersprechen: daß nämlich Sella und Langkofel – die Berge – auch die junge Kletterergeneration in einer Weise ansprechen, die zum Versuch inspiriert, die Antwort darauf mit außergewöhnlichen Ausdrucksmitteln zu formulieren.

(D. Red.)

Zwischen die goldbraunen Graspolster des herbstlichen Almbo-dens gebettet liege ich auf dem Bauch, rieche an den Brunellen, die stark nach Schoko-Mokka duften und schaue den Ameisen zu, die emsig Riesenlasten schleppen. Aber wie so oft falle ich aus dem „Hier und Jetzt“ und beginne von frühen Kletter-Veteranen zu träumen, die mit Wurfanker und Steigbaum einst wilde Aktionen vollführt haben. Von „vorsintflutlichen“ Seilwurfexperten und Spezialisten für „Drei-Mann-Räuberleitern“, aber auch von Gestalten wie Hans Fiechtl, der sich vor den Schlüsselstellen immer einen kräftigen Schluck Feuerwasser genehmigen mußte und außerdem Begründer des bekannten „Fiechtl-Tarifs“ war (den allerdings nur Mädchen zu begleichen in der Lage sind). Der Bogen meiner Gedanken spannt sich aber auch von einem Heinz Mariacher, wie er vor 7, 8 Jahren war, als er z.B. bei einer Alleinbegehung im Rofan nach einem Sturz ins Seil – nur noch an einem einzigen, schlechten Haken frei in der Luft hängend – die Nerven hatte, sich erst mal in aller Ruhe eine Zigarette zu drehen, bis zu seinen kürzlichen Schilderungen einer Erstbegehung, die ihm in der Pordoi-NW-Wand gelungen war und die mein Interesse weckte:

1979: Niagara

Thomas Mihatsch und ich schauen ins Pordoi-Gemäuer hinüber, das schwarz und naß herüberglänzt. Nur der Bereich des birnenförmigen, gelben Flecks scheint nicht so feucht zu sein. Ob wir im Trockenen durchkommen? Peter Brandstätter und Franz Kröll haben wegen schlechter Bedingungen bereits einmal in ihr umgedreht, und sie zählen zu den Tiroler Spitzenkletterern. Die 1. Wiederholung der *Niagara* lockt:
Ich fahre fast bis zum Gasthaus unter der Pordoi-Wand hinunter

und biege beim Boulder-Block nach links von der Straße ab. Der Schranken ist gerade offen, keine Wache am Häuschen, also kurve ich durchs Militär-Camp, durch das ganze Carabinieri-Lager hindurch bis ans Ende des steinigen Weges nach 150 Metern. Ein Stück Vollkornkuchen noch und Rucksackpacken... Aber da kommt schon der erste Soldat und will uns auf italienisch klarmachen, daß wir das Auto hier nicht stehenlassen dürfen, sondern auf die Straße zurück müssen: „Macchina Strada!“ Thomas und ich zucken nur mit den Schultern und tun, als ob wir nicht verstünden. Er zieht ab – um aber bald in Begleitung wiederzukommen. Der zweite Carabinieri beherrscht drei Worte Deutsch: „Auto nix chier!“ Wiederum verstehen wir nichts. Jetzt kommen sie zu sechst wieder. Und mit ihnen der Major oder Oberst oder was auch immer. Jedenfalls einer mit viel Gold auf den Schultern. Der brüllt gleich los, daß sich die Autoreifen biegen: „Auto chier aweck, aweck, du verschtenn!“ Ich sage etwas auf zillertalerisch, damit er mich nicht versteht, worauf sie einen Südtiroler Soldaten holen, der uns in einwandfreiem Deutsch erklärt, daß... „Jaja“, sage ich, „wir fahren schon.“

Als wir zum Schranken zurückkommen, ist dieser zu. Die Wache will auf unser Handzeichen, den Schranken zu öffnen, plötzlich – so wie wir vorhin beim „Major“ – nichts verstehen und grinst dabei. Ich nicht faul, mache mir nichts draus und schicke mich an, den Wagen neben dem Schranken zu parken. Doch da kommen sie zu siebt und rufen „Austria bumm bumm, nix so viel lachen“, recken die Faust vor ihre Zähne und nähern sich bedrohlich. Jetzt wird es ernst. Entweder wir können hier sofort verduften, oder wir werden vermöbelt. Ein Sprung ins Auto, Kavaliertart, Vollgas – durch ein gerade einfahrendes Militärfahrzeug ist der Schranken jetzt einen Augenblick offen, wir pflitschen durch...

Bald stehe ich in der ersten Länge und vergesse alles. Herrliche Plattenklettere, schwarzgrau, fest und steil. Ich genieße voll bewußt ein jedes Stückchen Fels vor mir und laß das Klettern zum Fluß werden, der wie rauschendes Gebirgswasser von Stein zu Stein springt – fröhlich gurgelnd. Als 50 m ausgeklettert sind, stoppt mich das Seil, wie immer – Stand zu bauen. Die ersten Hammerschläge hallen durch die Wand, da schießt es Thomas durch den Kopf, und die Gewaltmeldung des Tages bricht ganz erregt aus ihm hervor: „Ich hab' den Hammer liegenlassen. Im Auto!“ – Schweigen.

Ich schau' nach oben – „na sauber!“ Der Pfeiler bis zur „gelben Birne“, hängt der nicht über? Wir haben nur eine Handvoll Haken



Der Autor in der „Via Niagara“ – „war ich in Form?“
Foto: T. Mihatsch

dabei. Die werden wir für oben sparen müssen, ich kann sie nicht schon hier verschlagen. (So kam es, daß ich die ganze Wand vorausstieg, ohne einen einzigen Haken zu schlagen. Weder zur Stand- noch zur Zwischensicherung.)

Die zweite Seillänge geht sich wieder genau mit 50 Metern bis zu einigen Pfeilerköpfen aus, um die ich Standschlingen legen kann. Nun klettere ich rechts haltend, zuerst in einem Riß, dann rechts von ihm hinauf; senkrechte bis leicht überhängende Wandkletterei, z.T. brüchig – schlecht absicherbar. (Die Linie sowie die Schwierigkeiten, die hier anhielten und über den VI. Grad hinausgingen, stellten sich später als eine Begrädigung der Originalroute heraus. Zwei Klemmkeile genügten mir damals als Zwischensicherung. War ich in Form?)

Im Nu sind wir dann am unteren Rand des gelben Wandflecks, und was hier beginnt, ist wohl der Gipfel der Genüsse: ein schwarzer Doppelüberhang, ein darauffolgender senkrechter Riß, mit herausstehenden Felsscheiben versehen, an welchen man hinaufturnen kann, daß es eine wahre Freude ist. **Das** ist für mich Klettern. Ganze Wellen positiver Energie überfluten mich, reißen mich fort in die Welt der Dynamik, in die Bewegung des Sprungs, lassen mich euphorisch emporschnellen.

Vier bis fünf Körperlängen links von uns schießen die Wasserfälle Hunderte Meter in die Tiefe, der Wind trägt manchmal einen Schleier herüber, benetzt den Fels mit einem Hauch von Nässe und verschwindet wie gekommen, lediglich eine Spur angenehmer Feuchtigkeit auf der Haut zurücklassend. Ein umwerfender landschaftlicher Eindruck – Klettern neben den „Niagara“-Fällen! Wohl eine der schönsten Freikletterrouten der Dolomiten: der Fels rau und griffig – fast wie versteinertes Moos –, porphyrische Zapfen und Teller aus senkrechter Wand wachsend wie die Sprossen der Feuerleiter am höchsten Hochhaus der Stadt.

Ein Hauch von Gold umfängt mein Wesen, der Geist wird klarer, mein liebstes Tun hell und wach. Das alles ist wahr und doch ein Traum ohne Ende – ich schwing' mich und steige, trancewandle mehr, als ich klettere, bis sie aufhört, die Wand, und ich ihm nachseh, dem Wasser, wie es abbricht ins Nichts... Niagara.

Cia-Dia – doppelt gemoppelt

Frühsommer 1981: Schlechtwetter in den oberen Regionen drängt uns aus der Marmolada hinüber zur Sella. Wir frühstücken und fahren los. Kaum haben wir den Fedajapaß hinter uns gelassen, wird es wieder etwas freundlicher. Eine halbe Stunde später erreichen wir den Parkplatz unter der Ciavazes-Südwand, auf dem es gewöhnlich zugeht wie an den Fernrohren unter der Eiger-Nordwand zu deren dramatischster Epoche. Nur daß die meisten Leute hier ohne Fernglas in die Wände starren, und mindestens ein Viertel der Schaulustigen, die zum Großteil aus dem Innern von Reisebussen ins Freie geströmt sind, in „Heil-Hitler-Stellung“ dem Rest des gemischten Publikums erklärt, wo sie welchen Kletterer in welcher Farbe erkennen, wo der sich hinbewegt und was der wahrscheinlich für Probleme hat. Denn in den Modetouren der Ciavazes-Südwand, die fast zu jeder Jahreszeit kletterbar sind und auch den Durchschnittskletterern herrliche Genüsse bieten, hängen fast immer Seilschaften drin.

Heute ist nichts von alledem zu sehen. Der Parkplatz ist fast leer. Wir frühstücken ein zweites Mal, Reinhard seine Semmeln, ich mein Frischkornmüsli. Alte Erinnerungen werden wach: Wie Heinz und ich seine jetzige Freundin Luisa hier kennengelernt haben, wie wir zu dritt die Routen trainingshalber nacheinander auf- und abgeklettert sind, die „Schubert“ hinauf, die „Micheluzzi“ herunter, die „Via Irma“ rauf, die „Abraham“ runter, die „alte Micheluzzi“ rauf, den „Rampenweg“ runter – und dies alles, während andere Seilschaften einsteilen mitunter lediglich eine einzige der Routen durchstiegen.

Und wenn ich heute in die Wand schaue, fällt mir am meisten ins Auge, daß die Wandflucht links der „Buhl-Verschneidung“ noch keine Route hat – und das, obwohl hier soviel geklettert wird. Sollte man nicht einfach probieren, sich durch die schwarzen Querwülste da oben irgendwie durchzuschlingeln? Herunten, bis zur Hälfte, ist es fast sicher möglich, frei zu klettern. Und oben – man würde ja sehen.

Wir machen uns fertig, stolpern zum Wandfuß hinauf.

Knapp links des Micheluzzi-Einstiegs hat jemand das Wort „Feldener-Weg“ in den Fels gemeißelt und einen Pfeil, der zu ein paar Haken weist, die sich weiter oben in den Platten verlieren. Soweit ich mich entsinne, sind Michl und Robi den Spuren einmal gefolgt, haben aber nach dem letzten Haken kehrtgemacht, weil der Weiterweg ohne Bohrhaken unmöglich schien. Und sonst wissen wir von niemandem etwas Näheres. Niemand von allen, die wir kennen, hat die Führe je geklettert, niemand kennt die Erstbegeher. Sollte es sich hier um eine „Via Dubioso“ handeln, wie bei „La Banane“ im Verdon, die zwar in namhaften Berichten und sogar in einem Führer aufgeschienen war, jedoch nicht existierte und sich als Jux der Lokalmatadore herausstellte?

Wir versuchen es etwas links, treffen auch hier anfangs auf einige Haken, von denen wir annehmen, daß sie von früheren Versuchen anderer stammen. (Später sprach ich einmal mit Sepp Gschwendthner und Andreas Kubin darüber, die von ersten Erstbegehungsambitionen, welche mit Abseilen endeten, wußten.)



P. Darshano in der letzten Länge von „CIA-DIA“
Foto: R. Schiestl

Interessante Kletterei bringt uns höher, bis uns – etwa auf Höhe des Micheluzzi-Quergangs rechts von uns – das Gelände zu einer Linksquerung zwingt. Ich quere und quere, bis mir das Seil ausgeht, und baue mitten in einer gelbbraunen Platte Stand. Von hier wollen wir wieder nach rechts zurück, lassen uns aber von einer geraden Verschneidung locken und so weit abdrängen, bis eine Kante erreicht wird, die sehr nach „Campanile“ aussieht und unsere letzte Seillänge vermittelt. Wir taufen die Route schlicht „Cia-Dia“ = Ciavazes-Diagonale.

Inzwischen haben auch andere Neulandsucher den Ciavazes „wiederentdeckt“: Der sympathische Südtiroler Hanspeter Eisendle hat mit seinem Partner Hans Kammerlander knapp links der Schubertföhre „Shit Hubert“ kühn verewigt, die Brüder Pickl schufen eine Parallele zur „Zeni-Verschneidung“, und schließlich und endlich hat sich mit „Via Roberta“ jetzt auch eine mit Bohrhaken abgesicherte Sportkletterroute durch die schwarzen Querwülste, unser ursprüngliches Ziel, hindurchgemogelt.

Nicht klein war aber unsere Überraschung, als wir im Heft „Der Bergsteiger“ unter „Chronik“ von einer Erstbegehung unseres Vorarlberger Freundes Beat Kammerlander lasen, die so ziemlich zur selben Zeit wie unsere „Cia-Dia“ gemacht worden war und auch im Routenverlauf größtenteils mit ihr identisch ist, was uns erkennen ließ, daß dieser neue Weg am Ciavazes ganz klar „doppelt gemoppelt“ war.

„Ad absurdum geführt“

Sonntag, 11.6.1978: Cima Scotoni Südwand weiß, „Cozzolino-Föhre“ naß, Reinhard Schiestl und ich voller Auftrieb. Wir beobachten eine Seilschaft in der Ciavazes-Südwand, die dem Technofieber frönt und sich seit bereits 10 Stunden die „Via Italia“ hinaufleitet. Eine kurze Dusche durchnäßt auch die Seilschaft in der „Via Irma“, die sich schon geschlagene drei Stunden mit Fiffis und anderem Klimbim in der (leicht frei kletterbaren) Verschneidungsseillänge abmüht. Als der Regenguß vorüber ist, steigen Reinhard und ich in die „Buhl-Streng“ ein. Es ist etwa 14.40 Uhr. Um 15.00 Uhr befinden wir uns im Buhl-Quergang, der anscheinend länger nicht mehr geklettert wurde. Ein riesiges Spinnennetz hat sich von einem rostigen Haken zu einer Felsleiste gespannt, viele kleine Wassertropfen – vom Platzregen vorhin – haben sich wirr darin verfangen und glitzern und funkeln wie erlesene Edelsteine. Die symmetrisch verwobenen Fäden glänzen wie Silberseide und lassen das kleine Kunstwerk der Natur leuchten und strahlen. Überhaupt macht es mir ausgesprochenen Spaß, anstatt über die schlechten Verhältnisse zu schimpfen das Schöne an der Situation zu sehen und mir mitunter sogar einen Jux daraus zu machen. So freue ich mich wie ein kleines Kind, als sich der Schlamm in den tiefen Grifflöchern unter dem Druck meiner Hände zwischen die Finger preßt und in hohem Bogen ins Freie spritzt.

Wir erreichen die Verschneidung und spreizen genüßlich in ihr hinauf. Wenn ich mir das Gelände genauer ansehe, kann ich mir kaum vorstellen, daß Reinhard, der hier als Bub einmal 40 Meter hinabgedonnert ist, weil er sich verstiegen hat, diesen Flug überlebt hat. Wir kommen rasch voran, und als wir das Gamsband erreichen, begegnen wir den beiden Kletterern aus der „Via Irma“, die auch gerade hier ausgestiegen sind.

Wieder beim Auto angekommen, werfen wir noch einen Blick in die Wand zurück und stellen zu unserem Erstaunen fest, daß die Seilschaft in der „Via Italia“ noch immer hart am werkeln ist. Der Seilzweite klettert soeben die letzte Seillänge zum Band.

Dies ist Anlaß für meinen Entschluß, bei nächster Gelegenheit das „Steigschlingen-Gaukeln“ ad absurdum zu führen! Bereits das darauffolgende Wochenende gibt mir die Gelegenheit dazu:

Das Wetter ist wieder unsicher, gewitterschwanger – ungeeignet für eine lange Wand. Große Haufenwolken bauen sich auf, mit scharfen Konturen, aber bauschig weiß, wie Watterpilze oder Federkissen, in die man am liebsten hineinspringen würde, in die man eintauchen und schwerelose Purzelbäume schlagen möchte. Immer wieder quillt an einer unvorhersehbaren Stelle ein neuer Bauch hervor und hält somit das Bild bei längerem Hinschauen ständig in Bewegung. Irgendwo, dort hinten über dem Langkofel, bäumt sich ein Cumulonimbus auf, der sich bis in die Tropopause hochzutürmen scheint. Seine Eisnadelkappe verleiht ihm die majestätische Form eines Riesenamboß, und von weitem wirken die Hagelschauer, die er unter sich niedersausen läßt, wie Freiluft-Stores, wie Gardinen aus Stoffen der Nebel genäht.

Peter Brandstätter, der sich im vergangenen Herbst eine komplizierte Sprunggelenkfraktur zugezogen hat, erst vor einigen Tagen den Gips abgenommen bekam und jetzt mit Krücken durch die



In der „Via Italia“: „... hängen wie Weberknechte an der Unterseite der Dächer – ... Bohrhakenleitern können zwar lustig sein, aber mit ästhetischem Greifen und Steigen, Piazen und Manteln, also mit echten Kletterbewegungen haben sie nichts zu tun.“

Foto: P. Brandstätter

Gegend humpelt, möchte zum Scherz des Tages die „Via Italia“ machen. Ich bin natürlich sofort dabei, allerdings unter der Bedingung, daß ich ihn, den sonst eher Fotoscheuen, als „Krückenpeter in der Bohrhakenwand“ ablichten darf.

Bald baumeln wir in den Schlingen an den von unten nach oben gebohrten Cassin-Expansionshaken, treten die Sprossen der Trittleitern, hängen wie Weberknechte an der Unterseite der Dächer, kleben wie angeklatscht an glatter Mauer, fotografieren, lachen und haben unser Vergnügen dabei. Peter, der seinen rechten Fuß nicht belasten darf, nimmt entweder die Krücken oder das Knie zu Hilfe. Jetzt kommen erst richtig seine Körperproportionen zur Geltung: Hände – so groß wie Kohlschaufeln, Beine – so dünn wie eine Vogelscheuche, die Körpergröße eines „Hermann Monster“ und das Gewicht einer „Twiggy“. Er geht fast alles mit den Armen, lächelt immer nur verschmitzt, wenn ich mich erkundige, wie er mit dem einen Bein zurande kommt und macht sich lustig über all die Maestris, Franceschis, Martinis und wie die „Direttissi-Bohris“ und „Hakendresch-Schanis“ sonst noch heißen mögen.

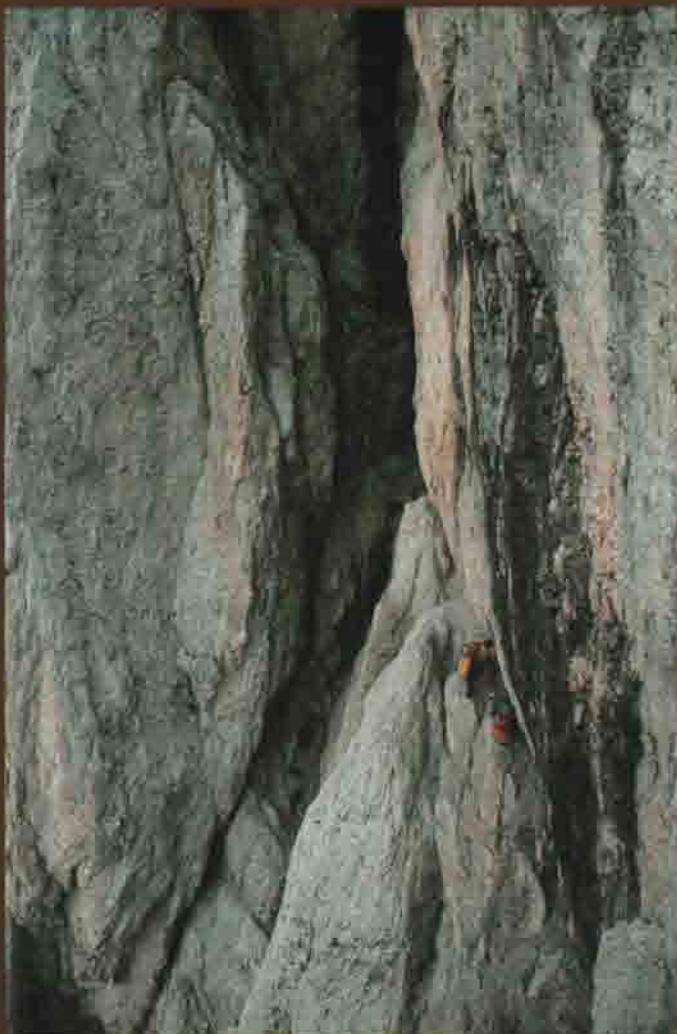
Etwas vier Stunden nachdem wir die Straße verlassen haben, schießen wir jetzt das Seil auf und hatschen – bzw. Peter hüpfte auf seinem gesunden Bein und macht mit den Krücken Stockeinsatz – das Band entlang zum Abstieg hinüber. Denn der zweite Teil der Route, der leider selten begangen wird, obwohl er tollen Fels bietet, kann nicht in künstlicher, sondern muß in freier Kletterei bewältigt werden – das würde dem Peter sicher nicht so leichtfallen wie die Hakenrassel unten. Und diese Tatsache zeigt: Bohrhakenleitern können zwar ganz lustig sein, aber mit ästhetischem Greifen und Steigen, Piazen und Manteln, also mit echten Kletterbewegungen, haben sie nichts zu tun. Von anspruchsvoller Kletterei kann nicht die Rede sein. Ja, nicht einmal anständig berührt wird der Fels dabei. Die Griffe vereinsamen, weil ihnen Haken vorgezogen werden, die Tritte bleiben verschmäht, weil sie metallene Sprossen zur Konkurrenz bekommen haben. Aber das Schlimmste von allem: „Der Reiz des fairen Grenzeziehens knapp hin zum ‚Jetzt-nicht-Möglichen‘, wird unterbunden, abgetötet, eingegraben...“

1981: 1000 Meter Düsternis

Dritte Begehung der „Messner-Mayerl“-Route in der Langkofel-Nordwand

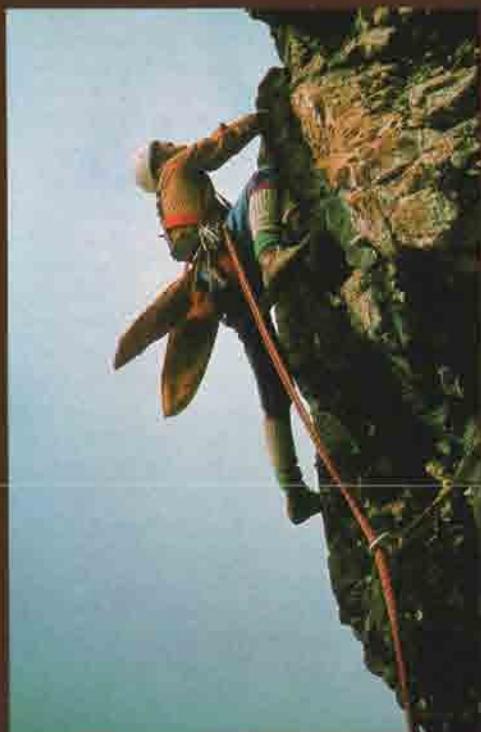
Hannes Schmalzl, Reinhard Schiestl, Swami Prem Darshano

Nur noch eine steile Eisrinne trennte uns von der Ausstiegsverschneidung. Ein 2 m breiter Eispanzer, mit Reibungskletterpat-schen unmöglich kletterbar. Seilfrei standen wir nebeneinander auf einer kleinen Felsnase. Ich schlug vor zu springen. Reinhard erklärte mich für verrückt. Aber ich hatte immer schon ein gutes Gefühl für gewagte Sprünge, und ehe sich's Reinhard versah, stieß ich mich ab und landete nach einem kräftigen Satz auf einem teller großen Plateau der gegenüberliegenden, vereisten Rißverschneidung. Eine Eisscholle zerbarst krachend unter meinen Fersen, und meine Hände verklemmten sich sofort tief im Riß. Reinhard war entsetzt und gab viel „Wenn und Aber“ zu beden-



*Reinhold Schiestl und der Autor in der Mayerl-Messner-Führe durch die Langkofel-Nordwand
Foto: H. Schmalzl*

*Unten: Der Autor in CIA-DIA (= Ciavazes-Diagonale)
Foto: R. Schiestl*



Links: S.P. Darshano in der Via Niagara an der Pordoi-spitze-Nordwestwand

Fotos: T. Mihatsch

Seite 43: Tiefblick von einem Pfeilerkopf der Mayerl-Messnerföhre durch die Langkofel-Nordwand. Seilfrei zu gehen und deshalb schneller zu sein, ist eine Frage des richtigen Abwägens zwischen eigenem Können, Gefährlichkeit und Schwierigkeit des Geländes. Auch die Wahl der Kopfbedeckung liegt in der freien Entscheidung jedes einzelnen Bergsteigers – zu empfehlen indessen ist für solch eine Wand wohl doch ein Helm!

Foto: H. Schmalzl



„Was uns zu schaffen machte, waren weniger Steilheit und Schwierigkeit der einzelnen Kletterstellen als mehr die Nässe, Kälte und der oft glasierte, eisgepanzerte Fels. Hier hieß es vorsichtig klettern, jegliches Sturzrisiko vermeiden. Ein reizendes Spiel.“

Foto: H. Schmalzl

ken. Als aber auch Hannes ohne zu zögern den fliegenden Quergang hinter sich brachte, sprang Reinhard auch; trotz aller Wenn und Aber...

Kurz darauf standen wir am Gipfel. Fünf Stunden hatten wir für die 1200 m hohe, vereiste Langkofel-Nordwand gebraucht. Wir waren zufrieden. Eigentlich wollten wir ja in eine andere Wand, aber als Reinhard's Auto um 12.00 Uhr nachts beim Erreichen des Sella-Passes sämtliche Warnlichter am Armaturenbrett erblincken ließ, disponierten wir kurzerhand um und blieben an Ort und Stelle. Nach durchkauerter Nacht auf den Sitzen des Peugeot wachten wir um 1/2 8 Uhr auf. Hannes, der beim Bundesheer im Service tätig gewesen war, bewies sein Talent und strich zum Frühstück ein Vollkornbrot nach dem andern. Da wir auf eine große Tour eingestell waren, interessierte uns an den drei Sellatürmen und der Ciavazes-Südwand heute nichts, zumal wir sowieso beinahe alle Routen dort kannten. Allein das Langkofel-Massiv reizte uns enorm. Die Messner-Nordwand. Eine Wiederholung soll es erst geben, und 10-15 Stunden Kletterzeit sollen die Erst- und Zweitbegeher benötigt haben.

Als wir das Auto verließen, trat ein Irländer heran und fragte, ob er unser vierter Mann sein dürfte, weil sein Partner sich heute nicht wohl fühle. Wir hätten Mc.Gregor wohl angeboten, mit uns zu kommen, aber als er unser Ziel vernahm, lehnte er dankend ab. Um 10.00 Uhr stiegen wir ein. Gleich in den ersten 100 Metern, die wir kletterten, fanden wir abgeschlagene Seile, Rückzugsschlingen und sonstige Zeichen mißlungener Wiederholungsversuche. Seilfrei stiegen wir in der Einstiegsschlucht bis zum ersten überhängenden Abschnitt, von welchem Riesen-Eiszapfen drohend herunterblitzten. Für zwei Seillängen knüpften wir uns zu einer Seilschaft zusammen und fanden links in einer brüchigen Reißverschneidung, in der man am Eis vorbeiklettern konnte, einen alten Haken von Reinhold Messner. Kurzes Abklettern in überhängendem Fels brachte uns in die ursprüngliche Kaminreihe zurück. Wir banden uns die Seile auf den Rücken. Ohne Sicherung kletterten wir nun Hunderte von Metern steilsten Fels empor, jeder allein auf sich gestellt, einzig vertrauend auf seine Erfahrung und sein Können. Ein befreiendes Gefühl. Was uns zu schaffen machte, waren weniger Steilheit und Schwierigkeit der einzelnen Kletterstellen als mehr die Nässe, Kälte und der oft glasierte, eisgepanzerte Fels. Hier hieß es vorsichtig klettern, jegliches Sturzrisiko vermeiden. Ein reizendes Spiel.

In diesem Stil kletterten wir bis unter jenen überhängenden Reiß, der nur so glänzte vom blanken Eis. Links und rechts hingen von dem Überhang, den es zu überklettern galt, Eisschollen herunter. Ungesichert, wie ich war, versuchte ich ihn hochzuspreizen. Es war zu gefährlich. Hannes und Reinhard waren auch dafür, daß wir uns wenigstens für die ärgsten 20 Meter anseilten. Mit den Handinnenflächen versuchte ich das Eis von den unbedingt notwendigen Griffen und Tritten wegzutauen. Unendlich vorsichtig stieg ich höher, vergeblich versuchte ich eine Zwischensicherung unterzubringen. Als ich oben stand, spürte ich meine Finger nicht mehr. Doch danach gab es nur mehr rhythmisches Steigen, ohne behinderndes Seil, und den spektakulären Sprung trotz Reinhard's „Wenn und Aber“.



Am Gipfel bestaunten Hannes und ich die schönen Cumulus-Wölkchen, die uns, wären wir mit den Drachen hier gewesen, sichere Aufwindbärte bezeichnet hätten. In Gedanken stand ich schon dort auf dem Felssporn am Rande des Abgrunds, das Trapez auf den Schultern, elf Meter Flügelspannweite über mir und spürte, wie der Wind in das gespannte Segel fuhr, wie ich abhob und flog, wie ich kreiste mit den Dohlen, wie ich dahinschoß durch die Lüfte, stahlblauen Himmeln entgegen. Der Gipfel des Langkofel-Massivs versank unter mir wie einst Atlantis im Meer, die Wolken tanzten im Reigen und neigten sich zum Gruß. Die Sonne spiegelte sich am verchromten Gehäuse des Variometers, glitzerte durch die Schleier der Wolkenränder und warf mir wärmende Strahlen ins Gesicht. Der Fahrtwind zupfte lustig an den Haarbüscheln, die unter dem Helm hervorlugten, und ich genoß diesen Fahrstuhl, diese Thermik – sie ließ mich steigen und steigen in gigantische Höhen...

Doch wir mußten an den Abstieg denken, und wehmütig ließ ich den Traum vom Fliegen fahren. Es wäre zu schön gewesen, die Knie zu schonen und per Flug-Drachen dem Tale zuzuschweben. Der Normalweg hinunter war lang – und durstig kamen wir nach zwei Stunden zur Toni-Demez-Hütte. Dort aßen wir ziemlich teure Polenta mit Pilzen, und der Wirtsohn erzählte uns von seinem rüstigen Vater, der mit 79 Jahren noch immer Bergführer war und Klettertouren mit Gästen unternahm. Auch erfuhren wir, daß man Paul Grohmann, der als erster den Langkofel bestiegen hatte, deswegen von der Kirche ausschloß und als Gottesfrevler und Selbstmörder abstempelte. Das war vor vielen Jahren in St. Christina. Dabei kann es sich aber nur um eine Legende handeln. Wie sollte der Wiener Paul Grohmann in St. Christina von der

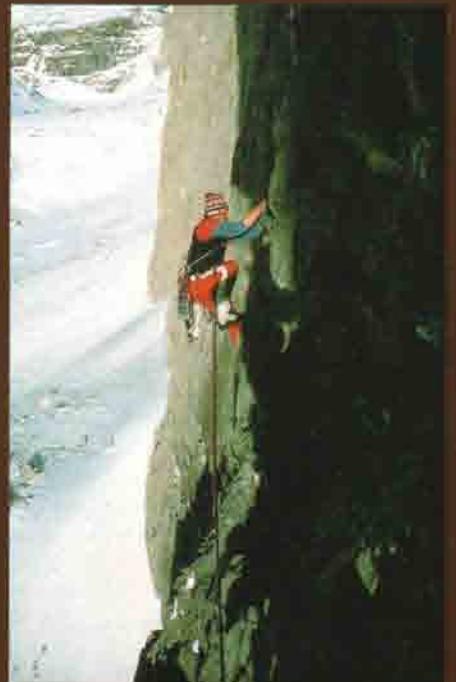
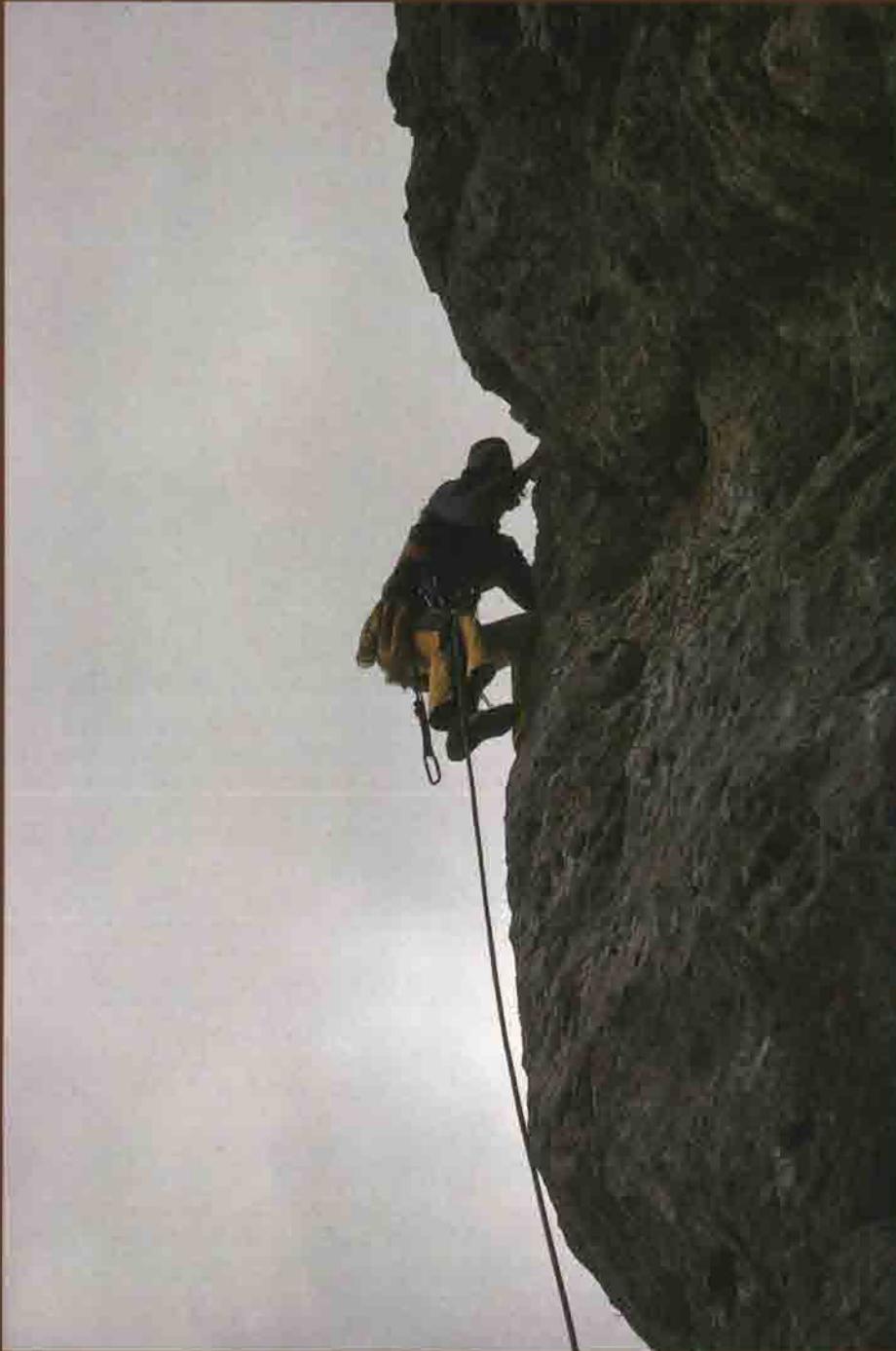
Kirche ausgeschlossen werden! Grohmann gastierte im Grödner-tal immer in den besten Wirtschaften und schloß vor seinen Unternehmungen gelegentlich Wetten mit den Einheimischen ab; hinterher hatte es oft deftige Feste gegeben – bestimmt auch nach der Langkofel-Erstbesteigung, die Paul Grohmann 1869 mit den Führern Franz Innerkofler und Peter Salcher geglückt war. Und wir waren heute größtenteils seilfrei durch die Langkofel-Nordwand geklettert. So ändern sich die Zeiten.

Lange Schotterreißen nahmen uns jetzt auf und ließen uns in großen Sprüngen wieder unser Auto erreichen. Hannes, als Brotstreicher vom Dienst, machte sich wiederum an die Arbeit und überlegte, daß der Ire, der eigentlich in der Früh mit uns gehen wollte, den vereisten Verhältnissen vielleicht doch nicht ganz gewachsen gewesen wäre und wie er jetzt seinem kranken Partner berichten müßte:

„Oh, we are very sorry, but just as we climbed free soloing in a very hard and icy traverse, McGregor didn't well and we saw him... (Hannes singt den Schlager, und wir fallen in den Refrain ein):
 SLIP-SLIDING AWAY
 SLIP-SLIDING AWAY
 You know the nearer the destination the more you're
 SLIP-SLIDING AWAY.

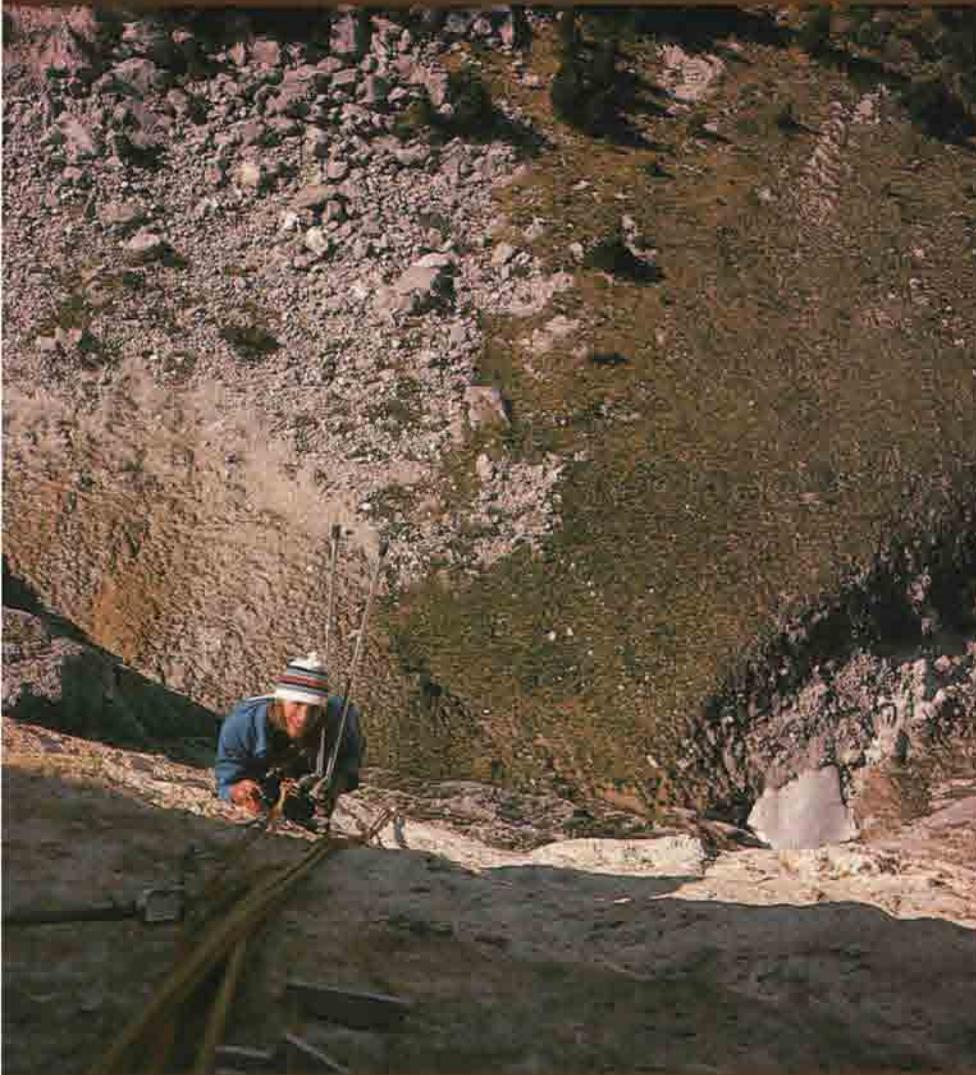
(Das klingt makaber, wie die drei da die Spannung abreagieren, die sie während der vergangenen Stunden gefangenhielt. Doch sei daran erinnert, daß ihnen dies so nur gelingen konnte, weil sie genau wußten, daß „McGregor“ an diesem Tag den sicheren Boden nicht verlassen hatte; d.Red.)

Die Vertikale als Podium



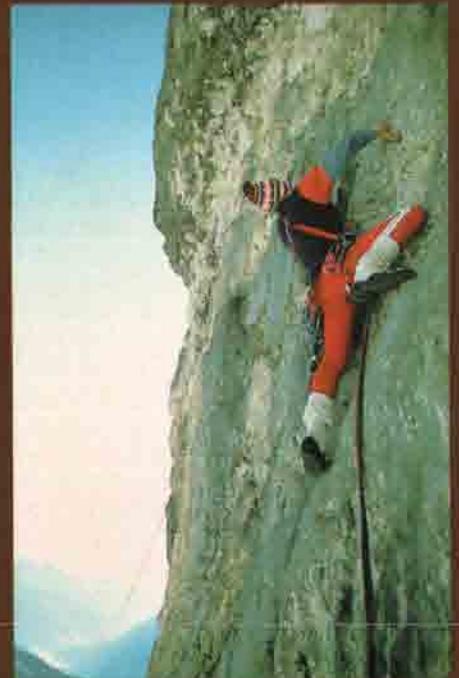
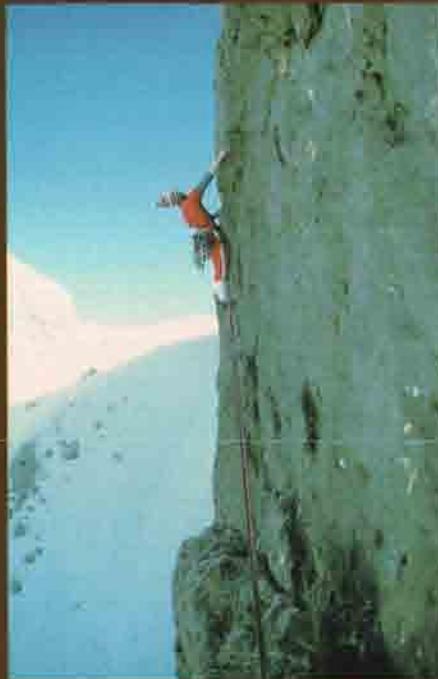
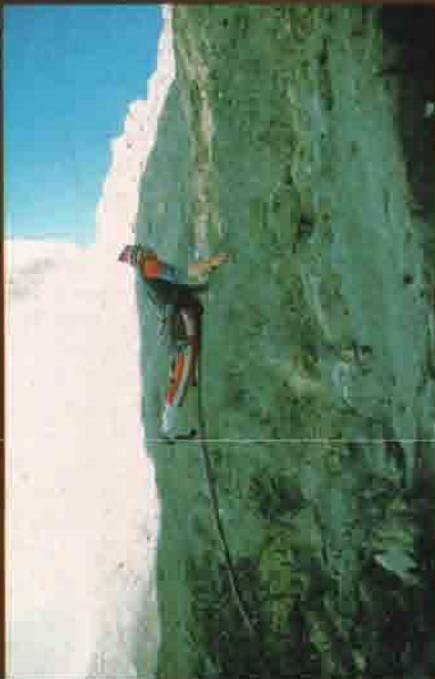
*Oben: Heinz Mariacher beim Abstieg
über die Schubertföhre an der Ciavazes-
Südwand.*

Foto: S.P. Darshano



Links: Tiefblick aus der „Via Italia“
am Clavazes. Das Bild zeigt (Krük-
ken-)Peter Brandstätter
Foto: S.P. Darshano

Untere Bildleiste: „Wintertanz“ auf
dem Parkett der Pordoi-Nordwest-
wand



Fotos unten (4): H. Mariacher

Wintertanz

Erstbegehungsversuch in der Pordoi-Nordwestwand (schwarze Platten links der Abram-Führe), 11. Februar 1982,

12 Uhr mittags: Wie zwei Winzlinge stehen sie unter der rabenschwarzen Wand. Anregend plastisch baucht sich die teerfarbene Einstiegsverschneidung über ihre Köpfe, das Auge piaz am pechernen Riß in die Höhe, dorthin, wo sich am Horizont des Überhanges entmutigend jegliche Felsgliederung im Gewölbe des milchig-blauen Himmels verliert. Nur mehr Gedanken vermögen dort oben, in den eisenfesten Platten, seichte Dellen und kleine Warzen zu erahnen, an denen zu klettern für sie Wunschträume sind. Und schon turnen die ersten Worte über die Verschneidung hinaus, durchtanzen aufgeregt die Plattenzone, schwingen sich der Steilheit zum Trotz von einem Erosionsloch zum anderen, verhöhnen die Schwerkraft und verklingen im Schatten der Wand... Nur die beiden stehen noch da wie angewurzelt – die Körper von Heinz und Darshano.

Heinz Mariacher, vom Klettern durchströmt wie kein anderer – und ich, der Mann des Auftriebs. Zwei „Mister-Marmolada-Men“ zu einer anderen Wand verirrt.

Nur noch eine schmale Tiefschnee-Rinne trennt uns vom Einstieg. Unser Problem ist es vorerst, von den Skischuhen heraus und in die Kletterpatschen hineinzuschlüpfen, ohne dabei umzufallen und bis zum Hals im grundlosen Treibsand dieser blendend-weißen Landschaft zu versinken. Nach einigen Überlegungen stehe ich balancierend auf meinem Rucksack, unter dem ich die Ski kreuz und quer verlegt habe, damit er an der Oberfläche des steilen Winterhanges bleibt. Wie ein Storch auf einem Bein das Gleichgewicht haltend versuche ich, meinen rechten Fuß in den Slick zu zwängen; irgendwie schaffe ich es sogar, mit trockenen Reibungs-Gummisohlen den etwa einen Meter entfernten Fels zu erreichen und loszuklettern. Eiskalt ist er, unnahbar fremd – wo er doch sonst mein Freund ist – der Fels. Ich tauche ein in den Kältesee des Schattens.

Während Heinz die schwarze Rißverschneidung hinaufspreizt, in seiner typischen Art zu greifen die Haltepunkte wählt, gezielt, ausgeglichen, bedächtig – und doch ein nicht zu unterschätzendes Klettertempo vorlegend, merke ich, daß mein Körper unterkühlt. Wie Schwämme beginnen die Finger- und Zehenspitzen die eisige Kälte aufzusaugen und an Arme, Beine und Rumpf weiterzugeben. Ich ziehe die Daunenjacke aus – zünde die Handwärmer an. Bewegung ist das einzige Mittel. Zehen massieren, Arme kreisen, Finger gegen den Fels schlagen... Wenn nur die Sonne endlich käme – es ist ja schon Mittag vorbei. Hoffentlich macht Heinz bald Stand. Das Seil ist aus, der Vorhang öffnet sich, jetzt ist es an mir, die Felsen, die die Welt bedeuten, zu betreten: blaue Hände verkallen sich im Riß, ich versuche bewußt, mich anzustrengen, im Nachstieg über meine Verhältnisse zu klettern, damit ein Adrenalinstoß das Blut in den Adern zum Pulsieren bringt. Bei Heinz angekommen drückt mir der Schmerz des wiederkehrenden Gefühls in den Fingern die Tränen in die Augen. Kurz darauf spüre ich wogende Wärme in mir. Ich bin vom Scheitel bis zur Sohle akklimatisiert.

An Grifflöchern klettere ich jetzt in der kohlschwarzen Platte höher, weitab vom Alltag und der Realität der Bürgerlichkeit. In mir steigt

eine Empfindung auf, die unbeschreiblich ist. Jede Bewegung ist eingegliedert in eine Choreographie der Freude, die Griff- und Trittfolgen inspirieren mich zu immer neuen Kletterstellungen und Bewegungsabläufen. Der Fels ist wieder Freund geworden – ich tanze ein „Pas de deux“ mit ihm. Ja, dieser Tanzboden aus Stein ist meine zweite Heimat.

Viele Seillängen geht es in diesem Stil dahin, das Podium wird steiler und steiler, wir haben noch immer kein Sonnenlicht in der Wand – der Feuerball kann sich nicht entscheiden. Am Ende einer ausgegangenen 45er-Länge nimmt der Tanz ein jähes Ende: Das Doppelseil hängt ohne Zwischensicherung bis zu Heinz hinunter, und ich finde keine Möglichkeit, Stand zu bauen. Kein Haken, Klemmkeil oder Friend läßt sich unterbringen. Die letzten Meter hatten einige Stellen VI+, zum Abklettern also nicht so einfach. Ein Gefühl der Einsamkeit macht sich in mir breit. Wo bleibt die Musik? Nervös tastet mein Auge die Umgebung ab; keine brauchbare Felsritze, kein Loch, kein Nichts, Tanzpause.

Mehr als eine Viertelstunde suche ich vergeblich. Ich fühle, wie die Kulissen meines Auftritts nach und nach zerbröckeln, wie meine Überlegenheit zerbricht, wie ich der Marionette gleich an seidnem Fäden hänge. Plötzlich trifft mich der erste Sonnenstrahl des heutigen Tages, ganz kurz nur, doch alle Leere ist verschwunden. Da, jetzt fällt der Lichtkegel in eine Nische links über mir. Ich nutze die letzten Meter des 50-m-Zwillingsseiles aus, erreiche das Fluten der Sonne und... finde genau drei Hakenlöcher. Nachkommen!

Endlich der Szenenwechsel. Weiche Takte sphärischer Klänge werden mir ins Herz gespült, und ohne Übergang finde ich die innere Ruhe wieder. Das Lachen, das Lachen über meine Unsicherheit und das Lachen über meine schlechten Nerven ziehe ich wie eine Flagge hoch – und mir wird klar, wie viel zu wichtig ich mich vorhin nahm.

Inzwischen ist es kurz vor 16 Uhr geworden. In einer Stunde ist es dunkel. Ein gelber, überhängender Wandgürtel sperrt als letzte Barrikade den Weg zum Ausstieg. Heinz meint: „Wir drehen um.“ Ich aber will's nicht glauben, verbeiß mich in den ersten gelben Metern, komme nicht so recht vorwärts, horche in mich hinein und ahne, die Begleitung kehrt nicht wieder. Kein Schwung kommt in mir auf, der Tanz – er scheint zu Ende.

Erst jetzt werde ich wieder der Umgebung gewahr. Die untergehende Sonne wirft lange Schatten ins Tal, die letzten Skifahrer, die meine Hammerschläge gehört haben, gaffen schon über eine halbe Stunde zu uns herauf, anstatt weiter über die Buckel dem Tale zuzurutschen, und Heinz macht schon die eifrigsten Anstalten, alles zum Abseilen herzurichten. Das Band spult jetzt zurück. Vorbei an all den gekletterten „Batement's“ und „Pliez's“ seilen wir uns in die Tiefe. Noch eine letzte „Pirouette“ in den Seilen hängend, dann ist ein Band erreicht, über das wir nach links ins weniger steile Gelände queren und uns die Seile auf den Rücken binden; wir brauchen sie nicht mehr. Im letzten Abendlicht, das die Wand jetzt in ein ockergelbes Goldkleid hüllt, klettern wir etwa 100 Meter ungesichert ab, jeder ganz in sich verankert, ein herrlich entspannendes Gefühl...

Wintertanz.

Free Solo –

die kompromißlose Herausforderung

Marcus Lutz/Thomas Bubendorfer

Was denkt sich bloß die Redaktion eines Alpenvereins-Jahrbuches, die wertvolle Seiten des Bandes vergibt, um darauf gleich zwei extreme Solokletterer zu Wort kommen zu lassen? Bedenkt sie denn nicht die Vorbildwirkung solchen Tuns, der sie damit Vorschub leistet?

Nun, es gibt hier in der Redaktion niemand, der einem Leser raten wollte, sich als Alleingänger zu versuchen. Dazu rieten wir nicht einmal einem Thomas Bubendorfer oder Marcus Lutz, unseren Autoren. Alle jedoch wollen wir daran erinnern, daß jeder engagierte Alpinist, nicht nur der Alleingänger, sich so weit „emanzipiert“ haben muß, daß er selber richtig abschätzen und entscheiden kann, was er sich im Gebirge erlauben darf und was nicht. Die Berufung auf irgendwelche Vorbilder entbindet nicht von der Eigenverantwortung.

Daß das Bergsteigen heute nicht mehr als die Spinnerel von wenigen Außenseitern gilt, sondern ein zumeist gemeinschaftlich betriebener Volkssport geworden ist, wissen wir auch. Mehr noch! Spätestens die letzte Alpinismustagung vom Herbst '83 in Bad Boll hat uns darüber aufgeklärt, daß das Bergsteigen als Volkssport heute nicht nur nicht mehr im Widerspruch zum allgemeinen Zeitgeist steht, sondern ganz offenbar in weitgehend reibungs-freier Übereinstimmung damit.

In Übereinstimmung freilich auch mit den düsteren Seiten dieses Zeitgeistes oder, richtiger wohl: der Mentalität dieser Zeit! So enthält das Referat, das Björn L. Zeit auf dieser Tagung zum Thema „Bergungsglück – Schicksal oder Versicherungsfall?“ gehalten hat, wörtlich folgende Aussage: „Obwohl zunehmend in die Berge gegangen wird und Ski gefahren wird und die Zahl der Unfälle im Verhältnis dazu abnimmt, nimmt die Zahl der Prozesse zu. Das liegt auch an folgendem. Es geht dann um viel Geld, und Geld kann jeder von uns gebrauchen. Es häufen sich die Fälle, wo auch in Bagatellunfällen Strafanzeigen erstattet werden, weil derjenige, der in einem zivilrechtlichen Prozeß etwas geltend machen will, darauf hofft, daß der Staatsanwalt mit seinem ganzen Apparat die Umstände in seinem Sinne viel besser klären kann. Man hofft also über das Strafverfahren Beweismaterial zu erhalten, um im Zivilrechtsverfahren zu seinem Geld zu kommen. Das ist eine böse Entwicklung, die bei allen Verkehrsunfällen gang und gäbe ist.“

Es nimmt also auch unter Bergsteigern die Neigung zu, die Verantwortung für alles, was im Verlauf gemeinsamer Unternehmungen geschieht, tunlichst den anderen aufzuhalsen. Und dies

häufig nicht einmal mehr gedankenloser Bequemlichkeit wegen, sondern clever berechnend, um gegebenenfalls einen Schuldigen zu haben, auf dessen Kosten man sich selbst möglichst schadlos zu halten versucht.

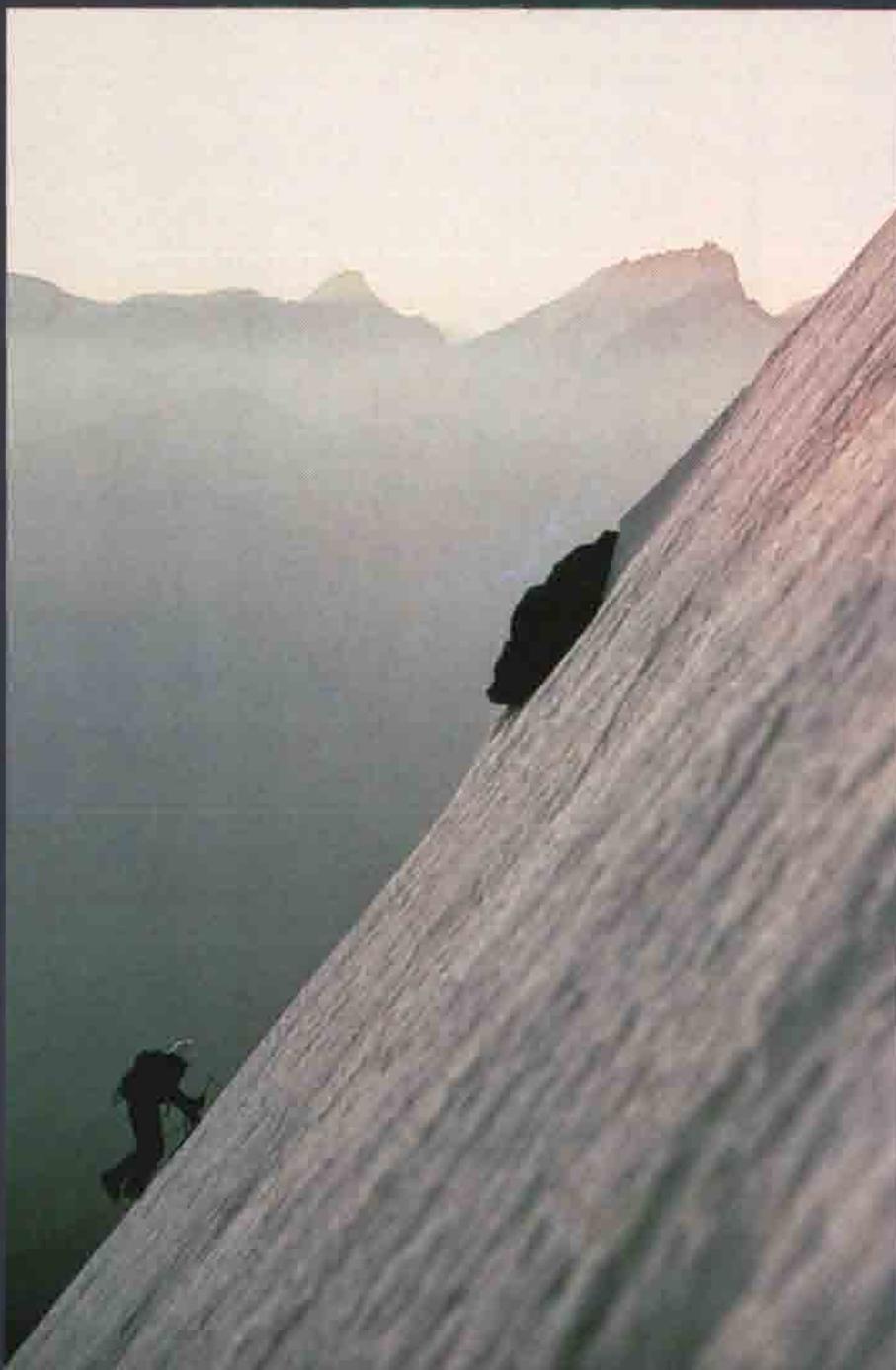
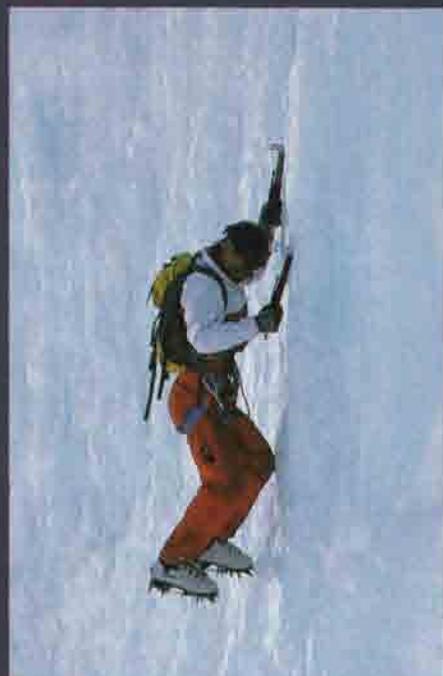
Wenn also schon jeder Beitrag, der in einem Buch für Bergsteiger erscheinen soll, peinlichst auf seine Vorbildwirkung hin abzu-horchen ist, dann wünschen wir in einer Hinsicht, wenn auch nur in dieser, den folgenden Berichten tatsächlich eine solche Vorbild-wirkung: In der nämlich, daß ein Alleingänger von vornherein und bewußt darauf verzichtet, notfalls die Schuld auf andere schieben zu können, wenn etwas schiefgeht.

Deshalb schon die Unternehmungen von Solokletterern als Aus-druck einer Gegenhaltung zur trendkonformen zu werten ist vielleicht etwas voreilig. Immerhin: Zwar ist es eine winzige Minderheit von Kletterern, die den Alleingang riskiert, doch von einer verschwindenden zu sprechen wäre falsch! Ihre Zahl nimmt zu. Vor allem der Stil der Alleingänge, deren Schauplatz im Lauf der letzten Jahre zunehmend auch höchsttaxierte Alpenrouten waren, übertrifft alles bis vor kurzem Vorstellbare. Die zwei Durchsteigungen der Eiger-Nordwand durch Thomas Bubendorfer und Reinhard Patscheider innerhalb einer Woche am 27. und 31. Juli 1983 und in jeweils weniger als 5 Stunden sind dafür lediglich ein Beispiel. Begriffe wie „Free Solo“ gehören ebenso zum allgemeinen Sprachgebrauch der jungen Bergsteigergeneration wie „Rotpunkt“ oder andere aus dem Bereich des Sportklet-terns.

Nicht nur solche Sprachgewohnheiten weisen überdies auf die wechselseitige Beeinflussung zwischen der gegenwärtigen Sport-kletterbewegung und einer Entwicklung im extremen Alpinismus hin, die im Stil der Unternehmungen eines Prem Darshano etwa oder in der Zunahme solcher „Free Solo“-Begehungen sichtbar wird. Am eindeutigsten zeigt sich diese Wechselwirkung in den intensiven und ausgeklügelten Trainingsprogrammen, denen sich Sportkletterer und Spitzenalpinisten heute unterziehen.

Dennoch sind Sportklettern und extremer Alpinismus mit Tendenz zur „Free Solo“-Begehung nicht das gleiche. Zu verschieden sind die Beweggründe, auf die beide Erscheinungen zurückzuführen sind. Zwar will bekanntlich auch der Sportkletterer frei, also ohne Hilfsmittel klettern, doch geht es ihm dabei allein um die Bewältigung des sportlichen Problems. Dazu, das Risiko, das sein Tun begleitet, weitgehend oder möglichst ganz auszuschalten, sind ihm sogar sehr aufwendige Sicherungsmittel und -methoden

Neue Maßstäbe im Alpinismus

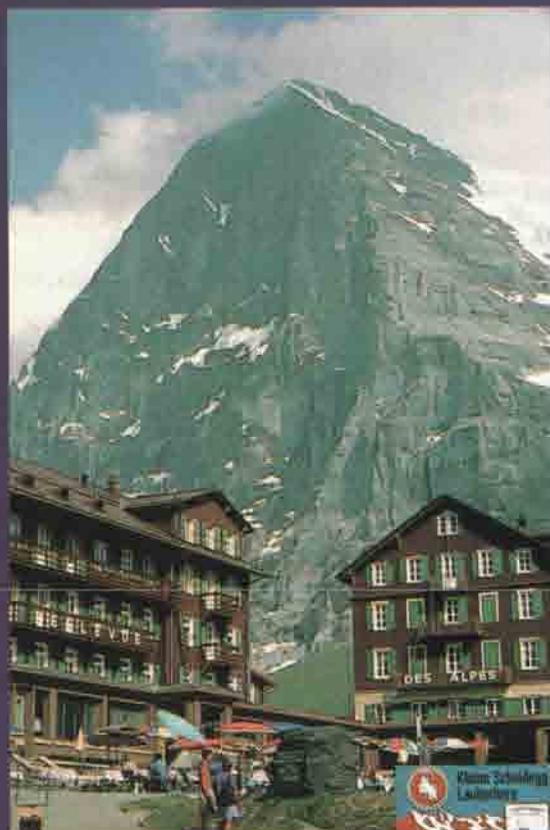
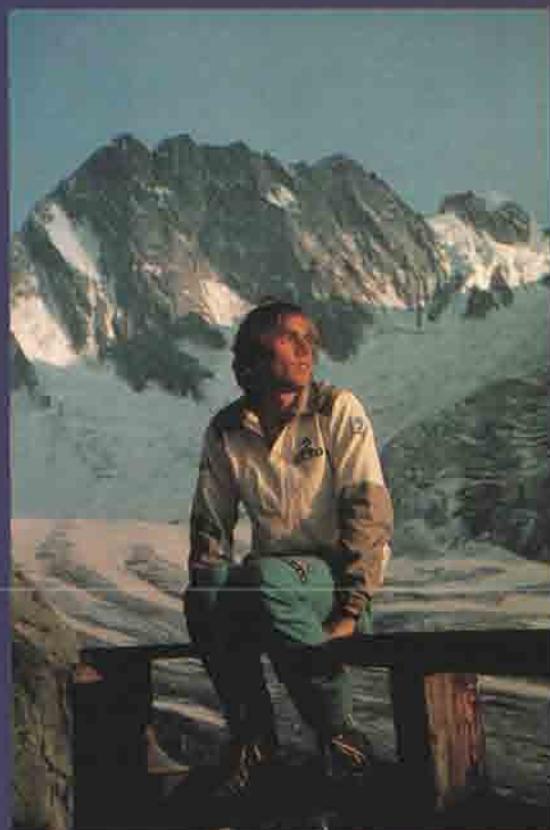


*Oben:
Thomas Bubendorfer
beim Eistraining*

*Fotos:
O. Baumeister*

*Oben: Der Autor im Einstiegseisfeld der
Matterhorn-Nordwand*

*Foto:
Archiv Bubendorfer*



Oben: Auch die Montblancgruppe ist der Schauplatz aufsehenerregender Solo- und anderer Begehungen, durch die Bergsteiger wie M. Boivin, F. Piola und Ch. Profit in der gegenwärtigen Entwicklung des Alpinismus neue Maßstäbe setzen.

Ganz links: T. Bubendorfer am Abend vor seiner Solobegehung des Walkerpfeilers (im Hintergrund)
Links: Die Eigernordwand über der Scheidegg

Fotos: Archiv Bubendorfer



Alleingehrer am Grat zum Becket-Kara-Baschi (Kaukasus, Baksan-Tal)

Foto: E. Griebel

recht. Der „Free Solo“-Kletterer dagegen stellt sich bewußt dem vollen Risiko, zieht ihm gegenüber lediglich sein Können und seine psychische Verfassung ins Kalkül.

Diesem Unterschied entspricht auch der jeweils gänzlich andere Verlauf der Geschichte des Sportkletterns und des Soloalpinismus. Die Vorgeschichte des Sportkletterns ist kurz angerissen im Vorspann zum Beitrag von Sepp Gschwendtner auf Seite 69. Die des Soloalpinismus hingegen läßt sich ziemlich geradlinig von Georg Winkler, Eugen Guido Lammer, Paul Preuß, Hermann Buhl über Reinhold Messner hervorfolgen bis zu ihren Avantgardisten der Gegenwart. Diese haben es nach Jahrzehnten der Stagnation immerhin geschafft, einen entscheidenden Schritt auf dieser Linie weiterzugehen. Dies nicht zuletzt erscheint uns ein hinreichender Grund, in einem Jahrbuch für Bergsteiger eine solche Entwicklung nicht zu übergehen.

(d. Red.)

... eine Sucht, von der ich nicht geheilt werden möchte

Marcus Lutz

Kleines Vorwort

Als ich den Artikel fertig hatte, habe ich ihn ungelesen in eine Schublade gelegt. Nicht, weil ich ihn für katastrophal mißlungen hielt, nein, nach drei Wochen wollte ich ihn wieder lesen. Sehen, was ich da zusammengekrizelt hatte. Welche geistigen Ergüsse ich unter das lesende Bergvolk bringen wollte.

Nach dem Lesen war ich erschrocken. Waren meine Erlebnisse wirklich so nüchtern, so unterkühlt, wie ich sie zu Papier gebracht hatte? Oder war ich nicht in der Lage, meine Emotionen in die Erzählungen einzubringen, sondern nur dazu, eine Aneinanderreihung technischer Bewegungsabläufe zu schildern? Hatte ich nur noch die Kletterstellen im Kopf, keine Gefühle mehr? – Nein! –

Also das Ganze noch einmal von vorn, auch auf die Gefahr hin, daß man nun meinen könnte, daß mein ganzes Leben als Alleingänger von Gefühlen bestimmt ist. Das liegt allerdings weit näher an der Realität als meine zunächst geschriebene Auflistung schwerer Kletterstellen und -führen.

Das Alleingehen bewegte und rührt mich auch jetzt noch weit stärker als alle anderen Spielformen des Kletterns. Deshalb wollte ich etwas darüber zu Papier bringen, so kritisch, so ehrlich wie möglich. Daß ich dabei nicht ganz aus meiner Haut heraus konnte, versteht sich von selbst! Wer den Artikel richtig liest, wird seine Schlüsse ziehen, wird nachdenken und vielleicht verstehen. Den Besserwissern kann ich aber auch nicht helfen!

Zahlen

sind normalerweise nicht unbedingt angebracht, wenn es ums Nachdenken über das eigene Tun geht, doch habe ich mir die Mühe gemacht, meine Tourenbücher einmal zu sichten. Und ich bin dabei erschrocken, daß ich schon über 200 Routen ab dem IV. Schwierigkeitsgrad solo hinter mir habe. Daß es viele Alleingänge sein würden, wußte ich schon, doch mit fast 90 Sechsern und ebenso vielen Fünfern hatte ich nicht gerechnet. Aber was sind schon trockene Zahlen. Ich weiß auch gar nicht, was der Unterschied zwischen dem sechsundneunzigsten und hundertsten Solo-Sechser sein soll? Das Besondere liegt nicht in den nüchternen Zahlen und Fakten, sondern in der Tour, mit allem Drum und Dran.

Eines jedoch zeigen Zahlen deutlich auf: die Intensität, mit der man etwas betreibt. Eben auch meine Leidenschaft für den Alleingang, die zur gleichen Zeit wie die Kletterleidenschaft erwachte. Und die wohl mit dieser für immer verknüpft bleiben wird, obwohl es genügend Gründe gäbe, mit der Solobegeisterung zu brechen!

Am Ende

schien ich mit meiner Kletterlaufbahn zu sein, als ich mich in einer steilen Schotterhalde aufrichten wollte. Aber der rechte Fuß war zu einem unförmigen Klumpen angeschwollen, unmöglich, auch nur einen Schritt damit zu machen. Kriechend hetzte ich die Halde hinauf und fand meine Aufschlagstelle: links ein tiefer Fußabdruck, rechts ein kantiger Felsbrocken. Der zörnige Blick nach oben kann auch keine Verne'schen Zeiteinsparungen erzeugen. Auf einem Bein durch die Halde hüpfend, stolpernd, fallend und kriechend erreichte ich tiefere Gefilde. Schneereste verhinderten weiteres Hüpfen. Eine junge Erle mußte herhalten, als Behelfskrücke. Wie ein Wilder riß und drehte ich an dem Stamm herum. Als er immer noch nicht abreißen wollte, biß ich daran herum wie ein hungriger Hund an seinem Knochen. Aber auch dieser Behelf erwies sich als unzureichend, vor einem hohen Altschneefeld ließ ich mich fallen. Die Schmerzen waren inzwischen schwer erträglich geworden, es dunkelte, und ich schrie um Hilfe. Bald war ich auf dem Weg zum Kreiskrankenhaus, nachdem ich den Sanitätern klarmachen konnte, daß der Bundeswehr-San-Bereich für solche Fälle nicht geeignet ist. In den folgenden schlaflosen Nächten hatte ich genug Zeit zum Nachdenken. Sollte mein Abgang in der Arzgrube bei Mittenwald die letzte Aktion gewesen sein? Die Suche nach der Antwort wurde durch die Ärzte nicht erleichtert, denn die hüllten sich in Gleichgültigkeit und Schweigen. Der hochgelagerte rechte Fuß, nun ein heißer Klumpen, verhieß nichts Gutes, zumal man sich bei der Diagnose in Gemeinplätzen erging! Erst nach der Entlassung konnte ich in Erfahrung bringen, daß mein rechtes Fersenbein in sechs Teile zersplittert worden war. Weiterhin würde mein hinteres unteres Sprunggelenk steif bleiben, wie auch mein rechter Fuß um über 3 Zentimeter kürzer bleiben sollte!

Es war mir allerdings nicht möglich, all diese Umstände voll abzuschätzen, da ich für einige Monate an einen Gehapparat gebunden war. Aber auch als Unterschenkelamputierter auf Zeit war ich immer noch Kletterer, obwohl ich selbst vom ganz banalen Gehen nur träumen konnte. Nach dem Willen der Ärzte hätte ich mein weiteres Leben besser ohne Klettern bestreiten sollen, doch ihre wohlmeinenden Ratschläge bewirkten eher das Gegenteil!

Wieder allein

unternehme ich dann meine erste Klettertour nach meinem Unfall. Ein halbes Jahr liegt nun schon dazwischen, angefüllt mit einer wahren Masse an Lebenserfahrungen, die einem Gesunden ansonsten für immer verschlossen bleiben.

Erst wenn du ganz unten bist, bis zum Hals im Dreck, erst dann weißt du, wie schön es oben gewesen sein muß! – Das ist mein neues Motto, als ich mit Skistöcken, meinen neuen Begleitern, zum Einstieg der Geiselstein-Nordwand gehe. Allerdings ist es eher ein langsames Wanken, denn der rechte Fuß zieht heftig, wenn ich schräg auftrete. Aber das ist egal, ich bin wieder da, bin nicht in der Kiste gelandet. Gestern bin ich im Klettergarten gewesen, es lief erstaunlich gut, und nun marschiere ich hinauf zur Nordwand. Es ist ein Montag, ich brauche nicht mit vielen Leuten zu rechnen, will auch niemand sehen. Das ist mein Tag, mein ganz

persönlicher Tag, an dem ich die Rückkehr des Kletterers Marcus Lutz feiern will. Geistig bin ich Kletterer geblieben, aber jetzt muß die Tat folgen, ich muß mir wieder beweisen, daß ich nicht umsonst gehofft habe.

Es ist warm, als ich über die Serpentinien unter der Nordwand hinaufgehe. Eine unwahrscheinliche Ungeduld erfaßt mich, wenn ich doch endlich die ersten Meter klettern könnte! Das Gras ist durch den ersten Schnee schon eingedrückt, ich muß acht geben, mir den Fuß nicht zu vertreten! Früher hätte ich mich totgelacht über einen, der so wie ich heute zum Einstieg hinaufwackelt. Bald kannst du klettern, gleich bist du da, unter dem Einstiegspiaz, wo du schon so oft gestanden bist! – Am Einstieg dann die übliche Zeremonie, raus aus den Latschen, rein in die Patschen! Die Stöcke hänge ich an den mitgebrachten Hosengürtel, an dem auch der Magnesiabeutel hängt. Ich werde ihn heute zwar nicht benötigen, aber es muß alles so sein wie früher, als wäre ich erst vorgestern zum letzten Mal geklettert!

Über den überhängenden Riß, der den Piaz direkt von unten erreicht, steige ich ein. Ganz kontrolliert erfolgen die Bewegungen, und nach wenigen schwingvollen Zügen bin ich am ersten Absatz. Das Schwerste hast du geschafft, jetzt geht's locker, gut bist du heute! – Der ausgesetzte Rechtsquergang, der nun folgt, bereitet überhaupt keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil, das stimulierende Gefühl der Exponiertheit bereitet mir die gleiche Freude wie eh und je! Auch die angehängten Teleskopstöcke hindern mich nicht, es paßt einfach alles. Ich habe meine Einstellung während der ganzen Zeit bewahren können, auch wenn meine Träume von schweren Kletterstellen, komplizierten Bewegungsabläufen und all den vielen Routen und Wänden immer wieder jäh von der Realität eines Behinderten auf Zeit eingeholt worden sind.

Aber jetzt bin ich wirklich da, zum ersten Mal kein Traum mehr. Ich hangle wirklich die Leisten hinauf, spreize durch Wasserrinnen, genieße den Tiefblick am Schluchtquergang und merke, wie sehr ich diesen Tag gebraucht habe!

Vor dem leichteren mittleren Drittel eine kurze Rast, tief unten der Gumpenbach, an dem ich noch vor wenigen Wochen mit Krücken herumgesessen war, die Augen schloß und mir vorstellte, in der Nordwand zu klettern. Es ist ein harter Weg gewesen, hier herauf, aber jetzt kann ich weiterklettern, dem Gipfel entgegen.

Im Höhlenkamin bekomme ich Schwierigkeiten, mit den Stöcken komme ich oben nicht hindurch. Es bleibt nur die Möglichkeit, außen hinaufzuspreizen. Aber auch dies bereitet unerwarteten Genuß, es ist einfach herrlich. Der rauhe Kalk der direkten Pfeilervariante, die trickreichen Griffabfolgen an der leicht überhängenden Kante, der angenehm warme Wind und das allgegenwärtige Rauschen des Gumpenbaches verstärken in mir das Gefühl, wieder dazusein, nicht mehr der zu sein, der nach dem 29. März 1982 nurmehr aus geplatzen Hoffnungen bestanden hat. Am „Hauseck“, der Gipfelkante, ist mein Entschluß klar, auch noch den direkten Kantenausstieg mitzunehmen, den ich erst wenige Jahre zuvor entdeckt habe. Die Kletterei an dem feingriffigen Plattenpfeiler ist dann der krönende Abschluß meiner Wiedergeburt, meiner körperlichen Rückkehr in die Welt, die ich geistig nie aufgegeben habe! Der fünfte, sechste Grad wird in dieser

Freies Steigen

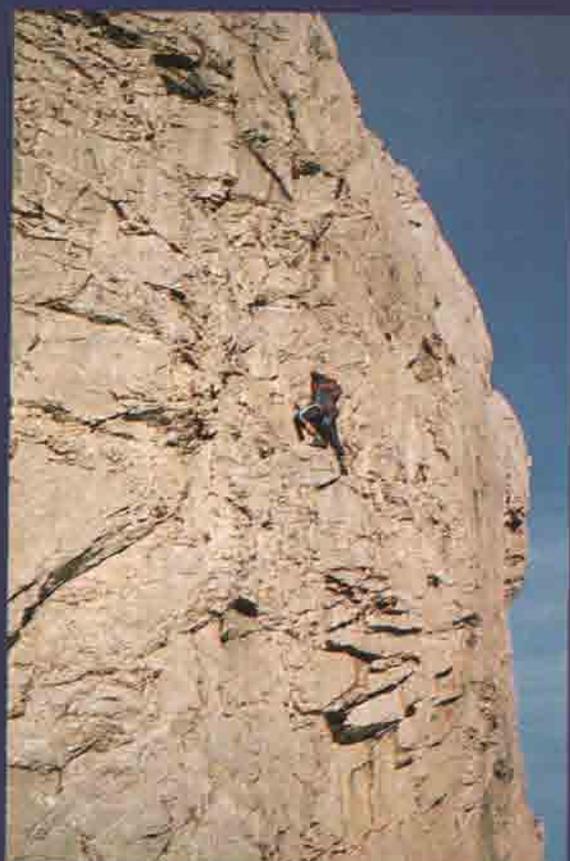
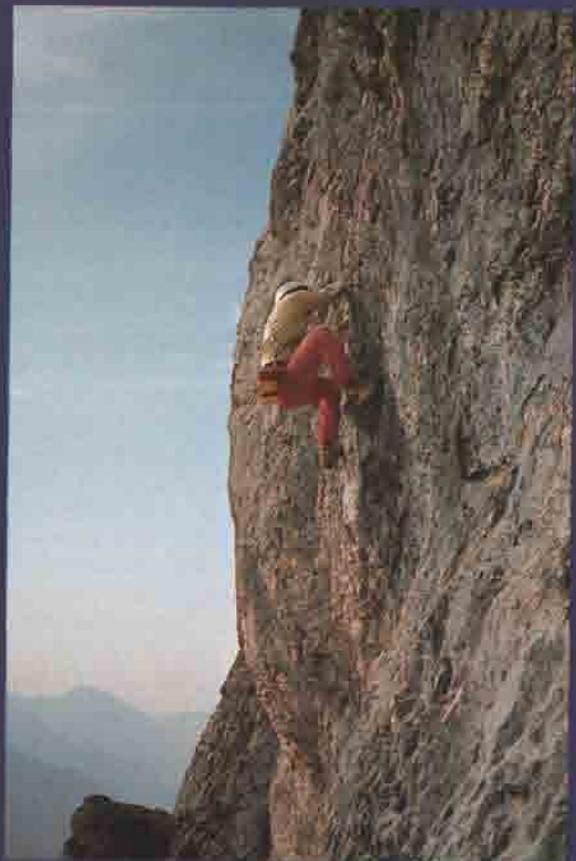
Rechts: „Gleich wird die Sonne untergehen. Beim Abstieg wärmen die Gedanken an freies Steigen in sonnenüberflutetem Fels dann mehr als die Daunenjacke.“

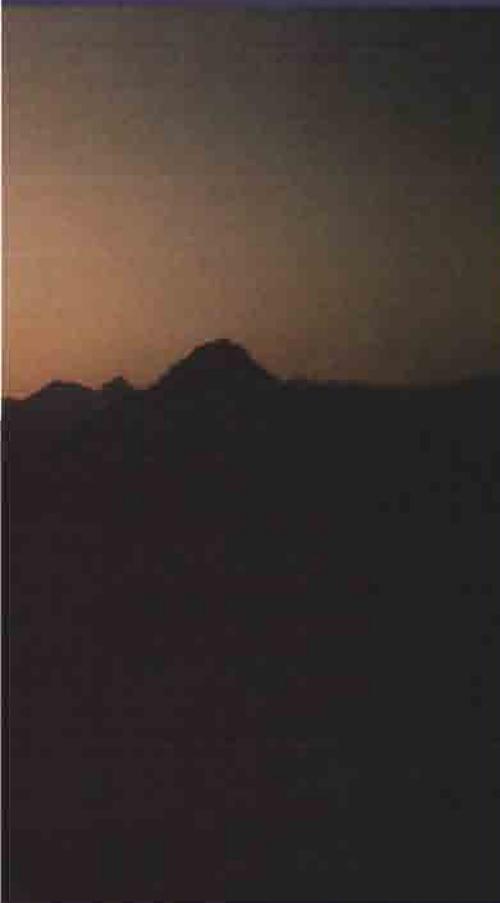


Oben: Beim Training im Klettergarten.

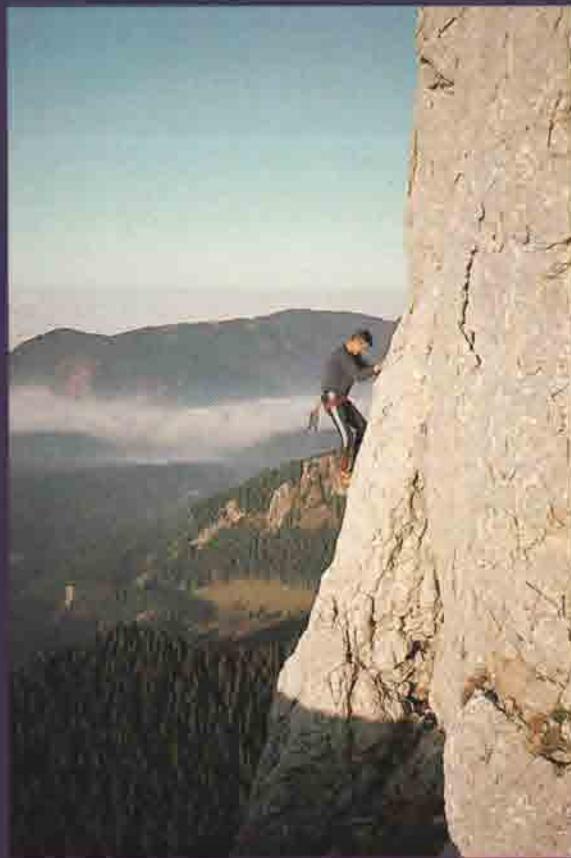
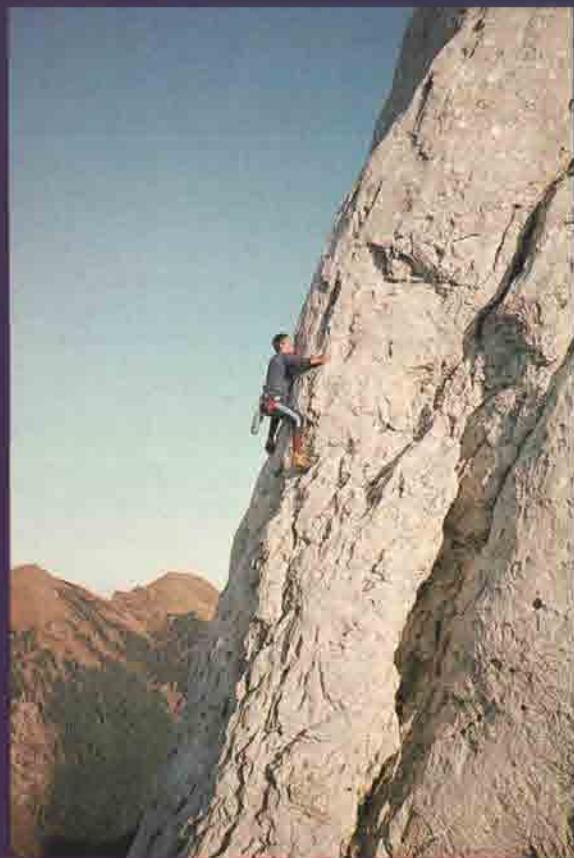
Rechts: Im „Hochwiesler-Südwandverhau“ (Tannheimer, VI+–VII–): „Die Schwierigkeit ist das Salz in der Suppe.“

Ganz rechts: „Allein – die Tiefe wächst.“





Unten: „Ein kleiner Punkt in der Wand...“



Bilder links: Klettern in der Abendsonne—: „Unten in den Tälern sitzt schon der Nebel, die Kälte, während ich im warmen Kalk herumtöne“

Variante zur bedeutungslosen Graduierung eines großen Klettergenusses. Mit Absicht suche ich mir noch kleinere Griffe, aus Freude über meine Überlegenheit.

Auf dem Gipfel bin ich dann ganz allein und weiß noch nicht, wie ich mich über meine gelungene Rückkehr freuen soll. Ich bin einfach da, sitze am windschiefen Gipfelkreuz und trage mich ins Gipfelbuch ein, um meine Anwesenheit zu bekunden. Als ob diese Zeile mein Glück beschreiben könnte, das ich empfinde, als ich mit dem Abstieg beginne.

Angefangen

hatte alles mit der Ausrede zu Hause, daß ich meinen Begleiter schon am Ausgangspunkt „unserer“ Tour treffen würde. Aber der Gute war nicht da, konnte er auch nicht sein, denn ich, der vierzehnjährige Bergfan, wollte meinen ersten Alleingang unternehmen.

Dazu mußte ich allerdings einige außeralpine Hürden überwinden, denn von Alleingängen in den Bergen hielt man bei mir zu Hause nicht viel. Es sei überaus leichtsinnig, allein bergzusteigen, sehr gefährlich und verantwortungslos. Zudem sei es überhaupt nicht schön, und außerdem „geht man allein nicht an den Berg!“. Dieser kategorische Imperativ am Schluß bedingte den Zwang zur Geheimhaltung, denn etwas Unanständiges wollte ich ja nicht machen. Zwar hatte ich den Eindruck, daß Alleingehen genauso tabu sei wie Kartenspielen um Geld. Doch solche Tabus sind ja bekanntlich von keiner allzu großen Wirksamkeit!

So mußte ich zunächst einen Partner erfinden, und zwar einen, der dann nicht zufällig hereingeschneit kam, wenn man mich in seiner Begleitung am Berg glaubte!

Wie dem auch sei, ich hatte Spaß daran gefunden, allein durch die Berge der näheren Umgebung zu streifen, und entwickelte schon rasch recht kühne Vorhaben. Mit der Steigerung meines persönlichen Kletterkönnens am Seil mit Partnern entwickelte sich auch mein Niveau als Alleingänger weiter. So wie ich auch damals schon die für mich heute noch gültigen Vorsätze für die Durchführung von Alleingängen ersann. Das Wissen, sich nicht verspekulieren zu dürfen, begleitete mich schon bei meinen ersten leichten Soloklettereien. Ich wußte, daß ich auf mich gestellt war, mir keine Fehlritte wo auch immer erlauben durfte. Hilfe wäre ausgeschlossen! – Daher ging ich auch meine ersten, noch nicht über den zweiten Grad hinauslangenden Alleingänge nicht unvorbereitet an. Das hört sich vielleicht witzig an bei solchen Schwierigkeiten, die ich anfangs allein bewältigte. Jedoch bildete sich damals meine auch noch jetzt gültige Grundeinstellung zum Alleingehen. Und ich glaube, daß ich nicht so alt geworden wäre als Solokletterer, hätte ich nicht schon damals die Sache sehr ernst genommen.

Klettern,

richtig Klettern (wobei dies schon wieder eine etwas überhebliche Definition eines Extremen ist) begann ich erst 1977 mit fünfzehn

Jahren. Leider vergällten mir Helmut Kiene und Reinhard Karl aber bald mit ihrem VII. Grad die Freude am eben erreichten Eintritt in die Sphäre der Extremkletterer. Aber mit den anspruchsvolleren Zielen, die ich als Seilschaftsführer anging, wandelten sich auch meine Alleingänge mehr und mehr zu richtigen Soloklettereien!

So kam es, daß ich schon wenige Wochen nach der ersten Vorstiegsbegehung so mancher Route die erste Alleinbegehung ausführte. Und zwar von Anbeginn ohne Selbstsicherung und all dem Firlelfanz, der da seine Verwendung finden müßte!

Paul Preuß

war mir zur damaligen Zeit schon ein Begriff, denn ich las begeistert Bergliteratur und kam so nicht umhin, auch über den geistigen Ziehvater aller kompromißlosen Alleingänger etwas zu lesen. Die Radikalität seiner Einstellung erschien mir von Anfang an nicht gefährlich oder unannehmbar. In ihr spiegelte sich im Gegenteil auch meine Einstellung wider, ich konnte mir keinen anderen Stil vorstellen.

Zudem erschien mir ein Alleingang mit Sicherung viel zu kompliziert. Denn wenn die Sicherung wirklich effizient sein sollte, mußte man einen erheblichen Aufwand treiben. Es galt, dann mehr Ausrüstung mitzuführen als bei normalen Seilschaftstouren, abgesehen vom zeitraubenden Vorwärtskommen und der Notwendigkeit, alles dreimal klettern zu müssen.

Ich glaube, auch ohne Paul Preuß zu dieser Ablehnung der Selbstsicherung bei Alleingängen angetrieben worden zu sein. Denn anderes entsprach einfach nicht meinem Naturell, da dieses eher von Kompromißlosigkeit bei solchen Fragen bestimmt ist! Ein Alleingang bedeutete für mich von Anbeginn den Verzicht auf sämtliche Sicherungsmittel. Es sollte einfach klar sein, daß ich im Falle eines persönlichen Versagens kein Fangnetz im übertragenen Sinne unter mir habe: Der Alleingang ohne doppelten Boden, geprägt von der Gewißheit, im Falle eines Fehlers mit dem Leben bezahlen zu müssen. Doch Fehler wollte ich nicht machen, dazu hing ich zu sehr am Leben, wohl kein Wunder beim Alter von fünfzehn Jahren.

Wenn man so viel in einen Alleingang investiert, erhält man um so mehr zurück. Die Intensität der Gefühle von Angst und Vorsicht, Respekt und Tatendrang schlägt nach einem erfolgreichen Alleingang um in Befriedigung, Euphorie und etwas Stolz. Es war mir von Anfang an bewußt, daß ich diese Intensität der Gefühle bei einem sicherungstechnisch bestimmten Alleingang nicht würde finden können. Die eigentlichen Merkmale und Werte des Alleingangs, auch Gefühlswerte, würden von sicherungstechnischen Überlegungen übertüncht, ja verwischt. Ein Alleingang bestand für mich aus zügigem Höhersteigen. Aus einem im Alleingang sich entwickelnden Gefühl der Stärke, Souveränität und auch der daraus resultierenden Geschwindigkeit. Das zwanzigmeterweise Herumgestopsle im Fahrstuhlakt bei einem gesicherten Schein-Alleingang war keine Möglichkeit für mich.

Von dieser sich damals festigenden Einstellung geprägt machte ich mich an erste schwierigere Aufgaben,

Ein kopfgroßer Felsbrocken

zerplatze neben mir, als ich am Südwandvorbau des Geiselsteins Hand anlegen wollte. Er war die längste Zeit frei gefallen, und entsprechend war die Wucht des Aufschlages und auch meine Erleichterung, nicht getroffen worden zu sein!

Mit erhöhtem Adrenalinspiegel hetzte ich den Vorbau hinauf, ängstliche Blicke nach oben werfend. In Bundhose und Boller-schuhen, einer viel zu kleinen Trainingsjacke und einem schief sitzenden Helm auf dem Kopf muß ich ein lustiges Bild abgegeben haben. Denn einige Kletterer am Beginn der Rampe der Südverschneidung hatten nur gnädig-überhebliche Blicke für mich übrig. Am Ende der Rampe mußte ich die geringe Ausgesetztheit gegen einen sehr luftigen Quergang an die Kante eintauschen. Es kostete schon etwas Überwindung weiterzusteigen. Der enge Rißkamin kurz darauf war da schon weit angenehmer, da man sich wenigstens geborgen fühlen konnte. Erst eine Platte, die dem Kamin folgt, verlangte dann volle Konzentration. Da hier mehr Reibung gefragt war, konnte ich meinen Ärger über die Boller-schuhe nicht zurückhalten. Damals kannte man bei uns allerdings noch keine Reibungspatschen. Ich wünschte mir halt weichere Schuhe, ohne zu wissen, daß es solche schon gab. Als ich über eine weitere Rampe endlich den großen Standplatz am Ende der Hauptschwierigkeiten erreichte, war ich siegesgewiß, und ein großer Teil der Spannung fiel von mir ab. Die folgenden Meter konnte ich richtig genießen, und am Gipfel fühlte ich mich so gut wie noch nie. Mein bisher schwierigster Alleingang lag hinter mir, jetzt konnte ich doppelt beruhigt heimradeln und fernsehen. Denn ich hatte mir wirklich überlegt, ob ich an jenem Tag die Tour angehen sollte, da damals gerade der 1. Leichtathletik-Weltcup in Düsseldorf stattfand. Und den wollte ich nicht versäumen, ich durfte also keinesfalls abstürzen!

In jenen Tagen erkletterte ich solo auch den Finger, einen etwa 50 Meter hohen Felsturm im Massiv des Tegelberges in den Ammergauern. Diese an sich unbedeutend erscheinende Tat war aber von großer Bedeutung für mich. Denn ich war vorher trotz eines Begleiters bei einem Besteigungsversuch gescheitert. Daß ich diese Kletterei im III. und IV. Grad nun allein und ohne sie zu kennen bewältigte, erfüllte mich mit nachhaltiger Befriedigung. Ich hatte zum ersten Male allein persönliches Neuland betreten, an dem ich zuvor trotz eines Gefährten gescheitert war! Lediglich das Abseilen, ein Seil hatte ich auf den Rücken gebunden, an etwas bleichen Abseilschlingen erfüllte mich mit Unbehagen!

Training

spielte schon damals eine bedeutende Rolle, da ich mir bewußt war, daß ich den Schwierigkeiten der angepeilten Soloroute immer überlegen sein mußte, wenn ich lange leben wollte.

So kam es, daß ich vor meinen ersten schwierigeren Alleingängen immer im Klettergarten weit höhere Schwierigkeiten bewältigte. Und das nicht nur wenige Meter über dem Boden, denn ich wollte so authentisch wie möglich trainieren. Dieses Prinzip der klettertechnischen Überlegenheit über die anzupeilenden Schwierigkei-

ten der Führe habe ich bis heute nicht gebrochen und bin daher wohl auch in der Lage, noch über meine Solos zu schreiben.

Zudem ist es so, daß ich vor einem schwierigen Alleingang die Gewißheit brauche, alles im Griff zu haben. Wenn ich im Klettergarten locker die schwierigsten Züge abspule, kann ich auch ruhigen Gewissens eine Sechser- oder noch schwierigere Tour angehen. Des weiteren brauche ich diese Bestätigung einfach, um überhaupt schon so etwas wie Vorfreude für einen schwierigen Alleingang zu empfinden. Das ist so etwas wie mentales Training und für einen erfolgreichen Alleingänger wohl unentbehrlich. Es sei denn, man ist ein suizidanfälliger Draufgänger, der Alleingänge weniger aus innerem Antrieb und Lust, sondern vielmehr aus Profilierungsdrang angeht!

Getragen von dieser Einstellung der konsequenten Vorbereitung in allen Belangen, gelingt mir Ende 1981 einer meiner schwierigeren Alleingänge. Es ist schon Nachmittag, als ich zur Südwand des Hochwiesler in den Tannheimern aufsteige. Aber da ich ohne Begleiter bin, rechne ich auch nicht mit allzu langer Verweildauer in dieser Wand. Der „Südwandverhau“, eine frei kletterbare Kombination der schönsten Abschnitte zweier Routen, muß heute hergehen. Die Verfassung ist blendend, ein sehr erfolgreicher Sommer liegt hinter mir, und wie drohende Gewitterwolken steht der Einberufungstermin zur Bundeswehr an meinem geistigen Horizont!

Bevor dich diese Typen rund machen, solltest du noch einmal die Form testen! – Also auf in die Wand, mit Gebrüll! – Meine geistigen Schlachtrufe können allerdings nicht verhindern, daß ich am Einstieg ein flaves Gefühl im Magen habe wie bei jedem Alleingang dieser Couleur. Wenn's dich aufstellt, mußst du wenigstens nicht mehr zum Bund! – Als ich meinen Sarkasmus nicht länger ertragen kann, steige ich ein. Gleich zu Beginn die erste Schlüsselstelle, ein glatter Bauch. Nur keine Schweißflossen jetzt, immer wieder tauchen die Hände im Magnesiabeutel ein. Zwei, drei Züge noch, ein Durchläufer, dann liegt der erste „dicke Brocken“ unter mir. Aber der erwartete Auftrieb hält sich in Grenzen, denn die zweite Schlüsselstelle ist erst kurz unter dem Ausstieg. Ich komme mir vor wie ein Autofahrer mit Startproblemen, die Batterie orgelt voll durch, nur die Zündung will nicht so recht! Aber immerhin, der Einstieg ging zügig, die Formkurve stimmt also.

Zunächst klappt alles recht locker, die Direktvariante am gelben Wulst, der gelbe Riß, wo einem der Wind immer durch die Hosenlöcher pfeift. Auch die eindrucksvolle Aussicht aus dieser Wandzone belastet mich überhaupt nicht; aber die zweite Schlüsselstelle, diese blöde Platte, die ich noch nie optimal geklettert bin, an der ich immer Tomaten auf den Augen habe, wo ich statt der großen immer die kleinen Griffe entdecke! Recht flott habe ich den Linksquergang aus der Schusterführe erreicht. Die Querung um den runden Pfeiler ist dann rasch abgehakt, und voller Bewegungsdrang stehe ich an einer Lieblingsstelle von mir, einem weit ausladenden Wulst, der aber gute Griffe hat. Da kann man endlich nach Herzenslust den Power spielen lassen. Und hernach noch eine technisch schöne Stelle, mit einem Aufrichter, der früher drollige Leiterspielchen meinerseits erlebt hat!

Nun aber die zweite Schlüsselseillänge, sehr einladend beginnend mit einem hinterfotzig leicht aussehenden Wülstein. Aber



Foto: Archiv M. Lutz

diesmal komme ich aus dem Staunen nicht heraus, ich entdecke Griffe und Tritte, die ich vor kurzem nicht im entferntesten dort wahrgenommen habe. Wenn ich nur immer eine so erhöhte Wachheit in mir verspüren könnte. Ich erlebe einen Zustand absoluter Klarheit und Hellhörigkeit, tauche ein in die Mikrowelt der Griffchen, Kántchen und Runsen. Beginne zu bouldern, nur mit dem Wissen im Hinterkopf, einen Absprung nur einmal zu machen. Im Moment bin ich aber weit davon entfernt, spreize eine Hakenleiterpassage außen hinauf, wundere mich über die Verschwendungssucht jener, die hier ihren Wochenlohn hineindroschen. Ein kurzer Faustriß führt dann zur letzten schwierigen, der zweiten Schlüsselstelle. Und wieder entdecke ich nun Kántchen und Leistchen, die ich nie zuvor gesehen. Mensch, bist du ein Blindgänger, läßt die guten Griffchen aus und wurstelst dich an Mikrowarzen hinauf! Aus Zorn über meine Kurzsichtigkeit beim Seilschaftsklettern steige ich weiter als normal die Platte hinauf und beginne erst bei der bleichen Schlinge den Reibungsquergang zum etwas leichteren Ausstiegspfeiler. So habe ich dann doch noch eine „VII“-Stelle hinter mir, nachdem ich an den anderen viel zu viele Griffe entdeckt habe!

Schade, daß jetzt nur noch 40 Meter Kletterei übrigbleiben, denn nun hat er einen Kickstart gemacht, mein geistiger Wagen. Jetzt ist der Auftrieb unbändig, der Pfeiler mit manch raffiniertem Zug viel zu leicht, und die Wand eigentlich viel zu kurz. Da bietet die frei abgekletterte Alte Südwand, mit ihrer ätzend speckigen Verschnidung, nur einen kaum ebenbürtigen Abgang.

So souverän, locker, wenn auch nicht geistig, habe ich diese Tour seither nicht mehr geklettert, bin sie allerdings in ihrer Gänze bisher auch nicht mehr solo gegangen. Die spontane, große Freude nach dieser Tour wäre ohne die im Training erworbene psychische und physische Überlegenheit allerdings nie denkbar gewesen! Da ist es nur gut, wenn einen der Respekt vor schwierigen Stellen während der Tour dazu zwingt, sehr konzentriert und ohne Überheblichkeit zu klettern.

Umkehren

war und ist eine sehr wichtige Sache. Sagte doch schon Paul Preuß, daß man die im Aufstieg bewältigten Schwierigkeiten auch wieder hinabklettern können mußte!

Dementsprechend trainierte ich schon von Anfang an im Klettergarten auch das Abklettern über schwierige Stellen. Vor allem eben wegen der möglichen Notwendigkeit bei einem Alleingang! Seit einigen Minuten stehe, besser gesagt, hänge ich im gelben Riß der Schusterföhre am Hochwiesler. Einen besseren Platz hätte ich mir nicht aussuchen können, denn unter mir bricht die Wand überhängend ab, so daß ich wenigstens im freien Fall hinuntertausche, wenn ich mich nicht bald entscheide! Es ist doch zum Kotzen, da bin ich wie ein Blöder hierhergefahren, habe überholt, daß die Lichthupen blitzten wie in der Disco. Bin heraufgerannt, daß mir die Lungen zu bersten drohten. Und nun macht dieses Scheiß-Wetter doch, was es will. Der Wind knattert durch den Regenschutz, Tropfen perlen daran herab. Menschens-kinder, warum kann der Föhn nicht noch eine halbe Stunde länger

die Schlechtwetterfront zurückhalten? Ich bin doch so gut in Form, und jetzt soll ich wegen des verfluchten Regens umdrehen! Das will mir nicht in den Kopf. Umdrehen, auf dem Ohr bin ich heute taub, ich denk ja gar nicht dran, in diesem Wändchen hier umzudrehen. Da bin ich schon ganz andere Sachen gegangen! Der Wind zerrt an meiner Regenjacke, die umliegenden Berge verschwinden in einer weißen Brühe, Nebel fällt ein, es wird spürbar kälter.

Tausend Gedanken schießen mir durch den Kopf, tausend Wies und Warums, aber es hilft nichts, ich muß jetzt zurück oder hinauf. Hier an dieser Stelle muß ich mich entscheiden, denn ein Abklettern des Risses ist fraglich angesichts der großzügigen Aussicht hinab zum Wandfuß. Mist! Wenn ich doch gar nicht erst eingestiegen wäre, meine gute Form nicht verspürt hätte! Jetzt wird es doch nichts mit der Schuster, der ersten Free-Solo-Begehung. Ich kehre um, beginne zurückzuklettern, die Spannung, der Zorn lösen sich, die alte Sicherheit kehrt wieder. Die Reaktion des Körpers auf eine harte, aber richtige Entscheidung. Plötzlich habe ich sogar Spaß am Abklettern, als sei ich hierher gekommen, um die Tour abzuklettern! Der Regen stört nicht mehr, als ich über die Direktvarianten wieder hinabklettere, im sicheren Glauben, richtig gehandelt zu haben. Auch wenn manche Stelle den sechsten Grad erreicht, jetzt habe ich wieder Spaß an der Sache. Spaß, der oben im gelben Riß verlorenzugehen drohte.

Ehrgeiz

ist eine heikle Sache. Schon von Anbeginn an war es Ehrgeiz, der mich beflügelte. Und manchmal drohte er zerstörerische Maße anzunehmen, eine Tatsache, mit der sich wohl jeder Alleingehere einmal auseinandersetzen muß. Denn wer will schon schwer erkämpfte Meter wieder retourklettern, womöglich im VI. Grad oder über die bereits gemeisterte Schlüsselstelle!

Es ist schon wieder spät am Nachmittag, als ich meinen Rostkübel ins Halblechtal steuere, noch einmal hinauffahre, um meinem Ehrgeiz nach ersten Free-Solo-Begehungen gerecht zu werden. In den Reibungskletterschuhen hetze ich hinauf zum Einstieg, heute interessieren mich nur zwölf Meter. Zwölf normalerweise hakentechnisch gekletterte Meter, der „Rest“ erscheint mir als Beiwerk. Die Augen nur auf den Weg gerichtet, hetze ich hinauf, renne, bis mir die Luft knapp wird. Meine Ungeduld, es diesen zwölf Metern „zu zeigen“, wird immer unbezähmbarer. Wenn ich doch nur schon oben wäre im schwarzen Doppelüberhang; immer dieses „lästige Latschen“ zum Einstieg!

Verdammt, du blöder Säckel, jetzt stehst du da wie auf rohen Eiern! Wirst begossen wie ein nasser Pudel und kommst nicht weiter. Die ganze Superform kannst du dir sonstwohin schieben, heute läuft nichts, aber du Schlaumeier mußtest ja einsteigen, den nassen Doppelüberhang ignorierend!

Wasser tropft herab, stetig, kleine Rinnsale bahnen sich ihren Weg. Eilig wische ich mir das Magnesia ab, hier führt es seinen Zweck höchstens ad absurdum. Jetzt bin ich zum dritten Mal vom großen Absatz hineingeklettert in den Doppelüberhang. Wieder stehe ich auf den letzten, noch Reibung bietenden Tritten, fixiere

Seite 59: In der Säuling-Westwand. Der Autor trägt keinen Helm. Vermutlich deshalb, weil er sich's als Solokletterer ohnehin nicht leisten kann, auf dessen Qualität als Sturzhelm zu bauen. Dennoch wäre in dieser Situation wahrscheinlich auch ihm ein Kopfschutz ganz recht. Er klettert nämlich hinter einer Seilschaft her (daher das Seil), und ein Steinchen kann sich da auch in einer noch so steinschlagsicheren Führe mal lösen.

Foto: Archiv M. Lutz

mich mit der Rechten an einem Zäpfchen und suche tastend mit der Linken nach einem weiteren Halt. Aber außer schwarzer Schmiere bleibt an der Linken nichts haften. Die rostigen Haken glänzen feucht, doch ich denke nicht daran, sie zu benutzen. Die Zeiten sind vorbei, ihr krummgehauenen Dinger könnt mich mal! Wieder einmal schweift mein Blick nach oben: wenige Meter nur, dann hast du gewonnen. Dann ist die Sache gegessen. Dann, dann... Der Blick zwischen den Füßen fällt hinab zum Einstieg, die Wand ist hier kompromißlos steil, der Wandfuß mal weit weg, dann wieder bedrohlich nahe.

Jetzt ist es endgültig aus, die Luft ist raus. Ich kann und will nicht mehr weiter, die wenigen Meter werden zur unüberwindlichen Bastion. Ich muß wieder zurück zum Absatz, der Verstand hat den Ehrgeiz im Würgegriff, ausschalten kann er ihn wohl nie. Schnell hinab, raus hier, was soll ich noch da, in dieser öden Steinwüste. – Hätte ich doch lieber gebouldert, wäre in den Klettergarten gegangen, hätte Klimmzüge gepulst. Aber nein, ich mußte ja hierher, in die Geiselstein-Nordwestwand, um dann total frustriert wieder hinabzuklettern. Die ganzen lästigen Unterbrechungen im Diagonalriß, die kleingriffigen, manchmal splittigen Wandstellen wieder hinunter. Aber nach wenigen Metern kehrt die alte Sicherheit wieder zurück, ich bekomme neuen Auftrieb, auch wenn er nun für den Rückweg nötig ist.

Und am Einstieg freue ich mich über den souverän durchgezogenen Rückzug. Und möchte am liebsten dem in den Überhang da oben verbissenen Ehrgeizling eine in den Arsch treten! Nur ist es dazu jetzt zu spät.

Zwei Wochen später kann ich die Nordwestwand dann allein und frei erklettern. Um sieben Uhr beginne ich erst mit dem Aufstieg, kurz vor acht Uhr abends steige ich ein, in die furztrockene Wand, die nun voll in der warmen Abendsonne erglüht. Dieser Alleinangang, im spielerischen Wettlauf mit der Abendsonne, mit ihren warmen Strahlen im Genick und mit der unglaublichen Ruhe und Abendstimmung, wird zu einem meiner intensivsten Erlebnisse. So schön, daß Worte schon wieder reduzieren würden. Sie reichen nicht aus für die Freude, die auch heute noch beim Gedanken daran aufflammt!

Am Gipfel wird mir bewußt, daß es besser ist, den Ehrgeiz nur beim Training auszuspielen. Für Touren braucht man ihn eigentlich nicht, da muß lediglich der richtige Zeitpunkt gewählt werden. Wenn das nur so einfach wäre!

Überheblichkeit

entsteht meist aus einem Gefühl der lässigen Überlegenheit. Man glaubt, alles „mit Links“ machen zu können, nichts kann einen aufhalten. Und überhaupt läuft dann alles so locker, man fragt sich, warum man vorher „Düse“ gehabt hat! Gefährlich wird es aber, wenn diesem trügerischen Hochgefühl die Konzentration zum Opfer fällt! Dann wird es eng, das Türchen zum Jenseits wird dann zur Schleuse, die alles ansaugt.

Gemächlichen Schrittes wandere ich hinauf zum Einstieg der Kenzenkopf-Eckverschneidung, lasse mir bewußt viel Zeit. Schließlich möchte ich den Vormittag genießen, wenn ich schon

die Schule schwänze und mich langsam zum Absenzen-Rekordhalter der Kollegstufe emporarbeite! Es ist ja auch zu blöd: In der ersten Stunde Chemie, dann erst um 12 Uhr wieder Unterricht. Die Zeit sinnlos in der Schule totschlagen, das ist nicht mein Fall. Da ändere ich lieber den Stundenplan, bekomme die „Donnerstag-Vormittagskrankheit“ und erlebe die Wirklichkeit der Natur in der Eckverschneidung und nicht ihre formelweise Aufsplitterung im kalten Chemiesaal!

Ich beginne mich schon richtig zu freuen, sehe die anderen gelangweilt im Chemiesaal, während ich hier etwas „Sinnvolles“ unternehme. Diese Gedanken beflügeln meinen Auftrieb, bald bin ich schon mittendrin, in der rechtwinkligen Riesenschneidung. Spreize und drücke mich über die zahllosen Überhänge, die sich alle in eleganter und kraftsparender Weise austricksen lassen. Es ist einfach herrlich, so locker ist es noch nie gegangen, gleich bin ich unter der glatten Schlußverschneidung. Da ich allein bin, bleibe ich im Grund der Verschneidung, quere nicht an die linke Kante zum vorletzten Standplatz. Diese Direktvariante gelingt gut, ich greife mit der Rechten um eine scharfe Kante, erwische einen scharfkantigen Henkel, lehne mich hinaus, um im momentanen Hochgefühl die Verschneidung hinabzusehen, mich an der vollbrachten Leistung zu erfreuen...

Plötzlich ein Ruck! Das gib'ts doch nicht! Der Griff, mein Griff! Der Oberkörper droht nach hinten wegzukippen. Jetzt kommt er, der letzte Rückwärtssalto aus der Wand, gleich düst der Siebzehnjährige in den Vorbau. Aber wo bleibt nur der Film des Lebens, der markerschütternde Schrei „made by Luis Trenker“? Wie eine Turnerin, die auf dem Schwebebalken ihr Gleichgewicht verloren hat, so rudere auch ich instinktiv mit den Armen. Stehe weit verspreizt in der Verschneidung und rudere um mein Leben. Eine unheimliche Kraft ist das, die einen nach hinten zieht, heraus aus der Wand, bis ich dann mit dem Oberkörper zur Wand hin pendle, nach Griffen grapsche. Es wird mir augenblicklich furchtbar heiß, ein großer Adrenalinstoß fährt in den Körper. Ich klettere zum Absatz unter der Schlußverschneidung, „zittere mich aus“, bin plötzlich ganz leer im Kopf. In der Griffleiste, die hinter der scharfen Kante ansetzt, prangt nun ein gelber Fleck. Ein Fleck inmitten kompaktesten Gesteins, mein Griff, der nun unten am Wandfuß liegt, während ich hier sitze und mein Glück nicht begreifen kann! Einmal nur, ein einziges Mal, und du wärst schon ein zerschmetterter Fleischklumpen! Dann steige ich aus. Und als ich später hinaufschau in die oberste Zone, ist mir noch nicht so recht bewußt, was für einen Schutzengel ich gehabt habe.

Glück

ist eine unverzichtbare gütige Fügung, die auch beim Alleinangang nicht fehlen darf. Allerdings darf es nicht so weit kommen, daß man diesen Umstand bei seinen Solos einzuplanen beginnt! Grundsätzlich muß man so fit und eingestellt sein, daß Glück nicht von vornherein zum Erfolg beitragen muß. Aber manchmal, da braucht man es halt.

So wie nach meiner schwierigsten Solotour 1978, als ich beim Abklettern vom Gipfel, noch voll Euphorie über die gekletterte



Ostverschneidung, von einem kopfgroßen Felsbrocken gestreift wurde. Der Anprallwinkel war so spitz, daß ich mit einer Schulterblattprellung noch gut bedient war!

Oder auch während einer Alleinbegehung des Schertelweges in der Geiselstein-Nordwand im letzten Sommer. Ich war erst am frühen Abend losgegangen und mußte doch eine Seilschaft in der Nordwand erblicken, ausgerechnet in meiner Route! Grundsätzlich steige ich nicht hinter anderen Seilschaften her bei Alleinbegehungen. Aber heute war das Wetter so schön, es war noch warm, die Wand furztrocken. Über eine Direktvariante im unteren Wandteil ging ich der Steinschlaggefahr zunächst aus dem Wege, doch bald mußte ich in die Falllinie der beiden Kletterer. Ich kletterte so rasch wie möglich, um die beiden einzuholen. Es fehlte noch eine Seillänge, ich war gerade über der Schlüsselstelle, einer Verengung der tiefen Wasserrinne, die die Führe benützt. Plötzlich erschrak ich, denn ein satter Brocken flirrte fast lautlos über meinem Kopf hinab und schlug das erste Mal unter mir in der Schlüsselstelle auf. Ich war nicht umsonst so schnell geklettert! Wegen der Seilschaft vor mir kletterte ich den herrlichen, rauhen Pfeilerkamin innen hinauf, statt ihn wie sonst außen hinaufzuspitzen. Man soll schließlich nichts über Gebühr herausfordern und eigentlich richtige Grundsätze niemals brechen. Wenn auch das nur so einfach wäre!

Haken

nehme ich seit Ende 1980 grundsätzlich nicht mehr in die Hand bei Alleingängen. Lieber kehre ich um und suche mir eine andere Tour, die ich auch ohne Hakenhilfe klettern kann.

Denn seit einer bestimmten Entdeckung, für die ich mir etwas lange Zeit gelassen habe, bin ich vom unerschütterlichen Glauben an mir bekannte Haken geheilt. Wenn ich früher von Fall zu Fall an manchen Stellen mich flott mit zwei Karabinern hinaufhangelte, so rechtfertigte ich dieses ungesicherte Sich-am-Haken-Hochziehen mit der Feststellung, daß mir die Touren und somit auch ihre Haken bekannt seien. Als ob ich sehen könnte, wie tief so mancher „gut sitzende“ Haken im Fels steckt! Ich habe diese Phase gut überstanden, toi, toi, toi, doch die federnden Haken am großen Bauch der Geiselstein-NO-Kante, damals nur zwei, oder die mickrigen Dinger am ostseitigen Gipfelausstieg sind mir in bleibender, adrenalinfördernder Erinnerung! Einmal bin ich sogar im Fiffi allein darin herumgestanden. Mit zwei Karabinern und dem an der Kletterjacke befestigten Fiffi bin ich an teils windigen Haken hinauf. Wobei obendrein der schwer praktikierbare Seilselfstzug artistische Verrenkungsmanöver von Haken zu Haken nötig gemacht hat!

Die entscheidende „Entdeckung“ machte ich aber erst an der Schlüsselstelle des „Peitinger Weges“ in der Nordwand des Geiselsteins. Dort prangte jahrzehntelang ein Haken mit eingero-stetem Marwakarabiner. Jeder zog sich daran hoch, nichts rührte sich, der Haken schien zu sitzen. Bis er eines Tages nicht mehr da war, kurz nach meiner Alleinbegehung. Während dieser hatte ich an dem Haken im wahrsten Sinne einen „Durchläufer“ gewagt, so daß ich anschließend beinahe meinen Karabiner nicht mehr herausgebracht hätte. Von da an vertraute ich auf keinen Haken mehr, in Zukunft wollte ich lieber umkehren, ehe ich noch einmal diesen rostigen Stiften mein Leben anvertrauen würde!

Zu meinen Negativ-Erfahrungen gehört auch eine Manie, der anscheinend so manch „großer“ Alleingänger verfallen ist.

Klettern auf Zeit,

sozusagen mit der Stoppuhr in der Hosentasche, war einige Zeit auch ein Faible von mir. Denn es gab Zeiten, da ging ich nicht allzu schnell zum Einstieg. Also relativ ausgeruht dort angelangt, machte ich mich kletterfertig und begann den Wettlauf mit dem Sekundenzeiger. Eingestiegen wurde erst bei einer vollen Minute, wie ein Sprinter harrte ich auf den „Startschuß“. Und ich verschenkte keine Sekunden, „volles Rohr“ hetzte ich die Route hinauf, keine Pause, kein Blick für die Umgebung. Entscheidend war die Zeit, ich mußte unbedingt schneller sein als beim vorhergehenden Male! Ich kletterte deswegen nicht fahrlässig, aber das bewußte Genießen des Augenblicks entfiel völlig! Wichtig war die Zeit, ich kletterte oft vier, fünf oder gar sechs Routen an einem Nachmittag. Da kamen oft wahre Kletterkilometer zusammen, und artig trug ich meine Zeiten in die Gipfelbücher ein, wobei ich immer abrundete, dem Ehrgeiz zuliebe! Bei manchen Routen staune ich noch heute, wie schnell ich vor 4 oder 5 Jahren schon da hinaufgehetzt bin. Ein Tourenbuch ist schon

Foto: W. Bahnmüller

etwas Aufschlußreiches! Seit einigen Jahren nehme ich keine Uhr mehr mit zum Klettern, brauche daher auch nicht mehr gegen den Zeiger antreten. Bei mir hatte sich diese Manie entwickelt, weil ich keine Fortschritte in Richtung auf größere Schwierigkeiten gemacht hatte. Zudem war ich noch nicht mobil genug, um andere, ähnlich schwierige Routen wie die mir bekannten zu klettern. So blieben immer die gleichen Routen, die ich eben nur durch den Wettlauf mit der Zeit als attraktiv empfand! Der Besitz eines Autos und eine Umorientierung im Training brachten dann neue Impulse.

„free solo“

hieß das neue Schlagwort. Zu deutsch heißt das „freier Alleingang“. Eine Alleinbegehung, ohne auch nur einen Haken anzusehen, geschweige denn ihn zu benutzen. Einziges Mittel, das ich mir nun zugestand, war Magnesia, denn ungesichert „rotzupunkten“ war und ist eine (hand-)schweißtreibende Sache. Aber heute ist dies ja kein Gegenstand der Diskussion!

Gezieltes Training erbrachte bald spürbare Fortschritte, und das Alleingehen wurde trotz größerer Schwierigkeiten, die ich kletterte, eher sicherer. Hauptaugenmerk galt der Schwierigkeit und dem Stil, die Zeit oder die Haken spielten keine Rolle mehr. Zwar hatte ich weiterhin oft das Gefühl, sehr flott unterwegs zu sein, doch betrachtete ich das nur noch als Nebenerscheinung der guten Form.

Gedanken

machte ich mir immer über die Schwierigkeit der zu erwartenden Freikletterprobleme. Oftmals habe ich eine schwere Kletterstelle einer solo angepeilten Tour erst in Gedanken durchklettert; wobei sich dann die Realität meist deutlich von meiner Vorstellungskraft abhob. Auch wenn ich die Tour und ihre Besonderheiten schon kannte, so war es solo halt einfach anders, viel intensiver. Bei manchen Touren habe ich zuerst lange gezögert einzusteigen. Bis mit einem Male mir die Zeit reif zu sein schien für eine „Free-Solo“-Begehung. Mich bewegte die Schwierigkeit der Unternehmungen, die oftmals schon hart am oberen Sechser gelegen war und manchmal auch darüber, was psychisch erst einmal verarbeitet werden mußte. Die Befriedigung nach einer derart lange angestrebten, erhofften und erdachten Unternehmung war und ist aber dementsprechend!

„VI+“

wurde bald zu einer magischen Ziffer, die reinen Schwierigkeiten stellten einen großen Anreiz dar, dazu neue Routen, die mir bisher zu schwierig waren. Auf die Pilgerschrofen-Nordverschneidung trifft beides zu, und an einem herrlichen Augustnachmittag war sie an der Reihe.

Die Pöllatschlucht, unter dem Schloß Neuschwanstein hindurchleitend, ist noch voll belebt, als ich losgehe, zur Wand der Kontraste, wie ich die Pilgerschrofen-Nordwand nenne. Ich renne

fast im Laufschrift, will die Blicke der Leute nicht zur Kenntnis nehmen, wenn sich einer in Reibungskletterschuhen und mit Magnesiabeutel an ihnen vorbeizwängt. Wenn sie verständnislos herumgaffen, als sei ich der „Blaue Klaus“ aus Wim Thölkes „Großem Preis“. Anstatt der frischen Bergluft muß ich mich momentan mit Nikotingestank herumplagen. Es dampft nach Gauloises, Pfeifen und anderem Zeug. Ich frage mich, ob die Leute in ihrem Dunstschleier überhaupt noch etwas erkennen können. Wortfetzen von „beautiful, marvellous castle“, „beau paysage là-bas“ und auch asiatische Töne der fotogeilen Japaner lassen Zweifel an meiner Zugehörigkeit zu diesem Massenaufstieg entstehen. Es herrscht ein Betrieb wie am Münchner Viktualienmarkt, und dabei will ich doch allein sein! – Ich lege einen Zahn zu, versuche diesen Ort der Hetze und großstädtischen Betriebsamkeit hinter mir zu lassen. Stur den Blick auf die Straße gerichtet, um ja nicht noch mehr fragende Blicke wahrzunehmen.

Ein paar Abschneder, abseits vom viel begangenen Fahrweg in die Bleckenau, sorgen dann zusätzlich für einkehrende Ruhe. Innere Ruhe, die ich nur bei äußerer Stille erlangen kann. Die ich aber brauche, auch wenn das Bergsteiger, an denen ich großlos vorbeigehe, nicht verstehen. Die Nordwand steht im hellen Licht der schon tiefstehenden Sonne. Ihre Zerrissenheit wirkt so besonders plastisch. Die Wand ist zum Greifen nahe, jeder Griff, jede Kleinigkeit ist wahrzunehmen. Meine Tour, die Nordverschneidung, ist trocken, das Selbstvertrauen groß. Erst vor kurzem habe ich am Heiligkreuzkofel sehr anspruchsvolle Routen wiederholen können. Nach dem üblichen Wasserlassen am Einstieg, dem üblichen Tribut an die angespannten Nerven, lege ich Hand an. Die ersten Meter noch etwas ungelenkt, rasch aber in der üblichen Geschmeidigkeit, dem gewohnten Fluß der Bewegungen. Bald schon die erste Schlüsselstelle, eine Platte, fast senkrecht. Drei Haken stecken darin, einer steht ganz weit heraus. Dicker Rost hat sich seiner bemächtigt, die Routen hier werden seit vielen Jahren kaum mehr begangen, obwohl schöne Kletterei geboten ist. Ich muß mich gut konzentrieren, eine hohl aufliegende Schuppe nicht benützen, statt dessen lieber kleinere, aber zuverlässige Haltepunkte anvisieren. In der kleinen Gufel über dieser Stelle angelangt, nehme ich Stimmen wahr, eine Gruppe Bergwanderer hat sich wohl zum Zuschauen versammelt. Leider führt ein vielbegangener Wanderweg unter der Wand hindurch. Für die Gestalten da unten bin ich ein willkommenes Anschauungsobjekt. Was für einen Blödsinn die verzapfen! Ein Selbstmörder, ein dummer dazu, soll ich sein. Das könnte ich doch billiger haben. Rücksichtslos, ja rücksichtslos, das sei ich in ihren Augen.

Die laute Debatte unter mir regt mich auf, das wohlmeinende Gewäsch wird durch den leichten Wind in allzu großer Deutlichkeit heraufgetragen. Warum gehen die nicht weiter, lassen mir meinen Frieden? Statt dessen wird da unten eifrig geplauscht. Ob sie wohl Angst haben, daß ich ihnen direkt auf den Kopf fliegen könnte? – Diese eher belustigende Vorstellung gibt mir wieder die nötige Ruhe, ich spreize durch die überhängende Rißverschneidung über der Gufel weiter nach oben. Herrliche, mehr Hirn als Kraft erfordernde Kletterei ist das. Der abschließende Überhang, den man mit Unter- und Seitgriffen überlistet, ist da der krönende Abschluß einer gedanklichen Auseinandersetzung mit der Materie



Fels und der Möglichkeiten des Höherkommens an ihr. Die reibungslose Abfolge von Überlegung und Ausführung macht Alleingehen so schön. Das stetige, durch nichts unterbrochene Lösen von felsklettertechnischen Denksportaufgaben, ihr akrobatisches Umsetzen. Allein, auf sich gestellt, nicht auf andere angewiesen, auf ihre Hilfe, ihre Ratschläge, ihre Sicherung. Ich bin meine beste Sicherung, niemand weiß besser als ich, was geht und was nicht.

Meine Zuschauer sind inzwischen verduftet, ich bin wieder unbeobachtet. Die Kletterei bleibt anspruchsvoll, meine Direktvariante dient mir auch als Weg bei der ersten Alleinbegehung. Besonders ein Reißüberhang erfordert gute Nerven, die Auswahl der Haltepunkte reduziert sich auf ein schwer erträgliches Minimum: speziell an seinem Ausstieg, wo sich der Reiß verliert. Aber ich bin gut in Form, heute gibt es keine Zweifel am zügigen Fortkommen, auch wenn ich ein dummer Lebensmüder sein soll. Was tangieren mich schon die anderen, wenn nicht gerade ihr Gerede bis an mein Ohr dringt (vielleicht wäre es besser, wenn ich keine solchen Schlappohren hätte!).

Eine überhängende Kante, wieder auf der Originalroute, bietet herrliche Züge. Athletisches Ausreizen trainierter Muskeln, die motivierende Anwendung des im stupiden Trockentraining erwor-

benen Kräftepotentials. Weite Durchläufer, belohnt mit guten Griffen. Der berauschte Tiefblick, mit den Händen an guten Löchern verkrallt. So gefällt es mir! Spontan entschließe ich mich, auch über die direkte Nordwestkante zum Gipfel zu klettern. Ich bin so gut in Schuß, daß ich keinen Überhang auslasse, Boulderehrgeiz kommt auf. Die reine Freude an schwierigen Zügen, an Stellen, an denen ich sonst auch mit Seil ins Zaudern gerate. Lediglich zwei gelbe Bäuche bleiben suspekt, bei ihrer Überwindung bin ich von der Griffqualität weniger beglückt! – Der Gipfel. Helm runter, Magnesiabeutel zu, Socken auslüften. Es herrscht Rückenwind, der Zehenkäs weht wegwärts. Für frische Luft ist also gesorgt. – Heute hat es sich wieder gelohnt!

Verantwortungslosigkeit und Rücksichtslosigkeit

haben mir nicht nur die Wanderer unter der Pilgerschrofen-Nordwand vorgeworfen. Diese Vorhaltungen habe ich schon öfters erdulden müssen. Ich verwahre mich zwar dagegen, denn ich bin vorsichtig, so paradox dies auch klingen mag. Aber es bleiben die Eindrücke von der gefürchteten direkten Einstiegsverschneidung am Kenzenkopf, von den dumpf klingenden Griffen an

ihrem Abschlußüberhang, die mir bis heute immer wieder eine Wiederholung verleiden. Die nasse Schlüsselstelle des „Peitinger Weges“ in der Geiselstein-Nordwand, von unten nicht als naß zu erkennen, ist mir ebenfalls in sehr klarer Erinnerung. Fünf Minuten stand ich da, bis ich eine nasse VI+Stelle anging, ohne allerdings dabei Angst vor einem nahen Absturz zu haben. Ich war nur verärgert, daß die Sonne noch nicht ganze Arbeit geleistet hatte, mir die Variante zusätzlich erschwerte.

Manchmal fällt es mir schon schwer, mir meine Beweggründe zum Einsteigen in die nasse Aggenstein-Nordostwand klarzumachen. Selten war ich nach einer Tour so froh, am Ausstieg zu sitzen, Genuß hatte ich keinen gehabt auf den schmierigen Rampen und Platten.

Erstaunlicherweise erlebte ich Genuß beim ebenfalls angefeuchteten „Lang-Schmitt-Kamin“ in der Gimpel-Nordwand. Das Spreizen am äußersten, noch trockenen Rand übertraf wohl das im bekannten „Schmuckkamin“ Gebotene, aber die Spannung, in einer unbekannteren Route zu klettern, ließ keine Angst entstehen.

Auch nicht in der Neuen Nordwand am Gimpel, die ich als erster Kletterer nach dem großen Felssturz wieder beging. Wieder war das Erleben von Neuland so überwältigend, daß es mir auch nichts ausmachte, immer mit einer Hand die Griffe vom feinen Sand zu befreien, der sich fast über die ganze Tour ergossen hatte.

Oder in den zahllosen Touren, die ich mit Varianten erkletterte, um nur ja dem Hunger nach Schwierigkeiten genug Nahrung zu bieten. Routen, von denen ich zeitweise nicht weiß, ob ich sie selbst mit Seilsicherung wiederholen soll, bis mich manchmal der Rappel packt und ich allein wieder hinaufklettere.

Ja wenn ich so überlege, dann kommen mir manchmal Zweifel an meiner strikten Verneinung der Verantwortungslosigkeit. Aber wer kann schon verstehen, daß man oft während eines Alleinganges über ein so starkes Bewußtsein und Klettervermögen verfügt, daß man es später selbst nicht immer nachvollziehen kann. Dies ist ein „solospezifisches“ Vorkommnis, das ein Außenstehender nie begreifen kann und wird. Deshalb komme ich mir dann auch nicht rücksichtslos vor, wenn ich wieder allein losziehe auf der Suche nach Abenteuer, Schwierigkeit, Genuß und Bestätigung!

„Neuland“ - „Ballisto“

möchte ich folgende Begehungsschilderung nennen. Sie vereint alle vorher erwähnten Beweggründe: die dritte Begehung von „Ballisto“ an der Geiselstein-Südwand im Juli '83.

Eigentlich wollte ich die Tour ja in Begleitung unternehmen, doch eine kurzfristige Absage läßt alle Pläne verrauchen. Meine Neugierde ist aber zu groß, ich will da hinauf, der Ehrgeiz läßt keine Debatte zu. Also solo, ich bin ohnehin in bester Verfassung, erst wenige Tage zuvor ist mir eine meiner schwierigsten Erstbegehungen geglückt, was soll mir da schon ein Sechser anhaben!

Am Einstieg sieht es etwas naß aus, die Wasserstreifen glänzen in der Sonne. Da ich genug Zeit habe, genieße ich einige Zeit das Sonnenbad, hocke faul auf meinem Rucksack. Ein paar junge Kletterer bieten mir eine Nordwandklettere an, sie seien nur zu dritt. Aber die Wasserstreifen am Einstieg sind nicht dick genug,

mich umzustimmen. Ich habe das bestimmte Gefühl, da hinauf zu müssen, und wünsche den anderen zu dritt viel Spaß.

Schließlich doch die Einstiegsprozedur, die Reibungskletterschuhe werden geschnürt, so eng es geht, und hinabgewackelt zum Einstieg. In diesen Schuhen trage ich keine Einlagen, daher sieht mein Gang manchmal recht entenartig aus. Die ersten Meter sollen etwas brüchig sein; ich brauche nicht lange, diese Feststellung des Erstbegehers als richtig zu erkennen. Etwas lästiger ist jedoch die Nässe, die auch die festen Griffe und Tritte nicht verschont hat. Nach diesen ersten Metern wird es dann doch trocken, es folgt sehr elegante Wandklettere. Ein Kletterer nebenan fragt nach dem Namen der Route, ihrer Schwierigkeit. Meine knappe Antwort ruft standardgemäßes Kopfschütteln hervor, ich habe meine Ruhe! Ruhe, die ich auch brauche, denn die graue Plattenzone mit der Schlüsselstelle verlangt volles Engagement. Der Fels ist herrlich rau, noch nicht abgeklettert, nur in einigen Griffen steht noch die Feuchtigkeit. Der Weiterweg über die raffinierte Kletterei bietende Wand ist mir nicht ganz klar. Aber links müßte es gehen, eine Reißverschneidung mit Abschlußüberhang leitet auf ein Band über der Plattenwand. Zudem zieht rechts der fette Wasserstreifen herab. Ein Haken unter dem Überhang bestätigt meine Vermutung. Rechts oben ist ein Griffchen, ich will mich aufziehen, rutsche aber sofort ab. Eine schmierige Lehm-schicht läßt keinen Halt finden. Aber sonst ist kein Griff zu entdecken, die Nässe ist hier doch größer als von unten angenommen! Ich hänge überstreckt, klettere kurz ab, schüttle die Hände aus und betrachte den Haken, den der Erstbegehler aus demselben Grund zur Fortbewegung benutzt hat. Ich spreize wieder hinauf und entferne den Lehm vom Griff, indem ich ihn mit dem Daumenrücken abkratze. Nach einigen Wiederholungen dieser Prozedur „pudere“ ich den Griff mit Magnesia ein, so daß wenigstens die Kante kurzzeitig trocken ist. Schnell durchgezogen, kurz umgreifen, die Linke erwischt einen abschüssigen, aber guten Griff an der Kante des Überhangs. Zwei, drei schnelle Züge, ich stehe auf dem Band. Ein Teil der Anspannung fällt ab, die erste Schlüsselstelle liegt unter mir. Freude kommt auf, Befriedigung, es frei gemacht zu haben. In diesem Hochgefühl stehe ich rasch unter der grauen Gipfelwand. Herrlicher, wasserzerfressener Plattenkalk wartet vor dem Gipfel, ich steige direkt ein, der feste Fels läßt das Klettern zur freudigen Erwartung der nächsten Züge werden. Ein Standplatz ist erreicht, rechts prangt ein Mammut-Bohrhaken. Zeichen des Erstbegehers, das ich allerdings links von mir erhofft habe, denn aus der Erosionsrille über den Bohrhaken wird „mein“ Wasserstreifen gespeist. Die Plattenquerung hinüber zur Fallinie der Wasserrille verlangt einige Improvisation, die aber durch den rauhen Fels begünstigt wird. – „Hast an Durst“, tönt es von unten herauf, „weil du immer im Wasser herumsteigst!“ Dieser Kommentar kommt mir nicht gelegen, und um keinen weiteren folgen zu lassen, entschwinde ich nach oben, die Wasserrinnen ausspreizend. Am Gipfel bin ich in Hochstimmung, muß allerdings bald den Rückzug antreten, da ich meinen Kommentatoren etwas zu starken Tobak aufgetragen habe! Im Tourenbuch steht dann ganz banal: „Eine nette Tour mit zwei lästigen Stellen.“ Wie leicht man doch alles in Worte fassen kann!

Natur

erlebe ich bei meinen Alleingängen immer – und auch recht intensiv. Nur bei meinen Schilderungen droht dieses „Beiwerk“ stets als solches unterzugehen. Dabei ist es keineswegs so, daß mir das alles egal ist, keineswegs, denn ich suche meine Ziele oftmals nach landschaftlichen Kriterien aus. In der Pilgerschrofen-Nordwand etwa klettere ich sehr gerne, weil hier die malerischen Kontraste von Alpenvorland und strengem Hochgebirge aufeinander treffen. In der direkten Nordwand, meiner bevorzugten Route in dieser Wand, erlebe ich Natur, wenn ich oft nach einer schweren Stelle oder Seillänge stehenbleibe, die Stimmung in dieser zergliederten Wand auf mich einwirken lasse, mich freue, da zu sein und nicht irgendwo herumzulümmeln und meine Zeit totzuschlagen. Wie es Kletterathleten oft tun, wenn die Sehnen schmerzen oder sie einfach zu nichts Lust haben. Besonders am Nachmittag, am frühen Abend oder an Herbsttagen mit Föhn erlebe ich die Natur. Wenn das Laub unter den Füßen raschelt, der Wind durch den Wald streicht, wenn ich ganz allein da draußen bin, dann fühle ich Natur. Dann gibt es nur noch die spontane und tiefe Freude am Leben, die auch am Einstieg nicht verdrängt wird. Vielmehr wird sie durch das Abenteuer Alleingang noch mehr angeheizt. Der Alleingang, auch das hautnahe Erleben wilder Bergwelt, das Einsaugen von Eindrücken, das während einer Seilschaftstour häufig durch andauerndes Gelabere über oft belanglose Dinge abgeblockt wird!

Im Alleingang, im „Free Solo“, stelle ich mir die kompromißloseste Herausforderung vor, die das Klettern, das Bergsteigen zu bieten hat. Der Zwang, auf sich allein gestellt, Risiken in Schach zu halten, macht hellhörig. Auch für die Schönheiten der Bergwelt. – Die spontane Freude über das eigene Dasein, das man sich bei einem Alleingang immer wieder erkämpft, läßt auch die Größe der Natur erkennen und lehrt, sie zu respektieren.

Meine bislang vorletzte Solotour war vom Naturerlebnis entscheidend geprägt, wie so viele vorher. Erst am späten Nachmittag bin ich losgefahren, die sonnenüberflutete Westseite des Geiselsteins aufzusuchen. Es war Mitte November, kalte Luft lag über dem Boden, während es in der Höhe warm war, ein angenehmer Wind den Bergwald belebte. Im Alpenvorland stand eine Nebelbank, meine Aversionen gegen die Großstadt fanden genug Nahrung. – Da hockten sie in ihren grauen Silos in der Suppe, während ich der Abendsonne entgegenging. Warm schien mir die Sonne ins Genick, der Blick nach oben faßte den wunderbaren Kontrast zwischen hellem Kalk und tiefblauem Himmel. Für Augenblicke gehörte mir dieses Stück Natur ganz alleine, kein Mensch weit und breit, die letzten Wanderer traf ich, als sie hinunterhasteten, um den Bus nicht zu versäumen.

Über die „Wasserspiele“, eine Neutour von mir, turnte ich im warmen Fels höher. Wenige Minuten des Glücks nur, die Sonne stand schon tief. Die Wärme der Abendsonne spornte mich, am Gipfel angelangt, dennoch zu einer zweiten Route an: „Gummifuzzy“, ebenfalls herrliche Genußkletterei in festem, schwierigerem Fels. Danach verweilte ich am Gipfel, bis die Sonne fast am Horizont versunken war, und war glücklich. Einfach zufrieden und

dankbar, nahe den Bergen wohnen zu dürfen, nicht im Getriebe der Großstadt vegetieren zu müssen! Wieder zurück am Einstieg, erlebte ich einen Sonnenuntergang von seltener Schönheit. Mit der Sonne versank aber auch meine große Freude, hier zu sein. Ich setzte die Stirnlampe auf und trat den Weg hinab in die dunkle Kälte an. Aber für einige Zeit war ich oben im Licht der Abendsonne, herausgerissen aus der dumpfen Realität des Alltags gewesen.

Wie oft noch

werde ich allein losgehen, meinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen?

Solange ich etwa den Schertelweg in der Geiselstein-Nordwand bis zum Band hinaufklettere und die Herzog-Führe wieder hinab, während eine Seilschaft ganze zwei Seillängen zurücklegt. Solange ich die Direkte Ostwand am selben Berg so im Griff habe, daß ich sie nicht als Sechser empfinde.

Solange ich es brauche, allein durch den Bergwald zu steigen, voll froher, oft spontaner Erwartung.

Und solange ich glücklich und für Momente wunschlos zufrieden hinabsteige, solange werde ich wohl weiter Touren ohne Partner angehen. Mag sein, daß der Mensch nicht zum Alleinsein geboren ist, aber dürfen muß er es. Doch ich brauche das Alleingehen, um dann wieder mit Freuden in einer Seilschaft klettern zu wollen.

Ich vermag nie auszuschließen, daß es mich einmal erwischen könnte. Aber das ist für mich kein Grund, auf Alleingänge zu verzichten, denn es kann schon morgen einer um die Kurve rasen und mich über den Haufen fahren. Dann habe ich unter einem Blechkasten mein Leben ausgehaucht, aber wenigstens bis zu diesem Zeitpunkt so intensiv wie möglich wirklich gelebt: nicht dahinvegetiert, ohne zu versuchen, neue Erfahrungen zu erschließen, Grenzerfahrungen nicht einfach aus dem Weg zu gehen.

Alleingehen ist eine Sucht, von der ich nicht geheilt werden möchte. Denn es ist eine Sucht, die nicht das Leben ruiniert, sondern es immer aufs neue erschließt. Nirgends sonst kann man den Wert des Lebens beim Bergsteigen so intensiv ermessen. Und es gibt noch genug Ziele, über die ich mein Leben hinauftragen möchte, um hernach ein weiteres Abenteuer gelebt, erlebt zu haben. – Unsere Zeit ist so reich an miesen Dingen. Auch ich habe das Handwerk des Tötens erlernt, der Überzeugung, es tun zu müssen. Ich sehe die Wälder sterben, die Wälder, durch die ich so gern allein streife. Ich höre die Mächtigen der Welt reden vom Atomfrieden, sehe die jungen Arbeitslosen, die Aussteiger und die Reichen.

Hier kann ich keine Herausforderung für mich erblicken, bin vielleicht zu schwach, mich zu wehren, und flüchte deshalb lieber in das Abenteuer Alleingang, um wieder Kraft und Bestätigung zu tanken. Der Einsatz ist hoch, aber die dadurch gestärkte Bereitschaft, aktiv zu leben, rechtfertigt für mich mein Tun. Immerhin bin es letztendlich doch ich selbst, der die Konsequenzen meines Tuns zu tragen hat!

Also auf ein Neues!



Der junge Salzburger Thomas Bubendorfer gilt nicht erst seit seiner Solobegehung der Eiger-Nordwand in erstaunlich kurzer Zeit als Repräsentant der gegenwärtigen Entwicklung im extremen Alpinismus. Sein Angebot, für „Berg '85“ etwas übers Allein-gehen zu schreiben, kam also nicht ungelegen. Auch nicht, nachdem sich's herausstellte, daß sein Beitrag weniger von Alleingängen handelt – sondern von einer ganz anderen Tour. Einer mit ziemlich schwieriger Routenführung schon vom Einstieg weg: „... sie fragt mich, wer ich bin.“ (d. Red.)

Sie fragt mich, wer ich bin

Thomas Bubendorfer

Ich habe jetzt zu Hause ein Büro. Das heißt, daß mein Vater, der diesen Raum bisher benützt hat, in das Zimmer am Dachboden gezogen ist, in dem früher meine ältere Schwester gewohnt hat, sie hat geheiratet und lebt seit drei Monaten in Australien. Ich habe also ein neues, helles Büro, mit Bücherregalen und Platz für die Aktenordner, mit einem riesigen Schreibtisch mit solider heller Platte, Fichtenholz, unfreiwilliges Geschenk meines Vaters, der diesen Tisch in dem kleineren ehemaligen Zimmer meiner seit drei Monaten in Australien verheirateten älteren Schwester nicht verwenden kann. Auf der Schreibplatte steht ein neues weinrotes Telefon, ich habe jetzt eine eigene Leitung. Der Installateur hat einen großen Zentralheizkörper hier eingebaut, vor einem Monat schon, als ich mit meiner ersten richtigen Vortragstournee unterwegs war, fünfundzwanzig Tage, fünfundzwanzig Vorträge. Man hatte immer gefroren in diesem Zimmer, das jetzt mein neues Büro ist. Es liegt etwas abseits von den Wohnräumen. Auf den Zylindern der Zentralheizung, genau gegenüber von meinem Schreibtisch und kaum verdeckt durch eine seltsam geschwungene, sehr moderne Messinglampe, die von dem mit dunkelbraunen Korkplatten bedecktem Plafond hängt, diese Lampe hat mir auch mein Vater hinterlassen, habe ich ein auf eine leichte Kunststoffplatte aufgezogenes sehr großes Plakat gestellt; es ist Werbung von einer französischen Shampoofirma, „Naturhaar-Farbbelebung deckt die ersten grauen Haare ab“, und man sieht nur den Kopf und den Schulteransatz von einem für meinen Geschmack sehr schönen Mädchen, ungefähr achtundzwanzig Jahre alt, sie trägt ein violettes Leibchen mit Armansatz, da ist ein violett blühender Strauch sehr verschwommen im Hintergrund, das muß Flieder sein, glaube ich, ich liebe Flieder, vor allem seinen schweren süßen, fast betäubenden Duft. Wenn man von den Garagen her zu unserem Haus geht (direkt auf die breite Fensterfront meines neuen Büros zu), also gleich wenn man das Tor hinter sich geschlossen hat, muß man unter einem riesigen violetten Fliederstrauch durchgehen. Jetzt, in den letzten Tagen des Mai, blüht er gerade, es ist das für mich die schönste Zeit des Jahres, und ich kann gar nicht oft genug ein- und ausgehen, weggehen und wieder nach Hause kommen, weil ich dann immer unter dem Fliederstrauch durch muß. Oft stehe ich aber auch ganz ohne Grund von meiner Arbeit auf und gehe vor zum Tor, sauge tief diesen Duft ein, fülle meine Lungen mit Flieder und gehe ins neue Büro zurück.

Mein Mädchen auf dem Plakat hat grüne Augen (wie ich) und langes, sehr volles (wie ich nicht mehr) Haar, dunkelbraun, freilich muß sie schönes Haar haben, sonst würde man sie nicht in der Werbung für Haarpflegemittel einsetzen. Das rechte Auge ist von einer wilden Locke fast verdeckt, nur die linke, ganz freie Gesichtshälfte ist, wahrscheinlich von der Sonne, beleuchtet und deutlich zu erkennen. Sie trägt sehr wenig Schmuck, den hat sie nicht nötig, sie ist schön genug, nur einen kleinen, kleinfingerschmalen Goldreifen um das linke Handgelenk und ein halb so dünnes goldenes Kettchen um den Hals. Kein Make-up, gut. Ich

Foto: O. Baumeister

glaube, sie hat einen starken Willen. Vielleicht ist sie trotzig und ein bißchen stur. Den Typ kenne ich ein bißchen. Freilich kenne ich sie nicht. Ich bin nicht verliebt in sie, ich habe auch nie Idole gehabt, aber sie macht einen außergewöhnlich angenehmen optischen Eindruck auf mich. Ein sehr interessantes Gesicht, nicht n u r schön, nur verstehe ich nicht ganz, warum man sie in Zusammenhang bringt mit: „Deckt die ersten grauen Haare ab“. Sie ist doch jung, na ja, wahrscheinlich verschätze ich mich in ihrem Alter, aber ich habe eine Schwäche für Frauen in diesem Alter.

Sonst ist in meinem Büro noch nichts, nur noch ein kleiner Tisch für die Schreibmaschine. Der Fichtenholzboden ist frisch versiegelt, der Raum riecht immer noch stark nach dem Lack. Mit dem Einrichten habe ich keine Eile. „gut Ding braucht Weile“, wie beim Klettern in ganz unangenehmen Situationen, so fallen mir auch beim Schreiben immer irgendwelche blöden Sprüche ein. Unser Hund liegt schneeweiß, elf Jahre alt, im Schatten des Fliederstrauches, und ich kann auch die Mutter vom Fenster des Büros sehen, wie sie im Garten werkt, die Rosen gießt und wohl später den Brunnen einschalten wird. Ich glaube fast, jetzt, nach gut zehn Jahren teils erbitterten Kampfes gegen die von mir besonders früher heißgeliebte Rockmusik, beginnt ihr dieselbe zu gefallen. Freiwillig und ohne daß ich sie dazu angehalten hätte, ist sie vorhin im Wohnzimmer gesessen und hat „the final cut“ von Pink Floyd gehört! Die Platte habe ich von meinem Onkel Otto, dem Bruder der Mutter, zum zweiundzwanzigsten Geburtstag vor zehn Tagen bekommen. Dabei ist die Mutter dreiundzwanzig Jahre älter als ich, ich meine, es sei ihr freilich vergönnt, und die Musik soll für alle dasein, aber ich erinnere mich genau, als ich zwölf war (und ein höllisch schlechter und besonders schlimmer Schüler), hat sie mir mehrere meiner besten Schallplatten, Deep Purple und Rolling Stones und so, zerbrochen und weggeworfen, weil sie befürchtete, daß meine schulischen Leistungen unter dem ständigen hämmernden Einfluß dieser Musik noch mehr gelitten hätten. Und jetzt sitzt sie da und hört selbst Pink Floyd! O-Vati, das ist der Vater meiner Mutter, er ist ein Misogyn, ein Frauenfeind, obwohl selbst zweimal verheiratet, sagt immer, nichts und niemand ist so unberechenbar wie eine Frau. Ich habe eigentlich gar keine Lust zu arbeiten. Die Sonne scheint wieder, Föhn hat die Wolken vertrieben, fast immer gestaltet der Föhn in unserem Tal das Wetter anders, als man es im Radio vorhersagt, ich könnte draußen im Rasen liegen und den „Zauberberg“ lesen, im frischen hellgrünen, noch ungeschnittenen Gras. Oder Musik hören, oder sonst was tun, gar nichts beispielsweise, nur nicht immer arbeiten. „Deckt die ersten grauen Haare ab“, aber sie lächelt nicht, sie schaut ein wenig fragend, mit nur ganz leicht geöffnetem Mund, nicht übervollen Lippen, klaren grünen Augen (wie die meinen), und ich glaube, sie fragt sich, nein, sie fragt mich, wer ich bin.

Ich bin durstig, und ich habe mich seit zwei Tagen nicht rasiert. Eingeweihte Kreise, also Leute, die es wissen müssen, sagen, in der Bundesrepublik schaffen fünfundzwanzig Männer regelmäßige Routen im IX. Grad. Hinzu kommen vielleicht fünf bis acht Österreicher und ein paar Schweizer, macht mindestens fünfunddreißig allein im deutschsprachigen Raum. Ich bin auch Kletterer, im Augenblick schaffe ich mit Ach und Krach VII. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, was der Unterschied zwischen VIII und

IX ist, dabei reden sie schon vom X. Grad. Ich selbst rede nicht sehr gern übers Klettern, obwohl das Klettern sehr wichtig für mich ist, oder besser: das Bergsteigen ist wichtig für mich. Ich gehe viel allein, aber achtzig bis neunzig Prozent meiner Bergtouren mache ich zu zweit. Jedoch, ich habe nur sehr wenig Partner, die auch Freunde sind, und heute gehe ich nur mit Leuten klettern, die tatsächlich Freunde sind. Ich hasse den ewigen grün-gelben Neid und das langweilige Konkurrieren innerhalb einer Seilschaft.

Ich bin zweiundzwanzig, und ich habe viel gelernt. Ich habe gerade mein erstes Buch fertig bearbeitet, das rohe Manuskript existiert schon seit fast einem Jahr, und das Problem dabei ist, daß ich zu viele „ichs“ verwendet habe. Ich habe das Buch über mich selbst geschrieben, ja schon, obwohl ich erst zweiundzwanzig bin, und dabei ist es natürlich eher problematisch, das „ich“ zu vermeiden. Meine Verlegerin sagt, wir werden todsicher schlechte Kritiken deshalb bekommen. Manchmal fühle ich mich schon zu alt, nur weiß ich nicht zu sagen, wozu ich mich zu alt fühle, oft trifft mich die Erkenntnis über das Rasen der Zeit wie ein Schlag, O-Vati wird im November vierundsiebzig.

Das alles hat nichts mit meinem Thema „Alleingang“ zu tun, und ich bin Alleingänger, ich bin sogar der Prototyp eines Alleingängers, meinen viele. Das Gesicht des Mädchens auf dem Plakat der französischen Shampoowerbung, das auf den Zylindern des neu installierten Zentralheizungskörpers in meinem neuen Büro steht, erinnert mich an das Gesicht meiner Mutter, meine Mutter ist eine schöne Frau, ich kann mir den Unterschied zwischen VIII und IX nicht nur nicht vorstellen, sondern dieser Unterschied ist mir egal. Nicht nur deshalb, weil ich nicht kann, sondern weil ich mich für den ungeheuren Trainingsaufwand für die äußersten Sportkletterschwierigkeiten nicht begeistern kann, deshalb interessiert mich der IX. Grad nicht.

Nein, ich glaube, ich bin nicht überheblich. Ich weiß nur in gewissen Beziehungen ganz genau, was ich will und was ich nicht will. Die Frage, ob der Alleingang im Bewußtsein der Allgemeinheit toleriert wird, der bergsteigenden und der nichtbergsteigenden, oder nicht, ist mir ganz egal. Alleingehen ist die egozentrischste Art des Bergsteigens überhaupt, niemandem muß man Rechenschaft ablegen, nur sich selbst, außerdem gefährdet der Alleingänger keinen anderen. Ich ließe mich nie im Leben auf Diskussionen über diese Fragen ein. Fest steht, für die anderen ist ein Alleingang eine Sensation. Nur für die anderen jedoch, denn der Akteur selbst (ich!) ist mit ganz anderen Problemen viel zu beschäftigt, nämlich vor allem dem einen essentiellen, einzigen: keinen Fehler zu machen. Denn nur ein Fehltritt, Fehlgriff, und ich bin tot. Das Leben liebe ich aber wie nichts sonst, vor allem das Leben im Tal. Die Fragen hier unten, wo ich mir gewisse Fehler wohl leisten kann, wengleich die Konsequenzen davon wieder immer nur ich selbst tragen muß, weil ich bemüht bin, ehrlich gegen mich selbst zu sein, wenn das auch nicht immer gerade angenehm ist, die Fragen hier unten sind mir viel bedeutender als die oben am Berg, die ja nur für Augenblicke bestehen, wenn auch für immer wiederkehrende Augenblicke, denn es läßt mich ja doch nie los.

So schreibe ich und erzähle von meinem neuen Büro und davon, daß meine vierundvierzigjährige Mutter heute Pink Floyd hört,

obwohl sie mir vor zehn Jahren mehrere wilde Rockplatten, Deep Purple und Rolling Stones und so, zerbrochen und weggeworfen hat. Diese Erinnerung beschäftigt mich wenigstens so sehr wie meine ja doch immer irgendwie vorübergehenden Ängste bei gewissen Stellen bei gewissen Alleingängen.

Gestern hatte ich wieder diesen Traum, zwei-, dreimal im Jahr sowieso, immer in anderer Version, daß ich die Matura nicht schaffe. Mathematik und Latein. Ich werde heute noch Milchkaffe trinken, es ist schon spät. Und von meiner leisen, doch tiefen Wehmut über die absolut unwiederbringlich vergangene Schulzeit, daß ich alle die, mit denen ich acht Jahre lang gerungen habe, nie wieder so sehen werde, wie sie waren. Sie werden bei irgendeinem Maturatreffen irgendwann andere Menschen geworden sein, steif, eigen, unantastbar, kein einziger war eigentlich je mein Freund, aber immerhin, vorbei, erwachsen dann alle, Akademiker die meisten, alle allein, jeder für sich, und ich werde einer von ihnen sein, wie sie sein (nur kein Akademiker, sondern ein Bergsteiger-Alleingänger, der gegen die Einsamkeit zu kämpfen bestimmt nicht müde geworden sein wird).

Wie soll ich so ernsthaft von Griffen und Rissen und von „zehn Meter hinauf und fünf hinüber und, puh, Haken geschlagen, ist ja wieder einmal gerade noch gut gegangen, keuch, und der Krampf im rechten Unterarm immer noch unter Kontrolle, toll, nicht?“ Fad, langweilig, öde, ewiggleich, wie soll ich mich da oben derart ernst nehmen? Wenn ich, obwohl der Alleingänger, nichts so sehr fürchte und hasse wie die Einsamkeit? Ich bin sehr gern und sehr viel allein, weil ich unter Menschen, die so oft eine andere Sprache sprechen als ich, nicht verlassen sein will, und es macht mir nichts aus, wenn ich aus freien Stücken allein bin; aber wenn ich einsam bin, dann weine ich.

Am Berg jedoch ein Alleingänger zu sein macht Spaß, befriedigt, befreit. Ich liebe dieses Gefühl, wenn ich in gewissen Wochen und Monaten absolutes Vertrauen in meine Kraft und Sicherheit habe; da ich viel trainiert habe und unterwegs gewesen bin, immer stärker wurde mit jedem Gipfel, jeder Wand und irgendwann, phasenweise, mich auf einem Zenit bewegen konnte. Bei Abstiegen, und das war das Gefährlichste überhaupt, bin ich stundenlang in heißen Mittagsstunden in aufgeweichtem Schnee auf den Gletschern über nur wenig verdeckte Spalten geschlichen, die Arme weit ausgebreitet, in der rechten Hand das eine Eisbeil, wie um mich fangen zu können, wenn diese Brücke bräche; allein, weit und breit kein Mensch, und mein Gesicht war sonnenverbrannt, die Unterlippe üblicherweise gespalten, der Bart eineinhalb Tage alt, der dünne Rollkragenpullover verschwitzt von pausenloser Jagd, von weit über tausend Meter hohem Alleingang, Granit, Grandes Jorasses und Droites zum Beispiel. Das Gefühl am Gipfel vorher: atemberaubende Aussicht, phantastische Ruhe und als kulinarische Belohnung ein Apfel. Hunger hatte ich nie, und auf den Grandes Jorasses nicht einmal Durst. Alles bestens, das Wetter gut und sicher, mehr als der halbe Tag noch vor mir. Meist ruhte ich in den Westalpen auf dem Gipfel auf einem trockenen Block. Da saß ich, streifte die steifen Kunststoffschalen meiner Bergschuhe ab und hielt die profillosen Reibungskletterer-schuhe, die ich statt des gewöhnlichen Innenschuhs verwendet hatte, so wie mein Gesicht in die Sonne.

Ich war nie glücklich, und ich war nie traurig. Ich war sehr zufrieden und mir sehr wohl bewußt, daß ich eigentlich nirgendwo war und daß ich noch ein ordentliches Stück Weg vor mir hatte, um ins Tal zu kommen, dorthin, wo ich sein wollte. Ich habe nie einen Freund vermißt bei den Alleingängen, höchstens irgend jemand, der bunt gekleidet war, als Motiv für ein paar Fotos, und auch zum Deutlichmachen der mich umgebenden riesigen Dimensionen.

Ich liebe die Gegenwart des Wissens um meine eigene Winzigkeit in den Westalpen vor allem, oder in großen Wänden. Meines Stellenwertes bin ich mir immer bewußt, und ich weiß, wie klein ich bin. Aber dieses positive Mißverhältnis bedrückt mich eigentlich nicht. Ganz im Gegenteil, es ist eine Herausforderung für mich und spornt mich an, ich bin stolz, wenn ich Hunderte Höhenmeter geklettert bin, pausenlos, ohne daß mich Seilsicherung aufgehalten hätte, oder das in Seilschaft doch übliche schwerere Gepäck.

Bei den Alleingängen führe ich viele Selbstgespräche. Jede meiner Taten habe ich haargenau, im Detail ihr erzählt, damals waren wir ja noch verlobt, damals hat sie mich noch geliebt. Na ja, und ich freute mich auf das Tal, auf eine Dusche, aufs Rasieren, ich war da oben schon auf meine Dias gespannt, gelegentlich fielen mir in den letzten Jahren während der endlosen Abstiege in den endlosen Selbstgesprächen Anfänge für Berichte ein, und ich bin ungeduldig geworden, wollte Bleistift und Papier und einen Tisch, um zu schreiben.

Ich war, und das ist das Wichtigste, immer und mit gutem Grund sehr zufrieden mit mir. Ich hatte geplant, berechnet, getan gehabt, und ich war erfolgreich gewesen. Das gesteckte Ziel war erreicht. Gut. Und ziemlich schnell, nach einem halben Rasttag oder so, wenn dann das Wetter immer so schön war, hatte ich ein neues Ziel.

Sehr bedeutend bei den Alleingängen ist (bei mir) die Angst. Die ersten Alleingänge im VI. Grad hatte ich 1978 gemacht, mit sechzehn, im Hochköniggebiet. Das war zu einer Zeit, als bei uns die Rede noch lange nicht war von Sportklettern und VIII. Grad, einen Klettergarten gab es nicht. Wir wenigen Kletterer, die imstande waren, die schwierigsten Routen zu begehen, fingen im Frühjahr, im März oder im April erst an, Wände im IV. oder V. Grad zu machen. Wir stapften im Schnee zu den Einstiegen, stiegen mit schweren Profil-Schuhen in die Felsen und arbeiteten uns, naß bis auf die Haut, eingesunken oft bis zu den Hüften, die am Nachmittag von der Sonne aufgeweichten Schneeabstiege hinunter ins Tal. Man war da einen langen Tag lang unterwegs und müde am nächsten Morgen; man ging zur Arbeit – oder in die Schule, an Training im Klettergarten wurde in keiner Weise gedacht, ich selbst brauchte die Wochentage meist dringend, um mich von den Strapazen zu erholen. Nach ein paar Wochen oder Monaten war man dann wieder beim VI. Grad.

In den Gebieten meiner engeren Heimat – Hochkönig, Tennengebirge, Dachstein – hatte, allen weit voran, der Bischofshofener Albert Precht die mit Abstand schwierigsten Routen erstbegan-gen. Seine Wände bewertete er immer mit außergewöhnlicher Strenge, die meisten Touren hatten in zehn Jahren höchstens zwei bis drei Wiederholungen, zum Teil von ihm selbst, und alle hatten ausnahmslos größten Respekt besonders vor seinen Ribklettereien, denn Albert Precht gilt als Spezialist für Risse.

Ich war Schüler, ich nahm mir sehr viel Zeit für das Klettern, ich hatte selten unter der Woche einen Partner, und so fing ich mit den Alleinbegehungen an.

Die schwierigsten Wände, die ich teils autostoppend, teils mit dem Fahrrad radelnd erreichte, waren immer meine Ziele, die Erstbegehungen von Albert Precht, die in aller Munde waren, von denen man nur fast wie in Ehrfurcht sprach. Diese nahm ich mir alle, eine nach der anderen, im Lauf der Zeit vor; aber weil damals mein Respekt vor diesem VI. Grad in den so streng bewerteten Precht-Touren so groß war, war ich mir vorher nie sicher, ob ich die Schwierigkeiten überhaupt schaffen würde, und ich war allein!

Ich ging immer hinauf mit einem Klumpen Eis im Bauch, tödliche Angst vorher schon vor den mir unbekanntem Grenzen meiner Belastbarkeit (mit sechzehn!), und ich hatte einige Male sogar einen Abschiedsbrief geschrieben, den ich unter mein Kopfpolster gelegt hatte; man beobachtet zeitweise einigermaßen theatrale Züge an mir. Ich bin mir vorgekommen wie ein todgeweihter Gladiator, aber die Jahre lang, bis ich zu denken angefangen hatte, hatte ich eben Glück.

Die Angst ist mir also seit jeher vertraut, und immer, wenn sie besonders groß gewesen ist, bin ich besonders gut geklettert. Denn die Furcht hatte meine Fantasie derart überreizt, daß ich mir immer Schwierigkeiten vorstellte – und später, in den Westalpen, waren es die gewaltigen Dimensionen, die ich fürchtete – die wahrscheinlich für einen Menschen unmöglich zu meistern gewesen wären. So war ich auf das Ärgste gefaßt, kletterte gut und war überrascht, daß die einzelnen Stellen gar nicht so schwierig waren und die Wand (Eiger, achtzehnhundert Meter!) gar nicht so hoch, wie ich angenommen hatte.

Es ist sehr gut, daß die Angst da ist, weil sie immer alle Handlungen kontrolliert, hemmt, eingeschränkt hat, und das brauche ich.

Ich lehne es ab, beim Alleingehen von Freiheit zu sprechen. Mit Freiheit hat das nämlich überhaupt nichts zu tun. Man kann sich dabei ja nicht das Geringste erlauben, ich habe beim Alleingang nicht die geringste Möglichkeit, auch nur den kleinsten Fehler zu machen, denn diese Freiheit, würde ich sie mir nehmen, kostete den Tod. Und der hat in meinen Augen überhaupt nichts mit Freiheit zu tun.

Alleingehen bedeutet Einverständnis mit einer tödlichen Konsequenz. Das ist ein hartes Gesetz, und es gefällt mir gut, ich akzeptiere es schon seit vielen Jahren. Da ist auch ein Leistungsprinzip, das mich zu einer absoluten Einsamkeit des Denkens zwingt, und auch das ist gut so.

Oben in den Wänden (die des Tennengebirges, ich sehe sie sonst, sind jetzt doch in Wolken gehüllt, weil der Föhn, der in unserem Tal das Wetter oft ganz anders gestaltet, als der Wetterbericht vorhersagt, ausgesetzt hat, und jetzt ist das übliche Mittelmeertief da), oben in den Wänden, und zumal im Alleingang, muß ich Entscheidungen fällen. Ob nach links, ob nach rechts, ob zurück (wenn es noch geht), ob weiter gerade hinauf. Oder vielleicht soll ich mich hinsetzen, weil das Wetter so schlecht geworden ist, und biwakieren (in einer dünnen Baumwollhose, im Rollkragenpull-over, mit einem Paar dünner Handschuhe, mit einem Frotteestirnband, einem Fotoapparat und zwei Wechselobjektiven, sonst

nichts) in viertausend Meter Höhe, Montblanc. Was immer ich tue, wie immer ich mich entscheide, einsam, ohne mich unbewußt auf irgendeine der vielen Institutionen verlassen zu können, die sonst, im Tal, mir die Entscheidungen abnehmen würden, oder vielleicht, in Seilschaft, auf einen Freund. Wie immer ich mich entscheide, wie immer ich mich verhalte, ich habe die Konsequenz ganz allein und unwiderruflich zu tragen. Das ist die Einsamkeit des Denkens, die mich geprägt hat, die mich vor allem anderen erzogen hat.

Ich sagte noch nicht, daß sie, die ich liebe, die mich seit einem guten halben Jahr nicht mehr liebt, genau sind es mehr als acht Monate, daß sie mich verlassen hat (sie ist nicht die erste, na ja), eine Schwedin ist.

Ich denke, was ist, wenn sie einen anderen liebt. Ich habe bei ihr angerufen. Sie ist nicht zu Hause. Sie ist nach Kopenhagen gefahren. Sie bleibt die Nacht über dort. Das sind von ihrem Heimatort nur sechzig Kilometer Luftlinie. Sie ist bestimmt nicht allein nach Kopenhagen gefahren.

Sie hat Spaß und sehr viele Freunde. Sie haßt es, allein zu sein. Sie ist lieber mit irgendwelchen Leuten zusammen, mit denen sie sich irgendwie arrangiert, als allein. In ihrem Sinn habe ich kaum Spaß und kaum Freunde. Aber mehr rechte Freunde als ich hat sie bestimmt nicht. Und alles andere ist in meinen Augen vergeudete Zeit, und manchmal, in gewissen schwachen Stunden, hat sie mir recht gegeben.

Ich schätze, in so einer Nacht in Kopenhagen (ich war schon, mit ihr, in Kopenhagen, ich kenne mich aus) passiert viel. Ich selbst bin müde. Es wird immer später. Zehn Uhr schon. Die vergangene Nacht habe ich schlecht in einem teuren, überheizten, lauten Hotel geschlafen (statt wie sonst im Schlafsack, aber das ging nicht, ich hatte in der Früh einen wichtigen Termin), bin den ganzen Tag in München herumgehetzt, habe viel gegessen, keine Bewegung, Streß, viele Autokilometer wie immer, zweihundertzwölf Mark Strafe wegen Geschwindigkeitsübertretung auf der Autobahn im Baustellenbereich. Ich bin müde. Sie ist in Kopenhagen. Sie ist jedenfalls nicht allein, und sie ist ganz bestimmt kein bißchen müde.

Und in meinem neuen hellen Büro, gegenüber dem riesigen Schreibtisch mit solider Platte, Fichtenholz, unfreiwilliges Geschenk meines Vaters, der diesen Tisch in dem kleineren ehemaligen Zimmer meiner seit drei Monaten in Australien verheirateten älteren Schwester nicht verwenden kann, hat der Installateur vor einem Monat schon, als ich auf Vortragstournee war, einen großen Zentralheizungskörper eingebaut, darauf ich ein auf eine leichte Kunststoffplatte aufgezogenes, sehr großes Werbeplakat einer französischen Shampoofirma gestellt habe; darauf ein für meinen Geschmack sehr schönes Mädchen zu sehen ist, ungefähr achtundzwanzig, das helle grüne Augen hat (wie ich). Sie steht mir (wenn ich sitze und arbeite) genau gegenüber, sie schaut mich an (ich kenne sie nicht, und ich liebe sie nicht), sie lächelt nicht, der Mund ist nur ganz leicht geöffnet, das rechte Auge von einer wilden Locke fast verdeckt, nur die linke Gesichtshälfte ist, von der Sonne wahrscheinlich, beleuchtet, und sie fragt sich, nein, sie fragt mich, ganz ernst, und ich glaube, sie hat einen starken Willen, vielleicht ist sie auch ein bißchen stur, sie fragt mich, wer ich bin.



Sportklettern international

mit einem Ergänzungskapitel Eisklettern

Sepp Gschwendtner/Hartmut Münchenbach (Eisklettern)

Seite 68: Das Buchenschluchtdach
(VIII) am Buchenschluchtfels (Ith)

Foto: G. Heidorn

Freiklettern ist nicht gleich Freiklettern. Der Begriff bedeutet sogar ziemlich Unterschiedliches, je nachdem, ob ihn ein Kletterer verwendet, der mehr in alpinistischer Tradition steht, oder ein Sportkletterer. Das rührt, wie schon im Vorspanntext zu den Beiträgen von Thomas Bubendorfer und Marcus Lutz auf Seite 47 festgestellt, daher, daß der Alpinist als einen wesentlichen Teil der Herausforderung, der er sich stellen will, das damit verbundene Risiko wertet. Wohingegen der Sportkletterer, je nach Veranlagung und Herkunft (viele sind vom Alpinismus zum Sportklettern gewechselt, weniger bis heute umgekehrt), zum Risiko zumindest ein wesentlich distanzierteres Verhältnis hat, soweit er es nicht überhaupt auszuschalten versucht. Denn seine Herausforderung sieht der Superkletterer ja mehr oder weniger ausschließlich in der regelgerecht zu überwindenden Schwierigkeit einer Kletterstelle. Das Risiko und daraus resultierende psychische Belastungen empfindet er dementsprechend eher als Hemmnis. Dies alles rekapitulieren wir hier, weil sich daraus erklärt, warum Leitfiguren der Entwicklungsgeschichte und Tradition des alpinistischen Freikletterns, wie Paul Preuß, dies nicht genauso fürs Sportklettern sind.

Das ist viel mehr ein Rudolf Fehrmann, der 1908 die Regeln fürs Klettern im Elbsandsteingebirge so, wie sie in ihren Grundzügen (ausreichende Sicherung, aber keine Kletterhilfen) bis heute gültig sind, formulierte. Das ist ein anderer Sachse, Fritz Wiessner, der die diesem Regelwerk entsprechende „Ethik“ des Kletterns als Emigrant in die USA exportierte. Das sind von Royal Robbins bis John Bachar die amerikanischen Spitzenkletterer, die, ihren Gelegenheiten und Ansprüchen angepaßt, das Fehrmann-Wiessner'sche Ideen- und Regelwerk weiterentwickelten; die ihm so die Gestalt gaben, in der es die jungen europäischen Kletterer, ab 1970 etwa zunehmend angezogen vom Ruf der amerikanischen Klettergebiete und Kletterer, im Yosemite und anderswo (s. Seite 173 ff) kennenlernten. Diese junge Gilde nun versuchte, zurückgekehrt nach Europa, ihre amerikanischen Erfahrungen in den heimischen Klettergebieten umzusetzen: Reinhard Karl und Wolfgang Güllich in der Pfalz, Kurt Albert im Frankenjura, Hans Howald in der Schweiz, um stellvertretend wieder nur einige zu nennen. Ihr Beispiel machte Schule; und dies nicht nur in den Mittelgebirgsklettergärten, sondern bald auch in den Alpen. So konnte sich abermals Fritz Wiessner in seiner Mission bestätigt sehen. Der nämlich war ab Mitte der sechziger Jahre schon unentwegt zwischen der „Neuen“ und der „Alten Welt“ unterwegs gewesen: als Nuntius der sächsisch-amerikanisch geprägten Auffassung

sportlichen Kletterns, die nun also auch in den Klettergebieten des westeuropäischen Kontinents*) Fuß gefaßt hatte.

Sie hatte damit gleichzeitig das Ende der Ära des hakentechnischen „Kletterns“ mit ihren Materialschlachten eingeläutet. Nichtsdestoweniger müssen Sportkletterer in dieser Ära viel weniger als Freikletterer alpinistischer Tradition ausschließlich eine „Sackgasse der Entwicklung“ sehen. Vielmehr dürften die „Hakenleitern, die diese Ära hinterlassen hat, der Sportkletter-Entwicklung phasenweise sogar sehr förderlich gewesen sein. War durch sie doch eine ausreichende „Infrastruktur“ von Sicherungsmöglichkeiten geschaffen worden, die es erlaubte, bei geringstmöglichem Risiko solchen Anstiegen freie – im Sinne des Sportkletterns! – Begehungen abzulisten.

Verblüffen angesichts dieser Entwicklung dürfte manchen Leser, daß Sepp Gschwendtner, der Autor des folgenden Artikels, im Zusammenhang mit dem Sportklettern einen Begriff wie „Breitensport“ immerhin in die Diskussion einbringt. Doch genau gesehen: Ist eine derartige Gedankenverbindung so abartig? Oder erscheint – im Hinblick auf das jeweilige Verhältnis zum Risiko! – nicht gar das Sportklettern viel eher prädestiniert, als Breitensport betrieben zu werden, denn der Alpinismus?

Solche Fragen in einem Jahrbuch für Bergsteiger aufzuwerfen bedeutet freilich, auf eine gänzlich unausweichliche zuzuschlitten: Inwieweit genügt Sportklettern, diese jüngste und extravaganteste Spielart des Bergsports, noch dem Anspruch, daß Bergsteigen tiefe Erlebniswerte zu vermitteln und eben deshalb mehr zu sein habe als nur Sport?

Ein Sarkast könnte darauf immerhin mit der Weisheit antworten, daß nicht selten weniger mehr sein kann. So könnte zum Beispiel das geringere Risiko und die daraus resultierende verminderte Unfallträchtigkeit beim Sportklettern „Bergkameraden“ vor der Versuchung bewahren, allzu wörtlich verstandene „Mehrwertsansprüche“ gegenseitig vor dem Kadi einzuklagen (s. Seite 47).

Weniger sarkastisch gestimmt, könnten wir aber auch in etwas abgewandelter Form den Alpinisten Michl Dacher (siehe Seite 103) zitieren und dagegen fragen: „Wer weiß denn schon, ob so ein Sportkletterer auf seine Weise nicht genausoviel erlebt wie wir?“ Vielleicht läßt sich zwischen den folgenden Zeilen Sepp Gschwendtners auch dazu einiges herauslesen. (d. Red.)

*) Die eigenständige und der sächsisch-amerikanischen Auffassung von Anfang an viel näher stehende Entwicklung des Kletterns auf den Britischen Inseln ist aus dieser kurzen Betrachtung der Übersichtlichkeit halber bewußt ausgeklammert.

Seite 71: „... Während bei uns sich die Fortbewegung an Haken zum Maß aller Dinge auswuchs.“ Links in der Weißenburger-Führe am Dohlenfels (Konstein): heute freigelettert VII+; rechts daneben der Müllerquergang an der Konsteiner Wand.

Fotos:
E. Buncsak
W. Lang



Oben: Bernd Arnold in der Rohnspitze-Nordwand (Elbsandsteingebirge, DDR)

Foto: Archiv B. Arnold

Entwicklung und Szene: USA – DDR – Frankreich – England – Westdeutschland

Sepp Gschwendtner

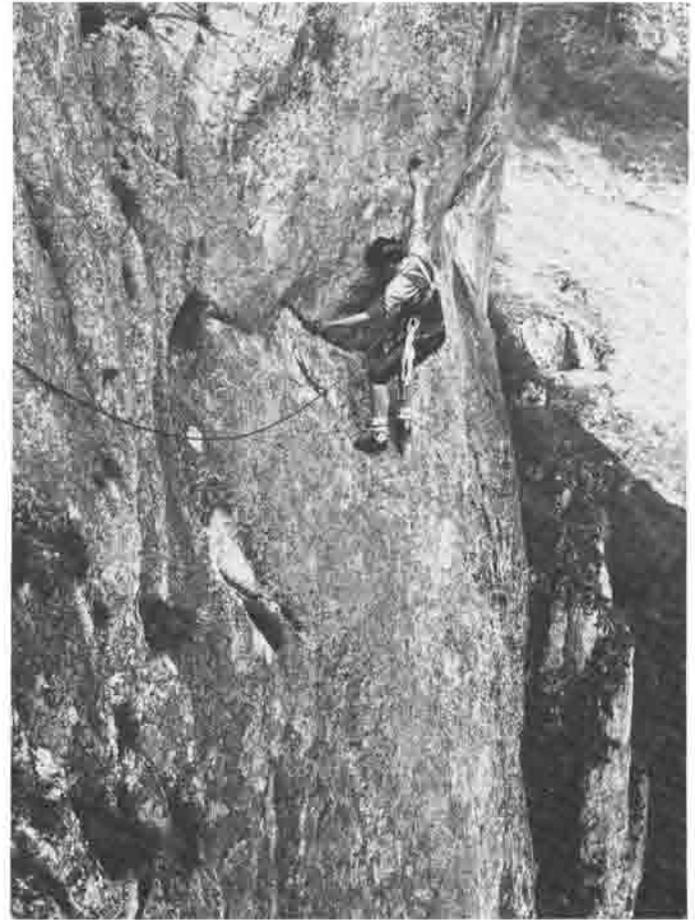
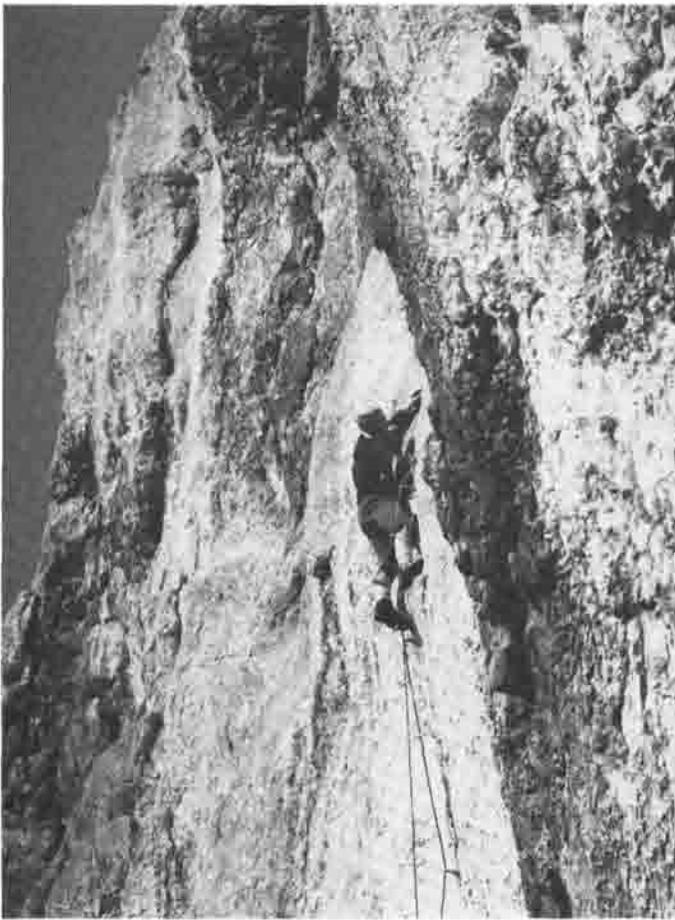
Seit unter der Woche bei Prunn im Altmühltal so viele Kletterer unterwegs sind, als hätte bei uns keiner mehr eine Arbeit, an Wochenenden bei Konstein so viele Autos parken, als spielte der FC Bayern gegen den FC Nürnberg, ist nicht mehr wegzudiskutieren, daß das „klettergarteln“ ein Breitensport geworden ist. In anderen Ländern, im Elbsandstein der DDR, in England schon seit der Jahrhundertwende, in den USA seit Mitte der Sechziger, bei uns seit ca. 8 Jahren, hat sich eine Sportart rapide entwickelt: das „Sportklettern“.

Immer mehr freunden sich damit an, Felsrouten ohne Benützung künstlicher Hilfsmittel zur Fortbewegung zu erklettern, in der sportlichen Bewältigung einer Route ihre Zielsetzung zu sehen, nicht in der Besteigung eines Gipfels. Immer mehr finden ihre Freude am Klettern als Bewegungssport, am Klettern an der Grenze der eigenen Leistungsfähigkeit, auch am Höherschieben dieser Grenze durch gezieltes Training. Sportklettern also, eine Spielart des Bergsteigens von vielen, die große und kleine Berge bieten, begeistert immer mehr und steht meiner Ansicht nach erst am Anfang seiner Entwicklung.

Die folgende Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Entwicklungen, Stilarten, der „Szene“ von verschiedenen Sportklettergebieten in der Welt, die ich zwar aus eigener Erfahrung kenne, aber natürlich nur auszugsweise schildern kann, bezieht sich hauptsächlich auf Klettergebiete ohne Hochgebirgscharakter und Klettergärten. Dazu möchte ich allerdings betonen, daß es, wie es sie heute gibt, sicher auch schon vor 50 Jahren in den Alpen Leistungssportler gegeben hat, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Zudem ist zu sagen, daß die Schilderung der Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten des Sportkletterns in den einzelnen Ländern meinen eigenen Beobachtungen entspricht, die als solche eines echten Oberbayern sicher patriotisch gefärbt und verblendet sind. Schließlich möchte ich nicht verschweigen, daß Sportklettern nicht nur in den beschriebenen Ländern Anhänger hat; in Österreich wie in Südkorea, in Luxemburg wie in Australien, in Italien wie in Japan finden eine Menge Leute ihr Vergnügen bei diesem Sport.

Geschichte

Wenn es auch nicht mehr feststellbar ist, wer wo und wann als erster unter sportlichen Gesichtspunkten an Felsen herumgeklettert ist, eins ist ziemlich sicher: Bereits 1908 hat Rudolf Fehrmann in seinem Kletterführer über das Elbsandsteingebirge als wohl erster überhaupt Regeln formuliert, die in ihren Grundzügen, nämlich keine künstlichen Hilfsmittel als Griff oder Tritt zu benutzen, auch heute für das Sportklettern gelten. Es ist auch sicher, daß im Elbsandstein seit jeher am konsequentesten an diesen Regeln festgehalten wurde. Während bei uns hauptsächlich in den



fünfziger und sechziger Jahren die Fortbewegung an Haken sich zum Maß der Dinge auswuchs, eine „Via Italia“ am Piz Ciavazes (5 A 2, damals 6+) mehr zählte als eine „Solleder“ an der Civetta (6–), in den Klettergärten eine damals total vernagelte „Weißenburger“ am Dohlenfels (5 A 1, damals 6+) mehr als eine freie Begehung der „Nürnberger“ (6–), kletterte man im Elbsandstein zur selben Zeit schon Routen, die den 7. Grad überstiegen. Auch in dem angeblichen Sportkletter-„Trendsetter“-Land USA durchlöchernten die Kletterer zu dieser Zeit den Fels mit ihren Haken wie Schweizer Käse. Die Materialschlachten in Yosemite übertrafen noch die der Alpen. Selbst im puritanischen England, das sich heute zum Haken und Bohrhaken stellt wie die Jungfrau zum Kind, muß man in dieser Zeit, wenn auch nur in bestimmten Gebieten, genagelt haben wie die Dachdecker; Ex-Hakentouren, z. B. am Raventor (Prow, heute freigeclimbert 9 usw.) sowie die total ausgeschlagenen Risse z. B. im Millstone-Sandstein zeugen davon.

Ich möchte damit nun nicht behaupten, daß alle Kletterer dieser Jahre, Engländer, Franzosen, Amis und Deutsche, nur Nagler waren, aber konsequent und ausschließlich freigeclimbert wurde früher und wird auch heute, um das deutlich zu wiederholen, nur im Elbsandsteingebirge der DDR. Spotlights früher Jahre und ihrer Zeit weit voraus waren z. B. Routen wie eine „Wilde-Kopf-Westkante“ (Strubich 1918, ca. 7–), eine „Rostkante“ am Hauptwierenstein (Hans Rost 1921, ca. 7), beide Elbsandstein. Ähnliches gab's in England, vereinzelt auch in den Alpen (Vinatzer, Rebtsch u. a.). Die Kunde vom Freigeclimbern kam aber nun verblüffenderweise zu uns als Heilsbotschaft nicht aus diesen Gebieten, sondern über den großen Teich. Mich z. B. riß ein Bild von „Outer

Limits“ (Yosemite, 6+ bis 7–, J. Bridewell 1971) vom Hocker. Später dann, als wir selbst schon die Felsen mit Magnesia verschmierten, schockte mich ein Bild von „Seperate Reality“ (Yosemite, 8, Ron Kauk 1978).

Während für die Kletterer der Pfalz nach einigen Sportkletterereinzeltaten vorher (z. B. Hochsteinnadel-Nordriß, 6, Gebr. Matheis 1921; Hans Laub ca. 500 Erstbegehungen bis 6) ab etwa 1976, für die norddeutschen Kletterer logischerweise schon viel früher die Inspiration tatsächlich durch Besuche im Elbsandstein kam, richteten wir unsere Augen ausschließlich nach USA und übernahmen die dortigen Regeln. Hauptvorreiter dieser Regeln, die heute als „Rotpunkt-Regeln“ fast weltweit bekannt sind, war hierzulande der Nürnberger Kurt Albert, der sich nicht nur bissige Kommentare über die Verschandelung der Felsen eingehandelt hat mit seinen roten Punkten am Fels, sondern auch einigen die Augen geöffnet. Ich vergesse es nie, wie ich unter dem Müllerquergang in Konstein, den wir bis dahin immer mit Seilzug bewältigt hatten, erstmals so einen roten Punkt sah, von Ehrgeiz zerfressen probierte, und feststellen mußte, wie blind ich bisher geklettert war. Ähnlich ist sicher die Entwicklung in allen Sportklettergebieten Europas verlaufen, die Stories über den „neuen“ Kletterstil und das Vorbild einiger Trendsetter fanden Nachahmer und führten zu der heutigen Unmenge schwierigster Freigeclimberien überall in der Welt.

Abschließend bleibt in dieser Kurzform der Geschichtsbewältigung allerdings zu sagen, daß ursprünglich ja auch die Amis von den Sachsen inspiriert wurden (Fritz Wiessner), also das Klettern doch im Elbsandstein „erfunden“ worden ist! Verzeihen mögen mir jene tausend, die mindestens genauso Bahnbrecher der Entwicklung waren, die ich aber leider nicht erwähnte.



Oben: Bernd Arnold während der ersten Begehung der Route „Bärenfang“ IXc (vergleichende Bewertungstabelle s. S. 75) am Bärenfallkegel im Elbsandstein (DDR)

Stilarten und Ethik

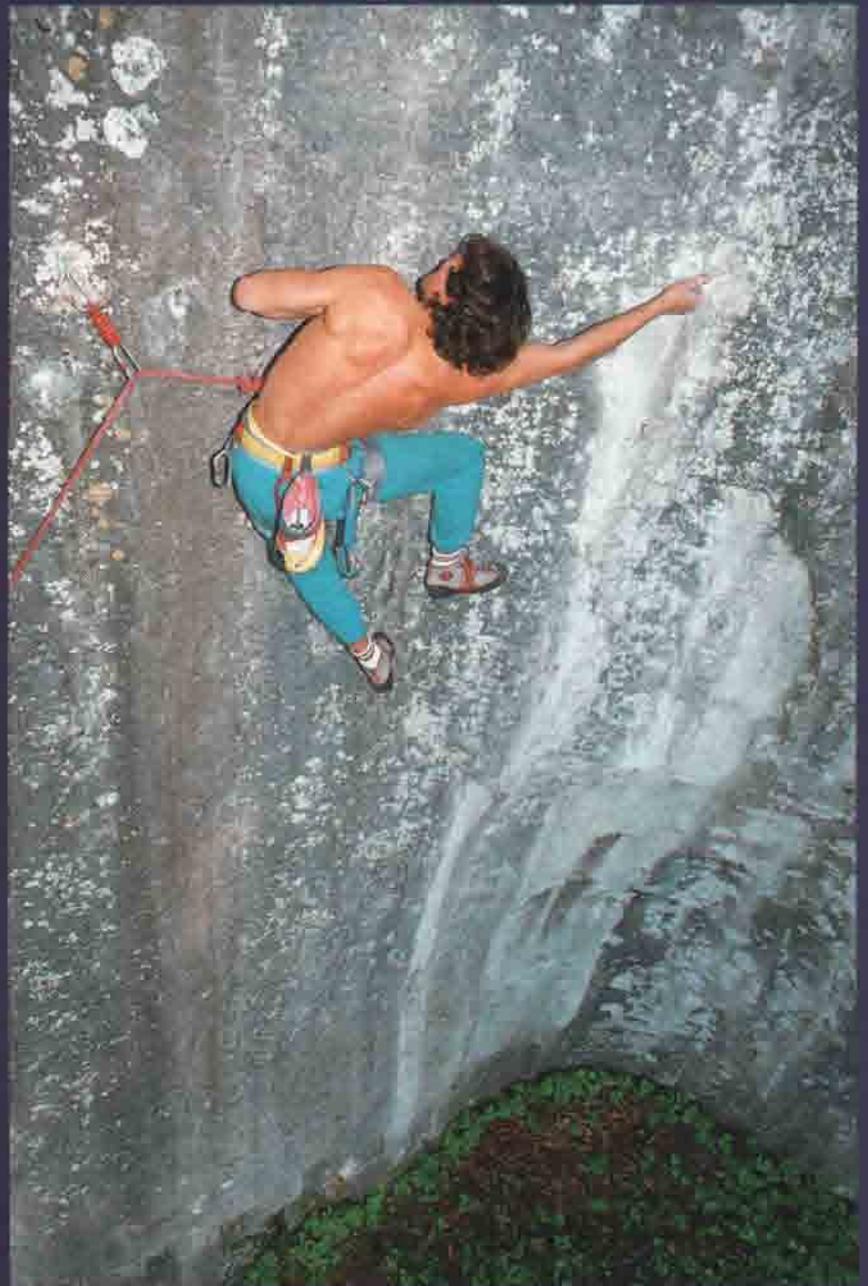
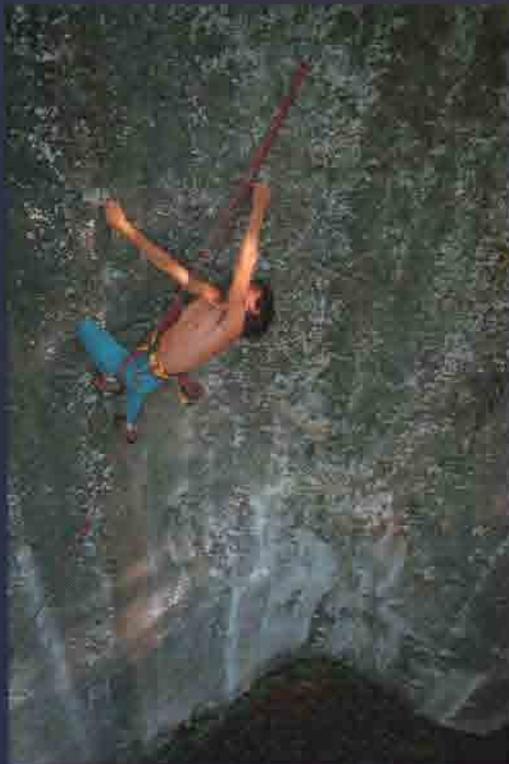
Daß als Griff und Tritt nur der Fels zählt, ist für alle Sportkletterer in Ost und West logisch. Der Weg zu einer geglückten Durchsteigung einer Kletterroute ist jedoch von Land zu Land verschieden. Um mal bei uns anzufangen, nun nicht gerade als dem Maß aller Dinge, jedoch als Ausgangspunkt: Bei uns zählt eine Erstbegehung oder Wiederholung einer Route dann, wenn sie der Kletterer im Vorstieg ohne Benützung der Sicherungspunkte zur Fortbewegung oder Rast durchklettert. Gelingt das in einem Zug, war das eine Rotpunktbegehung. Stürzt er oder geht ihm z. B. die Kraft aus, so muß er sich zum letzten Platz zurücklassen, an dem er ohne die Hände zu benützen stehen kann (no hand rest), darf die Sicherungspunkte über sich eingehängt lassen und startet erneut (Rotkreisbegehung, Jo-Jo-Technik). Es bestehen nun keine Regeln, wie man zu einer geglückten Begehung kommt. Man kann Erstbegehungen von unten eröffnen, aber auch die Haken von oben aus dem Abseilsitz setzen, bei Erstbegehungen und Wiederholungen 100 mal „topropen“, also mit Seil von oben klettern, jeden Meter einstudieren, oder aber auch eine völlig unbekannte Route von unten im ersten Versuch sturzfrei durchsteigen (on sight). Wichtig ist eigentlich nur, daß man zu sich selbst und zu anderen ehrlich ist und sagt, wie man's gemacht hat. Allerdings, der „innere Schiedsrichter“, auch die vielen „Fans“ und Kletterkollegen treffen schon ihre Leistungseinordnung. In der Praxis ist ein Riesenunterschied in der Wertigkeit einer tagelang eingeübten Begehung einer 9er-Route oder einer „on sight“-Begehung. Diese Regeln einer Begehung wurden aus Amerika übernommen. In England gilt ein ähnlicher Stil wie bei uns. In Frankreich zählen ausschließlich Rotpunktbegehungen, was Insider freilich mit der boshaften Behauptung kommentieren, daß die Franzosen halt umso länger „toprope“ üben, bis sie die Route Rotpunkt zusammenbringen, eine Begehung mit ein paar „Jo-Jo's“ von unten wäre viel härter und wertvoller. Bei diesen Diskussionen wird jedoch vergessen, daß es „den Franzosen“, „den Engländer“, „den Deutschen“ nicht gibt. In jedem Land gibt es einige Spitzenleute, die Routen des achten oder höheren Grades „on sight“ klettern können, aber auch Leute, die im Grad sieben minus stundenlang im Toprope sitzen.

Völlig anders ist das ganze eigentlich nur im Elbsandstein der DDR, seit Jever dem einzigen Land mit festen, verbindlichen, geschriebenen Regeln. Dort haben Begehungen, auch Erstbegehungen, ausschließlich von unten, also im Vorstieg, zu erfolgen. An den Ringen kann gerastet werden (a. f. = alles frei klettern). Über die psychischen Anforderungen an einen Erstbegeher, z. B. einen Bernd Arnold, der weit über 500 Routen so eröffnet hat, kann man sich mal Gedanken machen. Auch bei dem etwas abschätzigen „die hocken ja in jedem Ring“ vergißt man oft, daß im Elbsandstein die Ringe häufig so weit auseinander sind, wie bei uns manche Touren hoch.

Anderenteils: so sehr mir Regeln, die wirklich gleiche Voraussetzungen für alle schaffen, die nicht betrügen wollen, imponieren, lieber ist mir schon, in einem Gebiet zu klettern, wo man es mir überläßt, wie ich mir meine dicken Arme hole.

Foto:
F. Richter

The Face



„The Face“ – das Gesicht nannte Jerry Moffat eine Erstbegehung, die ihm 1984 an der Schellneckwand bei Prunn im Allmühltal gelungen ist. Es ist eine der Routen, die bis heute mit X bewertet wurden. Unsere Bilder zeigen Stefan Glowacz, dem die zweite Begehung dieser Route nach nur vier Versuchen gelang. Dabei hatte jeder neue Versuch nach einem gescheiterten vom Boden aus zu erfolgen; also eine Rotkreisbegehung. Die erste Rotpunktbegehung stand bis zur Drucklegung dieses Buches noch aus.

Fotos: U. Wiesmeier

Seite 75: Links: „In den USA lassen sich Risse durch Klemmkeile optimal absichern“ (Fishcrack, 5.12, Yosemite).

Rechts: Ron Fawcett bei der Erstbegehung von „Master's Edge“ (E 7/6 b; Millstone/Peak District), eine der augenblicklich schwierigsten und kühnsten Routen in England.
Fotos: G. Heidorn
R. Fawcett-collection

Sicherung und Sicherheit

Daß Klettern nie eine ganz sichere Angelegenheit sein kann, ist logisch. Daß die Gravitation existiert, hat wohl jeder Sportkletterer schon erfahren müssen, auch daß der Fels oder Boden hart ist. Im großen und ganzen läßt sich jedoch sagen, daß durch das Fehlen von subjektiven Gefahren (wie Wettersturz usw.) Sportklettern in Klettergärten sicherer ist als Alpinismus. Wenn man nicht ausläßt, fällt man nicht runter, Gewitter lassen sich absolut sicher im nächsten Wirtshaus abwarten, während im Gebirge der Blitz nicht fragt, ob man gut oder schlecht trainiert ist. Daß jedoch Sicherheit und Sicherung je nach Einstellung und „nationalen Wesenszügen“ was völlig anderes sein können, wird wohl am besten in einem Vergleich der Sicherungspraktiken Deutschland – England klar. Während bei uns der Sicherheitskreis des DAV sogar untersucht, ob Bohrhaken nicht durchrostet und dann vielleicht in 15 Jahren brechen können, und feststellt, daß Klemmkeile, die nur 300kg im Kabel halten, eigentlich zur Sicherung unbrauchbar sind, legt man in England eine 5mm Schnur um eine rostige Holzschraube, die 2cm in ein Felsloch gedroschen ist, legt 1er RP-Keile mit 1mm Kabel und zieht im 8er Gelände 5m weg. Und wo nicht mal sowas anzubringen ist, klettert man eben solo. Da in England auch nicht mehr als bei uns passiert, zumindest gibt es kaum Tote, ist anscheinend Sicherung und Sicherheit doch nicht dasselbe.

Im Elbsandstein ist das Klettern, logischerweise auch die Sicherung, noch immer vom Heroismus des „Eroberungsalpinismus“ geprägt. Gesichert werden darf ausschließlich durch Seil, Karabiner, Seilschlingen und vom Erstbegeher angebrachte Ringe wie vor fast hundert Jahren. Durch die technische Weiterentwicklung hat sich das Material stark verbessert, Schlingen bis 3mm \varnothing ermöglichen für den, der an derartiges Material rankommt, eine deutlich bessere Sicherung als früher. Die wirkliche Weiterentwicklung der Schlingen jedoch, die Klemmkeile, sind verboten. Damit das Ganze nun nicht zu „englisch kühn“ wird, sind in relativ großen Abständen Haken, die sogenannten Ringe, angebracht. Dies mit deutscher Gründlichkeit: ca. 15cm lang und 3cm dick sind solche Ringe, die außerdem bei Beschädigung von einer speziellen Kommission ausgewechselt werden. Was nun mehr Ansprüche an die Psyche stellt, kann jeder selbst erproben: Im Elbsandstein ohne die Wand über sich zu kennen, ohne Topropen, ohne „Abseilinspektion“, von einem Ring ins Ungewisse zu klettern, und das in hundert Meter hohen Wänden. Oder aber, wie in England, schwierigste Routen ganz solo klettern zu müssen, da im Vorstieg keine Sicherungen anzubringen sind. Das Hakenschiagen und Bohren ist in England total verpönt. Da zieht's einem gelegentlich auch nach mehrmaligem Topropen und bei nur 10m Wandhöhe einer Route „noch ganz schön das Hemd ein“.

In Frankreich ist die Sicherungspraxis ähnlich wie bei uns, viele Bohrhaken, natürlich nicht „perfekt deutsch“ gesetzt; in den USA lassen sich die Risse durch Klemmkeile optimal absichern. Reibungsplatten sind, wenn's sehr schwierig ist, durch Bohrhaken sehr gut gesichert, im 6+ Gelände möchte ich allerdings nicht runterfallen, da sind schon 40m drin. Bei uns kann ich nur hoffen, daß sich die Über- bzw. Untersicherung so einpendelt, daß die Bohrhaken, Haken oder Klemmkeile eine Sicherung ermöglichen,

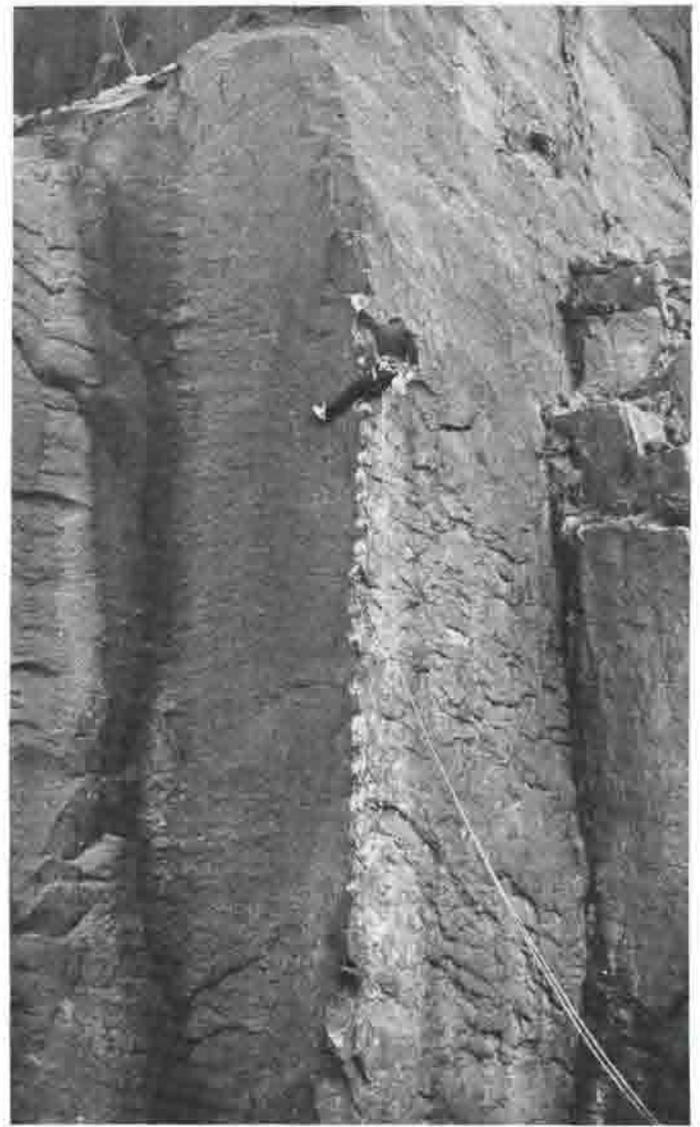
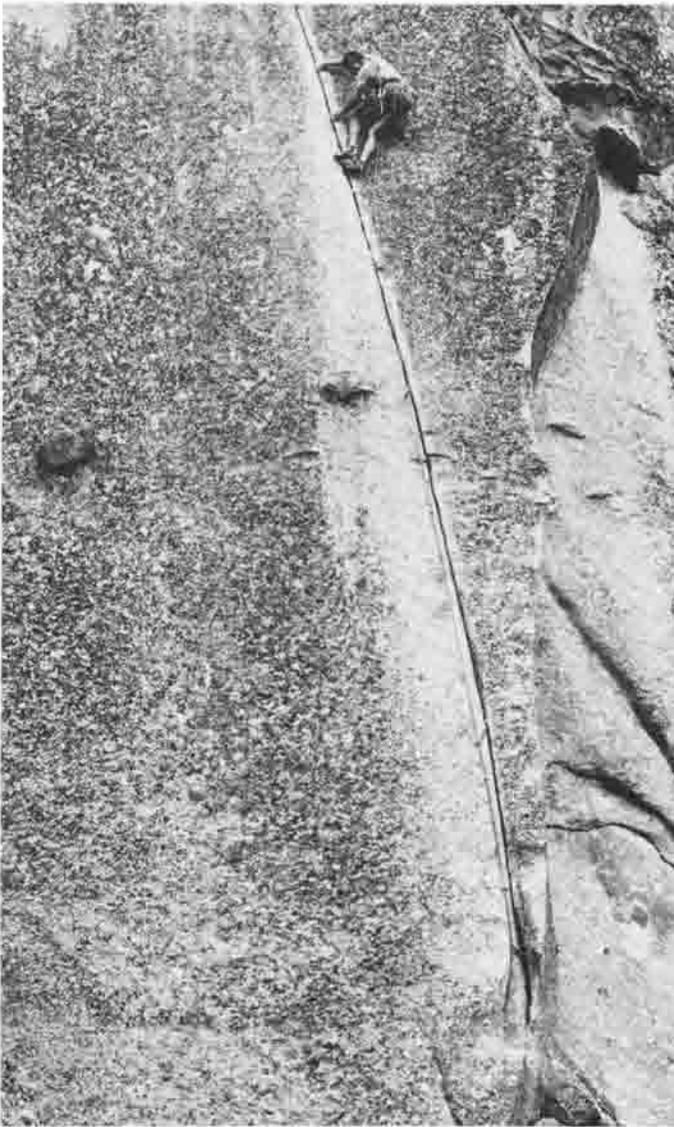
die gewährleistet, daß niemand auf den Boden fällt oder auf einem Absatz aufschlägt, eine zu perfektionierte Sicherung das Klettern jedoch nicht zu einer reinen Kraftübung werden läßt.

Schwierigkeitsbewertung und Leistungsstand

Da auf der Welt nun nicht mal die Autos immer auf derselben Seite fahren, im näheren Bereich nicht mal Deutsche zu Deutschen reisen können wie sie wollen, ist eigentlich klar, daß auch in der Schwierigkeitsbewertung jedes Land sein eigenes Süppchen kocht. In einer Tabelle habe ich versucht, die einzelnen Angaben gegenüberzustellen, was allerdings nur ganz grob möglich ist. Beim starken Selbstdarstellungstrieb der Gattung Mensch ist es ja schon fast unmöglich, wenigstens bei uns zu aussagekräftigen Bewertungen zu kommen. Ist eine Route vom Erstbegeher mit 9 angegeben, werten Wiederholer sie mit Sicherheit auf 8+ oder 9– ab, schließlich muß man der Umwelt doch beweisen, wie locker man hochgesprungen ist, auch wenn man tagelang rumgeübt hat. Andere Erstbegeher bewerten ihre Routen deshalb gleich mit 7+ und glauben, damit zeigen zu können, wie leicht ihnen die Route gefallen ist, und daß die Wiederholer, die sich schwer tun, ja lauter Pflaumen sind. Diese Tendenzen sind in allen Ländern zu beobachten. In England sind die schwierigsten Routen nach den ersten Wiederholungen immer E 5/6 b, in Frankreich 7 c und bei uns immer 9– bis 9. Übersteigen in irgendwelchen Veröffentlichungen neue Routen diesen Grad, so sagt das dem Fachmann, daß noch keine Wiederholung stattfand. Die Endschwierigkeiten dürften in den beschriebenen Gebieten ziemlich gleich sein, einzig im Elbsandstein werden durch den Verzicht auf die in den anderen Ländern üblichen Praktiken (Topropen, Setzen der Haken aus dem Abseilsitz usw.) diese Schwierigkeiten nicht erreicht.

Völlig verschieden ist jedoch die Leistungsdichte in den einzelnen Ländern. Während im Elbsandstein das Erstbegehen von Spitzenwegen nahezu ausschließlich die Sache eines Mannes ist (Bernd Arnold; die „Konkurrenz“ wird durch Ausreise eher immer geringer), gibt es in England wohl über 50 Kletterer, die 9er klettern können. Kein Wunder bei ca. 50000 Sportkletterern! Bei meinen Amerikabesuchen war ich immer etwas verblüfft, hier scheint es wirklich nur ein paar sehr bekannte Superstars zu geben. In Frankreich kommt eine Menge junger Leute nach, bei diesen Klettermöglichkeiten dort und dieser Begeisterung fürs Sportklettern wird es wohl bald dieselbe Anzahl von Könnern wie in England geben. Bei uns hat sich auch in diesem Bereich eine Menge getan. Neben einigen „Trendsettern“ hat sich eine Schar von Nachwuchsleuten gebildet, die mit deutschem Ernst und Gründlichkeit bei eisernem Training in der Lage sind, schwierigste Touren erstzubehängen oder zu wiederholen. Was meiner Ansicht nach, bis auf wenige Ausnahmen, immer mehr verkommt, und das nicht nur bei uns, ist – durch das Überhandnehmen von Toprope-Praktiken – die Fähigkeit, unbekannte, nicht eingeübte Routen vorzusteigen – besonders wenn diese nicht übermäßig gesichert sind.

Mich würde es freuen, wenn das Sportklettern hierzulande in Breite und Spitze eine Bedeutung wie in England erreichen könnte. Allerdings hoffe ich nicht, daß das dann ähnliche Gründe



hat wie in England (außer der langjährigen Tradition und den guten Klettermöglichkeiten Englands ist ein Hauptgrund für die rapide

Zunahme des Sportkletterns eine bis zu 50 %ige Jugendarbeitslosigkeit).

BRD	DDR	F	GB	USA
6 -	7a	5+	5a	5.8
6				5.9
6 +	7b	6a	5b	5.10a 5.10-
7 -				5.10b 5.10
7	8a	6b	5c	5.10c 5.10
7 +				5.10d 5.10+
8 -	8b	6c	6a	5.11a 5.11-
8				5.11b 5.11
8 +	9a	6c+	7a	5.11c 5.11+
9 -				5.11d 5.11+
9	9b	7a	7a	5.12a 5.12-
9 +				5.12b 5.12
10 -	10a	7b	6b	5.12c 5.12
10				5.12d 5.12+
10 +	7c	7c	6c	5.13a 5.13-
10 -				7c+ 8a
				5.13+ 5.13+

Erklärungen zur Tabelle:

Im Elbsandstein ist die Bewertung außer von der reinen Kletterschwierigkeit von der Wandhöhe, von den Sicherungsmöglichkeiten, auch von der Aufeinandertolge von schwierigen Stellen abhängig.

Beispiel:

Eine Wand von 20m Höhe mit besonderer Schwierigkeit direkt am Ring kann bei einer Bewertung von z. B. 9a eine deutlich höhere Einzelstellenschwierigkeit aufweisen als eine kühne 100m-Wand mit ebenfalls 9a. Es wurde a.f.-Klettern zugrunde gelegt, beim Rotpunkt- bzw. Rotkreisklettern erhöhen sich teilweise die Schwierigkeiten erheblich, müßten allerdings dann auch in der Elbsandsteinskala höher bewertet werden.

In England wird mit 4a-7a die Schwierigkeit von Einzelstellen angegeben. Der E-Grad sagt über Dauerschwierigkeit, Ernsthaftigkeit, Anbringen von Sicherungsmöglichkeiten etwas aus:

Beispiel:

E 2 6 b

Kurze, schwere Einzelstelle in gut gesicherter Route, kein Ausdauerproblem

E 5 5 c

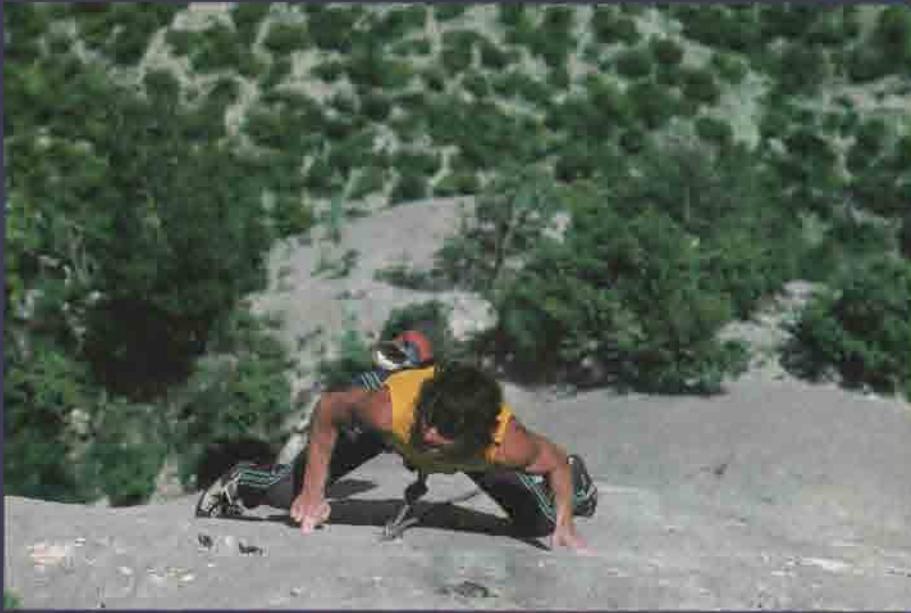
Relativ geringe Einzelschwierigkeiten, entweder Dauerproblem oder sehr gefährlich

E 5 6 b

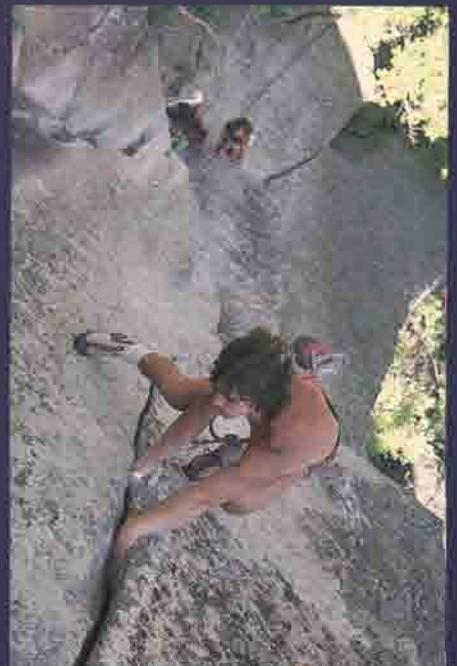
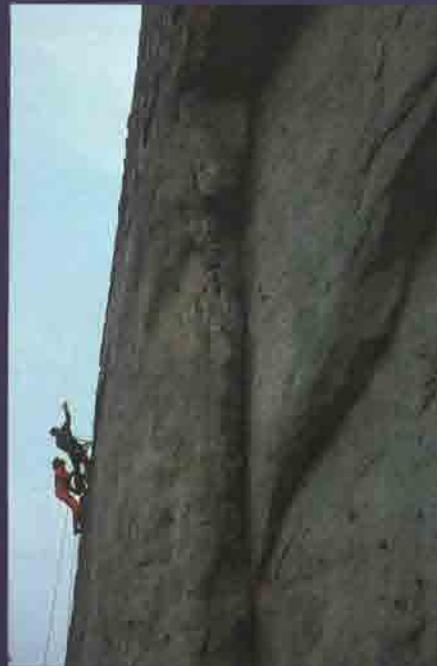
Schwere Einzelstelle, kühn/oder mehrere schwere Stellen hintereinander, gut gesichert.

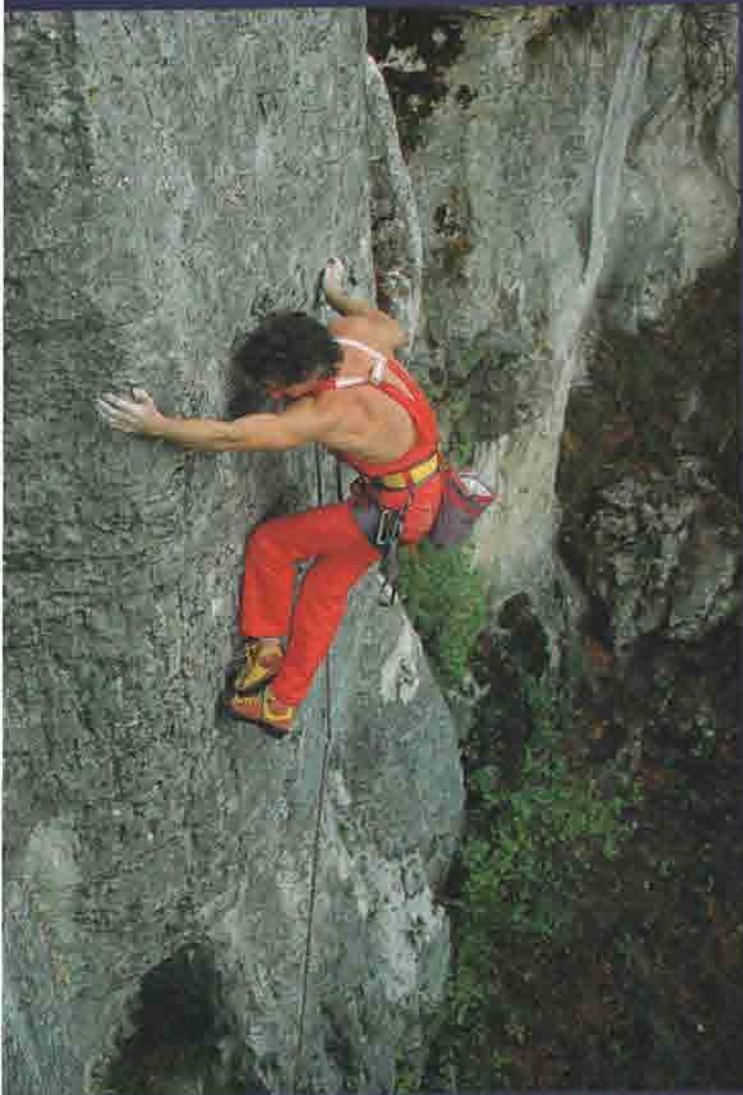
Bewegungsdynamik – Sportklettern

*Unten: Wolfgang Güllich
in einer Verdon-Route
Foto: G. Heidorn*



*Rechts: In der Direkten
Bloßstock-Nordwand
(Elbsandsteingebirge)
Foto: Archiv
Gschwendtner
Ganz rechts: Wolfgang
Güllich in „Phoenix“
(Yosemite)
Foto: G. Heidorn*





Links: Sepp Gschwendtner, unser Autor, bei der ersten Begehung von „Traumschiff“ (IX) am Mühltor bei Prunn im Altmühltal

Foto:
Archiv Gschwendtner

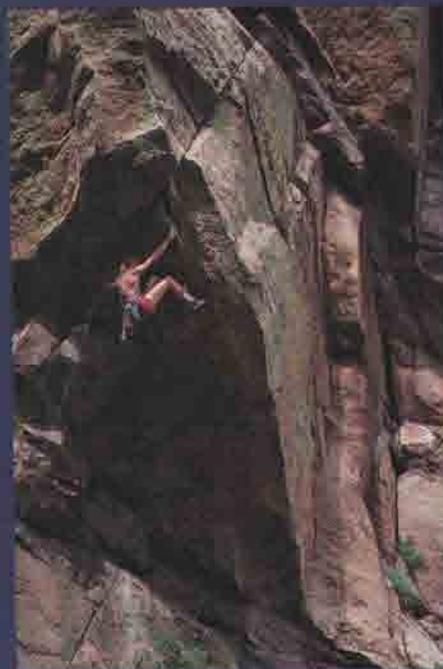
Unten: Am Ausstieg von „Separate Reality“ (Yosemite)

Foto:
H. Münchenbach



Ganz links: Kim Carrigan im Direkteinstieg zu „Have a good flight“ (Mt. Arapiles)

Foto:
Kim Carrigan-collection)



Links: Jim Collins im „Cinch Crack“ (5.12; Eldorado Canyon/ Colorado)

Foto:
Glenn Randall

Fotos:
F. Richter



Oben: Kann gut sein, daß einer der Yosemite-Climber, auf Englisch angesprochen, eine norddeutsche oder bayerische Antwort gibt.

Foto: G. Heidorn

Szene

Zur Verbreitung des Sportkletterns bei uns haben sicher auch die faszinierenden Bilder muskulöser, blondgelockter Jünglinge, die mit nacktem Oberkörper bei herrlich blauem Himmel im eisenfesten Granit ihre Künste zeigten, beigetragen. Diese Bilder aus dem Sportkletterparadies der USA, dem Yosemite Valley, zeigten einen neuen Weg des Bergsteigens: Klettern als Spiel, Klettern ohne den Ernst der Berge, ohne die Angst vor dem Wettersturz, ohne Gepäck, mit Lagerfeuerromantik statt überfüllter Hütten. Der „american way of life“ als Vorbild, nicht mehr das „Nordwandgesicht“ europäischer Bergheroen. Das alles ist als „Camp 4“-Szene (Camp der Kletterer im Yosemite Valley) bekannt geworden. Das Camp gibt es noch, die amerikanischen „Residents“ (Kletterer, die ausschließlich dort leben) werden durch Vorschriften (wie z. B. nur noch 14 Tage Aufenthaltserlaubnis) allerdings immer mehr vertrieben. Heute ist das Camp durch deutsche, japanische, englische usw. „Kopien“ der amerikanischen Vorbilder zur Urlaubszeit restlos überfüllt. Wenn man einen der braungebrannten Stirnbandträger englisch anspricht, ist es gut möglich, eine bayerische oder norddeutsche Antwort zu bekommen. Irgendwann werden einmal die Wallfahrer aus aller Welt einen ausgestopften echten „Yosemite-Climber“ bewundern können.

Gar keine „Szene“ gibt es dagegen in der DDR. Das fast völlige Fehlen von Gaststätten, Hütten usw., in denen man nach vollbrachten Taten zusammensitzen, seine Erfolge schildern, neidvoll die Touren anderer zur Kenntnis nehmen, über nicht Anwesende diskutieren kann, hat hier zur Bildung von Einzelgruppen geführt.

Jeder Vorsteiger hat hier sein „Team“, ist absolut „Chef“ über ein paar „Domestiken“, die alles für ihn tun. Beim Kampf um einen Platz in einer der wenigen, an Sonn- und Feiertagen hoffnungslos überfüllten Gaststätten können sie ihm allerdings auch nicht helfen. So hockt man sich also nach getaner Tour in seinen Trabi (Trabant, das meistgefahrenste Auto in der DDR) und fährt nach Hause.

Ganz anders ist das in England. Immer schon ein Volk der häufigen Teepausen, haben die Engländer beim Klettern einen Stil entwickelt, der in Kurzform nur anhand eines Beispiels zu schildern ist: Stoney Middleton Cafe – Klettern – Stoney Middleton Cafe – Klettern – Stoney Middleton Cafe – Klettern – Grindewood Cafe (da Stoney inzwischen geschlossen) – Klettern – Grindewood Cafe – Pub. So etwa dürfte der Tag eines englischen Kletterers aussehen, zumindest in den Augen eines auswärtigen Besuchers. Da hier wegen der riesigen Anzahl von Spitzenkletterern die Diskussionen über andere besonders „ergiebig“ sind, hat sich ein unwahrscheinlicher Konkurrenzkampf ergeben, der sich – außer am Cafehaustisch – in zum Teil erschreckenden Stilblüten in englischen Kletterzeitschriften und Tourenbüchern äußert. Als Besucher muß ich jedoch sagen, daß ich, abgesehen von dem Vorurteil, daß deutsche Kletterer immer noch mit Nagelschuhen in der Trittleiter stehen, nirgends sonst einer so freundlichen, offenen, kontaktfreudigen Sportkletterszene begegnet bin.



In Frankreich, das gesegnet ist mit den wohl meisten der schönen Sportklettergebiete der Welt, kommt man sich als Besucher dagegen oft als „Persona non grata“ vor. Anders als in England, den USA und auch der DDR, wo man problemlos gute Tips für lohnende Touren usw. bekommt, hat man hier den Eindruck, daß kaum ein Franzose an Kontakten mit Fremden interessiert ist.

Teilweise ist dies verständlich, wenn nämlich die eigenen Klettergebiete von „Fremden“ überschwemmt werden, mit all den negativen Begleiterscheinungen wie Lärm, Dreck, Anstehen an Touren. Andererseits gehört meiner Ansicht nach die „Internationalität“ unbedingt zum Sport. Ich muß es allerdings respektieren, wenn sich ein Land eine völlig abgeschlossene Szene aufbaut – mit eigenen Superstars, eigenen Regeln – und offensichtlich gar nicht sehen will, was woanders los ist.

Und die bundesdeutsche Szene? Aufgrund einer völlig fehlenden Sportklettertradition sowie des deutschen Triebes zum Kopieren anderer, hauptsächlich amerikanischen Tendenzen folgend, laufen bei uns wohl die meisten „Mini-Bachars“ herum. Die Sprache der „Freeclimber“ ist amerikanisch! Andernteils ist das Verhalten des Großteils der deutschen Sportkletterer ein Spiegel unserer Gesellschaft: ehrgeizig, zielorientiert, mit übergroßer Bewunderung für alles, was von „außen“ kommt. Laut unserer Sportkletterpresse haben wir zwar fast immer die „wohl vermutlich schwierigsten Routen Europas überhaupt“, die sind dann allerdings immer grundsätzlich von Ausländern eröffnet.

Zukunft

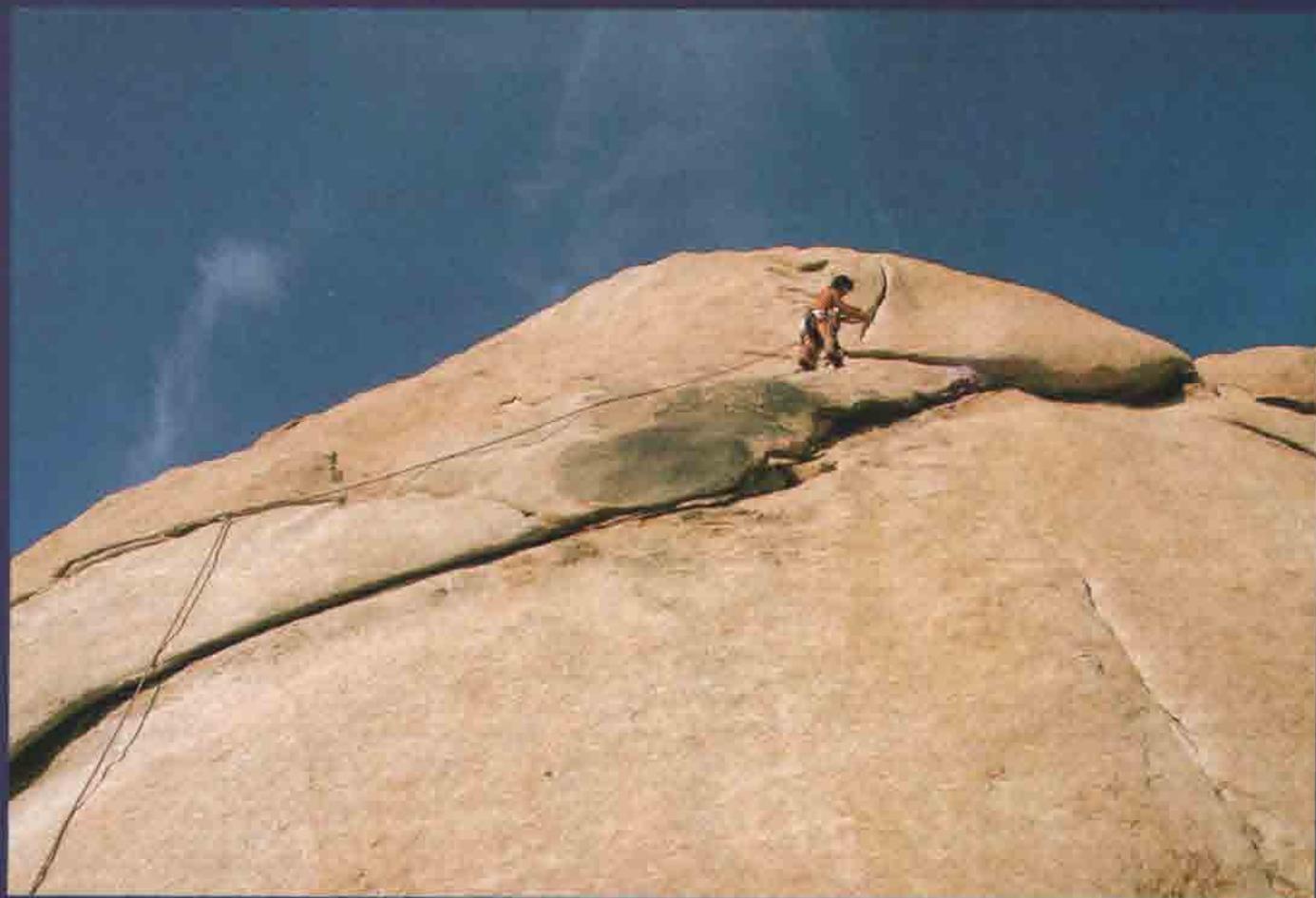
Ganz allgemein bin ich überzeugt, daß dem Sportklettern die Zukunft gehört. Wegen der relativen Sicherheit, des sportlichen Aspekts, der relativen Preisgünstigkeit der benötigten Ausrüstung, wird es für viele, vor allem für Kletterer aus alpenfernen Gebieten, eine Alternative zu anderen Sportarten, auch zum Bergsteigen bieten. Leider werden bei uns in Deutschland nur junge Leute vom Sportkletterfieber angesteckt. Es herrscht anscheinend die Meinung vor, daß Sportklettern erst beim Grad 7 aufwärts Spaß macht und Sport ist. In anderen Sportarten, z. B. im Skilanglauf, laufen Tausende bei Volksläufen mit und sind auch mit einem Platz 500 zufrieden und glücklich, beim Klettern jedoch wollen viele nicht glauben, wie herrlich es ist, sportlich zu klettern, sei es nun im 4., 5. oder 6. Grad, und die Leistungsgrenze durch Training immer mehr zu verschieben.

Probleme für das Sportklettern sehe ich allerdings auch. Sollte sich ein Teil der „Naturfreunde“ weiterhin wie die Saubären benehmen, sollte das Umweltbewußtsein der Kletterer zwar für einen Aufkleber „Atomkraft nein Danke“ am Auto, nicht aber bis drei Meter vor den Einstieg reichen, sollten nach einem „heißen“ Kletterwochenende die Klettergärten weiterhin wie Müllkippen aussehen, kann man absehen, wann es den Anwohnern dieser Gebiete zu viel wird. Bei einigen von uns scheint sich der „sportliche Aspekt“ so verinnerlicht zu haben, daß sie die Natur mit der Turnhalle verwechseln. Ich finde es schade, daß sie dann nicht zu Hause an ihrem Klimmzugbalken bleiben.

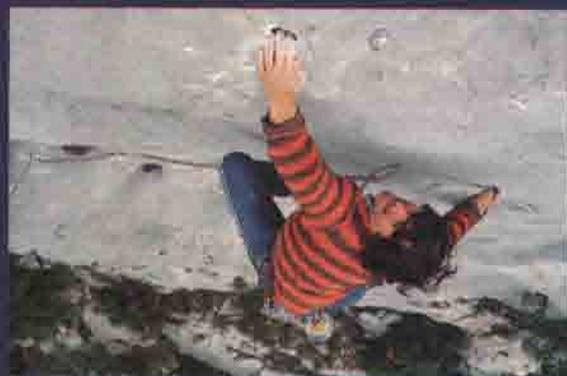
Sportklettern weltweit

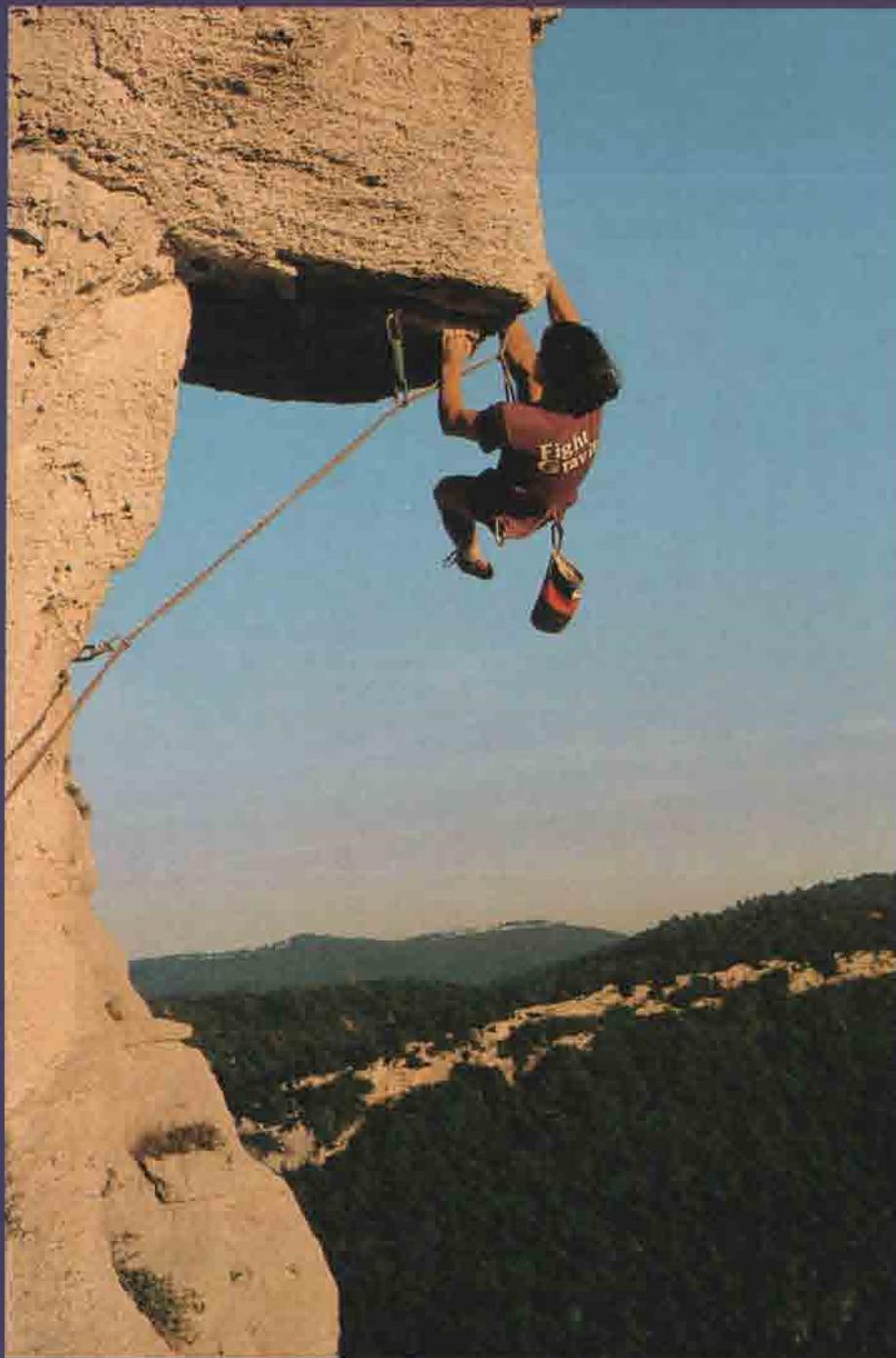
Unten: Kletterer in Joshua
Tree (USA)

Foto:
K. Schrag



Untere Bildleiste: links: Klet-
tere im Verdon (W. Güllich)
Mitte: Auch Sportkletterern
bietet Monaco attraktive
Spielemöglichkeiten (W. Gül-
lich in „Athos“);
rechts: Am Monte Cucco (Fi-
nale Ligure, Italien)

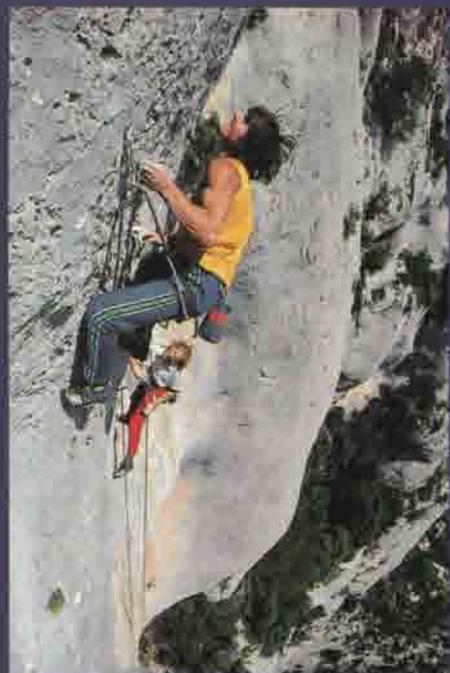




Links: Wolfgang Güllich am Monte Como (Finale Ligure, Italien)

Unten: Die Seilschaft Güllich/Krauß in einer der Verdonrouten

Fotos:
G. Heidorn



Fotos (unten):
G. Heidorn

Sportklettern im Eis?

Hartmut Münchenbach

Nicht nur beim Felsklettern ist die Revolution im Gange, auch im Eis tut sich was – nur etwas leiser!

Generationskonflikte finden keine statt, es gibt keine Diskussionen über Magnesiaverwendung und es werden auch keine Haken abgesägt.

Es ist ruhig im Lande. Und doch tut sich was!

Ein noch kleines, aber die letzten Jahre stetig wachsendes Häuflein wartet alljährlich ungeduldig auf jene frostklirrenden Tage, die den freien Fall der zu Tal stürzenden Wassermassen erstarren lassen in einen geheimnisvollen Vorhang von Eiszapfen. Eine zauberhafte Welt.

Ein Eiszapfenvorhang, glasklar, durchsichtig, zerbrechlich und gleichzeitig hart, mystisch!

Die Frontzacken der Steigeisen dringen nur wenige Millimeter ins Eis und das Eisbeil läßt beim Schlagen Eisschollen abplatzen, hält nur vage. Klirrende Kälte...

Sonne. Das Wasser rauscht unter einem milchigweißen Eispanzer. Zäh ist das Eis, jetzt greifen die Eisgeräte und lassen das Höhersteigen in der Senkrechten Freude sein. Den wenigen, zur Sicherung geschlagenen Snargs entspringt ein Brünnelein: Aus jedem Rohr sprudelt das Wasser, wenn die Sicherungsmittel den Eispanzer durchstoßen und das dahinter fließende Schmelzwasser ableiten. Nässe.

Ein Wasserfall – zwei Welten; getrennt nur durch eine Zeitspanne von wenigen Stunden! Der ständige Wechsel der Bedingungen von Eiswänden und Wasserfällen läßt Zweifel aufkommen, ob wir jemals jene Szenen erleben werden wie sie für das Sportklettern so typisch sind. Dazu ist das Eis eine viel zu wenig konkrete Sache.

Sportklettern im Eis? Freiklettern?

Die Definitionen, Regeln und Normen im Artikel von Sepp Gschwendtner können hier im Eis sicher keine Anwendung finden. Kann ein „free-climber“ noch die allerschwersten Routen unter Verzicht wirklich aller Hilfsmittel, als allerletzte Konsequenz seiner Ethik im Adamskostüm hochsteigen, holt sich der Eisgeher dabei höchstens kalte Füße oder noch mehr.

Ohne Eisgeräte – Eisbeil, Hammer und Steigeisen – geht da gar nichts.

Gibt es dann überhaupt ein Freiklettern oder ist Eisklettern immer „künstliche Kletterei“? Worin liegt der sportliche Wert einer Eistour?

Benutzt man zum Höhersteigen Eishaken und -schrauben, so klettert man künstlich, verzichtet man auf diese Hilfsmittel und steigt nur unter Zuhilfenahme der Handgeräte und Steigeisen, wird die Ersteigung allgemein als frei verstanden.

Gestehen wir dem Eiskletterer seine unbedingt notwendigen Hilfsmittel zu.

In letzter Konsequenz bleibt es aber eine künstliche Kletterei, da Hilfsmittel im Gebrauch sind.

Doch sind da auch die Sportkletterer nicht ganz konsequent, wenn es um die Verwendung von Hilfsmitteln geht. Viele der Toprouten

sind nur mit Hilfe der unheimlich haftenden Reibungskletterschuhe möglich und das unverzichtbare Magnesia wird ebenso im Sportgeschäft erstanden wie ein Eispickel. Der eine unterdrückt ein Zuviel an Fingerschweiß und der andere kompensiert das Fehlen von Krallen.

Worin liegt da der Unterschied? Ich sehe da höchstens einen quantitativen, nicht einen qualitativen Unterschied.

Geschichtliche Entwicklung

Eine Fortentwicklung der Eistechnik und Steigerung der bewältigten Schwierigkeiten war immer an eine technische Verbesserung der „Werkzeuge“ gebunden.

Noch im vorigen Jahrhundert hackte man Stufe um Stufe ins Eis um höher zu kommen. Eine harte Arbeit! Aber mit dieser Technik wurde bereits eine Brenva-Flanke bezwungen (1865 durch die Führer Jakob und Melchior Anderegg).

1908 entwickelte ein Engländer namens Oskar Eckenstein ein zehnzackiges Steigeisen, die Technik wurde verfeinert („Eckensteintechnik“). Es war der Beginn einer fruchtbaren Epoche, zahlreiche Nordwände der Ost- und Westalpen fielen bis in die 30er Jahre.

Einen Namen möchte ich stellvertretend für viele andere aufführen: Hans Lauper. Zwischen 1915 und 1932 fielen ihm 18 bedeutende Erstbegehungen zu, darunter die Nordwände von Lyskamm, Mönch, Jungfrau, sowie die Nordostwand des Eigers. Einen weiteren Meilenstein setzten Willo Welzenbach und Fritz Rigele mit der ersten Verwendung eines Eishakens zur Sicherung (Wiesbachhorn-Nordwestwand, 1924).

Den Durchbruch der Eiskletterei in eine neue Dimension förderte Laurent Grivel mit seiner Weiterentwicklung des Steigeisens, dem er zwei Frontzacken anfügte.

Nun konnte man steiles Eis bezwingen ohne Stufenschlagen. Nicht von ungefähr also, daß es 1938 dann um den Nimbus der Unbezwingbarkeit der Eiger-Nordwand geschehen war.

Eine wesentliche Steigerung der Schwierigkeiten gab es dann erst mit der sechs Tage dauernden Besteigung der Droites-Nordwand (Cornuau/Davaille, 1955) und noch einmal, als 1971 Cecchinel und Nominé ihre Führe am Pilier d'Angle eröffneten.

Impulse kamen zu jener Zeit vor allem aus Schottland.

Bereits 1959 wurde dort der berühmte Point Five Gully erstbeganzen. Noch heute hat diese Tour Grad V der sechsteiligen schottischen Schwierigkeitsbewertung im Eis (zum Vergleich: Courtes-Nordwand III). In den frühen siebziger Jahren entwickelte der „Eisfuchs“ Hamish McInnes den „Terrodactyl“, ein in der Haue sehr steil abgewinkeltes Eisbeil. Die Entwicklung der gekrümmten Haue bedeutete für die Eistechnik nochmals einen Sprung soweit nach vorn wie der vom Zehnzacker zum Zwölfzacker.

Dauerte die Erstbegehung des Point Five Gully noch fünf Tage, sparte man sich mit diesem neuen Gerät viel Zeit, da auch senkrechte Abschnitte ohne Zuhilfenahme von Eisschrauben kletterbar wurden; die Durchstiegszeiten reduzierten sich auf Stunden.

Rechts: Eiskletterei am
Grünsee-Wasserfall (Granatspitz-
gruppe), den auch das untere
Bild zeigt.

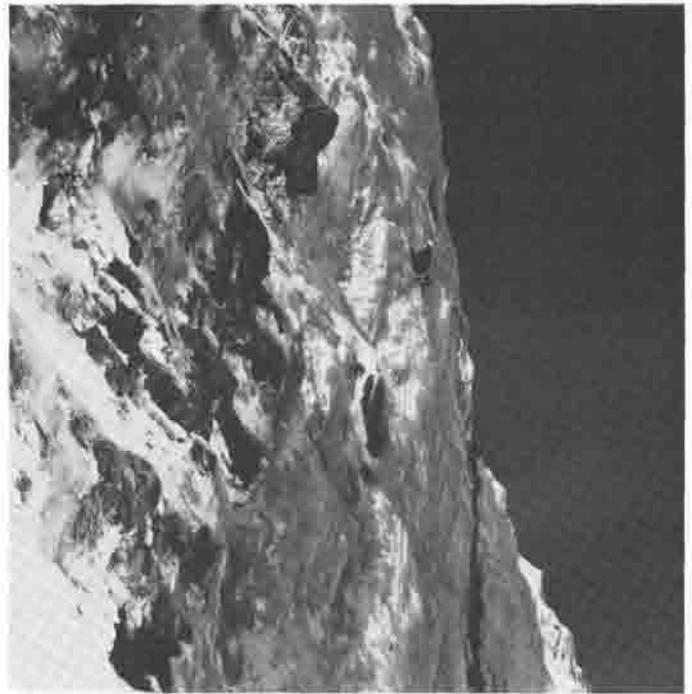
Fotos:
H. Münchenbach

Die Entwicklung der gekrümmten Haue kann man durchaus als Geburtsstunde des Sportkletterns im Eis bezeichnen. Von nun an konnte selbst senkrechtes Eis bei schlechten Bedingungen in sauberem Stil bewältigt werden: ohne Verwendung weiterer Hilfsmittel, was sich vor allem in extrem kurzen Begehungszeiten niederschlug.

Der britische Einfluß trieb die Eistechnik in den Alpen zu neuer Blüte. Die sportliche Einstellung fruchtete, und immer schnellere Begehungszeiten sorgten für Furore unter den Alpinisten. Solobehengungen einer Droites-Nordwand in wenigen Stunden, selbst im Winter, riefen nur kurze Zeit Erstaunen hervor, heute gehört dieses schon fast wieder zum Alltag. Unter „guten Verhältnissen“ verstand man lange Zeit Firn oder wenigstens Eis mit einer Firnauflage. Blanke Eiswände mied man. Heute wünscht sich der sportlich orientierte Kletterer geradezu diese – ehemals als schlecht bezeichneten – Eisverhältnisse. Konnten alte Eisrouten also auch unter erschwerten Bedingungen doch in immer kürzeren Begehungszeiten bewältigt werden, mußte es möglich sein, neue, schwierigere Routen zu durchsteigen. Die bisher bekannten Eisflanken, auch die kombinierten, boten hierfür allerdings kein Ziel mehr.

Die neue Generation der Eistechniker trieb es in die engen, furchterregend steilen Rinnen und Couloirs in unmittelbarer Nachbarschaft berühmter Wände: Dru-Couloir, McIntyre-Couloir an den Grandes Jorasses, Supercouloir am Mont Blanc du Tacul. Gegen dieses Supercouloir wirkt das berühmte Gervasutti-Couloir wie eine Skiabfahrt! Exponenten dieses neuen Stils waren neben den Briten vor allem Franzosen, allen voran Jean Marc Boivin.

Aus Amerika wurde ja bereits Entwicklungshilfe für Europa in Sachen Sportklettern geleistet. Die Ideologie des „sunny funny rock climbing“ aus dem kalifornischen Yosemite veränderte auch hierzulande die Szene der Kletterer. In den letzten Jahren gab es



dazu amerikanische Impulse in Sachen ice-climbing. Die Gebrüder Lowe exportierten zusammen mit ihren neuen, funktionellen Eisgeräten zugleich eine neue Bewegung: das Wasserfallklettern. Bis vor wenigen Jahren fand dieser Zweig des Eiskletterns kaum Beachtung, aber die Fotos von riesigen Wasserfällen, senkrechten Säulen, Hunderte von Metern hoch und mehr, weckten Begeisterung. Jeden Winter werden jetzt auch bei uns neue Wasserfälle entdeckt, manche steiler und schwieriger noch als die berühmten Gullies in Schottland und die Couloirs in den Westalpen! In allen Gebieten der Alpen, ja oft sogar „fast vor der Haustüre“ finden sich geradezu fantastische Möglichkeiten zum Eisklettern, man wundert sich, das alles so lange nicht gesehen zu haben. Ein Beispiel soll genügen: Der Jochberg im bayrischen Alpenvorland birgt steilste Eisrinnen bis zu 500 Höhenmeter; und das bei einer Stunde Anfahrtszeit von München!

Und was beschert uns die Zukunft in diesem Sport?

Die sportliche Einstellung zum Eisklettern ist erst wenige Jahre alt. Wir stehen am Anfang der neuen Entwicklung.

Die nächsten Jahre werden noch viele fantastische Möglichkeiten aufzeigen, selbst in Gebieten, die bisher nicht mit Eisklettern in Verbindung gebracht werden. Ich erinnere mich z.B. an einen riesigen Wasserfall in der Rosengartenspitze-Ostwand. Bei sehr günstigen Verhältnissen kann er durchaus einmal begehbar sein – eine Superroute! Oder all die Schluchten der Marmolada-Südwand!

Vergleich mit dem Sportklettern im Fels

Das Felsportklettern hat sich schon nach kurzer Zeit vom traditionellen Klettern gelöst und geht eigene Wege. Normen und Regeln entstanden, ein eigenes Fachvokabular; der Drang und Zwang zum Training war kein Hindernis für eine ungeahnte Massenbewegung: Heute steht man an bestimmten Einstiegen ebenso Schlange wie beim Lifteln.

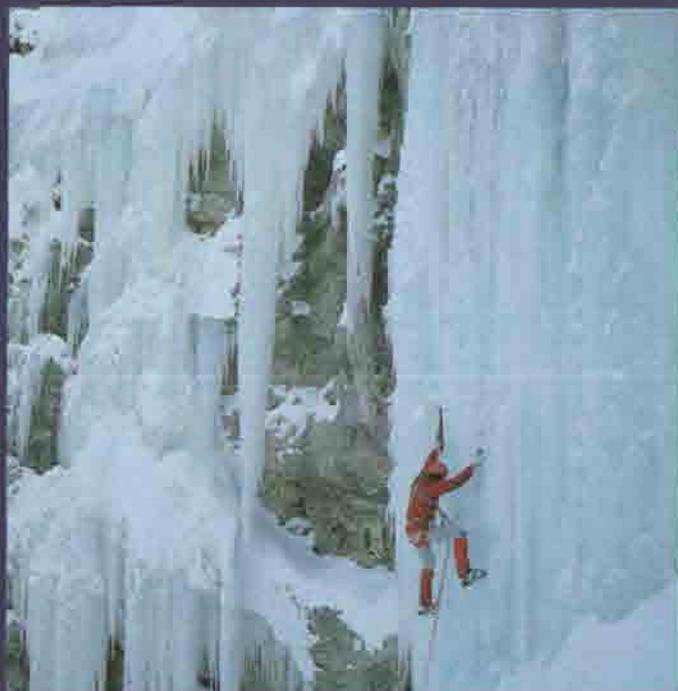
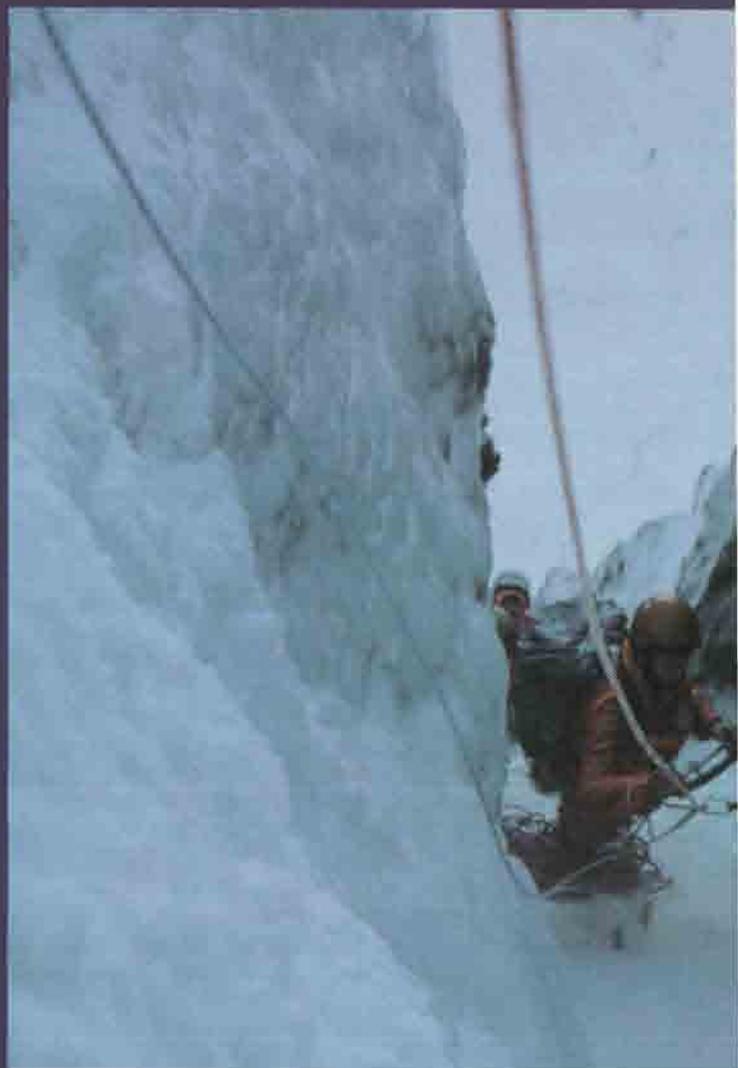
Ich bin der Meinung, daß diese Entwicklung im Eisklettern so nicht nachvollzogen wird. Dagegen sprechen zu viele Gründe. Zunächst schon einmal das Gelände und die Witterungsbedingungen. Die Sportklettergebiete sind meist einfach zu erreichen; keine



Eisklettern

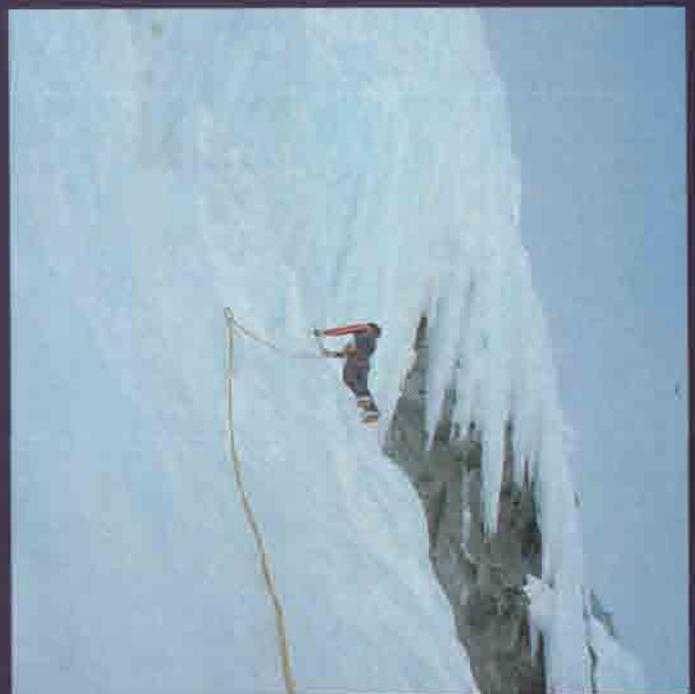
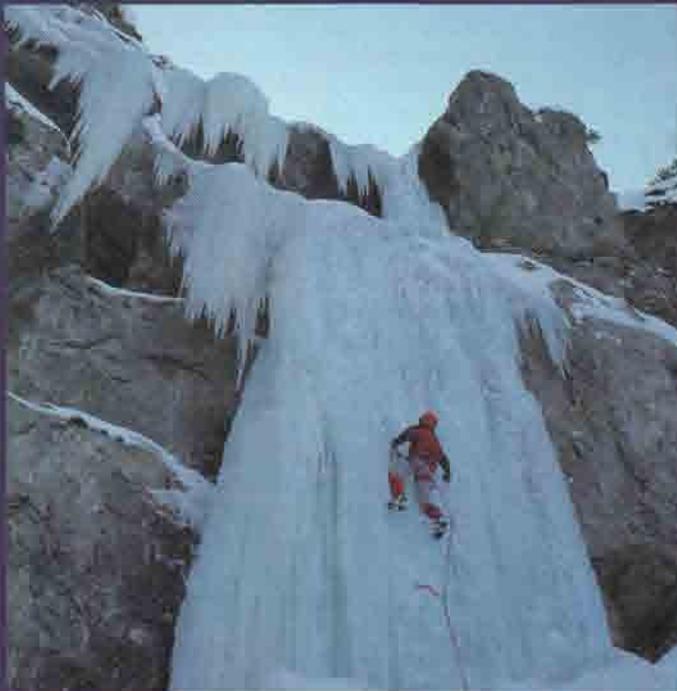
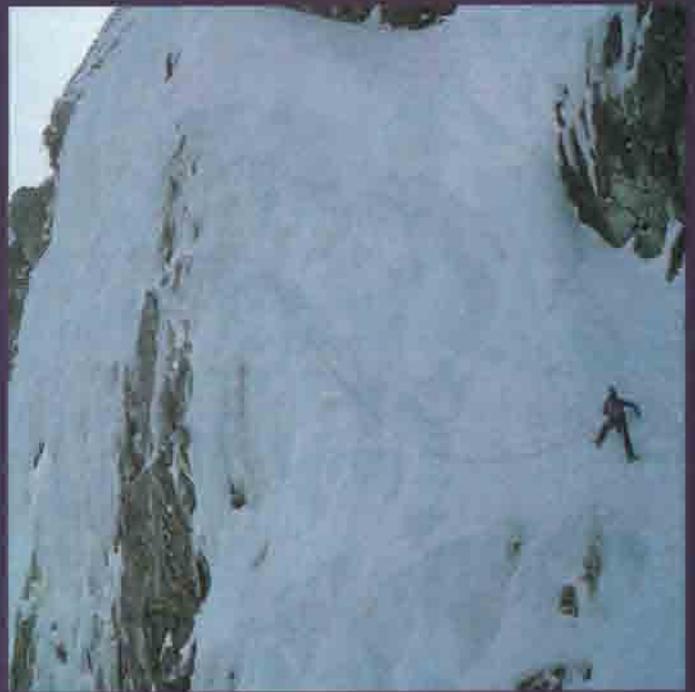
Rechts: Im „Point five-Gully“
am Ben Nevis (Schottland)
Unten: Das Gipfelplateau des
Ben Nevis mit Biwak-
schachtel (am linken Bildrand
der Ausstieg von „Point five-
Gully“)

Fotos:
H. Münchenbach





Bilder unten:
Am Grimsselfall
Fotos:
H. Münchenbach



Links und Seite 84 unten rechts:
An einem Wasserfall der Bayerischen Voralpen

Fotos: J. Winkler

langen Anmarschwege, leichte Abstiege, geklettert wird bei Sonne, Schlechtwetter meidet man soweit wie möglich.

Der Eissportkletterer findet sein Betätigungsfeld im Sommer nur in den Westalpen, im Winter allerdings bietet der gesamte Alpenraum unzählige Möglichkeiten, von den Wasserfällen bis zur Winterbegehung vereister Felswände. Doch erlaubt das Gelände nirgends die lockere Art, die das Sportklettern so beliebt macht. Eisklettern ist eine harte Sache, oft plagt man sich schon beim Zustieg im lockeren Pulverschnee ab, dann nochmals beim Abstieg. Dazwischen liegen Kälte, Nässe und die Ungewißheit über den Ausgang eines Unternehmens. Denn Eisklettern bedeutet stets auch ein Spiel mit der Gefahr. Die Ausschaltung des Faktors Gefahr durch solide Sicherungen im Klettergarten ermöglichte es dem Kletterer, bis an seine Grenzen der Klettertechnik vorzustoßen. Grenzen aber kann man nur erkennen, wenn sie überschritten werden. Der Sportkletterer nimmt den Sturz in Kauf, Resultat ist ein Leistungsniveau, das selbst kühne Voraussagen früherer Jahre weit übertrifft. Durch die weitreichende Ausschaltung des Gefahrenmoments ist das Sportklettern auch zu einem Sammelbecken für alle jene Kletterer geworden, denen das notwendige Nervenkostüm fehlt, das alpine Wände fordern. Im Gebirge, gemeint ist hier wirklich alpines Gelände, kann man infolge geringerer Sicherungsmöglichkeiten nicht mehr an seiner klettertechnischen Grenze klettern. Das Risiko eines Sturzes wäre zu groß, und ein Sturz bedeutet immer Gefahr für Leib und Leben. Nur Kletterer, die außerordentlich streßresistent sind, vermögen Leistung im Grenzbereich auch im Gebirge zu bringen. Vergleicht man einmal die rein klettertechnischen Schwierigkeiten von Routen im Klettergarten und im Gebirge, stellt man sehr schnell zwei Grade Unterschied fest. Beim Eisklettern dagegen werden die Schwierigkeiten, die im Trainingsgelände an Wasserfällen gemeistert werden, direkt übertragen in den alpinen Bereich. Das gilt für die Westalpen, ja sogar für die außeralpinen Gebiete wie Alaska und im Himalaya.

Sichere Selbsteinschätzung und genau kalkulierte Risikobereitschaft sind neben großem technischen Können die Voraussetzung zum Eisklettern; selbst zum Erklettern eines noch so kurzen Wasserfalles.

An einen Wasserfall geht man hin, schaut ihn an und steigt ein, wenn man sich seiner sicher ist; oder man geht beim geringsten Zweifel am besten wieder nach Hause. Diese Einstellung erfordern kleine Wasserfälle ebenso wie steilste Couloirs und Gullies.

Sicherheit, Sicherungen und Regeln

Solide Sicherungen sind das Hauptproblem beim Eisklettern. Es gibt zwar Untersuchungen vom Sicherheitskreis und klare Aussagen über die Haltekräfte von Eissicherungsmitteln in gutem Eis. Doch hängt die Haltekraft einer Sicherung in erster Linie ab von der Eisbeschaffenheit, die aber ist vom Kletterer selbst zu beurteilen.

Hinzu kommt noch, daß oft gerade dann, wenn es so richtig schwierig wird – in sprödem, hartem Eis, bei geringer Eisauflage auf Fels oder im Lockerschnee – keine Sicherungen angebracht werden können. Fixe Sicherungspunkte, Haken oder Bohrhaken

wie im Fels, gibt es nicht, und jedem bleibt es selbst überlassen, wie und wieviel er sichert. Unter diesen Voraussetzungen treten auch keine Probleme hinsichtlich des Stils der Bewältigung einer Route auf. Rotkreis, Rotkreuz, Jo-Jo-Technik, „on-sight“ oder ähnliches ist beim Eisklettern keine Diskussion.

Die Jo-Jo-Technik ins Eis zu übertragen, wäre eine riskante Sache. Wer springt schon gerne ab mit an den Handgelenken befestigten Eisbeilen, die einen beim Aufprall aufspießen können, ausgerüstet mit pieksenden Eisschrauben und mit Steigeisen, die beim Aufprall drohen, Knochen krachen und Bänder sowie Sehnen reißen zu lassen.

Selbst top-rope-Klettern – im Klettergarten heute vielleicht schon die dominierende Art des Kletterns überhaupt – spielt höchstens eine untergeordnete Rolle. Im Eis lassen sich keine Griffkombinationen einstudieren und „on sight“ klettert man doch mehr oder weniger immer, da die Eisverhältnisse innerhalb kürzester Zeit Veränderungen erfahren. Ruhen während der Begehung an irgendwelchen Sicherungspunkten (a.f. – Begehung) ist nicht notwendig, zum Festhalten und Ausruhen hat man schließlich seine Eisbeile.

Dieser geringe Spielraum in der Wahl des Durchsteigungsstils ist für die Entstehung differenzierter Regeln und Ethiken kein fruchtbarer Boden. Egal in welchem Land man klettert, ob in Deutschland, Frankreich, in den USA oder in Schottland, fast ausnahmslos werden die schwierigen Eisrouten im Vorstieg ohne Benutzung weiterer technischer Hilfsmittel, praktisch nach den Idealvorstellungen, wie sie Sepp Gschwendner fürs Felsklettern skizziert hat, erstiegen.

Schauen wir abschließend aber nach Schottland, wo es wohl die meisten Eiskletterer gibt. Ich war bei meinem Besuch vergangenen Februar auf einiges vorbereitet, doch alle meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Nirgendwo sah ich Eiskletterer so kompromißlos frei klettern. Zwischensichern scheint in Schottland ein Fremdwort zu sein, Standplätze sind gerade noch tauglich, unvorsichtige Fotografen vor dem Absturz zu bewahren, aber beim Sturz eines Seilersten halten sie wohl selten.

Ursache dafür sind sicherlich häufig die dortigen Eisverhältnisse; das oft weiche, oft auch sehr dünne Eis läßt kaum Sicherungen zu. Erschreckend daher die Unfallbilanz: sieben! tödliche Unfälle innerhalb einer einzigen Woche, die ich in Schottland verbringen konnte. Erschrecken muß das gerade auch den, der die schottische Begeisterung fürs Eisklettern an sich ja erfreulich findet. Jung und alt geht dort gemeinsam zum Eisklettern. Verblüfft sah ich den Massenansturm schottischer ice-climber zu ihren Gullies. Am bekannten „Genuß-Pause-Gully“, dem South Central Gully, oder am Stoib Cory nam Locham bei Glencoe zählten wir an einem Wochenende jeweils über zwanzig Seilschaften!

Soweit ist es bei uns in den Alpen noch nicht, doch wie gesagt, die Anhängerschaft steigt. Eisklettern, egal ob an Wasserfällen in Talnähe oder in den steilen Couloirs des Montblanc du Tacul wird immer eine wilde, abenteuerliche Angelegenheit bleiben. Dies schon aus dem Grunde, weil Erstbegehungen die Route nicht wesentlich verändern und der Zustand des „Neulands“ somit erhalten bleibt. Eine ideale Betätigung für Übererschließungsfrustrierte!

Die Lust am Risiko

Ulrich Aufmuth

Das Bergsteigen kennt viele Spielarten. Zwei der extremsten davon sind in den Beiträgen behandelt, die diesen Themenblock einleiten: Der Soloalpinismus, zu dessen Aufgabenstellung es – und zwar entscheidend – auch gehört, in unmittelbarer Begegnung mit dem Risiko zu bestehen; im Gegensatz dazu das Sportklettern, dessen Akteure ihre Aufgabe vorwiegend darin sehen, möglichst große Schwierigkeiten zu klettern, nicht aber in einem zu engen „Tête-à-tête“ mit dem Risiko, das sie vielmehr durch geeignete Sicherungsmaßnahmen so weit wie möglich auszuschalten versuchen.

Eine breite Fläche etwa in der Mitte des Feldes zwischen diesen beiden Polen der Risikobereitschaft dürfte die große Zahl der Durchschnittskletterer und -alpinisten belegen. Jeder Einzelne aber wird – oder sollte tunlichst – selber wissen, wohin er sich und seine Art bergzusteigen einzuordnen hat: der Mitte zu oder mehr in Richtung auf einen der beiden Pole hin.

Der Frage, wie er's mit dem Risiko hält, kann sich jedenfalls keiner entziehen, der eine Natursportart betreibt, die – wie das Bergsteigen – je nach Ausführungsbedingung mit mehr oder weniger erheblichen Gefahren verbunden ist. Die Konfrontation mit dieser Frage ist ein Charakteristikum solcher Sportarten.

Dr. Ulrich Aufmuth, selbst Bergsteiger klassisch-alpiner Prägung, beleuchtet im folgenden Beitrag die Bedeutung des Risikos beim Bergsteigen aus psychologischer Sicht. Mit dem Faktor Risiko setzt sich auch Prof. Dr. Hans Lenk in seinen kulturphilosophischen Bemerkungen zum Bergsteigen (s. S. 103 ff) auseinander. Diese Arbeit erscheint in enger Nachbarschaft zum Beitrag von Dr. Aufmuth nicht zuletzt deshalb, weil Prof. Lenk darin ausführlich auf Gedankengänge eingeht, die Dr. Aufmuth teils in einem bisher unveröffentlichten Buchmanuskript, teils aber auch in seinen Beiträgen für dieses sowie die Alpenvereinsjahrbücher der Jahre '80 und '81 entwickelt hat.

Den Ausführungen beider Autoren kommt innerhalb des gesamten Themenblocks naturgemäß ein besonderer Stellenwert zu; denn in Beziehung gesetzt zu ihnen sind viele der anderswo aufgeworfenen Aspekte erst recht dazu angetan, die Nachdenklichkeit zu fördern: der Aspekt zum Beispiel, inwieweit ein Bergsportler darauf bestehen kann, daß die Normen für partnerschaftliches Verhalten, für Geben und Nehmen, beim Bergsteigen keine anderen sein werden als die von seiner Alltagserfahrung her vertrauten.

(d. Red.)



Bergsteigen ist – auf welchem Leistungsniveau auch immer betrieben – eine Natur- und somit Gefahrensportart. Das bedeutet, daß Bergsteiger, sofern sie nicht den Alleingang bevorzugen, viel unmittelbarer aufeinander angewiesen, somit füreinander verantwortlich sind, als das zum Beispiel in Arbeits- oder sonstigen Alltagsgemeinschaften die Regel ist. Darin liegt die Chance, übers Bergsteigen an Erfahrungen zu gelangen, zu welchen der Zugang im Alltag häufig verstellt ist. Darin sollte freilich auch die Verpflichtung begründet sein, sich nicht gerade dann auf die vom Alltag her vertrauten Maßstäbe für gemeinsame Verantwortlichkeit zurückzuziehen, wenn die Kameradschaft einer schweren Bewährungsprobe ausgesetzt ist.

Foto: R. Köfferlein



Foto: S. Kimmel

Vorbemerkung

Ich vertrete im folgenden die Ansicht, daß das Erlebnis des Risikos eine wichtige Antriebskraft des schwierigen alpinen Bergsteigens darstellt. Ich spreche aus Erfahrung, bin ich doch selber ein leidenschaftlicher Bergsteiger. Meine Ausführungen sind fundiert. Sie erheben jedoch nicht den Anspruch, für jeden Kletterer gleichermaßen zu gelten. Ich zeige Tatsachen und Zusammenhänge auf, die verhältnismäßig häufig sind und deshalb als bedeutsam erscheinen. Im übrigen lassen sich die seelischen Erfahrungen des Bergsteigens nicht in allgemeingültige Gesetzmäßigkeiten pressen – zum Glück.

Risiko als subjektives Erlebnis

Ich rufe mir eine meiner großen Touren in die Erinnerung zurück: Ein Septembertag in den Walliser Bergen. Noch ist es vollkommen dunkel. Leise schließen wir die Tür der Cabane Rossier, treten hinaus in die scharfe Kälte der ausklingenden Nacht. Für uns beginnt ein großer Tag: Heute wollen wir auf „unsere“ Dent Blanche, die wir schon lange umschwärmt und belagert haben. Die Dent Blanche ist 4350 Meter hoch und wartet auf mit Schwierigkeiten bis zum IV. Grad; sie ist also ein sehr ernstes Unternehmen für „mittelstarke“ Hochtouristen, wie mein Freund und ich es sind. – Ein paar Schritte im rasselnden Schutt, und die Hütte ist von der Nacht verschluckt. Das große Schweigen der Hochgebirgsnacht fällt über uns herein. Dieses kolossale Schweigen, das einen ganz klein und verloren macht. Die Menschenwelt ist unendlich weit weg. Kein Stern muntert uns auf und mildert die Last dieser inneren „Ausgesetztheit“. Auch zu zweit ist man ja in solcher Nacht ganz allein. Der Kamerad ist nur noch ein huschender Lichtpunkt in der Schwärze der Felsen und der Dunkelheit. Zwanzig Meter sind eine ungeheure Entfernung in der Hochgebirgsnacht. Jeder sieht für sich alleine zu, wie er weiterkommt. Kurz oberhalb der Hütte beginnt die Kletterei. Eine glattgewetzte Gratschneide stellt sich vor uns auf, mehr ertastet, als vom Auge erkannt. Giftig glitzert der Reif im Lichtkreis der Lampe. Vorsicht! Die Tritte sind klein und glatt. Die Finger suchen. Nur Geduld bewahren. Und immer die schwarze Tiefe rechts. Weit unten etwas Fahles, Lauerndes, der Eishang, der so jäh hinabschießt. Im Lichtkegel vor mir erscheint ein kleines Kreuz, direkt vor meinen Augen. Da ist also einer abgestürzt, schon am Beginn der Tour. Vielleicht in solcher Nacht. Die Schwärze schaut nun noch bedrohlicher aus. Ich bin noch mehr allein. Bald darauf wieder ein Kreuz. Man klettert fast darüber weg. Die Zeichen der Gefahr, überall. Das drückt, auch wenn ich weiß, daß ich nicht stürzen werde. Dazu bin ich zu gut in Form und zu gewissenhaft. Ich bin meiner selbst sehr sicher und dennoch spüre ich rundum Gefahr. Die ungeheuerliche Schwärze, das riesige Schweigen, der Abgrund, der Reif unter den Sohlen, die Kälte in den Fingern, das Nicht-Erkennen-Können des Wetters, und nicht zuletzt das Wissen: das ist für dich eine ganz schwere Tour –: das alles sind laute und lastende Stimmen der Gefahr. Die ersten Strahlen der Sonne löschen dann mit einem Male all dieses Bedrohliche aus. Wir sind in prächtiger Verfassung und zur Mittagszeit sitzen zwei

vollkommen glückliche Menschen auf dem Gipfel der stolzen Dent Blanche. Wir haben Gefahr und Nervenbelastung empfunden und sind damit fertig geworden und gerade dadurch ist unser Gipfelglück so herrlich schön.

Ja, ein Gefühl des Risikos muß sein, sonst wären unsere großen Touren ohne jenen besonderen Glanz, ohne jenen „Biß“, der erst so richtig glücklich macht.

Das Risikoerlebnis beim Bergsteigen ist genau besehen eine ziemlich komplizierte seelische Erfahrung. Was schwingt denn alles mit in jener unverzichtbar wichtigen und starken Erfahrung des „Nervenkitzels“ beim schwierigen Bergsteigen? Es ist gar nicht leicht, die einzelnen Ingredienzen zu erspüren und zu benehnen; zu wenig denken wir normalerweise darüber nach. Wenn ich in mir selber nachspüre, dann enthält mein Risikoerleben auf Touren wie der soeben geschilderten Dent-Blanche-Besteigung die folgenden Empfindungen und Gedanken:

Ich weiß, daß große Schwierigkeiten kommen werden, aber ich kann sie nicht genau vorhersehen.

Ich weiß, daß eine kleine Unachtsamkeit den Tod bedeuten kann.

Ich kann nie ganz sicher sein, heil zurückzukommen.

Ich muß mich in jeder Sekunde voll konzentrieren, um unversehrt zu bleiben.

Ich habe ein gewisses Maß an Angst.

Ich fühle mein Leben manchmal direkt bedroht.

Ich habe bei alledem Zuversicht in mein Können und meine Kraft.

All diese Gedanken und Gefühle klingen im Verlaufe schwieriger Touren in mir an und bewirken zusammen das Erlebnis des Nervenkitzels, des Risikos. Folgendes wären mithin, in stichwortartiger Aufzählung, die „Ingredienzen“ des alpinen Risikoerlebens: Ungewißheit – empfundene Todesnähe – Angst und Furcht – Anspannung – Selbstvertrauen. Die Dosierung der einzelnen Komponenten ist von Tour zu Tour unterschiedlich. Mal ist mehr Angst dabei, mal weniger. Mal bin ich mir der Todesnähe sehr hart bewußt, mal denke ich überhaupt nicht daran. Mal ist die Ungewißheit lastend, mal angenehm prickelnd. Mal fühle ich mich unschlagbar, mal voller Bedenken. Es gibt so etwas wie eine optimale Abstufung der genannten Bestandteile des „Nervenkitzels“. Bei dieser optimalen Mischung empfinden wir das Risiko als einen berauschten Genuß, als unverzichtbaren Bestandteil bergsteigerischen Glücks. Auf die Kennzeichen dieses optimalen Risikoerlebens werde ich später noch näher eingehen.

Risiko als objektive Realität

Wenn vom Risiko des Bergsteigens die Rede ist, dann meint man damit gewöhnlich die objektiv bestehende Unfallgefahr und nicht so sehr jenes subjektive Erlebnis des Gefährdetseins, von dem ich eben gesprochen habe. Im folgenden möchte ich nun ein paar Überlegungen zur viel diskutierten Frage der realen Gefährlichkeit anstellen. Ich werde mich dabei kurz fassen, erstens, weil ich darüber an anderer Stelle ausführlich geschrieben habe (im Jahrbuch 81)¹ und zweitens, weil ich im Rahmen dieser psychologischen Betrachtungen die Erlebnisseite des Risikos für wichtiger erachte.

Die objektive Gefährlichkeit des schwierigen alpinen Bergsteigens ist nicht so groß, wie Laien es gewöhnlich glauben, sie ist aber auch wiederum nicht so gering, daß man sie als bedeutungslos abtun kann. Zum Bergsteigen gehört eine deutliche Komponente tatsächlicher Gefahr, dieser Einsicht kann man sich als Kletterer auf die Dauer nicht verschließen. Im Laufe einer längeren Bergsteigerlaufbahn ereignen sich viele Episoden, wo das Leben für Augenblicke auf der Kippe steht, wo man hinterher nur noch sagen kann: „Da habe ich wirklich Glück gehabt.“ Denken wir zum Beispiel an das alpine Alltagsproblem „Steinschlag“. Es kracht, man duckt sich an den Fels, ein dicker Brocken pfeift haarscharf an Kopf oder Schulter vorbei... Oder erinnern wir uns an heikle Seillängen im morschen Fels, wie sie auf fast jeder großen Tour einmal vorkommen. Da schwindelt man sich über Gebrösel und absturzbereite Blöcke dahin, daß man kaum zu atmen wagt und man weiß genau, daß der Kamerad hier einen Sturz nicht halten kann. Oder denken wir an den Eissturz, der über unsere Spur hinunterkracht, kurz nachdem wir ein Couloir passiert haben... Oder an das Gewitter, das uns auf hohem Felsgrat überrascht und seine Blitze über uns herabpeitscht... Solche und andere hochrisikante Augenblicke ereignen sich immer wieder. Bei aller Gewandtheit und Erfahrung lassen sich derlei Momente der akuten Lebensgefahr nicht ausschließen. Sie gehören einfach zum alpinen Bergsteigen, mit ihrem Vorkommen muß man rechnen. Über das statistische Maß der Gefahr kann man sich streiten. Wir Alpinisten wiegeln hier eher ab, während Nichtbergsteiger mehr dramatisieren. Der Streit um Zahlenwerte erscheint mir im Rahmen meiner Überlegungen als unerheblich. Wichtig finde ich nur die nachweisbare Tatsache, daß das objektive Gesundheits- und Lebensrisiko beim schwierigen Bergsteigen höher ist als das durchschnittliche Gefahrenniveau des Alltagslebens. Dieses „Mehr“ an kritischen Situationen halte ich für entscheidend. Belege dafür gibt es, über unsere je persönliche Erfahrung hinaus, genug. Wenn wir beispielsweise einmal nachforschen, wie jene Bergsteiger ihr Leben beendet haben, die sich durch ihre Taten einen Namen gemacht haben, dann stellen wir fest, daß jeder Dritte in jüngeren Jahren am Berg zu Tode gekommen ist. Und was Reinhold Messner einmal über die Begleiter auf einer seiner Expeditionen sagt, das trifft für sehr viele leidenschaftliche Alpinisten vom extremen Schlage zu: *„Die meisten von ihnen hatten schon Grenzsituationen durchlebt, mit schlimmsten Stürzen, mit Kälte bis zur Gefühllosigkeit, hoffnungslose Lagen... Fünf oder sechs, die schon einen oder mehrere Partner verloren hatten. Einige, die man selbst bereits abgeschrieben hatte und die dann doch wieder zurückgekommen waren, wider Erwarten sozusagen.“*²

Ich selber gehöre ebenfalls zu jenen, die am Berg „wider Erwarten“ mit dem Leben davongekommen sind. Das war damals vor sieben Jahren bei einem Absturz am Monte Cristallo, wo ich nach menschlichem Ermessen verloren war. Für mich steht fest: Ein gesteigertes Vorhandensein von Gefahr läßt sich aus der schwierigen Bergsteigerei nicht hinauskutieren und auch nicht hinaustrainieren. Wer häufig Touren an der Grenze seines Könnens macht, muß damit rechnen, daß er im Gebirge stirbt.

Das konkrete Risiko

Situationen und Augenblicke der Gefahr ereignen sich immer wieder auch im alltäglichen Dasein, so zum Beispiel beim Autofahren. Die meisten dieser Gefahrenmomente des Alltagslebens haben indessen einen ganz anderen Charakter als das Risiko an einem schwierigen Berg. Die Gefahren des Alltags tragen oft ein unauffälliges Gewand. Wir merken sie meistens gar nicht so richtig. Sie kommen leise und unvermittelt und bevor wir sie richtig wahrgenommen haben, sind sie auch schon vorbei. So etwa, wenn ich beim Reparieren einer Lampe einen Stromschlag bekomme, oder wenn mich beim Autofahren einer ganz knapp vor einem entgegenkommenden Fahrzeug überholt. Ein kurzer Schreck, ein kleines Zittern, und bald denken wir nicht mehr daran, obwohl wir objektiv besehen in äußerster Lebensgefahr gewesen waren.

Ganz anders steht es mit dem Gefahrenerlebnis am Berg. Dort begegnet uns die mögliche Gefahr ganz eindringlich und groß, zuallermeist. Im Gebirge haben wir ein starkes, urtümliches Gefahrenerlebnis, selbst wenn das reale Risiko gar nicht so akut ist. Im Gebirge tritt uns die mögliche Gefahr meist unverhüllt entgegen. Sie ist dort unmittelbar sichtbar, spürbar, hörbar. Sichtbar vorhanden ist das Risiko in Form des Tiefblicks in jähe Abgründe, in Gestalt gähnender Gletscherspalten oder als riesig aufziehende Gewitterfront. Zu spüren bekommen wir die Gefahr im Wüten des Schneesturms, in der Glattheit oder Brüchigkeit der Felsen oder im Knistern des Eimsfeuers in unseren Haaren. Hörbar ist die Gefahr im Prasseln des Steinschlags, im Bersten der Seracs oder im Donnern der Lawinen. Das alles sind unübersehbare und unüberhörbare Zeichen und Stimmen der Gefahr, die uns begleiten. In unserer Seele vereinen sich diese plastischen, hautnahen Zeichen und Stimmen zu einem starken Erlebnis des Risikos, wobei dieses relativ unabhängig ist vom realen Ausmaß der Gefahr; ich erinnere hier an meine Zeilen von der Besteigung der Dent Blanche. Um es in einem Satz zu sagen: Auf schwieriger Hochgebirgstour ist der objektive Risikofaktor mit einer besonders intensiven Gefühlsresonanz verbunden.

Halten wir als erstes Zwischenergebnis fest:

Wenn vom Risiko beim Bergsteigen oder anderen Sportarten die Rede ist, dann sollten wir zwei Bedeutungen unterscheiden: Da ist zunächst das Risiko als eine objektive Tatsache, wobei sich dieses reale Gefahrenmoment beim extremeren Bergsteigen grundsätzlich als ein Todesrisiko darstellt. Über das Ausmaß der realen Gefährlichkeit läßt sich streiten. Tatsache ist, daß das objektive Risiko mehr als eine vernachlässigbare Größe bildet. Vom Risiko als einer objektiven Tatsache sollte unterschieden werden das persönliche Erleben von Gefahr, wie es sich beispielsweise in der Empfindung des „Nervenkitzels“ äußert. Es zeigt sich, daß dieses subjektive Erlebnis des Risikos beim Bergsteigen vergleichsweise sehr intensiv ist. Das extreme Bergsteigen vermittelt ein ganz hautnahes und konkretes Risikogefühl.

Das Risikoerlebnis als persönliche Notwendigkeit

Mir tönen die Stimmen meiner nichtbergsteigenden Verwandten im Ohr, wie sie über meine Berg- und Kletterleidenschaft sprechen:

„Also, daß du so was immer wieder machst!“

„Das heißt man doch das Leben riskieren!“

„Denk doch an deine Familie!“

„Gibt es dir gar nicht zu denken, daß du schon einmal abgestürzt bist?“

Auf diese vorwurfsvollen Bemerkungen erwidere ich dann etwa Folgendes: „Das sieht für euch viel gefährlicher aus, als es ist. Ich habe ja viel Erfahrung, ich bin vorsichtig und ich trainiere entsprechend. Eigentlich kann nicht viel passieren.“

Was ich da sage, das stimmt, und es stimmt auch wiederum nicht. Meine Touren sind sicher nicht so riskant, wie es für einen Nichtbergsteiger aussieht. Ungefährlich sind sie aber auch nicht. Letzteres ist mir persönlich klar bewußt und vor mir selber will ich es auch nicht beschönigen. Zu viele Situationen großer Gefahr haben sich in meinen Bergerinnerungen angesammelt und eingepägt. Die erlebte und voraussehbare Gefahr, sie stört mich aber nicht. Im Gegenteil, denke ich mir jegliches Risiko aus meiner Bergsteigerei weg, da wäre der ganz besondere Zauber dahin. Nein, dann würden mir die großen Touren fad, wie alkoholfreies Bier. Sie wären ohne Feuer und Glanz.

Mir ist es inzwischen ganz klar geworden, wie sehr das Bedürfnis nach den spürbar gefahrenhaltigen Taten zu mir gehört. Dieses Bedürfnis kann man mir nicht ausreden. Dagegen werden alle Vernunftgründe dürr und schäbig, auch die allerbesten, die allvernünftigsten. Mein Nicht-Ablassen von meiner Bergleidenschaft wird mir dann als Starrsinn und Uneinsichtigkeit ausgelegt. Darum geht es aber nicht. Ich habe Einsicht und ich möchte auch niemand unnötig verprellen. Doch meine Touren sind mir schlichtweg eine Notwendigkeit. Die brauche ich zum Leben, auch wenn die besten Vernunftgründe dagegen stehen. Solch ein Lebensbedürfnis ist eine andere und viel stärkere Kategorie als die von Vernunft und Verstand. Aber das verstehen diejenigen nicht, die mich mit Vernunftgründen ändern wollen. Sie verstehen es nicht, weil sie mein Bedürfnis nicht haben und es daher nicht kennen. (Meine Frau macht da eine wohlthuende Ausnahme). So verläuft zwischen denen, die das Bedürfnis nach schwierigen und gefahrenhaltigen Taten haben und jenen, die es nicht kennen, ein Graben, der nicht überbrückbar ist, zumindest nicht mit Verstandesargumenten. Deswegen gab es und gibt es so viel sinn- und nutzlose Polemik zwischen denen, die „drin“ sind im Risikosport und denen, die „draußen“ sind, wobei übrigens die Giftigkeiten meist von denen angeheizt werden, die „draußen“ sind. Denen ist einer, der freiwillig mit der Gefahr zusammenlebt und dabei auch noch Glück empfindet, seit jeher ein Ärgernis. Warum eigentlich, so frage ich mich manchmal. Da spielt sicher mehr mit. Ich habe indes das deutliche Empfinden, daß eine gute Portion heimlichen Neides mit dabei ist, Neid auf jenes herrliche Stück Leben und Erleben, das im Bannkreis des gespürten Risikos treibt und blüht.

„Das Unmögliche wagen“

Wir passionierten Alpinisten haben – ob eingestanden oder unbewußt – einen Drang zum Erleben von Risiko. Mit den nachfolgenden Ausführungen möchte ich diesen Drang illustrieren und seine Eigenart genauer erhellen.

Als der berühmte Walter Bonatti im Jahre 1952 zum ersten Mal in das Gebiet der Drei Zinnen kam, da erfaßte ihn angesichts der Nordabstürze der Zinnen die Idee, die Nordwand der Großen und die der Westlichen Zinne in einem Zuge und zur Winterszeit zu durchsteigen. Das war zur damaligen Zeit eine absolut vermessene Idee. Lassen wir Bonatti selber sprechen:

*„Diese wahnwitzigen Felswände aber erzeugten in mir einen ebenso wahnwitzigen Gedanken. Schließlich entstand der verwegene Plan, der mich nicht mehr losließ. Ich hatte mir vorgenommen, mich im Winter mit diesen Nordwänden zu messen, wenn die Verhältnisse am schwierigsten sind und ihre Majestät unnahbar erscheint. Im Winter, wenn die Felsen von Eis starren und kein Sonnenstrahl dorthin gelangt. So nahm der Ruf, den ich an jenem Tage vernommen hatte, der Ruf, das Unmögliche zu wagen, unter den Felswänden der Zinnen Gestalt an.“*³ Bonatti setzte den verwegenen Gedanken auch wirklich in die Tat um, wobei er – wie vorausgesehen – ein Maximum an Schwierigkeiten und Gefahren durchzustehen hatte. Dieser magische Drang, das „Unmögliche“ zu wagen, ist kennzeichnend für viele leidenschaftliche Kletterer und andere Risikosportler. Es handelt sich dabei um ein unwiderstehliches Bedürfnis, das sich dergestalt auswirkt, daß gerade solche Unternehmungen, die als nicht machbar erscheinen, eine unbezähmbare Verlockung darstellen. Die Etikette „unmöglich“ erzeugt reflexartig die Reaktion: „Unbedingt probieren.“

Hierbei muß ich ganz nachhaltig betonen, daß das „Unmögliche“ eine subjektive Kategorie darstellt. Damit meine ich, daß sich die Bewertung „unmöglich“ am Können und an der Risikotoleranz des einzelnen bemißt. Für einen Bonatti bestand das unwiderstehliche „Unmögliche“ in der besagten Winterdurchsteigung der Zinnenwände, für mich beginnt dieses „Unmögliche“ bei einer klassischen Westalpentour des IV. Schwierigkeitsgrades. Jeder Kletterer hat auf diese Weise sein persönliches „Unmögliches“, dem er mit unbezähmbarer Sehnsucht zustrebt.

Der Leser wird es vielleicht bemerkt haben: „Unmöglich“ darf im vorliegenden Zusammenhang nicht verstanden werden im Sinne von „absolut undurchführbar“. In dem „unmöglich“ des Alpinisten schwingt eine Bedeutungsnuance mit, die wichtig ist. Sprechen Bergsteiger wie Bonatti vom „Unmöglichen“, so meinen sie damit etwas, was zwar undurchführbar aussieht, was aber doch mit einer kleinen und realen Aussicht auf Machbarkeit verbunden ist. So betrachtet ist das „Unmögliche“ des Extremsportlers das Äußerste an Schwierigkeit und Gefahr, das er im Rahmen seiner individuellen Möglichkeiten sich vorstellen und vornehmen kann. Das Wörtlein „unmöglich“ erscheint als Chiffre für die oberste Grenze der individuellen Möglichkeiten. Weil nun diese äußerste Grenze beim Bergsteigen auch ein Maximum des ertragbaren Risikos beinhaltet, so können wir sagen: In unserem Drang nach

dem „Unmöglichen“ wirkt auch ein machtvolles Hingezogensein zur obersten Grenze der individuellen Gefahrentoleranz. Ja, die Mehrheit der passionierten Kletterer ist tatsächlich risikosüchtig in dem eben genannten, diffizilen Sinn. Um dieses Eingeständnis kommen wir nicht herum. Aber risikosüchtig heißt noch lange nicht todessüchtig, wie es uns oft unterstellt wird. Davon wird später noch zu reden sein.

Das austauschbare Risiko oder: Risikohunger als Charaktereigenschaft

In manchen Fällen sieht es so aus, als stelte der Hang zum Risiko eine vorübergehende Neigung dar, die mit den Jahren vergeht. Oftmals aber erweist sich das Risikobedürfnis als eine fest verwurzelte Charaktereigenschaft, die sich bei bestimmten Menschen wie eine innerliche Leitlinie durch den Lebenslauf hindurchzieht. Dann ergeben sich regelrechte „Risikokarrieren“. Da frönt beispielsweise ein junger Mann mehrere Jahre lang mit Hingabe der Kletterleidenschaft. Er probiert nach und nach alle Spielarten des schwierigen Alpinismus durch, von sommerlichen Klettertouren im Kaiser bis zu Winterdurchsteigungen großer Westalpen- oder Andenwände. Dann kommt irgendwann ein Punkt, wo die Ausschließlichkeit der Bergleidenschaft aufhört. Der mittlerweile etwas älter gewordene junge Mann sieht sich nach anderen, zusätzlichen Aktivitäten um. Auf welche Sportarten fällt dann typischerweise die Wahl? Sehr oft kommen das Wildwasserfahren und das Drachenfliegen zum Sportrepertoire hinzu – also wiederum Risikosportarten. Der Extreme ändert zwar das Betätigungsfeld, aber er bleibt weiterhin extrem, er bleibt risikobedürftig. Leidenschaftliche Bergsteiger tun manchmal sehr vieles in ihrem Leben und viel Unterschiedliches. Aber durch die ganze unruhige Lebensbahn zieht sich die Risikoneigung wie ein roter Faden hindurch.

Ein markantes Beispiel dafür ist der vorher schon erwähnte Walter Bonatti. In den fünfziger Jahren war Bonatti einer der stärksten und wagemutigsten Alpinisten. Nach der glanzvollsten Tour seiner Bergsteigerlaufbahn, einer Solodurchsteigung der winterlichen Matterhornnordwand, hörte Bonatti ganz abrupt mit dem Bergsteigen auf. Geschah es vielleicht deshalb, weil er der Strapazen und des Risikos müde geworden war? Die Betrachtung seines weiteren Lebenslaufes vermag uns darüber Aufschluß zu geben. Bonatti verlegte sich auf die Durchführung von Expeditionen in unberührte Wildnisse. So durchstreifte er, häufig vollkommen allein, die Tropenwälder Südamerikas. Nichts besonderes, könnte man hier einwerfen. Genug andere tun das auch. **Eines** aber machte Bonatti anders als die anderen. Er nahm keine Waffe mit, obwohl er, zumal in Alaska, allenthalben die Begegnung mit wilden Tieren gewärtigen mußte. Bonatti wich diesen waffenlosen Begegnungen nicht aus. Er provozierte sie geradezu. Mit Grizzlybären und Wölfen traf er so zusammen. Ihn faszinierte diese schutzlose Konfrontation mit dem wilden Tier. Bisher kam er dabei immer heil davon.

Also auch hier: Ein Extremalpinist wechselt auf ein anderes

Betätigungsfeld über, auf ein äußerlich ganz anderes sogar, aber das Risiko und die Lust am Risiko, die bleiben unverändert gleich. Das Hingezogensein zur Gefahr ist hier offenkundig ein fester und beständiger Teil der Persönlichkeit. So verhält es sich gewiß bei vielen leidenschaftlichen Alpinisten. Hinter dieser lebenslangen Gefahrenfreude muß übrigens kein eitles Streben nach Bewunderung stecken; bei den meisten jedenfalls nicht. Sie verhalten sich so, weil es ihnen einfach in die Seele geschrieben ist.

Gewiß, ich kenne auch jene Fälle, wo ein draufgängerischer Kletterer irgendwann das Seil an den Nagel hängt und sich fortan bewußt und ohne Reue mit harmlosen Wanderungen bescheidet. Die Leute sagen dann, hier habe „die Vernunft gesiegt“. Ich sehe das anders. Meine Erfahrung ist, daß hier ein Bedürfnis aufgehört hat, zu existieren. Oder formulieren wir es noch vorsichtiger: Hier hat ein Bedürfnis aufgehört, sichtbar zu existieren. Denn ich glaube, daß die Risikotendenz oft in weniger sichtbarer Weise im Verhalten und Denken weiterlebt.

So bildet bei vielen leidenschaftlichen Alpinisten die Gefahrenbedürftigkeit ein festes und bestimmendes Stück der Persönlichkeit. Wie entstehen solche markanten Persönlichkeitszüge? Man kann hier grundsätzlich zwei verursachende Faktoren unterscheiden, nämlich die Vererbung auf der einen Seite, und die Wirkung von Umweltbedingungen auf der anderen Seite, wobei die Einflüsse während der Kinderjahre einen besonders bedeutsamen Anteil an den „Umwelteinwirkungen“ haben. Sicherlich spielt bei vielen Menschen mit ausgeprägter Risikovorliebe ein angeborener Faktor eine gewichtige Rolle. Unzweifelhaft formt jedoch auch das persönliche Lebensschicksal den Drang zum Risiko mit. Die Mischung von Ererbtem und Erworbenem dürfte in jedem konkreten Falle anders aussehen.

Ich kann im folgenden die Frage nach der Entstehung jenes ausgeprägten Risikohungers, wie er für viele Alpinisten und andere Natursportler kennzeichnend ist, nicht erschöpfend oder systematisch beantworten. Dafür reicht hier der Raum nicht aus, und die Forschungslage ist auch noch zu wenig geklärt. Was ich hier aber leisten kann und leisten möchte, das ist die Beschreibung von seelischen Erfahrungen und Beobachtungen, die unser Verständnis des Wie und Warum der Risikolust vertiefen können. Besonders aufschlußreich erscheinen mir aus der Perspektive meiner persönlichen Erfahrungen die seelischen Bezüge des Risikohungers zu den Themenkreisen „Angst“ und „Tod“. Darüber hinaus glaube ich, einige bemerkenswerte Wechselbeziehungen zwischen der Risikolust und solchen Eigenschaften wie Kompromißlosigkeit, Härte und Reizhunger herstellen zu können.

Die zwei Gesichter des Risikoerlebens

An früherer Stelle hatte ich zwei verschiedene Bedeutungsaspekte von „Risiko“ beschrieben: Risiko als objektive Tatsache und Risiko als subjektives Empfinden. Zum Thema des individuellen Erlebens von Risiko bedarf es noch einiger präzisierender Bemerkungen.

Wenn man über das Gefahrenerlebnis beim Bergsteigen spricht

und reflektiert, dann muß man unbedingt berücksichtigen, daß das Risiko zwei völlig gegensätzliche Gefühlstönungen annehmen kann. Es kann ein unbeschreiblich stimulierendes Erleben sein, ebenso gut kann es aber auch als entsetzliche Belastung einherkommen. Wie eine Münze hat das Risiko zwei verschiedene Seiten.

Ein angenehmes Risikogefühl stellt sich immer dann ein, wenn ich das Empfinden habe, daß mein Mut und mein Können die Schwierigkeiten und Gefahren einer Tour um ein ganz gewisses Quentchen übertreffen. Dieses kleine Quentchen mehr an Können und Mut ist der entscheidende Punkt. Ich muß körperlich und seelisch ganz stark gefordert, aber nicht überfordert sein, dann erreicht die stimulierende Wirkung des Risikos ihr Optimum. Wird mir aus irgendwelchen Gründen der Berg zu „übermächtig“, und sei es nur um eine Kleinigkeit, dann kippt das angenehme Risikogefühl schlagartig um in blankes Grauen. Dann erfüllen mich bloß noch Entsetzen, Todesangst oder Apathie. Kein Fünkchen Vergnügen bleibt dann mehr übrig. Solch ein Umschlagen des Risikoerlebens von der lustvollen in die bedrückende Sphäre, vom Nervenkitzel in die nackte Angst, dieses Umkippen kann ganz unvermittelt geschehen, etwa wenn ein Wettersturz oder eine Verletzung meine Chancen dem Berg gegenüber verschlechtern. Ein optimales Risikoerlebnis wirkt ungemein stärkend und beflügelnd, ein übersteigertes Risikogefühl wirkt nervenzehrend und belastend.

Die seelische Grenzlinie zwischen dem lustvollen und dem bedrückenden Risikoempfinden ist sehr schmal. Denn um die volle, die „high“-machende Risikoschwelle zu erreichen, muß ich ganz nahe an die Grenzen meiner körperlichen und seelischen Spannkraft herangehen; was konkret bedeutet, daß ich mir Tourenziele suche, denen ich eben noch gewachsen bin. Derartige Touren zu bestehen, bringt das höchste Glück, etwa nach dem Prinzip: hoher Einsatz – hoher Gewinn. Nun kann es aber bei solchen Touren am Rande meiner Möglichkeiten leicht passieren, daß irgendeine *unvorhergesehene Erschwernis* das Unternehmen über meine körperlichen und seelischen Fähigkeiten hinauswachsen läßt. Dann fühle ich mich mit einem Mal nur noch klein und bedroht und der einzige Gedanke heißt: Wie komme ich heil heraus?

Wir Bergsteiger suchen und erstreben in der Regel nur das schöne Risikoerlebnis, das wie gesagt dann am stärksten ist, wenn ich mich dem Berg gegenüber gerade noch ebenbürtig fühle. Dieser lustvolle Punkt der Ebenbürtigkeit, des Eben-noch-Gewachsen-Seins, liegt für jeden Menschen woanders, da gibt es keine objektiven Markierungen. Für einen Reinhold Messner liegt dieses psychische Optimum in einer Achttausender-Solobesteigung, für andere ist es beim Normalweg auf das Totenkirchl erreicht und erfüllt.

Eine eigenartige Sache ist es, daß Bergsteiger manchmal trotz eines als übermäßig und zermürbend erlebten Risikos eine Tour weiter fortsetzen. Ein Beispiel dafür liefern die folgenden Zeilen von Hartmut Münchenbach (Besteigung des Nanga-Parbat-Ostpfeylers): „*Mit der täglichen Hitze schmolzen Schnee und Hoffnungen gleichermaßen dahin. Die Hitzeperiode veränderte das Bild des Couloirs vollständig... Lawinen und zunehmender Stein-*

schlag zeretzten die Seile und rissen bald metertiefe Rinnen in den Grund des Couloirs, das Weiß des Schnees wich immer mehr schmutziggrauem Eis, auf dem Sturzbäche von Schmelzwasser die Tiefe suchten. Was übrig blieb, war ein Weg am Rande der Vernunft. Wie lange sollten wir dieses gefährliche Spiel weiter-spielen?“⁴ Münchenbach und Gefährten machten trotz der nervlichen und gleichzeitig auch objektiven Überlast der Gefahr weiter.

Was ist das für eine immense Kraft, die Bergsteiger wie Münchenbach trotz eines zermürbenden „Zuviel“ an Risiko weiter vorantreibt? Die Antwort gibt Münchenbach an einer späteren Stelle seines Berichtes selbst: Es ist der Gipfel, das heißt das Bedürfnis, ganz oben gewesen zu sein. Dieses Bedürfnis kann so total werden, daß es uns durch die unmenschlichsten Strapazen und durch schauerliche Gefahren hindurchpeitscht. Was bedeutet es uns, am Gipfel gewesen zu sein? Es bedeutet für uns: Erfolg gehabt zu haben. Oder anders herum: Nicht versagt zu haben. Was bedeutet es uns noch? Es bedeutet für uns, eine ganz starke Leistung erbracht zu haben, wirklich und sichtlich „gut“ gewesen zu sein. Der klare Erfolg und das Empfinden, *Besonderes geleistet* zu haben, das sind für uns Kräfte, sprich: Notwendigkeiten, die stärker werden können als die Nervenbelastung des überzogenen Risikos und als die ärgsten Martyrien des Leibes.⁵

Unsere Leistungsversessenheit darf übrigens nicht unesehen gleichgesetzt werden mit Ehrsucht und Geltungsdrang. Das mag zwar ab und zu mitschwingen, aber in der Hauptsache tun wir es für uns selbst. Uns selber gegenüber möchten, müssen wir ganz besonders gut sein.

So gibt es Kräfte, die uns gelegentlich ein bedrückendes Zuviel an Gefahr in Kauf nehmen lassen. Meist aber meiden wir das belastende Übermaß des Risikos. Wir suchen und genießen jenes stark und beschwingt machende positive Risikoerlebnis, wie ich es weiter oben beschrieben habe. Dieses lustvolle Risikoerlebnis wird bei meinen weiteren Ausführungen im Mittelpunkt stehen.

Angst

Die Angst ist die natürliche seelische Widerspiegelung der Gefahr. Wenn uns Gefahr bewußt wird, erleben wir auch Angst. Nun betrachten wir Bergsteiger die Erfahrung der Angst zumeist unter einem negativen Aspekt. Das Wort „Angst“ ist in unserer Vorstellung aufs engste verbunden mit den Begriffen „Schwäche“ und „Feigheit“. Darum darf das Gefühl der Angst offiziell bei uns nicht vorkommen, oder höchstens in seltenen Ausnahmesituationen. Unsere Angstempfindungen sind unsere bestgehüteten Geheimnisse. Nein, über so etwas spricht man nicht. Ich tue es hier trotzdem. Nicht aus Neigung zur Selbstquälerei, sondern deswegen, weil für mich die Angst beim Bergsteigen oftmals eine sehr wertvolle Erfahrung bildet. Wie ich weiter oben dargestellt habe, ist das Risikoerleben beim Bergsteigen oftmals etwas außerordentlich Stimulierendes. Diese Lustgefärbtheit des Risikos wäre aber nicht möglich, wenn nicht auch zugleich die Angst, die Schwester der Gefahr, eine Quelle stimulierender Erlebnisse sein könnte. Angst kann auch glücklich machen, davon vor allem will ich nun sprechen.

Foto:
J. Winkler

Voraus-Angst und Erlösung

Ich war achtzehn, als ich zusammen mit meinem Freund die ersten alpinen Kletterversuche unternahm. Wir fingen zunächst mit bescheidenen II-er-Touren an (die für uns aber seinerzeit das Höchste an Wagemut waren!). Dann wurden wir kühner und gingen III-er-Routen an und schließlich kam die Zeit, da wagten wir den Übergang zum IV. Schwierigkeitsgrad. Einen Markstein auf diesem Weg zum IV. Grad bildete für uns die Südwand der Roten Flüh in unserer Allgäuer Heimat. Wohl ein halbes Jahr lang beherrschte diese Wand unser Denken und Planen. Können wir sie wohl wagen, die berühmte Rote Flüh, wir zwei allein? Schließlich beschlossen wir einen Tag, an dem wir unseren großen Wunsch- und Angsttraum in die Tat umsetzen wollten.

In der Nacht vor der Tour bin ich unruhig. Ich sehe die Südwand der Flüh vor mir, unheimlich hoch und steil. Hängt sie nicht sogar über? Jeder einzelne Satz des Führertextes klingt mir unerbittlich im Ohr: „...langes Band in die Südwand hinein...feiner Riß, 26m... schwierige Wandstufen...große Schlucht...“. Vor meinem Auge tauchen diese Stellen auf, so, wie ich sie vom Anschauen kenne. Das Einstiegsband, ist es wirklich so schmal und abschüssig, wie es aussieht? Dort, wo es unterbrochen ist muß es wahnsinnig ausgesetzt sein. Und dann der senkrechte Riß, grauslich abgespeckt soll er sein. Und beinahe 30 Meter lang. Ob ich da durchhalte? Wie schwierig sind wohl die glatten Wandstufen ganz oben? Schroff und grimmig stehen alle diese Kletterstellen vor meinem inneren Auge und machen mir Angst. Besonders plagt mich der Gedanke an die Ausgesetztheit der senkrechten Wand. Ob meine Nerven mitmachen? Ich bin nicht sicher. Unabsehbar hoch und jäh reckt sich die Wand vor mir auf.

Am andern Tag steigen wir über die steilen Schrofen heran an unsere Wand. Unser Gang ist ein wenig gebremst, nicht so frisch wie sonst. Beim Anblick der prallen Wandfluchten wachen unsere Ängste und Bedenken wieder auf. Wo man da bloß durchkommen soll! Der Mund ist uns trocken und das Herz pocht um einige Schläge zu schnell. Doch wie groß auch die Bangigkeit sein mag, umkehren tun wir nicht. Wir packen es an, unbedingt. Wir stehen am Einstieg. Wir holen mit nervösen Händen das Seil heraus, die Helme, die Karabiner. Wir binden die Schuhe nochmals nach. Die Finger zittern. Es kribbelt im Bauch. Dann geht's los, endgültig, unabwendbar. Der Herzschlag schnell bei den ersten Schritten nochmals sprunghaft hinauf. Umständliches Suchen und Belasten der ersten Tritte und Griffe. Die Waden vibrieren, die Finger sind feucht. Ein erster schwieriger Zug. Das ging! Die Tritte halten gut, die Griffe sind fest. Eine zweite Problemstelle. In Ruhe anschauen, überlegen, ein bißchen „schwindeln“ – das war auch nicht so schlimm. Und mit einem Mal, wie eine mächtige Woge, kommt dieses sieghafte Gefühl: Es geht! Ich kanns! Glück erfaßt mich, ich bin erlöst. Die Verkrampfung verfliegt. Jetzt bin ich stark und es macht unbändigen Spaß. Jetzt soll kommen was will, es wird alles irgendwie gehen.

Immer wieder ereignet sich auf meinen schwierigen Touren dieses Wechselspiel von Voraus-Angst und Erlösung, von Verzagtheit und Triumph. Der Druck der Angst schlägt um in die wildeste

Glückseligkeit – Glück, das aus Angst entspringt. Wäre ich ohne Angst, wäre ich ohne dieses Glück.

Ich lasse mich inzwischen durch meine regelmäßige Voraus-Angst nicht mehr zu sehr irre machen. Ich weiß, daß sie fast jedesmal am Fels verfliegt wie durch Zaubergewalt. Und ich weiß auch, welche Freude hervorgeht aus diesem Verschwinden der Angst. Dieses Erlösungserlebnis gehört zu meinen stärksten und schönsten Erfahrungen am Berg. Wenn ich aus heutiger Sicht zurückschaue auf die zwanzig Jahre meiner bergsteigerischen Aktivität, dann leuchten aus meiner Erinnerung jene Besteigungen besonders strahlend hervor, die für mich jeweils die äußersten Grenzen meiner Hoffnungen, und das heißt auch: meiner Ängste gewesen waren. Höfats, Trettach, Zinne, Dent Blanche... Immer war da jene Verquickung von unbedingtem Wollen und fast ebenso großer Furcht. Stets auch erlebte ich während dieser Besteigungen unsägliches Glück, wenn ich spürte: Ich habe die Angst im Griff, mein Können ist größer als die Furcht. Die gefühlte und gebändigte Angst war das Maß für Sehnsucht und Glück.

Nun ist die Frage, weshalb manche Menschen, wie zum Beispiel leidenschaftliche Alpinisten, mit magischem Drang zu Risiko- und Angstsituationen hingezogen werden, während doch die normale menschliche Reaktion in diesem Falle die der Vermeidung ist. Das Bedürfnis nach Mut- und Bewährungsproben ist, sofern man die Mehrzahl der (erwachsenen) Menschen zum Maßstab nimmt, eher unnormal.

Ich glaube, hier spielt ein bestimmter Charakterzug eine wichtige Rolle, nämlich eine Art von grundlegender Trotz- und Widerstandshaltung, die in Redewendungen zum Ausdruck kommt, wie: „Mit mir nicht!“ „Jetzt erst recht!“ Neben diesem rebellischen, kämpferischen Ich existiert tief im Seelenhintergrund gleichzeitig ein ganz andersgearteter Ich-Aspekt, nämlich ein furchtsames, ein „feiges“ Ich. Die beiden Ich-Anteile stehen im Konflikt. Der kämpferische Teil in uns haßt das ängstliche Ich. Seine Existenz stört ihn zutiefst. Der harte Teil in uns sucht Arenen, auf denen er sichtbare Überlegenheit über das ängstliche Ich erfahren kann. Ein idealer Kampfplatz für derartige innere Zwistigkeiten sind die Berge. Mit jedem Sieg über die äußeren Schwierigkeiten und Gefahren geht für uns ein innerer Sieg einher, der der eigentlich bedeutsame ist: Unser „mutiges“ Ich feiert die Überlegenheit über das ängstliche Ich. Selbst ein radikaler Extremist wie Reinhold Messner wird durch diesen inneren Zweikampf motiviert: „*Ich will das Gefühl haben, stärker als meine Angst zu sein, deshalb beuge ich mich immer wieder in Situationen, in denen ich ihr begegne, um sie zu überwinden.*“⁶

Im Klartext: Auch Messner hat einen „Feigling“ in sich, den er haßt. Wir passionierten Alpinisten unterscheiden uns von den „normalen“ Menschen neben anderem darin, daß wir den ängstlichen Anteil unserer Seele besonders verachten oder fürchten. Dieser Konflikt hat seine Problematik. Er beschert uns aber auch ein ganz tiefes Glückserlebnis, wenn der Kämpfer in uns die Angstseite für den Moment besiegt. So machen wir Angst zu Lust. Im Hochgefühl dieser Siegeslust versöhnt sich der harte Kämpfer in uns für einige herrliche Augenblicke lang mit dem ungeliebten ängstlichen Ich.



Manchmal frage ich mich, ob ich auch dann noch so bergbegeistert wäre, wenn ich auf Dauer innerlich ausgesöhnt wäre mit der ängstlichen Seite in mir. Wahrscheinlich hätte ich die Berge dann nicht mehr so sehr nötig. Es wäre eine ruhigere Liebe. Nun, vielleicht bringe ich es noch so weit.

Die handliche Angst

Es gibt im alltäglichen Leben viele Dinge, die uns, wie wir so sagen, „Sorgen machen“. Das Wörtlein „Sorgen“ bildet dabei oft nur eine abschwächende Umschreibung für ein Gefühl der Angst. Angst machen uns zum Beispiel persönliche Ungewißheiten und Daseinsbedrohungen: Gesundheitsprobleme, das materielle Auskommen, die berufliche Zukunft, die Zukunft unserer Kinder. Dazu gesellen sich die globalen, überindividuellen Anlässe zur Beunruhigung: Die Zerstörung und Vergiftung der Natur, das Schreckgespenst eines totalen Krieges, die beunruhigende Entwicklung der Wirtschaft und anderes mehr.

Wir denken nicht ständig an alle diese Bedrohungen. Zumeist schieben wir sie ab in den Hintergrund unseres Bewußtseins. Dort aber summieren sie sich zu einem düsteren Block beständiger, unterschwelliger Beunruhigung.

Die genannten Angstquellen des Alltags entziehen sich weitgehend unserer persönlichen Einflußnahme. Wir sind ihnen gegenüber hilflos. Sie tragen schicksalhaften Charakter.

Vergleichen wir nun die Angst, wie sie beim Bergsteigen auftritt, mit den diffusen und unberechenbaren Beunruhigungen des Alltags. Diese Angst am Berg hat in mehrfacher Hinsicht eine ganz andere Färbung. Die angstauslösenden Situationen am Berg sind ganz konkret; ich weiß, womit ich es zu tun habe. Lawinengefahr, Ausgesetztheit, Vereisung, Brüchigkeit – das sind ganz klare Sachverhalte, auf die ich mich einrichten kann. Das ist greifbar, sichtbar, hörbar. Wenn ich mich auf eine Bergtour vorbereite, dann kann ich auch von vornherein abschätzen, auf welche Angstmomente ich mich einzustellen habe. Ich weiß häufig sogar im voraus, wie groß die Angstbelastung sein wird. Bei einer Klettertour kann ich vorneweg sagen: Diese exponierte Platte, jener nasse Kamin wird mich Überwindung kosten. Wie groß die Überwindung (die Angst) sein wird, weiß ich aus Erfahrung.

Die Ängste des Bergsteigens sind zum großen Teil berechenbar und individuell dosierbar. Beim Bergsteigen sind wir, ein halbwegs vernünftiges Verhalten vorausgesetzt, körperlich und seelisch Herr der vorkommenden Angstsituationen. Mehr noch, wir können das Maß an Gefahrenempfinden meist in der Weise regulieren, daß uns ein Optimum an Bewältigungslust zuteil wird. Das alles kann man im Hinblick auf die politischen, wirtschaftlichen, gesundheitlichen und ökologischen Bedrohungen unserer Existenz in keiner Weise behaupten. Dort sind wir Opfer, Ausgelieferte, am Berg hingegen sind wir selbst Macher und im Normalfall Meister der Bedrohung. Diese „Handlichkeit“ der Angst beim Bergsteigen ist eine Wohltat für sich.

Das Aufsuchen „handlicher“, „machbarer“ Angstsituationen am Berg ist zum Teil sicherlich eine unbewußt-reflexhafte Reaktion auf die unkontrollierbaren Alltagsbedrohungen. Ich sehe den

Zusammenhang so: Indem wir am Berg erfolgreich Angstmomente überstehen, praktizieren wir damit auch so etwas wie eine stellvertretende Bewältigung der untergründigen Alltagsängste. Aus der Überwindung konkreter Angstmomente am Berg gewinnen wir ein allgemeines und stärkendes Gefühl der Macht über die Angst per se. So gesehen ist das Hochgebirge ein großartiges Trainingsfeld für Angstbewältigung.

Vom Mutigsein

Was ist das seelische Gegenstück zur Angst? Ist es die Angstfreiheit, die Furchtlosigkeit? Ich denke: nein. Das seelische Gegenstück zur Angst ist in meinen Augen der Mut. Der Mut setzt das Vorhandensein von Angst voraus. Ohne Angst gibt es keinen Mut. Ein absolut furchtloser und tollkühner Mensch ist nicht mutig.

Das erhebende Gefühl des Mutigseins stellt sich ein, wenn wir einer angstmachenden Situation nicht ausgewichen sind und sie trotz der Angst durchgestanden haben. Das beherzte und erfolgreiche Hindurchgehen durch die Angst schenkt uns jedesmal ein großes Gefühl der Stärke. Es macht uns stolz. Am Berg können wir uns immer wieder als mutig erleben, indem wir uns in Angstsituationen begeben, die wir eben noch auszuhalten imstande sind. Für den einen ist das ein Klettersteig, für den andern die Nordwand des Eiger. Das möchte ich nochmals ganz deutlich sagen: Die objektiven Schwierigkeiten und Gefahren, die ein Alpinist bewältigt, sagen herzlich wenig über seinen Mut. Menschen, die – wie ich – die Angst sehr gut kennen, bewundern oft jene ganz verwegenen Alpinisten, die sich vor fast gar nichts fürchten (wenigstens am Berg). Dabei übersehen wir, daß dem Furchtlosen eine köstliche Erfahrung weitgehend genommen ist: Das Glück, sich immer wieder als Sieger über große Angst zu erleben. Das Schöne bei unseren Mutproben am Berg ist das, daß wir die Angstsituationen grundsätzlich entsprechend unserer individuellen Angsttoleranz aussuchen können. Dadurch kommen wir am Berg mit relativ hoher Sicherheit immer wieder zu einem befriedigenden Erlebnis des Mutigseins.

Der Traum von der Furchtlosigkeit

Wie ich schon erwähnte, bin ich ein eher zur Ängstlichkeit neigender Mensch und Bergsteiger. Im allgemeinen komme ich mit meiner Ängstlichkeit gut zurecht. Manchmal aber wird sie mir auch zuviel. Dann verwünsche ich sie. Im Gebirge erfaßt mich ein lästiges Zuviel an Angst speziell bei Blankeisanstiegen oder im brüchigen Schrofengelände. Zwar steige ich trotzdem auf jeden Berg hinauf, auf den ich unbedingt hinaufwill, aber zuweilen wäre ich schon dankbar um ein geringeres Maß an Bangigkeit.

Was Wunder, daß ich mir immer wieder einmal ausmale, wie es wäre, wenn ich keinerlei Angst mehr hätte. Dann, so phantasieiere ich dahin, täte ich gewaltige Dinge. Ich würde viel trainieren und mich dann aufmachen zu den großen Routen im Wallis und am Montblanc. Souverän stiege ich hinauf über die Brenvaflanke oder die Monte-Rosa-Ostwand oder den Zmuttgrat. Über steilste

Eishänge würde ich mich gelassen hinaufbewegen, Schritt um Schritt. Ganz locker würde ich meine Routen wählen, ob Eis, ob Schrofen, ob Fels. Ich würde immer wieder hinabschauen und mich an der Tiefe freuen. Nichts könnte mich mehr bremsen und aufhalten, ein entfesselter Berggeist würde ich sein. Meine Leidenschaft, meinen Ehrgeiz und mein Können würde ich ungehindert ausleben. Schön sind diese Träume. Aber dann denke ich mir auch: Diese großen Taten wären mir wohl bald nicht mehr viel wert. Ich wäre zwar körperlich voll ausgelastet, aber seelisch nicht. Meine Angst ist ja ein ganz wesentliches Stück meines Bergerlebnisses, das habe ich schon genügend beschrieben.

Also: Die Angst an sich möchte ich am Berg nicht missen. Aber ein bißchen weniger, das wäre manchmal schon gut. Es gibt so etwas wie ein Optimum der Angstempfänglichkeit. Es wäre für mich dann verwirklicht, wenn ich erstens nur dort Angst empfinden würde, wo wirklich ernsthafte objektive Gefahren drohen, wo ich also echten Grund habe, und zweitens würde zu diesem Optimum gehören, daß meine Angstgefühle immer in etwa im Verhältnis zur tatsächlichen Bedrohung stehen würden. Von diesem Idealmaß der Angstreaktion bin ich persönlich (noch) in Richtung des „zu schnell“ und des „zu viel“ entfernt.

Der Tod als Möglichkeit – „Auf Tod und Leben“

Es gibt viele Sportarten, deren Ausübung mit Risiken verbunden ist. So besteht beispielsweise beim Fußballspiel, beim Eishockey oder beim Handballspiel eine hohe Verletzungsgefahr. Man muß nun allerdings verschiedene „Schweregrade“ des Risikos unterscheiden. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Gefahr beim schwierigen Bergsteigen wesentlich von jener bei den eben genannten Sportarten unterschieden: Handelt es sich etwa beim Fußball durchweg „nur“ um Verletzungen der Beine, so sind die Gefährdungen beim alpinen Bergsteigen ungleich ernsterer Natur. Sofern auf schwieriger Tour etwas passiert, geht es sehr schnell um Sein oder Nichtsein. Zwar ereignen sich beim schwierigen Bergsteigen weit weniger Unfälle als beim Fußball, doch gehen diese vergleichsweise wenigen Unfälle sehr oft tödlich aus. Das Risiko beim Bergsteigen ist also grundsätzlich ein Todesrisiko. Denke ich beim Bergsteigen an Gefahr, dann denke ich auch an den Tod. Mir persönlich ist es deshalb wichtig, mich im Zusammenhang mit meiner Bergleidenschaft auseinanderzusetzen mit der Frage des Todes.

Indessen bin ich mir wohl bewußt, daß der Tod – ähnlich wie die Angst – ein Tabuthema darstellt. Über die Todesnähe beim Bersteigen spricht man nicht. Und wenn dennoch einmal die Rede darauf kommt, so hat man tausend Argumente parat, um ein Todesrisiko als nicht existent zu erklären. Es gibt indes im Bergsteigervokabular eine Redewendung, in der wir das Wort „Tod“ ohne Scheu gebrauchen: Wir sagen, wir seien am schwierigen Berg „auf Tod und Leben“ mit dem Kameraden verbunden. Also doch – der Gedanke an den Tod gehört einfach zum schwierigen Bergsteigen.

Sind Kletterer todessüchtig?

Die großen Bergsteiger sprechen nur selten über ihr Verhältnis zum Tode. Darum müssen wir in den Büchern und Berichten der Extremen ziemlich lange suchen, um direkte Äußerungen zum Thema „Bergsteigen und Tod“ zu finden. Die wenigen schriftlich niedergelegten Bemerkungen, die es dazu gibt, sind teilweise ziemlich bekannt geworden. Aussprüche und Zitate, die immer wieder einmal aufgegriffen werden, sind beispielsweise die folgenden:

„1887. Ein heißer Sommer brach an über Zermatt mit langen sonnigen Wochen. Hinter mir lag das Freiwilligenjahr, rotglühend lohte in meinem Busen die Sehnsucht nach alpiner Tat, unauslöschbar der Durst nach Todesgefahr. Ich war entschlossen, das Höchste zu wagen, das Leben jederzeit hinzuwerfen wie einen zerbrochenen Bergstock.“ (Eugen Guido Lammer, Jungbom, 2. Aufl., S.97).

„Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!“

(Eine Devise des Hermann von Barth)

„Der Tod ist als reale Möglichkeit stillschweigend in meinen Plan mit einbezogen.“

(Reinhold Messner, Alleingang, S.52).

Diese Zitate von Extrembergsteigern werden immer wieder von Anti-Alpinisten ins Spiel gebracht, um leidenschaftliche Kletterer als todessüchtig hinstellen. Dies läßt sich aber mit obigen Sprüchen nicht nachweisen – und auch sonst nicht, um dies gleich vorwegzunehmen.

Warum sind die genannten und scheinbar so eindeutigen Bergsteigerworte kein Beweis für eine spezielle Todessüchtigkeit oder Todessehnsucht der Extrembergsteiger? Man muß zunächst den Zusammenhang einbeziehen, in dem diese Äußerungen gemacht worden sind. Sowohl bei Lammer wie bei Messner stand im Hintergrund ein akutes seelisches Leiden: Lammer hatte seinerzeit eine schwere Depression und Messner war zutiefst niedergeschlagen über das Auseinandergehen seiner Ehe. Die Todesgedanken entstanden mithin jeweils aus Situationen schweren seelischen Bedrücktheits, aus Lebenslagen also, in denen jeder Mensch, und nicht nur ein Kletterer, anfällig ist für düstere Gedanken.

Gewichtiger aber ist ein zweites Argument: Forschen wir doch einmal nach, wie sich Lammer, Messner und auch Hermann von Barth in ihren scheinbar so todeswilligen Zeiten am Berg verhielten. Alle drei durchstiegen in den Tagen ihrer Todesgedanken schwierigste Wände. Wären sie nun wirklich todesentschlossen gewesen, dann hätten sie sich ganz einfach aus der Wand fallen lassen können, um ihrem Leben ein schnelles und relativ schmerzloses Ende zu bereiten. In jeder Sekunde hätten sie die Möglichkeit gehabt, ihr Leben so zu beschließen. Benützten sie die Gelegenheit? Mitnichten, wie man weiß. Sie taten das gerade Gegenteil. Sie boten ihre allerletzten Kräfte und ihre ganzen Fähigkeiten auf, um lebendig durchzukommen. Mochten die drei auch Todesgedanken gehabt haben, am Berg überwogen ganz eindeutig die Kräfte des Lebens. Gerade am Berg, am schwierigen Berg, war der Lebenswille ganz besonders intensiv. Das ist eine klare Tatsache, die den Todessprüchen entgegensteht.

Am Berg wollen wir leben. Wenn wir schon ab und zu – wie andere Menschen auch – unsere Todesgedanken haben, dann am allerwenigsten im Gebirge. Darauf werde ich unten noch genauer eingehen.

Lammer und Barth formulierten übrigens ihre Todessprüche vor allem zum Zwecke der Provokation. Die beiden standen in Fehde mit den tonangebenden Bergsteigerkreisen ihrer Zeit, und sie wußten, daß sie den Gegner mit kernigen Sprüchen über Gefahr und Tod am besten in Aufruhr versetzen konnten. Bei Messner spielen bekanntlich ähnliche Motive mit. Die aufgeführten Zitate sind also von ihren Urhebern nicht gänzlich als bare Münze gedacht. Sie werden bloß von Bergsteigergegnern so aufgenommen.

Wir suchen am Berg nicht den Tod selber. Wichtig aber ist uns die gespürte Nähe des Todes. Das sollte man genau auseinanderhalten, denn der Unterschied ist gewaltig.

Uns geht es nicht um den Tod als Tatsache, sondern um den Tod als eine das Bergsteigen begleitende Möglichkeit. Das Bewußtsein von Todesnähe bildet, so meine ich, eine der wichtigsten seelischen Ingredienzen des extremeren Bergsteigens. Davon will ich nun reden.

Todesnähe als Lebenselixier

Beim schwierigen Bergsteigen verringern wir die Distanz zum Tode. Wie gehen nahe an die Grenzlinie des Lebens heran. Da ist fast kein Sicherheitsabstand mehr. Die kleinste Abweichung von einem empfindlichen Verhaltensoptimum kann das Aus bedeuten. Es liegt eine seltsame Verlockung in der äußersten Verringerung der Sicherheitsdistanz. Beim schwierigen Bergsteigen üben wir die Kunst, so nah wie möglich an der Nahtstelle von Sein und Nichtsein entlangzugehen. Aber wohlgemerkt: Sterben wollen wir nicht. Die stark empfundene Todesnähe macht uns das Leben wertvoll, sie gibt ihm Fülle und Glanz. Vor dem Schwarz des Todes leuchtet das Leben um so heller auf, und dieses Leuchten, das suchen und brauchen wir. Oft schon haben Extrembergsteiger dieses glückhafte Gefühl der Lebendigkeit angesichts gespürter Todesgegenwart beschrieben:

„Aber sobald ich mich in Gefahren stürze und wenn ich dann wieder heil daraus hervortauche, da wird mir das Leben für jetzt und noch für lange ein sehr fühlbares Gut.“ (Lammer)⁷

„Über den Tod zum Leben hochzusteigen, ist doch ein anderes Lebensgefühl, als eine todsichere Sache hochzusteigen und müde oben anzukommen.“ (R. Karl)⁸

„Vielleicht gibt es wirklich nichts Köstlicheres als dieses rätselhafte Glücksgefühl, das einen überkommt, wenn man Kraft und Mut bis zum äußersten erschöpft hat und sich nur noch mit letzter Not ins liebe Leben hinüberretten kann.“ (K.H. Waggerl)⁹

„Was wir suchen, ist jene ungebundene tiefe Glückseligkeit, die unsere Herzen zu sprengen droht, die alle Fasern unseres Wesens erfüllt, wenn wir nach langem Klettern über dem Abgrund des Todes das Leben wieder mit offenen Armen an uns drücken dürfen.“ (L. Terray)¹⁰

Für passionierte Bergsteiger ist die klar gefühlte Todesgefahr eine

Art von ungeheuer starkem und wichtigem Lebenselixier. Das Leben wird uns nach gefahrvoller Tat wieder ein „sehr fühlbares Gut“ wie Lammer formuliert – der Tod als Lebensverstärker. Das klingt alles so schön und romantisch und plausibel und doch schimmert für mich darin eine tiefe Problematik durch: Wenn uns das Leben erst angesichts seiner absoluten Verneinung, angesichts des Todes richtig fühlbar und wertvoll wird, dann heißt das ja auch, daß wir es unter normalen Bedingungen viel zu wenig spüren und genießen. Noch härter: Unter normalen Bedingungen gibt es uns wenig. Es liegt eine eigene Tragik darin, wenn wir zu einem vollen und starken Lebendigkeitsempfinden ein so überaus hartes Mittel wie die akute Todesnähe brauchen. Das führt uns nun zu der Frage, warum wir innere Lebendigkeit ausgerechnet durch Todesnähe suchen und gewinnen, denn eine „normale“ Verhaltensweise ist das ja nicht. Unser Bedürfnis nach der Todesnähe als Lebensverstärker hängt nach meiner Erkenntnis eng zusammen mit den Empfindungen von Leere, Langeweile und Unrast, die wir leidenschaftlichen Bergsteiger oft so gut kennen und die uns zuzeiten das Leben vergällen. Diese Gedanken habe ich an anderem Ort genau herausgearbeitet, hier möchte ich sie nicht näher darlegen.¹¹

Festzuhalten bleibt vorerst dies: Die gespürte Todesnähe schenkt uns ein starkes und köstliches Gefühl des Lebendigseins, ein Gefühl, das wir unter normalen Lebensbedingungen zu oft entbehren. Dies ist wohl die bedeutsamste seelische Wohltat, die uns das Risiko gewährt.

Darüberhinaus ist die erlebte Todesgefahr für uns aber auch noch in anderer Hinsicht wichtig und wertvoll. So erwächst uns nicht zuletzt ein starkes Machtgefühl aus dem Steigen am Rande des Todes. Auf gefahrvoller Tour beweisen wir uns, daß wir überlegen sein können in der Begegnung mit dem Stärksten, den es gibt, mit dem Tod. Warum, so frage ich mich, haben wir derlei intensive Machterlebnisse nötig?

In vielen von uns steckt von der Kinderzeit her eine tiefe Angst – nein, es ist mehr noch als eine Angst, es ist ein existentielles Grauen: Das Grauen vor dem Gefühl des Hilflosseins. Hilflos und ohnmächtig zu sein, ist für viele von uns die schrecklichste seelische Katastrophe, die uns zustoßen kann. Zu sehr und zu oft haben wir uns ohnmächtig, ohne Macht gefühlt. Gerade deswegen nun, weil sie so entsetzlich schmerzvoll waren, haben wir diese frühen Leiden meist ganz nachhaltig „vergessen“. Nachwirken tut der alte Schmerz aber trotzdem noch, auch wenn wir es bewußt nicht gewahr werden. Das Entsetzen vor der Ohnmacht wirkt sich im Erwachsenenleben aus als ein enormes Bedürfnis nach Situationen und Erfahrungen des Starkseins, des Mächtigseins. Und wo kann ich mir selber eindeutiger beweisen, daß ich Herr bin über mächtige, vernichtungsdrohende Umstände als in hoher Wand, auf schwindelnden Wächtergraten oder im Heulen des Höhensturms? Da bin ich rings umgeben von handgreiflichen Gewalten und gleichzeitig halte ich sie alle in Schach durch mein Können, mein Wissen und meine Kraft. Ich bin am schwierigen Berg existentiell „ausgesetzt“, wie ich es als Kind in seelischer Hinsicht gewesen war, aber anders als damals bin ich am Berg den Bedrohungen gewachsen. Und je größer die Herausforderungen des Berges, um so größer mein Machtgewinn. Der Vorgang

des Höherdringens in gefährlicher Wand bestätigt mir Sekunde um Sekunde mit herrlicher Eindeutigkeit: Ich bin der Herrscher über schwierigste Verhältnisse. Ich bin heute stärker als der nahe lauernde Tod. Ich reize das Raubtier, um zu spüren; Ich habe noch mehr Macht. So suchen passionierte Bergsteiger auf schwierigen Fahrten das Kräftemessen mit einem fühlbaren Tod. In Wahrheit aber ist dieser äußere Tod nicht der wirkliche Widerpart. Wir brauchen das Bestehen äußerer Todesgefahr zur Beschwichtigung des frühen, des seelischen Vernichtungsschreckens in uns, der mit grausamer Ohnmacht verbunden gewesen war. Durch die Bewährung in äußerer Vernichtungsgefahr setzen wir ein Gegen-gewicht gegen die Erfahrung schlimmer Hilflosigkeit, die tief in unserer Seele eingegraben ist. Wir tragen gewissermaßen ein Stück Tod beständig in uns und dagegen kämpfen wir in Wahrheit an.

Unsere Angst vor dem Zustand des Hilflosseins wirkt sich in unserem Fühlen und Verhalten auf vielfältige Weise aus, so z.B. auch in einer tiefen Angst vor einem langsamen, passiven Dahinsterben. Normalerweise dauert der Weg zum Tode – damit meine ich die Zeit der Todesgewißheit – Tage und Wochen, bisweilen sogar Monate. Solch ein langes Sterben ist mit dem Gefühl vollkommener Macht- und Hilflosigkeit verbunden. Dieser Schrecken aber, hilflos einem absolut Übermächtigen ausgesetzt zu sein, der ist für uns ganz radikal. Das körperliche Ausgelöschtwerden oder das körperliche Leiden fürchten wir nicht so sehr, der eigentliche Todesschrecken liegt für uns im Gefühl der vollkommenen Hilflosigkeit. Vor dem Hintergrund dieser speziellen Todesfurcht erscheint uns der Bergtod vergleichsweise wenig schrecklich. Am Berg stirbt man in aller Regel schnell. Und was ebenso wichtig ist: Dort holt uns der Tod aus einer Position der äußersten Aktivität heraus, dort trifft er uns in einem Zustand des Starkseins, und so kommen wir um das blanke Hilflossein, das unsere eigentliche Todesangst ist, herum. Aus diesen Gründen lautet bei manchem ein stilles Kalkül: Wenn schon gestorben sein muß, dann noch am liebsten am Berg. Dort ist für uns das Sterben das geringste Übel. (Ein Übel bleibt es aber allemal, auch für uns. Daß man mir hier nicht wieder mit der abgegriffenen Floskel vom Todestrieb kommt!)

Die eben formulierten Gedanken tragen übrigens auch mit zur Erklärung der auffälligen Tatsache bei, daß Kletterer auch nach Abstürzen und anderen Erlebnissen von unmittelbarer Todesnähe im Gebirge die Bergsteigerei in aller Regel nicht aufgeben. Die Furcht vor dem normalen Sterben läßt uns eben den Bergtod als vergleichsweise sehr viel weniger schrecklich erscheinen.

Das Wissen um die Möglichkeit, ausgelöscht zu werden, hat für uns Kletterer viele Bedeutungen und Konsequenzen. So ist die deutlich gefühlte Nähe des Todes beim Steigen für uns auch ein Mittel, eines Seelenzustandes teilhaftig zu werden, der uns im gewöhnlichen Leben fast nie erfüllt: Ich meine den Zustand der Selbstvergessenheit, das vollkommene Einswerden mit dem Augenblick. Dieser Zustand ist für uns unschätzbar beglückend und begehrenswert, denn er bringt die innere Unrast in uns zum Schweigen, die unsere Gedanken vom Augenblick wegzerzt in die Zukunft hinein und uns nie so richtig mit uns selber eins sein läßt. Wenn ich in schwieriger Wand den Tod im Rücken spüre, dann

kann ich gar nicht anders, als ganz intensiv auf das Jetzt konzentriert zu sein. Solche Bündelung des Bewußtseins auf den Augenblick bedeutet für uns köstliche Erlösung, Befreiung von der vielen Unruhe, die in uns ist (vergl. dazu auch die Erlebnisbilder des Solokletterers Marcus Lutz von S. 50 ff).

Lebenswille und Todesbereitschaft

Der Wille zum Leben und die Bereitschaft zu sterben sind nach der üblichen Betrachtungsweise zwei völlig voneinander getrennte Impulse. Mehr noch, wir halten beide Regungen für unvereinbar miteinander. So ist es aber in Wahrheit nicht. Wir tragen immer beides gleichzeitig in uns: Den Lebenswillen und ein Stück Todeseinverständnis. Diese Einsicht ist für die meisten von uns schwer nachzuvollziehen, da wir in aller Regel das Stück Todesbereitschaft in uns nicht bemerken, oder richtiger: nicht bemerken wollen. Mir selber ist jene Gleichzeitigkeit von Lebenswunsch und Sterbensbereitschaft sehr deutlich geworden, seit ich in meinem Therapeutenberuf mit Menschen in seelischen Extremsituationen – schwerste körperliche Erkrankungen, schwere Depressionen – arbeite. Hier zeigt sich die Gleichzeitigkeit und das Hin und Her der beiden Strebungen in ganz dramatischer Weise. Hier wird auch sichtbar, daß Lebenswille und Todeswunsch zu gleicher Zeit sehr stark sein können. Seit diesen berufsbedingten Erkenntnissen habe ich selber einen besseren Zugang zu meinen eigenen Lebens- und Sterbensanteilen. Diese beiden Anteile in mir sind nichts Starres, Konstantes. Ihre jeweilige Gewichtigkeit ist in steter Veränderung begriffen. Mal ist mein Stück Todesbereitschaft fast verschwunden, völlig überstrahlt vom Lebensimpuls, mal rührt es sich deutlicher. Ich finde es gut, dieses Stück Todesbereitschaft in mir zu spüren und zu kennen, es nicht zu verdrängen. Verleugnen wir es, dann kann es nämlich sein, daß wir ihm blind zum Opfer fallen. So ein Hineinstolpern in die unerkannte eigene Todesbereitschaft ist sicherlich bei manchem unbedacht rasenden Autofahrer der Fall oder bei manchem leichtsinnigen Kranken und sicher auch bei manchem allzu draufgängerischen Alpinisten. Da geschehen dann jene Unfälle, bei denen man sich kopfschüttelnd fragt: Wie konnte der oder die nur so leichtsinnig sein? Die Todesbereitschaft in mir kann zum verhängnisvollen Stolperstein werden, wenn ich sie verleugne. Sobald ich aber in Kontakt bin mit dem Stück Tod in mir, lebe ich sicherer. Dieses Vertrautsein mit der Todeseite im eigenen Ich ist gerade für Risikosportler enorm wichtig, überlebenswichtig. Habe ich ein Gefühl für meinen Todesimpuls, dann weiß ich, wieweit ich jeweils unbeschadet an die Grenzen des Daseins herangehen kann. Ich glaube, daß solche auffallend erfolgreichen und „überlebensstarken“ Alpinisten wie etwa Walter Bonatti oder Reinhold Messner den besagten Zugang zu ihrem Todesanteil in besonderem Maße besitzen. Das ist ein ganz wesentlicher Sicherheitsfaktor, eine Art siebter oder achter Sinn.

Unser Verhältnis zum Tode ist kompliziert, das bedeutet auch: Jede einschichtige Interpretation ist von vornherein falsch. Zu den falschen Annahmen gehört auch die Behauptung, es sei ein spezieller Todestrieb, der uns Kletterer die Gefahr aufsuchen

lasse. Tatsache ist dies: Egal, wie wir in unserem übrigen Dasein zum Leben und zum Sterben eingestellt sein mögen, am Berg ist unser Lebenswille so stark wie nirgends anders sonst. Wir tragen, wie jeder andere Mensch, tief in unserer Seele auch ein Stück Todesverständnis, das ist wahr und darüber lohnt sich das Streiten nicht. Am Berg indes flammt unser Lebenswille zur höchsten Intensität auf, deren er jeweils fähig ist, und die Seite der Todeswilligkeit verliert gleichzeitig an Macht. Wenn wir irgendwo unbedingt leben wollen, dann gerade am Berg, gerade angesichts der gespürten Gefahr. Die schwierige Tour ist für uns eine Lebendigkeitsdroge, Anker und Brücke zum Lebenswillen hin. Am Berg sind wir allemal lebensbereiter, lebensversessener als sonst. Die intensive Lebendigkeit, die wir auf gefahrvoller Tour gewinnen, sie hat ihren Preis. Der Preis ist der mögliche Tod. Darin liegt eine der großen und so schwer begreiflichen Paradoxien des schwierigen Bergsteigens, daß uns die reale Möglichkeit des Todes zum herrlichsten Lebendigsein verhilft.

Hart sein

Leidenschaftliche Bergsteiger sind oft grausam. Grausam nicht zu anderen, sondern zu sich selbst. Auf unseren Wegen zu den großen Gipfeln quälen wir unseren Leib und seine Bedürfnisse in einem Ausmaß, wie es viele Menschen sich überhaupt nicht vorstellen können. Im Dienste unseres Gipfelhungers quetschen wir das letzte Fünkchen Kraft aus unserem Körper heraus. Über Stunden und Tage nehmen wir eisigen Sturm und sengende Hitze in Kauf. Wir schufteten wie die Galeerensklaven und oft genug mit einem Minimum an Nahrung. Wir fallen auf großen Touren vom Fleisch wie die hungernden Biber aus früherer Zeit. Von schwierigen Berggängen kommen wir oftmals ausgezehrt, gebeugt und zerschunden zurück. Schmerzen und Wunden stecken wir wie selbstverständlich ein, solange wir dabei bloß irgendwie noch höher kommen. Das Ausmaß unserer Selbstkasteiung ist, objektiv betrachtet, oft ungeheuerlich, doch wir tragen sie wie die selbstverständlichste Sache der Welt.

„Seit drei Tagen schnürt uns nun das Sell ein. Es ist kaum mehr zum Aushalten. Wir haben das Gefühl, als ob wir in zwei Teile zerschnitten würden. Aber nichts ist schlimmer als der Durst, der uns quält... Die Mundhöhlen scheinen zu klein geworden, alles brennt. Beim Versuch, etwas Speichel zu sammeln, muß ich schmerzhaft husten... Gewiß wäre ein Rückzug möglich, aber irgend etwas zwingt uns, die Überhänge noch zu nehmen.“ (W. Bonatti, Berge – Meine Berge, S.28)

„Es ist unmöglich, das Biwakmaterial aus dem Rucksack zu ziehen. Das Schneetreiben ist so stark, daß es uns an jeder noch so kleinen Tätigkeit hindert. Kaum haben wir den Rucksack geöffnet, ist er schon randvoll mit Pulverschnee. Es gelingt uns nicht einmal, die Daunenjacke anzuziehen. So geben wir es schließlich auf und sind gezwungen, in höchst unbequemer Stellung an einem Haken mit dem Klettergurt, der ins Fleisch schneidet, gesichert zu warten. Ein weiteres schlaflos verbrachtes

Biwak – wie viele andere zuvor hier in Patagonien.“ (G. Giongo in „Berg '84“, S.153)

„Wie man in dieser Höhe lebt? Ich lebe nicht mehr, ich vegetiere nur noch. Wenn man alles alleine machen muß, kostet jeder Handgriff ein Vielfaches an Willenskraft. Bei jeder Arbeit merke ich den Einfluß der dünnen Luft. Die Denkschnelligkeit ist stark gemindert. Nur langsam kann ich klare Entschlüsse fassen. Sie sind beeinflusst von der Müdigkeit und den Schmerzen beim Atmen. Meine Luftröhre ist wie ein holziger Schlund.“ (R. Messner, Der gläserne Horizont, S.242)

Solche Passagen sind für die Schilderung großer Besteigungen typisch. Sie stellen keine sensationslüstern aufgebauschten Stories dar. Im Gegenteil, die Wirklichkeit ist oft noch brutaler, als es Zeilen wie die obigen vermitteln können. Derlei Leiden begegnen ambitionierten Bergsteigern immer wieder. Sie wissen das und sie nehmen es selbstverständlich in Kauf. Solche Martyrien sind für sie kein Grund, ihr Tun in Frage zu stellen oder gar damit aufzuhören. Die vollkommene Selbstverständlichkeit, mit der sie sich selber grausamen Strapazen und Entbehrungen aussetzen, enthält auch einen Aspekt, der sich auf ihr Verhältnis zu Tod und Risiko bezieht. Ich meine folgendes: Sich jahre- und jahrzehntelang bergsteigend einem relativ hohen objektiven Risiko auszuliefern, das ist ja auch eine Art von Grausamkeit gegen die eigene Person. Was wir uns selber an Gefahren auferlegen im Gebirge, das würden wir anderen Menschen doch häufig niemals zumuten wollen, vor allem nicht unseren besonders nahestehenden und geliebten Menschen. Unsere relativ hohe Risikotoleranz in bezug auf die eigene Person paßt ganz in jenes allgemeine Hartsein uns selber gegenüber hinein, wie es sich recht drastisch in unserer Bereitschaft für Leiden und Entbehrungen manifestiert. Ein hohes Risiko eingehen, heißt ja in letzter Konsequenz, sich selber dem möglichen Tod aussetzen – und da ist ein ganz schönes Stück Grausamkeit, Selbst-Grausamkeit drin enthalten. Das ist ein ziemlich radikaler Gedankengang, den ich hier nicht weiter verfolgen will. An anderer Stelle habe ich Genaueres darüber geschrieben.¹²

Entweder – oder

In uns Alpinisten ist oft etwas Radikales und Kompromißloses. Unser Denken und Fühlen vollzieht sich in Extremen. Wir bewegen uns so oft zwischen einem ganz harten Entweder – oder hin und her: Entweder gewinnen oder verlieren, entweder Erfolg haben oder versagen, entweder high sein oder gelangweilt, entweder mutig sein oder feige. Die Zwischentöne, die Zwischenbereiche liegen uns nicht. Wir sind unbegabt zu der mittleren Ebene, auf der sich ein normales Leben gewöhnlich vollzieht. „Alles oder nichts“ – diese Formulierung ist für uns vollkommener Ernst. Daß im Leben zwischen dem „Alles“ und dem „Nichts“ immer auch das „Etwas“ eingefügt ist und daß man mit diesem „Etwas“ auch auskommen kann, das nehmen wir nicht wahr. Wir sind ganz fixiert auf die extremen Ränder des Fühlens und



Die besondere Kunst

Foto:
C. Vachenaue

keitspotentials aktiv, nämlich mit Gehör, Gedächtnis und Fingerfertigkeit. Der ganze übrige Mensch, alle die vielen anderen Sinne und Ausdrucksmöglichkeiten sind nebensächlich, ruhen weitgehend. Beim virtuoson Klettern hingegen ist der gesamte Mensch, mit allen seinen Sinnen, Empfindungsmöglichkeiten und Bewegungsfunktionen gefordert, aufs höchste gefordert. Und alle Sinne und Muskeln und Glieder müssen in einer außerordentlich raffinierten Harmonie zusammenspielen, damit die Kunst des Alpinisten, die gewandte Bewältigung einer schwierigen Route, gelingt. Dieses Umfassende, dieses Totale des leib-seelischen Einsatzes ist das herausstechende Moment der Kletterkunst. Auf der besagten Ganzheitlichkeit des Spürens, Merkens, Fühlens und Tätigseins in schwieriger Wand beruht auch jenes unglaublich berauschende Erlebnis von Einheit und Harmonie, das uns in den besten Augenblicken des Kletterns überkommt. Da fühlen wir uns in der herrlichsten Weise lebendig, leicht und eins. Klettern ist eine Kunst, die einen buchstäblich vom Kopf bis zu den Zehenspitzen in Anspruch nimmt und erfüllt.

Es bleibt nun noch zu begründen, weshalb ich diese Gedanken über die Kletterkunst gerade im Rahmen einer Abhandlung über das Risikoerlebnis beim Bergsteigen vortrage. Der Grund liegt darin, daß nach meinem Dafürhalten die Kunst des Kletterns durch das Todesrisiko eine besondere Qualität und Intensität erhält. Wenn ein Kletterer im Vollzug seiner Kunst einen Fehler macht, dann kann unmittelbar dahinter der Tod stehen. Die Todesbedrohtheit verleiht der Tätigkeit des Kletterers ein unerhörtes Gewicht, einen wahrhaft tödlichen Ernst. Höchste Kunstfertigkeit und Leben, Überleben, werden eins. Klettern als Kunst der Lebenserhaltung in einem akut todeshaltigen Milieu – da schimmert für mich ein Stück früher kindheitlicher Tragik durch. Vollziehen wir da vielleicht am Berg ein Szenarium nach, das uns irgendwie schon bekannt und vertraut ist? War Leben, Überleben für uns schon immer eine vertrackte Sache, eine todernste Kunst? Mußten wir Lebens-Künstler werden in einem Sinne, den man sonst nicht meint?

Wollens. Mit dieser radikalen Haltung kommt man natürlich auch öfter und näher an die Grenze des Daseins, an den Tod heran.

Die besondere Kunst

Schwieriges und gekonntes Klettern besitzt viele Aspekte eines künstlerischen Tuns. In mancherlei Hinsicht ist die Tätigkeit des gewandten Kletterers vergleichbar mit dem Spiel eines Geigenvirtuoson oder dem Tanz einer Primaballerina. Das mag zunächst weit hervorgeholt klingen – so ein rauher, verwitterter Bergvagabund mit seiner „primitiven“ Lebensweise als ein Künstler! Und doch spricht manches dafür (sofern man mir zugesteht, das Wort „Kunst“ hier eher in seiner alltagssprachlichen Bedeutung zu gebrauchen. Auf keinen Fall will ich in eine begriffsphilosophische Debatte der Experten hineingezogen werden).

Zum Klettern in den oberen Schwierigkeitsgraden gehören ein hohes technisches Können, eine eigene Begabung und eine besondere Intensität der Hingabe – alles Merkmale von „Kunst“. Des weiteren zeichnet sich gekonntes Klettern aus durch eine ursprüngliche Ästhetik der Bewegungen, die auch den Nichtalpinisten berührt und begeistert. In einem gewissen Sinne bildet für mich das gewandte Klettern sogar so etwas wie eine „totale“ Kunst. Ich will erläutern, was ich damit meine: Wenn beispielsweise ein Geiger seine Kunst ausübt, dann ist er nur mit einem kleinen, hochspezialisierten Teil seiner Person und seines Fähig-

Risikosport – eine Abnormität unserer Zeit?

Risikoträchtige Sportarten werden von vielen Menschen – nämlich immer von denen, die nichts dafür übrig haben – als unnormal und unnatürlich angesehen. Da hört man dann immer wieder einmal Äußerungen wie diese: „Das sind eben die Auswüchse unserer verrückten Zeit. Manche wissen einfach nicht mehr, was sie noch alles tun sollen.“ Risikosport wird auf diese Weise von sicherheitsliebenden Zeitgenossen als eine verderbliche Ausgeburt unseres Jahrhunderts verurteilt.

Um in diesem Punkt zu einem objektiven Urteil zu gelangen, erweist sich ein Blick in frühere Jahrhunderte als aufschlußreich. Wie war es beispielsweise im Mittelalter? Da kannte man freilich noch kein Extremklettern, kein Drachenfliegen, kein Wildwasserfahren, kein Sporttauchen und keine Formel-1-Rennen. Doch das heißt keineswegs, daß die Menschen damals risikofreudig und risikoabstinent gelebt hatten. Im Gegenteil: Damals war ja schon das Leben eines biederen und vorsichtigen Normalbürgers gera-

deso gefahrendurchtränkt, wie heute etwa das Dasein eines leidenschaftlichen Bergvagabunden. Krieg, Seuchen und Hungersnöte bedrohten immerzu die Menschen, Raufhändler und Totschlag gehörten zum Alltagsleben, und wenn einer damals nur eine simple Wundinfektion oder eine Blinddarmentzündung bekam, so stand bereits sein Leben auf dem Spiel. Dementsprechend wurden nur wenige Menschen älter als fünfzig Jahre. Was ich damit sagen möchte: Früher gehörte jene konkrete und unmittelbar erlebbare Gefahr, die wir heute außerhalb des Alltags im Risikosport aufsuchen, zum ganz normalen Alltagsdasein. Viel mehr als heute war der Alltag durchsetzt von spürbaren und sichtbaren Lebensbedrohungen. In heutiger Zeit ist jenes existentielle Risikoerleben weitgehend aus dem Alltag ausgegrenzt. Wer es erfahren möchte, muß es sich in Form spezieller Freizeitbetätigungen eigens zugänglich machen.

Und noch ein weiteres: Auch im Mittelalter gab es Aktivitäten, die den modernen Risikosportarten durchaus vergleichbar sind. Man könnte da zunächst an die Turnierspiele der Ritter denken, wo es regelmäßig Verwundete und Tote gab. Dieses „Vergnügen“ betraf indes nur einen winzigen Personenkreis. Hingegen war eine andere gefahrvolle Tätigkeit, die Jahr für Jahr Tausende von Menschenleben kostete, ein nahezu unausweichlicher Bestandteil des Lebenslaufes sehr vieler Männer in früherer Zeit: Ich meine das Soldatendasein, das Kriegshandwerk. Für junge Männer ohne Besitz und Zukunftschancen bildeten die Söldnerheere eine Möglichkeit, wenigstens vorübergehend Brot und Unterkommen zu finden. Söhne aus dem unteren und mittleren Adel wandten sich ebenfalls zu einem hohen Anteil dem Kriegshandwerk zu, weil die Traditionen ihres Standes dies nahelegten. Auf diese Weise führte in früherer Zeit ständig eine große Zahl von jungen Männern zwangsläufig ein rauhes, unstetes und gefahrvolles Leben. Wer dabei besonders risikobedürftig war, konnte diesen Impuls ganz legitim, ja sogar unter Anerkennung, im Kriegsberuf ausleben.

Dieser kurze Blick in frühere Zeiten sollte verdeutlichen, daß Risikotätigkeiten und Risikoerfahrungen ehemals wenigstens ebenso verbreitet waren, wie heute. Gewandelt haben sich freilich die Formen und Situationen, in welchen Risikoerfahrungen gemacht werden. Eine Tendenz, die in der historischen Längsschnittbetrachtung besonders ins Auge fällt, ist die Ausgrenzung konkreter Risikoerfahrungen aus dem Alltagsbereich und die parallel dazu verlaufende künstliche Schaffung verschiedenster Risikoerlebnisse in der Nebenwelt der Freizeit. Durch diese ihre „Exilierung“ in die Freizeitsphäre, wo sie nun in spielerischer Reinform kultiviert werden, sind Gefahrentätigkeiten gleichzeitig sichtbarer und auffälliger geworden, wodurch der unrichtige Eindruck zustandekommt, wir Heutigen seien besonders risikosüchtig.

Übrigens wird ein gewisses Maß an Risikoverhalten immer bestehen bleiben, weil ein Quentchen an Bedürfnis nach unmittelbar erlebter Gefahr und Angst zu unserem biologischen Erbe zu gehören scheint. So betrachtet wären die vollkommen Risikoscheuen und Sicherheitsbesessenen unter den Zeitgenossen eher die Unnormalen und „Verbogenen“ als wir, die wir Lust am Risiko empfinden. Doch diesen Gedanken will ich hier nicht weiter ausbauen.

Risikoverminderung durch Materialverbesserung?

Es wird heute viel getan für die Verminderung des Risikos beim Bergsteigen. In vielen Industrieländern arbeiten ganze Expertenstäbe für immer perfekteres Material und bessere Technik.

Wir haben Steinschlaghelme aus hervorragendem Material. Es gibt Haken, Klemmkeile und Eisschrauben von abenteuerlicher Vielfalt und hoher Verlässlichkeit. Wir benützen superleichte Dauernjacks, die uns im Schneesturm noch warm halten. Unsere Kletterschuhe haben Sohlen mit einer phänomenalen Haftfähigkeit. Für lange Touren führen wir spezielle Kraftnahrung und Mineralgetränke mit. Wir haben Kletterliteratur zur Verfügung, da ist nahezu jeder Griff und Tritt beschrieben. Das alles und viele andere famose Dinge haben wir heute, und die Ausrüstung wird immer noch besser und der Sicherheit dienlicher.

Ich benütze diese Dinge (soweit ich sie mir leisten kann), und ich bin dankbar dafür. Macht nun aber dieses verbesserte Material meine Touren entsprechend risikofreier? Nein, bestimmt nicht. Denn weil meine Bergschuhe besser sind, gehe ich eben schwierigere Routen an. Weil meine Kleidung leichter und besser ist, nehme ich eher einmal ein Biwak oder schlechtere Wetterverhältnisse in Kauf. Weil die Eisschrauben so gut und praktisch sind, wage ich mich immer weiter ins steile Eis – und so fort. Jede Verbesserung des Materials wird mir zum Anreiz für eine Steigerung der objektiven Schwierigkeiten und Risiken. Die Materialverbesserung setze ich um in eine „Verschärfung“ meiner Pläne und Taten. Ein kleines Stückchen mehr an objektiver Sicherheit bleibt per saldo vielleicht doch übrig, aber eben lange nicht so viel, wie es von den Erfindern des besseren Materials gedacht ist.

Die Lust am Risiko ist ein Bedürfnis, das sich durch Materialverbesserung nicht grundlegend zähmen läßt. Das Risiko hat für manche Menschen einfach zu viele und zu gewichtige seelische Bedeutungen, das hoffe ich mit meinen Ausführungen verdeutlicht zu haben. Für Menschen wie mich gehört das konkret erlebte Risiko zu einem reichen und lebenswerten Leben.

Anmerkungen

- 1) Aufmuth, U.: Die verrückte Notwendigkeit. In: Alpenvereinsjahrbuch 1981, S. 90 ff.
- 2) Messner R.: Die Herausforderung. 2. Aufl., München 1976, S. 14.
- 3) Bonatti, W.: Berge – meine Berge. Rüschlikon 1964, S. 33 f.
- 4) Münchenbach, H.: Nanga-Parbat-SO-Pfeiler. In: Berg 84 (Alpenvereinsjahrbuch), S. 127.
- 5) Siehe Aufmuth, U.: Von großer Qual und großer Lust. In: Klein, M. (Hrsg.), Körper und Sport, Reinbek 1984.
- 6) Messner, R.: Der gläserne Horizont. München 1982, S. 88.
- 7) Lämmer, E.G.: Jungborn, 2. Aufl., München, 1923, S. 88.
- 8) Karl, R.: Erlebnis Berg. Bad Hornburg 1980, S. 53.
- 9) Waggenl, K.H.: Das Lebenshaus. Zürich 1956, S. 69.
- 10) Terray, L.: Große Bergfahrten. Nymphenburg 1975, S. 49.
- 11) Aufmuth, U.: Risikosport und Identitätsproblematik. In: Sportwissenschaft 13/1983/3, S. 261 und S. 264 ff.
- 12) ders.: Von großer Qual und großer Lust. A.a.O.

„Den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen“

Kulturphilosophische Bemerkungen zu Erlebnis und Eroberung im extremen Alpinismus

Hans Lenk

„Wieso eigentlich bilden wir uns ein“, wollte Michl Dacher wissen, „daß ein Marathonläufer zum Beispiel auf seine Weise nicht genauso viel erlebt wie wir?“ Dacher, der als Alpinist im Februar '84 zusammen mit Günter Sturm und Fritz Zintl die höchste Sportauszeichnung der Bundesrepublik Deutschland, das „Silberne Lorbeerblatt“, erhalten hatte, antwortete damit während einer Pressekonferenz auf die an ihn gerichtete Frage, ob Bergsteigen also doch „bloß“ Sport sei? Denn bisher hatte es dem Verständnis der Bergsteiger nach ja immer mehr als das zu sein! Wegen der hohen Erlebniswerte, die es vermittele unter anderem. Eine schöne Bestätigung fand Michl Dachers Vermutung wenige Wochen später in einer Sendung der ARD-Sportschau. In deren Verlauf waren Bilder – Gemälde und Grafiken – eines ehemaligen Hochleistungssportlers – zwar keines Marathonläufers, aber eines Zehnkämpfers – zu sehen.

Natürlich drückten diese Bilder viel an Bewegungsfreude, Bewegungsgefühl, Bewegungsdynamik aus – doch darüber hinaus eben auch viel mehr als das: die Euphorie des Erfolgs neben der Bitternis einer Niederlage; die Vorstellung des Athleten, vor einem wichtigen Start aus großer Höhe in die Tiefe zu stürzen, mitten hinein in das brodelnde Oval eines dichtgefüllten Stadions; der Wille weiterzukämpfen, selbst wenn aus Körper und Kopf schon alles herausgepreßt ist; die Einsamkeit dessen, dem eine Verletzung von einem Augenblick zum anderen die sicher geglaubte Teilnahme an Olympischen Spielen vereitelt...

Die Bilder unterstreichen, was auch Sepp Gschwendtner – Sportkletterer, Ex-Autorennfahrer – der Zeitschrift „Alpin-Magazin“ zum selben Thema und im selben Sinn wie Dacher sagte: Jeder Sport ist mehr als Sport. Nur sollte kein Sportler, so ergänzte Gschwendtner sinngemäß, dem sein Tun mehr gibt – und abverlangt – als lediglich die Einsatzbereitschaft eines bestens funktionierenden Muskel- und Bewegungsapparates, sich deshalb für besser halten als alle anderen. Auch die Bergsteiger nicht!

Die Anspielung ist eindeutig: Tatsächlich gab es ja Zeiten, da Bergsteiger – wenn schon nicht alle, so doch breite Schichten unter ihnen – sich für bessere Menschen gehalten haben. Dem ist gegenüberzuhalten, daß es in der Gemeinschaft der Bergsteiger bestimmt nicht weniger „menschelt“ als in anderen auch. Wir erinnern dazu nur an die Beispiele allzu menschlichen Verhaltens von Bergsteigern unter- und gegeneinander, die dieses Jahrbuch zur Sprache bringt (s. Seite 47). Wir erinnern daran ganz bewußt in diesem Vorspann zum Beitrag von Prof. Dr. Hans Lenk, Ordinarius für Philosophie an der Universität Karlsruhe. Als ehemaliger Olympiasieger, mehrfacher Europameister im Rudern und nicht zuletzt als Marathonläufer hat Prof. Lenk erfahren, was über das Muskelspiel – und den Muskelkater – hinaus der Leistungssport seinen Akteuren bietet und abverlangt. Um so bemerkenswerter ist es gewiß, welche Erfahrungs- und Bewußtseinsbereiche über den bloßen Aktionismus hinaus er durch den extremen Alpinismus berührt sieht.

Den nachhaltigsten Ertrag aus der Exkursion in diese Bereiche wird gewiß der Leser schöpfen, der sie in Zusammenschau nicht nur mit den Gedankengängen des Bergsteigers und Psychologen Dr. Aufmuth (s. S. 87 ff), auf die Prof. Dr. Lenk sehr ausführlich selbst eingeht, durchmißt, sondern zum Beispiel auch mit den Erlebnisbildern der Solokletterer Thomas Bubendorfer und Marcus Lutz (s. S. 50 ff) und nicht zuletzt mit Martin Lutterjohanns Betrachtungen zum Thema Bergsteigen und Humor (S. 219). Indessen soll die Einladung zu solchen Ausflügen in diesem Jahrbuch keine Verdrängungsfunktionen erfüllen gegenüber dem Wissen um die oben angesprochenen allzu menschlichen Sphären, denen das Bergsteigen auch verhaftet bleibt. Die Frage danach, in welchem Maß sein Tun und Lassen, seine Motive, seine Erfahrungen und Empfindungen mehr in der einen oder anderen Sphäre angesiedelt sind, wird jeder Bergsteiger, ob extrem oder nicht, für sich selbst beantworten müssen. (d. Red.)

Foto:
R. Karl

I. Bergästhetik als Kultur

Am 8. August 1986 wird man den 200. Jahrestag der Erstbesteigung des Montblanc feiern (durch den Gensenjäger Jacques Balmat und den Arzt Michel Paccard aus Chamonix). Die eigentliche Idee stammte von Horace-Bénédict de Saussure, dem bereits 1760 bei einer Einzeltour in das Tal von Chamonix die Idee kam, der Mensch solle den höchsten Berg der Alpen besteigen; de Saussure setzte einen Preis für die Besteigung aus. Erst zwei Jahre nach dieser Initialzündung, 1762, erschien Rousseaus „Emile“, sein erstes öffentliches Plädoyer für die natürliche Erziehung, seine Lehre von der Rückkehr zur Natur und der natürlichen, gesellschaftlich und kulturell nicht verbildeten Entwicklung der guten Anlagen des Menschen.

1786: Erstbesteigung des Montblanc – 1790 Erstveröffentlichung der „Kritik der Urteilskraft“ von Immanuel Kant, des wichtigsten philosophischen Buches, das die Ästhetik des Naturerlebens behandelt. Kant war nie in den Alpen gewesen, aber er hatte viel und verständig gelesen – so zitiert er (a.a.O. § 29) auch de Saussure, der von einem Bergbauern berichtet hatte: „So nannte der gute, übrigens verständige savoyische Bauer... alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren.“ Kant fährt fort: „Wer weiß auch, ob er so ganz Unrecht gehabt hätte, wenn jener Betrachter die Gefahren, denen er sich hier aussetzte, bloß, wie die meisten Reisenden pflegen, aus Liebhaberei, oder um dereinst pathetische Beschreibungen davon geben zu können, übernommen hätte? So aber war seine Absicht, Belehrung der Menschen...“ (Kant wußte wohl nicht, daß de Saussure selbst ein Jahr nach der Erstbesteigung als Dritter den Montblanc bestiegen hatte.)

Hohe Berge zu besteigen, die fernen, feindlichen, allein den Göttern vorbehaltenen – das galt im Altertum und Mittelalter als nahezu undenkbar, als Narretei, Verrücktheit. Man sieht, dieses wirkte noch bis zum Beginn der Neuzeit nach.

Der Sport allgemein hatte sich, im wesentlichen ausgehend von England, entwickelt, parallel und in Wechselabhängigkeit mit der Industrialisierung, wenn auch seine historischen Wurzeln früher liegen als die der Industrialisierung selber. Es scheint, daß das neue Menschenbild seit der Renaissance, die Auffassung des Menschen als des seine Welt selbst gestaltenden, rational und systematisch ordnenden und erobernden, des naturwissenschaftlich experimentierenden Wesens zur Entwicklung auch des Sports Pate gestanden hat: Dies gilt zweifellos nicht nur für die Selbstdisziplinierung und soziale Konkurrenz im Wettkampf, sondern auch für die Auseinandersetzung mit den Naturgewalten.

(Es war zwar der „erste Humanist“, Petrarca, der im 14. Jahrhundert bereits den Mont Ventoux bestieg – weniger noch aus Eroberungstrieb als aus ästhetischen Erlebnis-, ja literarischen Selbststilisierungsmotiven.)

Deutlich ist jedenfalls, daß sich im Zeitalter der Aufklärung – zu Kants Lebzeiten – eine neue Einstellung zur Natur entwickelte. Besonders Rousseaus Lehre, die Kant angeregt hatte, ist ein Ausdruck dieser gewandelten Natursicht. Man sieht die Natur nicht mehr als des Menschen Feind, sondern sieht den Menschen selbst als Teil der Natur, eingebunden in deren Gesamtsystem. Schon im Zeitalter der Eroberungen und Entdeckungen – seit dem



15. Jahrhundert – war das Interesse an fernen Regionen, neuen Kontinenten, geheimnisvollen Völkern und neuen Seewegen erwacht. Die Berge waren noch im Hintergrund geblieben. Erst im Gefolge der Entwicklung des modernen Sports in England verband sich die neue aufklärerische Einstellung zur Natur, die sich auch im ästhetischen Erleben der Bergesgipfel – etwa in der Malerei – zeigte, mit dem Ersteigungswunsch zu einer wirklichen Bewegung. Der Alpinismus war geboren.

Bernstein (1981) meint, es sei nur folgerichtig, daß die Engländer auch das Bergsteigen sportlich auffaßten, erst zu einem Sport machten, nachdem der Franzose de Saussure die Idee der Montblanc-Besteigung gefaßt und verwirklicht hatte. Engländer reisten viel zum Bergsteigen in die Alpen, eroberten viele Gipfel. Auch der erste Bergsteigerclub wurde – allerdings viel später: 1857 – von ihnen gegründet: der British Alpine Club.

So scheint auch der Natursport Bergsteigen interessanterweise direkt ein Abkömmling der modernen Sportbewegung und mittelbar der Industrieentwicklung in England zu sein: Bergsteigen als Reflex der Industriekultur? An dieser Idee ist sicher einiges wahr – und noch heute spiegelt sich viel davon in den psychologisch interessanten Selbstdeutungen der Bergsteiger, sowohl was das sportliche Leistungsstreben als auch die Mentalität der Kompensation, des „Zurück zur Natur!“ (Rousseau), angeht. Auf die Selbstdeutungen wird unten noch ausführlicher eingegangen.

(Ein glühender Verehrer der Natursportarten und der natürlichen Herausforderungen im Sport sollte später Pierre de Coubertin sein, der Wiederbegründer der Olympischen Spiele, selbst ein faszinierter Anhänger der englischen Erziehung zur Eigenständigkeit durch Sport (Th. Arnold) wie auch der Naturkunst und Naturmalerei, über die er auch, im Anschluß an J. Ruskin, Artikel verfaßte.)

Kehren wir zunächst noch ein wenig zu Kant zurück. Schönheit, meint Kant, sei gekennzeichnet durch das notwendig sich aufdrängende interesselose Wohlgefallen an einem Gegenstand. Der schöne Gegenstand ist gleichsam als zweckmäßig aufzufassen, selbst wenn er nicht unmittelbar einem Zweck dienen darf oder sollte. Eine Blume ist schön, weil und insofern sie wie ein

Kunstwerk aufgefaßt werden kann; sie wirkt, als ob sie das Produkt eines Künstlers sei; sie erregt Wohlgefallen, ohne als Mittel nützlich, ohne als Besitzgegenstand Ziel eines Interesses oder Begehrens zu sein. Ähnliches gilt auch für das menschengemachte Kunstwerk; auch dieses ist schön insofern, als es ohne unmittelbares Interesse des Menschen, ohne eigensüchtige Ziele Wohlgefallen, Zustimmung auslöst. Die Schönheit sei somit dem Moralischen verwandt, bei dem man charakteristischerweise **denkend** von Eigensucht absieht. (Kant meint sogar, ein Schönheitsempfänglicher Mensch könne nicht moralisch böse sein.) Das Schönheitsurteil entsteht aus dem „freien Spiel der Einbildungskraft“, wenn etwas der Form nach als zweckmäßig, quasi als vollkommen aufgefaßt wird, ohne notwendig an einen wirklichen Zweck oder an einen bewußten interessegeleiteten Vervollkommnungsprozeß gebunden zu sein. „Blumen sind freie Naturschönheiten“; sie gefallen „frei und für sich“, ohne als Mittel zum Zweck oder für eine Interesse zu dienen, die aber gedeutet werden können, als seien sie durch einen Künstler, als seien sie unter dem Gesichtspunkt der Vollkommenheit gebaut, ohne dies wirklich zu sein: Er spricht von der „Bewunderung der Natur, die sich an ihren schönen Produkten als Kunst, nicht bloß durch Zufall, sondern gleichsam absichtlich, nach gesetzmäßiger Anordnung und als Zweckmäßigkeit ohne Zweck, zeigt: welchen letzteren, da wir ihn äußerlich nirgends antreffen, wir natürlicherweise in uns selbst ... suchen“ (Kritik der Urteilskraft § 42).

Von der Schönheit der Natur unterscheidet Kant ihre Erhabenheit: Schönheit betrifft die Form des Gegenstandes, das Erhabene dessen Unbegrenztheit, Formlosigkeit, das geradezu „zweckwidrig“ für unser Urteilsvermögen zu sein scheint. Die Erhabenheit, die Kant „bei weitem nicht so wichtig und an Folgerungen reichhaltig“ (§ 23) findet wie die Schönheit, wird von ihm – durch eine berühmte Definition – so gekennzeichnet: **„Erhabenheit ist das, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist“** (ebd. § 25). Das Erhabene weckt in uns ein unabweisbares Gefühl der Achtung. Daher sieht Kant „die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur“ selbst, sondern verortet sie „nur in unserem Gemüte“ (ebd. § 28). Die Natur steht uns anscheinend allgewaltig, mächtig, unerreichbar und letztlich auch unfaßbar gegenüber. Wir fühlen uns ihr gegenüber klein und ohnmächtig. (Kant konnte noch nicht ahnen, daß des Menschen Industriekultur sich dereinst als so „mächtig“ erweisen würde, daß selbst Natursysteme durch ihre Folgen zerstört, irreversibel geschädigt oder nachhaltig gestört werden.)

Das Erhabene gründet für Kant also zum Teil in der menschlichen Natur und im menschlichen Verhältnis zur äußeren Natur, aber „das Urteil über das Erhabene der Natur“ „bedarf“ der „Kultur“. Wie das Schönheitsurteil ist es dem Moralischen verwandt. Weil es auf das gestaltlos Große, auf die vorgestellte Stellung des Menschen zur Natur, auf bloß „subjektive“ Quasi-Zweckmäßigkeit zielt, ist es von jenem wohl zu unterscheiden. Das Erhabene muß auch nicht immer Wohlgefallen auslösen – und selbst das „Wohlgefallen am Erhabenen der Natur ist... nur **negativ** (statt dessen das am Schönen **positiv** ist), nämlich ein Gefühl der Beraubung der Freiheit der Einbildungskraft durch sie selbst, indem sie nach einem anderen Gesetz als dem des empirischen

Gebrauchs zweckmäßig bestimmt wird“ (ebd. § 29, Anm.).

Die Berge und das Meer sieht Kant als hervorragende Beispiele des Erhabenen in der Natur. Er beschreibt ausdrücklich „die **Verwunderung**, die an Schreck grenzt, das Grausen“ und den „heiligen Schauer, welcher den Zuschauer bei dem Anblicke himmelansteigender Gebirgsmassen, tiefer Schlände und darin tobender Gewässer, tiefbeschatteter, zum schwermütigen Nachdenken einladender Einöden usw. ergreift“. Diese Verwunderung sei „nicht wirkliche Furcht“, sondern das Bemühen der Phantasie (der Einbildungskraft, wie es bei Kant heißt), die Gemütsregung angesichts der „erhabenen“ Bergwelten wieder zu beruhigen. Die innere eigene Natur und der Einfluß der äußeren auf diese und ihr Befinden werde (nur) so beherrscht. Und nur so könnten wir unsere eigene, relative „Unabhängigkeit“ gegenüber der äußeren Natur wahren, indem wir gleichsam überkompensierend in der Lage sind, „das Schlechthin-Große“ dennoch relativ zu unserer eigenen Bestimmung und Fähigkeit „als klein abzuwürdigen“ (§ 29). Mit anderen Worten – und hiermit verlassen wir Kant: Gerade die erhabenen Naturgegenstände stellen eine Herausforderung an den Menschen, an seine Phantasie und an seine Handlungsfähigkeit dar, die darin gipfelt, das anscheinend Unerreichbare der Natur zu erreichen, zu beherrschen, das anscheinend Übermächtige als nur scheinbar Übermächtiges zu erweisen. Symbolisch läßt sich die Natur so und nur so überwältigen. Die symbolische Bemächtigung und Überwältigung der Natur ist für das Selbstbewußtsein und die Selbstsicherung des Menschen in und seit dem Aufklärungszeitalter wichtig. Er muß die Sicherheit sozusagen aus sich selbst gewinnen, gestalten, in sich selbst erzeugen. Damit haben wir den Schritt zu den philosophisch-anthropologischen und psychologischen Problemen des Bergsteigens vorbereitet: Das Bergsteigen spielt, stärker als jeder andere Risikonatursport, in dieser kulturgeprägten Sinnbildung beim einzelnen eine hervorragende Rolle.

II. Zur anthropologischen Philosophie und Psychologie des Bergsteigens

Auch heute noch – ja, heutzutage mehr denn je – ist der Mensch in der Lage, daß er sich seine Selbstsicherheit selbst schaffen muß, gleichsam sich selbst erst zu dem machen muß, der er ist. Goethes „Werde, der du bist!“ und Sartres Einsicht, der in die Freiheit entlassene Mensch müsse sich erst zu dem machen, was er sein will und kann, drücken im Grunde dieses in der philosophischen Anthropologie vielfach betonte Faktum aus, daß der Mensch eben gerade in seinen Selbstdeutungen weitgehend flexibel, „noch nicht festgestellt“ (Nietzsche), nicht festgelegt ist. Der aufgeklärte Mensch der Neuzeit kann sich nicht mehr in der beruhigenden Sicherheit einer transzendenten Wesensbestimmung, die ihm von Gott vorgegeben ist, wiegen: er muß sich selbst entwerfen, muß selbst entscheiden, sich selbst Sinn und Ziele geben, erarbeiten, erleisten.

In meinem kürzlich erschienenen Buch „Eigenleistung“ (1983) habe ich gezeigt, daß der Mensch das leistende, das eigenleistende Wesen ist. Zur Bestimmung von Lebenssinn und Zielen kommt es darauf an, daß die Person initiativ ihr Handeln gestaltet,

sich Ziele gibt, sich persönlich engagiert; Eigenhandeln ist ein wesentliches Moment schöpferischen Lebens. Im Eigenhandeln erst bildet sich das Selbst und die Person. Darüber hinaus ist der Mensch das Wesen, das sein Ziel immer besser, wirksamer, schneller verwirklichen kann: er ist eben das leistende, das eigenleistende Wesen. Eigenaktivität, Eigenhandeln, Eigenleistung sind unverwechselbare Kennzeichen der Person – jedenfalls in der aktivistischen Grundauffassung des Abendlandes. Freiwilligkeit und Eigenmotivierung sind dabei notwendige Bedingungen der schöpferischen Leistung. Eigene Leistung, als zielgerichtete Verbesserung von Handlungen und Handlungsergebnissen ist ein wesentlicher Ausdruck persönlicher Handlungsfreiheit, gleichsam der Freiheit des Individuums, ein schöpferischer Ausdruck der Persönlichkeit selbst. Leistung in diesem Sinne ist eine geistige und kulturelle Errungenschaft, besitzt seine tiefe erzieherische Bedeutung – gerade auch dann, wenn es sich um eine symbolische Leistung handelt, die ein eigentlich ökonomisch nicht nützlich, für die Lebensfristung und Befriedigung der Grundbedürfnisse scheinbar überflüssiges Produkt hervorbringt.

Der Mensch ist das leistende Wesen – das bedeutet auch: Durch Handeln, Besserhandeln, Leistungen, Werke kann der Mensch sich selbst verstehen, nur so sich individualisieren und sich selbst bilden. Der frei leistende Mensch: dies scheint eine tieferliegende Kennzeichnung des abendländischen Menschen zu sein als viele der traditionellen Bestimmungen wie das denkende, arbeitende, handelnde Wesen, weil in dieser Kennzeichnung durch Eigenleistung all die anderen genannten und viele weitere Merkmale enthalten sind. Natürlich kann man den Menschen nicht nur mit einem einzigen Zug verstehen. Viele Charakteristika spielen mit. Aber in einer viele Faktoren umfassenden Deutung des Menschen spielt das erwähnte Merkmal des Eigenhandelns und Eigenleistens eine besondere Rolle. Das gilt auch für das Selbstverständnis des Menschen: er muß sich in idealen Leitbildern dessen, was und wie er sein **soll** und **will**, interpretieren. Der Mensch ist darauf angewiesen, sich Leitbilder von sich selbst zu machen, und diese prägen seine Vorstellungen über sich selbst stets unvermeidlich mit. Das Leitbild geht natürlich über bloße Erfahrungen hinaus, trägt wertende, idealisierende – jedenfalls philosophische – Züge. (Für weitere Ausführungen dieser skizzenhaften Andeutungen muß auf das erwähnte Buch des Verfassers verwiesen werden.)

Man kann diese Deutung natürlich besonders fruchtbar auf den Sport und die anthropologische Bedeutung der körperlichen Bewegung und Leistung übertragen (vgl. Verf. 1972, vgl. auch 1983, 48 ff). Auch dies kann hier nur angedeutet werden: Sportliche Handlungen sind Eigenhandlungen, Eigenleistungen im echten Sinne. Sie erfordern einen psychophysischen Gesamteinsatz der Person. Sie sind nicht zu erschleichen oder zu delegieren. Zum Marschieren nur kann man jemanden zwingen, nicht zur riskanten Besteigung des Mount Everest. Die sportlichen Bewegungsformen schließen zwar natürliche motorische Möglichkeiten des Menschen ein, aber auch sie sind kulturgeschichtlich und sozial geprägt, haben sich entwickelt, unterliegen Konventionen, Standards, Bewertungen. Die meisten Sportbewegungen sind sozusagen künstlich durch Hindernisse oder Umwege bestimmt:

man setzt sich eigentlich überflüssige Hindernisse (Hürden, Hochsprunglatten, Turngeräte), schreibt sperrige Geräte oder komplizierte Bewegungsregeln vor, um dann solche schwierigen Bewegungen besonders elegant, wirksam oder in kürzester Zeit zu bewältigen. Der Sport setzt künstliche Hindernisse, um am optimalen Überwinden dieser seinerseits Vervollkommnung darzustellen oder wenigstens anzustreben. Selbstvervollkommnung durch äußeren Ausdruck besonderer Leistung, durch systematisches Vorbereiten der Übung (Trainingsschulung): der Sport ist künstlich erfundene und fortschreitend kultivierte symbolische Leistung psychophysischen Einsatzes: expressive Eigenleistung in persönlich engagierender und selbstgewählter Form.

In einer hochentwickelten Industriegesellschaft, die die Lebenssicherung möglichst maximiert, finden Mitglieder heute wenig aktive Anspannung, zu wenige Selbstbewährungsaufgaben. Hier muß der Mensch sich gleichsam seine Spannung selber schaffen. Er kann dies, indem er sich selbst Ziele setzt, Leistungen von sich fordert, Askese lebt. Der Logotherapeut Victor Frankl sieht darin geradezu die Funktion des Sports: „Sport ist die moderne, die säkulare Askese.“ Künstlich und absichtlich erzeugt der Mensch „Situationen des Notstands“ (Frankl 1973). Die Grenzen des Menschenmöglichen auszuschöpfen, bisherige Leistungen zu überbieten – auch diese „Lust, seine Grenzsteine hinauszurücken“, soweit wie möglich Fähigkeiten auszuschöpfen – das sah schon der spanische Lebensphilosoph Ortega y Gasset als eigentlichen Sinn des Sports. Übertrieben meinte er sogar, das Leben selbst habe einen sportlich-festlichen Sinn. Das Leben sei wesentlich „metaphysische Anstrengung“ und deshalb in seiner Wurzel wesentlich Sport. Kultur sah er nicht als „Bruder der Arbeit“, sondern als „Tochter des Sports“ an, weil alle freiwillige Leistung durch den überströmenden Impuls der zweckfreien Kraftanforderung zustande käme: Die Kultur beruht allein auf dieser freiwilligen Anstrengung, auf überschießender Energie sozusagen.

Dies sind zweifellos einseitig übertriebene Feststellungen: Leben ist nicht nur Sport und Energieüberschuß. Dennoch kann man im Sinne einer Anthropologie des leistenden Wesens die andere Richtung dieser These vertreten: Sportliches Leisten ist in der Tat Eigenhandeln, unverwechselbar persönliches aktives und engagiertes Leben, symbolische Leistung, die der Selbstentfaltung und -findung des Handelnden dienen kann. Der Sport ist so nicht nur ein Naturvorgang, beruht nicht nur auf natürlichen Bewegungen (obwohl er die Idee einer Natürlichkeit weiterhin noch beinhaltet). Die Idee des Sports ist kulturell und sozial geprägt: er ist ein Kulturphänomen auf natürlicher biologischer Basis.

All das Gesagte gilt natürlich erst recht auch für den Natursport, darunter besonders für das Bergsteigen.

Das eigenleistende Wesen kann sich an den selbstgewählten natürlichen Hindernissen der Berge bewähren, indem es diese symbolisch bewältigt, etwa im Sinne Kants den übermäßigen Gegensatz zwischen überwältigender Erhabenheit der Bergnatur und eigener Kleinheit im planmäßigen Handeln symbolisch zu überwinden vermag – wenigstens in seiner Einbildungskraft. Symbolisches Handeln ist immer phantasiebesetzt, phantasiebewertet. Zweifellos ist das Besteigen eines Berges eine symboli-

sche Inbesitznahme. Planmäßiges Handeln, Eigenleisten, Urüberwindung, Eroberung und kompensierende Überwindung der Ohnmachtserlebnisse des kleinen Menschen angesichts der übermächtigen Natur kommen hier zusammen. Indem er sich selbst diszipliniert, überwindet, demonstriert der Mensch überkompensierend eine symbolische Macht über die fremde, ihm übermächtig erscheinende drohende Natur – und findet so – in dieser Selbstdisziplinierungsleistung – auch zu sich selbst. Bewältigung des Berges ist symbolische Selbstbewahrung.

Dies kommt in vielen Stellungnahmen schreibender Alpinisten zum Ausdruck – zum Teil etwa zwischen den Weltkriegen, in manchmal pathetischer und fast kitschiger Form, die nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß in dieser Periode existentialistischen Denkens immer auch etwas durchaus Echtes, wirklich Existentielles mitschwang.

Die von Mallory kolportierte Aussage, man steige auf die höchsten Berge nur aus dem Grunde, „weil sie da sind“, zeigt den Charakter der Herausforderung des eigenleistenden Menschen. Er muß sich die Hindernisse nicht selber schaffen, sondern kann sie sich auch gerade an Naturgegebenheiten sekundär setzen. Mallorys Begründung ist also nicht vordergründig nur als Tautologie oder Ausflucht anzusehen, sondern als sprachlich elliptischer, unvollständiger und unvollkommener Ausdruck eines versteckten anthropologischen Sinns.

Die Natur wird also zum Gegenstand des Sports. Dies liegt zweifellos nicht in der Natur selbst begründet, sondern ist kulturhistorisch und geistesgeschichtlich zu erklären. Das aktivistische Selbstverständnis des abendländischen modernen Menschen, der sich in einer weitgehend entgötterten Natur vorfindet, ohne transzendente Sicherung ist, sich selbst Sinn schaffen muß und diese Aufgabe in experimenteller und technischer Beherrschung der Natur symbolisch einzulösen sucht – diese moderne Dynamik der Säkularisierung, Technisierung, Rationalisierung, Machbarkeit und Beherrschbarkeit hat sich im Zuge der Entwicklung zur Industriekultur zweifellos auch im Sport und im Natursport ausgeprägt. Das sportliche Bergsteigen setzt sportliche Einstellung und die Wertewelt des säkularisierten Abendlandes (dieser Begriff ist hier nicht lediglich in geographischem und schon gar nicht in ideologischem, sondern in kulturgeschichtlichem Sinn zu verstehen. Das heißt also, daß z.B. auch die USA und ebenso natürlich die europäischen „Ostblockländer“ gemeint sind. d. Red.) voraus. Insofern ist das alpine Abenteuer als Sport ein Abkömmling der Aufklärungsepoche. Das Bergsteigen ist also kulturgeschichtlich und philosophisch geprägt. Es ist gekennzeichnet von einer spezifisch abendländischen Deutung und Bewältigung der oben erwähnten Erhabenheitsempfindungen und zugleich abhängig von einer ebenso typisch abendländischen Eigenleistungstheorie des Sports. Symbolische Inbesitznahme des Berges bestätigt das Selbst als eines eigenleistenden Wesens und ist zugleich ebenfalls symbolische Überwindung der Diskrepanz zwischen eigenem Ohnmachtsgefühl und dem Bewußtsein der erhabenen Übermacht der Bergnatur. Die Überwindung von Risiko und Spannung, von Angst und bestimmter Furcht, von Notstandssituationen – und seien es in der Askese selbst gewählte, künstliche –

scheint erst die Vorbedingung solcher emotionalen Selbstbestätigung und Selbststabilisierung zu sein.

Die Suche nach Spannung und Risiko, nach Neuigkeit, innerer Veränderung, überoptimaler Erregung wird neuerdings von Psychologen – so etwa von Zuckerman – geradezu als ein Urtrieb des Menschen verstanden: als ein „Primärtrieb nach Sinneserregung“ – wobei die Suche nach „physischen Risiken“ ausgesprochen dazugehört.

Obwohl schon frühere Philosophen von dem Streben des Menschen nach neuen Erlebnissen und Erfahrungen sprachen (z. B. Plessner, 1975, 320) – manche nannten es die „strukturelle Neotenie“ – hatte erst die neuere Psychologie Verfahren entwickelt, diese Züge des Menschen deutlicher und gezielter zu erfassen: Zuckerman (1979) unterscheidet zum Beispiel „hochgradige Sinneserregungssucher“ (high-sensationseekers) von Menschen, die nur wenig Risiko und Erregung suchen. „Hochgradige Risikosucher“ verhalten sich typischerweise riskanter, suchen häufiger gefährlichere Abenteuer auf, neuartige riskante Leistungsziele, das ganz Ungewohnte, absolut neuartige Erlebnisse und Erfahrungen. Sie neigen allgemein zum Ungewöhnlichen, suchen dieses geradezu – manchmal zwanghaft. Nachweislich zeigen sie im Schnitt größere Originalität und Kreativität als niedriggradige Erregungssucher.

Interessanterweise ergeben sich entsprechend den üblichen Leistungsmotivationsmessungen zumeist negative Zusammenhänge mit den üblichen Ergebnissen der Leistungsmotivationsforschung. Hochleistungsmotivierte sind nach den traditionellen Theorien von McClelland, Atkinson, Heckhausen u. a. zumeist auf die Wahlen mittlerer Risiken ausgerichtet (wenn auch etwas über den wahrscheinlichen Mittelwert). Hochgradigen Erregungssuchern geht es weniger um Leistungsproduktivität bei Routinearbeiten, auch weniger um intellektuelle Erkenntnisleistungen, sondern eher um außergewöhnliche – zumeist unproduktive – Selbstverwirklichungsaufgaben, die man sicher selber setzt oder sucht. (Immerhin muß eingeräumt werden, daß eine Befragung – von Blanckstein und Mitarbeitern – auch eine statistisch gesicherte Korrelation zwischen dem Eingehen höherer Risiken und Leistungsverhalten, zwischen Hochleistungsmotivierten im traditionellen Sinne und hochgradig Erregungssuchenden nach Zuckerman ergab, wenn sich die Aufgabe nicht auf erzwungene Leistungstätigkeit und nicht auf Routineausdauer richtete.)

Vielleicht muß man in der Tat mehrere verschiedene Typen der Leistungsmotivierten unterscheiden: den Hochrisikoorientierten, den hochgradigen Erregungssucher, der das außergewöhnliche Wagnis in einer eigenen Leistung, nicht in passiver Sensation sucht – also vielleicht ein Alleingänger-Wagnis-Typ wie Reinhold Messner –, im Gegensatz zu den Hochleistungsmotivierten nach der herkömmlichen Theorie Atkinsons, McClellands und Heckhausens: dieser letztere bevorzugt mittlere Schwierigkeitsgrade und mittlere Risiken: nicht zu einfache Aufgaben (damit sie nicht langweilig und reizlos werden), aber auch nicht zu schwere Aufgaben (damit sie Erfolgserlebnisse doch noch sehr wahrscheinlich machen).

Dem hochgradigen Erregungssucher scheint es allgemein eher auf innere aktive Erregung als auf passiven Reizkonsum anzu-

kommen: Er sucht äußere Reizungen nur, um innere Erregung zu vergrößern. Die notorischen fernsehsüchtigen Konsumenten sind keine hochgradigen Erregungssucher, aber viele Sportler riskanter Natursportarten – wie gerade die Bergsteiger –, interessanterweise auch manche Drogenabhängigen. (Kann auch Bergsteigen zu einer Droge werden?)

Es scheint sich ein neuer Kombinationstyp der Eigenleister aus der herkömmlichen Leistungspsychologie herauszukristallisieren: Wagemütiges Verhalten, aktives Neuheitsstreben können sich mit einem hohen Leistungsmotiv verbinden, soweit sich dieses auf originelle, kreative Leistung richtet. Weder bloße Risikosuche noch bloße Leistungsorientierung allein kennzeichnen einen typischen hohen Eigenleister in diesem Sinne. Erst beides zusammen scheint ein notwendiges Merkmal des Risikoeigenleisters. Die Psychologen haben allerdings diese Motivkombination überhaupt noch nicht untersucht. Im Hochleistungssport, besonders aber dem Risikosport und vor allem im Bergsteigen – scheinen sich beide Motive zu vereinigen. Höchstleistungen erschließen hier typischerweise ganz neuartige Erfahrungen, manchmal Grenzerfahrungen mit hohem Risiko und erfordern stärksten persönlichen Einsatz. Das Bergsteigen scheint eine Domäne für viele Risikoeigenleister dieses neu vermuteten Kombinationstyps zu sein.

Bergsteigen ist also nicht nur die überkompensatorische Inbesitznahme des Übermächtigen in der Natur und die symbolische planmäßige Ausdehnung der Macht des Menschen über seine innere wie die äußere Natur, sondern auch emotional-existentielle Risikobewältigung, Angstüberwindung, Selbststabilisierung von hochgradig erregungssuchenden Eigenleistern im Sinne Zuckermans.

Die verschiedenen Komponenten, die eher kulturgeschichtlich-kulturphilosophischen sowie die psychologischen, können also erst zusammen die Faszination des Natursports Bergsteigen erklären.

Dies soll noch an Untersuchungen zur Psychologie des extremen Bergsteigens illustriert werden, wie sie von Ulrich Aufmuth – besonders auch in mehreren Aufsätzen dieses Jahrbuchs – dargestellt worden ist.

Aufmuth hat in diesem Jahrbuch (wie bereits 1981, aber z.T. auch schon 1980) und in einem bislang unveröffentlichten Manuskript „Bergsteigen – Psychologie einer Leidenschaft“ die Motive extremer Bergsteiger anhand von Selbstäußerungen, wie sie in der Literatur vorliegen, und auch an eigenen Erfahrungen typisierend darzustellen und mit tiefenpsychologischen Interpretationen zu erfassen versucht. Er sieht im Sinne einer psychologischen Kompensationstheorie im extremen Bergsteigen eine Leidenschaft, in der frühkindliche Einsamkeits- und Kontaktversagererlebnisse später durch das Bestehen von extremen Herausforderungssituationen angesichts großer Gefahr, Angst, Einsamkeit, physischer Ausnahmesituation in Hinsicht auf Ausgesetztsein, Ausdauerbelastung und Gefährdung ausgeglichen, ja überkompensiert werden. Der Extrembergsteiger gleiche zudem – wie andeutungsweise auch der „Breitenbergsteiger“, aber viel intensiver – in soziologischer Kompensation eine mangelnde Integration in die gegenwärtige bürokratisierte und verwaltete, kaum noch freie Entscheidungen und Handlungen sowie natürliches Leben

erlaubende industrielle Leistungsgesellschaft aus. Der extreme Bergsteiger sei nicht bloß von typischen Motiven wie „Liebe zur Natur, Kameradschaft, Selbstbesinnung, Stählung des Körpers und des Willens, Leistungsfreude“ (1981, 88) usw. angetrieben, sondern suche quasi neurotisch extreme Anforderungen, um ein besonders stark ausgeprägtes Vitalitätsverlangen, „Lebenshunger“, durch Bestehen extremer Gefahren und Herausforderungen demonstrativ zu befriedigen. Je größer die Gefahr – desto größer das Gefühl echten Lebens, Lebendigsens nach dem Bestehen des leidenschaftlich selbst gesuchten Härtestests, der großen Aufgabe, der Herausforderungssituation. Der Extreme wird gleichsam zur Gefahr, zur Qual, zum Leiden, zum Austesten der Grenze zum Unerträglichen getrieben: „Ich weiß, daß ich mich sehr quälen kann, auch dann, wenn es gar nicht mehr geht“ – so zitiert Aufmuth (1981, 92) Reinhard Karl, den leider am Cho Oyu töglich verunglückten ersten deutschen Everest-Besteiger. Kletterer als Masochisten? Sie empfinden aber keine Lust in ihren Strapazen – allenfalls in einer abstrakten Leistungs- oder Erfolgsfreude danach. (Ähnlich ist die psychische Dynamik in anderen extremen kreislaufintensiven Hochleistungssportarten – wenigstens was Ausdauer, Askese, Überwindung angeht; beim Bergsteigen freilich kommt das existentielle Moment ständiger Lebensgefahr hinzu.) Trotz einer gewissen Besessenheit, Abhängigkeit, die den Extremen kennzeichnen, meint Aufmuth (1981, 95), es handle sich beim extremen Bergsteigen nicht um eine Sucht (weil z.B. das Substrat, die Droge, fehlt, die „Bergsüchtigkeit“ mit dem Alter abnehme und Euphorie „eher die Ausnahme“ sei).

Eine psychische Abhängigkeit jedoch ist gegeben, ist mit quasi suchttähnlichen Verlaufsformen gekoppelt, so daß psychoanalytische Deutungen der Abhängigkeitsentstehung für den Interpreten naheliegen: Das Alltagsleben ist mit ungenügendem Lebendigkeitsgefühl, einem ständigen Unerfülltsein, Leerezuständen verbunden, die erst im extremen Einsatz der bergsteigerischen Tat emotionalem Lebendigkeitsempfinden Platz machen können. Psychologisch, meint Aufmuth (ebd. 98), sei Descartes „im Irrtum“: Statt seines „Ich bin (nur) als Denker“ müsse es „im Hinblick auf das Gefühl subjektiver Seiensgewißheit“ ... viel eher heißen: „Ich fühle, darum bin ich.“ In der Tat ist das rationalistische Vorurteil Descartes' als ein solches oder als eine extreme rationalistische Einseitigkeit entlarvt worden. Sie ist nicht falsch, aber einseitig, eingeschränkt: Sie müßte ergänzt werden durch: „Indem ich fühle, lebe ich.“ Aber auch diese Deutung ist noch eingeschränkt, einseitig: Bloße Gefühlsillusionen gaukeln uns unter Umständen falsche Lebendigkeit vor. Der Mensch ist das planmäßig handelnde, sich einsetzende, das leistende Wesen. Der abendländische Mensch zumal hat eine psychische Dynamik entwickelt, die über jedes ziellose Dahinleben hinweggreift: „Ich handle, also ich bin“ – und nur soweit ich handle, bin ich, lebe ich. Leben ist Aktivität. Leben heißt Handeln. Bewertetes systematisches Handeln heißt Leisten, Eigenleisten. Nur indem ich etwas – oder gar etwas Besonderes – leiste, lebe ich bewußt, frei, gestalte ich mein Leben selbst. Das oben skizzierte Problem der Eigenhandlung und der Eigenleistung findet sich – wie in anderen kreativen Leistungsbereichen, in anderen Sportarten, in der Kunst, in der Wissenschaft usw. – so besonders dramatisch

artikuliert auch im Alpinismus. Hier ist es mit besonderer, lebensentscheidender (Selbst-)Verantwortlichkeit kombiniert. Eigenleistung als Vitalitätskriterium, so wie manch eine Philosophie (z.B. die phänomenologische Geist- und Lebensphilosophie Schellers) Widerständigkeit als Realitätskriterium, als Beweis der Wirklichkeit der Welt oder von Gegenständen in ihr, verstand. Im Bestehen extremer Widerständigkeits- und Tests kann anscheinend Identität und Individualität der Person gewonnen bzw. dokumentiert werden, vor sich selbst und vor anderen: Eigenleistung als Medium der Selbstfindung. Auch in anderen Leistungsbereichen ist diese Erfahrung wohl bekannt. Aufmuth meint freilich (ebd. 96, 99), bei extremen Bergsteigen handelt es sich um eine momentane, dramatisch gefühlte „Identitätserfahrung ohne Selbsterkenntnis“ (i.Dr.). Die Überkompensation oder Verdrängung von Ängsten und Ohnmachtsgefühlen ins Unterbewußte, die oft kindliche, psychische traumatische Erfahrungen wie „Alleingelassenheit und Hilflosigkeit“ anzeigen, werden bei Selbstzeugnissen großer Bergsteiger wie E.G. Lammer, R. Messner und R. Karl verfolgt. Soziale Frustrationen der frühen Kindheit, neurotisch traumatisiert, werden nach dieser Deutung durch bewußtes Aufsuchen der gefährlichen Situationen, durch planmäßige und geschulte Beherrschung der Wand, durch demonstratives Aufsuchen und Bestehen der Situation der Einsamkeit und des existentiellen Ausschließlich-auf-sich-allein-Angewiesenseins überkompensiert. Symbolisch werden die unterbewußt weiterwirkenden Kindheitsfrustrationen und -ängste reproduziert, um sie durch die demonstrative Tat der Selbstvergewisserung und Selbststabilisierung zu überwinden. Der Bergsteiger versucht, in der späteren Neuinszenierung des ursprünglichen Angstdramas sich zum Herrn und Lenker der Ereignisse zu machen. So meint Aufmuth (i.Dr.; siehe auch S. 98 ff):

„Das Bergsteigen der Extremen ist ein Verhaltensritual, das vorübergehend ein sehr unmittelbares Gefühl von Stärke und Überlegenheit gibt. Dieses Machtgefühl benötigt mancher Extrembergsteiger, um eine große, beständige Angst im Innern niederzuhalten; die Angst vor Gefühlen der Ohnmacht und des inneren Alleingelassenseins, die in der Kindheit allzu grausam erlebt worden waren und darum seitdem verdrängt und gemieden werden. Die geschilderten frühen Hilflosigkeits- und Vernichtungsängste des Extrembergsteigers bilden in gewisser Weise eine Angst vor dem Fallen, in dem Sinne, als es um die Vermeidung des (seelischen) Hinabstürzens in die gräßliche Verzweiflung des frühen Hilflos- und Einsamseins geht. Das Zurückfallen in diesen qualvollen Seelenzustand ist eine der großen inneren Bedrohungen von Extremalpinisten. So kann man schließlich die paradoxe und doch wahre Aussage formulieren: Es ist nicht zuletzt eine tiefe Furcht vor dem Fallen, die die Extrembergsteiger die steilsten Felsen- und Eisfluchten des Erdballs hinaufreibt.“

Der „Größe unserer verborgenen Angst“ entspricht, so meint Aufmuth – selbst leidenschaftlicher Bergsteiger –, die „Allgewalt unseres Bedürfnisses nach ‚Bewährungen‘“. Die Extremen seien „vital abhängig von alpinistischen ‚Problemen‘, ‚Bewährungen‘ und ‚Herausforderungen‘“. Der Berg, die Wand ist das Problem, die Herausforderung – angesichts derer „das Joch des Leistensmüssens“ „gleichsam in uns hineingewachsen“ sei, zu einem „Hauptbestandteil unserer Person“ geworden sei. Kurz: Im Extremfall ist der Extreme ein Leistungsneurotiker, der hochgra-

dige Erregungssucher, der den Berg, das Gebirge zum einzigen Ort seiner Leistungsbewährung hochstilisiert. Die Leistungsneurose führt zu einer „Leistungsspirale“: „Anfangs waren es leichte Klettertouren gewesen... später kletterte ich durch die schwierigsten Wände der Alpen, durch bedrohliche Schluchten, um dann die steilsten Wände der höchsten Berge der Welt anzugehen: Nanga-Parbat-Rupal-Flanke, Manaslu-Südwand, Makalu-Südwand und jetzt die Lhotse-Südwand. Immer steiler, immer schwieriger...“ (Reinhold Messner 1979.) Messner hat Alpträume über Prüfungsängste, z.B. von einem ersten, nicht bestandenen Abiturversuch. Aufmuth kommentiert (i.Dr.):

„Dieses Auftauchen bedrückender Prüfungserinnerungen am Vorabend großer alpiner Taten erhellt, wie Messner in tiefster Seele seine Bergsteigerei erlebt: als eine existentiell bedeutsame Prüfungssituation“.

Auch untergründige Aggressivität, Aggressionsunterdrückung und Sexualitätsverdrängungen spielen bei der psychoanalytischen Deutung natürlich eine Rolle. Darauf soll hier nicht näher eingegangen werden.

Von überragender Bedeutung freilich wiederum für die psychische Dynamik des ersten Typs der extremen Bergsteiger ist die Todesbedrohung, Todesnähe, die „ein sinnschaffendes Moment ersten Ranges“ (1981, 99), deren „Bewußtsein... ein fast unverzichtbares Lebenselixier“ zu sein scheint:

„Da drängt sich der Gedanke auf: Diesen Seiltänzern am Berg ist das Leben als gesicherter Normalbesitz zu wenig wertvoll. Es hält zu wenig Frohes und Interessantes bereit. Sie müssen ihrem Leben ständig gewaltsam Glanz und Wert einimpfen durch das drastischste Mittel, das es dafür gibt, die Erfahrung des drohenden Lebensverlusts... Ein anderes Motiv, das uns die Grenzzone zwischen Tod und Leben so anziehend macht, ist das ungeheuerliche Machtgefühl, das uns daraus erwächst, das wir im Kampf mit dem Stärksten, den es gibt, mit dem Tod, bestehen können“ (Aufmuth, i.Dr.).

Manche übertreiben gar, haben offenbar „zuviel von der Lebendigkeitsdroge ‚Todesnähe‘ nötig, um sich voll und ganz lebendig zu fühlen“ doch auch deren Ziel, meint Aufmuth (i.Dr.), „ist nicht die Selbsterstörung, sondern die Steigerung ihres Lebendigkeitsbewußtseins angesichts der äußersten Todesnähe“: „Bei dieser ‚wissenden Lebensgefährdung‘ in ‚Abstufungen‘ kann nach Aufmuth ‚von einer Sehnsucht nach dem Untergang, oder nach einem Todestrieb (à la Freud/H.L.)... bei den allermeisten von uns keine Rede sein“: Das Exponiertsein ist „bloß Mittel zum Zweck: Mittel zum Zustand des bewußteren, intensiveren und dankbareren Lebendigseins“.

Der Mensch, so muß man dies wohl philosophisch-anthropologisch deuten, ist nicht nur das Leiden kompensierende (wie der Philosoph Marquard meint), sondern das durch und in Leistungen überkompensierende Wesen, wie ich anderswo betont habe (1983, 1981 a). Gefährdung, Todesängste, „die frühe mit Ohnmacht erlebte Vernichtungsangst“ aus der Kindheit erzeugen bei manchen „Menschen mit aktiver, vitaler Konstitution im späteren Leben ein Hingezogensein zu Situationen mit Todesgefahr, wobei ein starkes Bedürfnis am Werke ist, nunmehr über das Todesrisiko zu triumphieren“. Weiter meint Aufmuth:

Foto:

R. Köfferlein

„Das frühe Erlebnis des ohnmächtigen Ausgeliefertseins an eine Situation chronischer Vernichtungsgefahr wird zur Quelle des Bestrebens, mächtiger zu sein als irgendwelche Kräfte der Daseinsbedrohung. Die Konstellation des frühen Dramas wird somit immer wieder aufs neue arrangiert, um zu beweisen: Jetzt bin ich nicht mehr ohnmächtig angesichts von Gefahr. Jetzt beherrsche ich die Dinge. Kurz: Jetzt bin ich stärker als der drohende Tod. Nun wird der Kampf mit dem Tode in der Außenwelt gesucht, in Situationen, die massiv ‚todesträchtig‘ sind... Das Bergsteigen ist in seinen extremsten Formen ein fortgesetzter Kampf ums Überleben unter den schwierigsten und gefahrvollsten Bedingungen.“ „Vor dem Hintergrund einer seelisch bedrohten Kindheit erfüllt die Todesgefahr beim extremen Bergsteigen so zwei ineinander verschränkte Funktionen: Das kindliche Drama der seelischen Untergangsbedrohung wird in einer Art von korrigierender Neuinszenierung zu bewältigen versucht, gleichzeitig vermag das Engagement in potentiellen Todessituationen, die in der früheren Lebenszeit entstandenen Verengungen des Lebensgefühls kurzzeitig auszugleichen.“

„Über den Tod zum Leben hochzusteigen“ – das bezeichnet Reinhard Karl als ein besonderes, „ein anderes Lebensgefühl“, Messner meinte: „Ich weiß nur, daß ich da oben mehr am Leben hänge als im Tal“ (1978); Lebensüberdrüssige gäbe es „dort oben“ nicht. „Was wir suchen“, meint Terray, der große französische Alpinist, Erstbesteiger des Makalu, „ist jene ungebundene und tiefe Glückseligkeit, die unsere Herzen zu sprengen droht, die alle Fasern unseres Wesens erfüllt, wenn wir nach langem Klettern über dem Abgrund des Todes das Leben wieder mit offenen Armen an uns drücken dürfen.“ Messner meint gar: „Ich steige nicht auf Berge, um ihre Gipfel zu erobern. Für wen auch? Ich begeben mich in Grenzsituationen, um meine Ängste, Zweifel und Hochgefühle zu erfahren“ – und, so muß man wohl hinzufügen, die ersteren für sich selbst demonstrativ, sich selbst beweisend zu überwinden.

Das Wort „Grenzsituation“ erinnert an die Terminologie der Existenzphilosophie. Ihr entstammt ja dieser Begriff (Jaspers). Und das Bergsteigen – besonders das extreme – bietet sich natürlich für eine existenzphilosophische Deutung geradezu an. Dazu gibt es auch schon Untersuchungen (Slusher 1967, Storer 1966, Meier 1973). Psychoanalytische Deutungen des Sports (Beisser 1967, Fuller 1976) haben allerdings eigentümlicherweise das Bergsteigen bisher ausgelassen. Insofern betritt Aufmuths Analyse Neuland.

In der Existenzphilosophie sind jedoch sogenannte „todeszentrierte Sportarten“ (Storer) des öfteren untersucht worden: Die Herausforderung in der Grenzsituation, im Drama des Jetzt, der Aktivität wurde als Chance gedeutet, in der der Sport dem Menschen durch freie Entscheidung, durch spontane gewollte Eigenaktivität, fortschreitende Selbstmeisterung und -vervollkommnung angesichts tiefer Ängste und Risiken „authentisches Sein“, „wahre Existenz“, „Wahrheit des Seins“ zu erlangen gestatte: Besonders in Extremsportarten wie Bergsteigen könne man „nicht weglafen oder sich selber täuschen“. Sport biete in der Leistungssteigerung ein Kennzeichen und Maß „maximierter innerer Existenz“, „eine Dimension der Seinswahrheit“ in der Aktualität des Lebens, in der authentischen Entscheidung, im Eigenhandeln, in der Eigenleistung. Der Mensch ist der, als der er sich im eigenen Leisten erweist. Kaum aber wie im Bergsteigen

gibt es sonst eine so anspruchsvolle Rückkoppelung, in der sich der Satz „Sein ist Risiko“ im Leben mit der Angst, der Drohung des Nichtseins, des Todes bewährt. Gerade extrem riskante Sportarten provozieren Versuche und die dadurch bewußt erregte psychische Dynamik der Selbstvergewisserung, die darin besteht, den Tod symbolisch zu überwinden, indem man ihm, den man provozierte, entgeht. Höchste Erregung und Eigentlichkeit des Lebens werden nach existenzphilosophischer Auffassung so erzeugt: „Der Mensch glaubt den Tod besiegt zu haben, ein vollständigeres Leben zu führen, indem er die Todesfurcht überwindet.“ Für die Existenzphilosophie liegt also gerade in todeszentrierter Sportarten wie dem Bergsteigen die Chance, eigentliche Existenz, wirkliches echtes authentisches Leben zu verwirklichen. Die existenzphilosophische Deutung (etwa Slushers, der hier zitiert wurde) arbeitete ausführlich die Funktionen und Möglichkeiten der Selbst- und Sinnbildung heraus: Ausdrücken der eigenen Individualität, Herausforderung der Existenz überhaupt, Ich-Erprobung, Sinnkonstitution, Suche, Bestimmung und Kontrolle des Seins, Selbstdistanzierung, Selbstentdeckung, Selbststeigerung, Selbstbestätigung, personale Vitalisierung, Hinauswachen über das Alltägliche, Gewinn an Selbstvertrauen, Kompensation für Mangel an Ich-Befriedigungen und eventuell an sozialen Kontakten usw.

Auch Aufmuth sieht diese positiven Seiten des Bergsteigens und beschreibt sie unter den Motiven des „normalen Bergsteigers“ im ersten Teil seines unveröffentlichten Manuskripts (i.Dr., s.a. 1980). Freilich werden die Intensivierung des Körpererlebens, das Leistungserleben, die „Bergkameradschaft“, das Landschaftserleben, die „Herrscher“- und Autarkiegefühle, das Könnenserleben angesichts der „beherrschbaren Ungewißheit“ sowie die ungebremste Lebensfreiheit, Gefühlsverdichtung, Möglichkeiten zur Affektäußerung und „der reine Lebensübermut“ meist gleichsam psychoanalytisch als Kompensation zu Einschränkungen, Versagungen, Frustrationen des Alltagslebens gesehen. Aufmuth tendiert also allgemein zu einer nahezu einsinnigen, fast ein wenig einseitigen Kompensationstherapie des Bergsteigens – sowohl für das Bergsteigen als Breitenbewegung wie für das ihn eigentlich interessierende Extremsteigen. Obwohl er sieht (i.Dr.), daß unter den leidenschaftlichen Bergsteigern es auch „die Lustigen und genießerischen, die fröhlichen Herumtreiber“, „die Fidelen“ gibt, „die Lebenskünstler, die in beiden Welten gleichermaßen zu Hause sind, in der harten Welt der hohen Gipfel ebenso wie in den Gefilden der Lust“, gilt seine Aufmerksamkeit in seiner Untersuchung nahezu ausschließlich den „strengen, ... Ernstern unter den Bergsüchtigen“, und er meint, „die Mehrheit der leidenschaftlichen Alpinisten“ gehöre dieser Gruppe der Asketiker an, die eher an „Büßermönche des Mittelalters“ erinnerten und „einen Einschlag ins Tragische“ aufwiesen.

Der Existenzphilosophie und auch den existentialistischen Analysen im Sport geht es ähnlich: Ein düsterer, tragischer Akzent scheint zu dominieren. Das Pathos der Eigentlichkeit – besonders in „todeszentrierten Sportarten“ – scheint nicht viel Spaß zu vertragen. Das Abenteuer der Selbstentdeckung in Grenzsituationen scheint eher die schmerzlichen, problematischen, negativ gefärbten Seiten zu enthüllen. Ein tragischer Ton kennzeichnet ja



die Existenzphilosophie insgesamt. Zweifellos ist Selbstentdeckung – auch wenn sie unbewußte tragische Elemente enthüllen mag – etwas „Positives“; und die „ungeheure Lebensenergie, die im Tun der Bergbesessenen zutage tritt“, „das phänomenale körperlich-seelische Kraftpotential der Extremen“, ihre Kompensationskompetenz sozusagen, sind zweifellos positive Momente. Aufmuth betont deutlich, daß „alle die ‚positiven‘ Motive“, die er für Normalbergsteiger beschreibt, „auch für die Extremen“ gelten, daß darüber hinaus „Depression, Kampflust ebenso wie die

Angst“ nicht nur „zu Triebkräften des passionierten Bergsteigens“, sondern auch zur Personenentwicklung bedeutsam beitragen können. Aber Selbstfindung und Selbstflucht sind stets mögliche Alternativen. Bei den ernstesten Extremen scheinen freilich Askese und eher eine tragische Note und Kontrastprofilierungsneigung zu überwiegen. Dies könnte ebenso wie am bevorzugt beschriebenen ernstesten Typ auch an der Methodik liegen: an der psychoanalytischen Zugangsweise mit stark existentialistischem Einschlag. (Beide Varianten betonen besonders Tragisches,

beide schließen soziale Geborgenheit geradezu von vornherein aus, sehen mitmenschliche Gefühlsbindungen eher als scheinbar, stets gefährdet: Existenzphilosophie ist geradezu eine heroistische Philosophie der Individualität und „je-meinigen“ Aktualität, ihre Kulmination zwischen den Weltkriegen und nach dem Zweiten erlebte; die Psychoanalyse nahm vieles von dem zeitlich vorweg.) Kühne Ansätze sind freilich beide, einzeln und auch in Kombination. Besonders angesichts der Risikosportarten offenbaren sie einen hohen Erklärungswert – freilich keinen ausschließlichen. Jede monolithische, sich nur auf einen Faktor stützende Philosophie des Sports hat sich bisher als zu eingeschränkt erwiesen. Jede Ein-Faktor-Philosophie des Sports ist falsch. Man muß statt dessen viele verschiedene Faktoren in ein übergreifendes Konzept integrieren, eine pluralistische Sportphilosophie entwickeln. Dies gilt zweifellos auch für die philosophische Behandlung des Bergsteigens. Nur individualistische (wie die existentialistische oder psychoanalytische) Deutungen sind irgendwo einseitig, sozialphilosophische, kulturphilosophische müssen hinzukommen. Fast zwanzig verschiedene Ansätze kann man in der Sportphilosophie bereits unterscheiden und versuchsweise in einem Viel-Faktor-Konzept integrieren (vgl. Verf. 1972). (Auch die philosophische Anthropologie selbst muß pluralistisch entwickelt werden.) (Verf. 1981a.)

Gerade auch bei den philosophischen Deutungen des Bergsteigens – selbst bei den existentialphilosophisch orientierten – gibt es andere Ansätze. Ich denke etwa an die früheren „Ansatzpunkte einer philosophischen Analyse des Sports“ (1945/46, zit. nach 1973), die der Philosoph und Bergsteiger Simon Moser aus Tirol entwickelte, der übrigens früher ein Heidegger-Schüler und dementsprechend durchaus auch existenzphilosophischem Denken verpflichtet war. Unter der Einsicht, „daß es im härtesten Training noch spielerische Gesinnung geben kann“ (1973, 143), untersuchte er wie das Skilaufen auch das Bergsteigen als „Spiel“ – freilich als „ein ernstes Spiel, da in dieses Spiel selbst das Leben eingesetzt wird“ (ebd. 144). Beim Winterbergsteigen, bei jeder schwierigen Bergfahrt bleiben Unsicherheiten, die vom „echten Bergsteiger“ abgeschätzt, gewogen, „riskiert werden, und dieser echte Bergsteiger erweist sich gerade im richtigen Ausgleich und Maßhalten von Wägen und Wagen“. Die „Fröhlichkeit, Gelöstheit, Lässigkeit“ anderer Sportarten „tritt hier zugunsten des ernstesten Spielcharakters zurück“. Der Ernst jedoch, meint Moser, „wird aber als Hintergrund von der heutigen Bergsteigergeneration zurückgedrängt oder verschwiegen zugunsten eines spielerischen Vordergrundes. Alles geschieht unter der Maske der handwerklichen Sachlichkeit. Gerade aber in dieser „maskenhaften Vermummung der letzten Motive“ sieht Moser den „Beweis für den echten Spielcharakter des heutigen Bergsteigens“:

„Zu diesem Sich-Maskieren gehört auch die Ironie: Man ‚blödeln‘ sich z.B. durch eine ganze Wand hindurch und verspottet sich selbst dabei, man macht sich über das Pathos des Bergsteigerhelden von früher lustig und verachtet alle literarischen Gefühlsausbrüche. Man gibt sich nüchtern, kühl, technisch, sachlich, gefühlskarg und ist letztlich doch urromantisch eingestellt: Es sitzt die unstillbare Wandersehnsucht, die Ferne im Herzen, die Lust am reinen Abenteuer... Wie realisiert sich aber diese Romantik? Indem man an einem Kletterblock, genannt ‚Totenkirchl‘ je zehn Meter

voneinander Kletterrouten als Erstbegehungen macht – und das noch dazu angesichts der schaulustigen Menge vor dem Stripsenjoch-Haus. Diese Lebensdiskrepanz im Wollen und Tun ist nur durch Selbstironie erträglich, bezeichnet aber doch die Stimmungswelt der heroisch oder romantisch eingestellten mitteleuropäischen Jugend der letzten Jahrzehnte, der es im eigenen Haus viel zu eng geworden war.“ (Ebd. 144.)

Der Bergsteiger als „Ironiker“, als „ein bewußter Spieler des ‚Als-ob‘“? Das Überspielen der Gefahr, das Betonen von bergtechnischem Können und Kondition, von „spielerischem Kletterrhythmus, den wir meinen, wenn wir von katzenhaften Bewegungen, von einem Schleichen um Kanten herum, von einem Überlisten eines Überhangs sprechen im Gegensatz zum harten Klettern, das auf hoher Arm- und Fingerkraft beruht, zum An-der-Wand-Kleben des ängstlichen Kletterers“ – all dies ist sicherlich charakteristisch für sportlich elegantes Bergsteigen, für die ästhetische Seite des Alpinismus. Selbst „das Eisgehen entbehrt nicht seines Harmoniegesetzes im Wechsel von Standstufen und freien Seil-längen, wenn wir uns auf dieser seltsamen Himmelsleiter des modernen Eisgehens bloß auf die zwei Vorderzacken unserer Steigeisen verlassen“ meint Moser (ebd. 146). Aber das Spiel mit dem kalkulierten Risiko trägt immer die Ernstkomponente in sich, z.B. „die manchmal fast unerträgliche Spannung bei einer schweren Eisfahrt: Wann kommt die Eislawine durch das Couloir, durch das wir hindurch müssen? Es ist ein Wettlauf mit der Zeit, der uns in diese erregende Spannung versetzt: Werden die drohenden Eistürme ober der Rinne noch halten, bis die Mittagssonne sie voll trifft, wenn aber unterdessen der Föhn einsetzt, was dann? Und hat die Riesenspalten, die ganz oben den Hängegletscher seiner ganzen Breite nach durchreißt, eine schwache Stelle?“ Der Wechsel von Anspannung, Unsicherheit und Lösung in der Erfolgsfreude nach der Anstrengung stellt „das Gleichgewicht der widerstreitenden Gefühle... wieder her“ (ebd. 146).

„Die Gelöstheit und Freiheit, die uns auf einem hart umkämpften Gipfel überkommt, liegt auf einer prinzipiell höheren Erlebnisstufe“ als die „wohlige Gelöstheit der Glieder“ nach einem anstrengenden Skilanglauf: „Der Wechsel von Spannung und Entspannung, von Bindung und Lösung, von Fesselung und Befreiung, von Konzentration und Ausgegessenheit, von Verzauberung und Desillusionierung – diese ästhetische Antinomik beherrscht das Bergsteigen grundsätzlicher als das Skilaufen“ (ebd. 147), stellt die dramatische Akzentuierung des Bergsteigens als eines Symbols des Lebensaufstiegs dar:

„Der Berg selbst ist der hypostasierte Gegner. Die höchste Form dieses sportlichen Kampfes um den Berg ist daher auch der Alleingang des Einzelgehers, der als solcher allen Ungewißheiten prinzipiell anders ausgesetzt ist als die Seilkameradschaft. Diese Deutung ist symbolisch: Jeder Berg symbolisiert eine bestimmte, ästhetische, sportliche, bergsteigerische Idee und ist damit von jedem anderen Berg scharf unterschieden; der Begriff des Kampfes hier und des Zieles ist Symbol für Lebenskampf und Lebensziel überhaupt. Und dieses Symbolhafte des Bergsteigens konstituiert einen tieferen Sinn seines Spielcharakters, als er etwa im Skisport liegt“ (ebd. 145f.).

Leben als spielerischer symbolischer Aufstieg auf die Höhe, den Gipfel? Paulus schon hatte das Leben mit einem Wettlauf verglichen (1. Kor. 9,24) (Hobbes, der Sozialphilosoph der uner-

bittlichen Konkurrenz zwischen Menschen, folgte ihm, verwandelte aber den Wettlauf in Konkurrenz um Sein oder Nicht-Sein). Das Leben ein Wettlauf? Wettlauf und Wettkampf als Spiel, Sport als „agonales ganzheitliches Spiel“, wie der frühere Landesbischof von Baden, Prof. Heidland (1968), selbst ein Olympiaruderer, formulierte. Der Wettkampf mit dem Berg als fiktivem Gegner, als geregeltes agonales Spiel, als Symbol des Lebens? Nach Moser findet sich im Skisport und Bergsteigen „all das verkörpert und variiert, was das Spiel als solches auszeichnet“: „Das freie, vergnügungsmäßige, überflüssige Handeln, das einen bestimmten Spielraum und eine bestimmte Spielzeit benötigt, das eine ihm gemäße Ordnung, Harmonie und Rhythmus, Gleichgewicht in Spannung und Entspannung, in Bindung und Lösung besitzt, das von Spannungen und Chancen der Ungewißheit durchzittert wird, das seine eigenen Spielgeheimnisse besitzt gegenüber dem Alltag und den anderen Spielen“ (1973, 143). Der Sport also als Lebenssymbol, als Spiel? Ist das Leben selbst symbolisch als Spiel zu deuten?

Symbole und Metaphern ziehen Vergleiche, beleuchten Ähnlichkeiten, heben einzelne Züge hervor – sind aber eben Bilder, bildhafte Analogien. Wie alle Vergleiche hinken auch sie. Bergsport ist – wie jeder Leistungssport – nicht nur Spiel (etwa gekennzeichnet durch spielerische Unbekümmertheit), obwohl spielerische Züge oder ähnliche Züge wie im geregelten agonalen Spiel ihn ihm auch zu finden sind. – Auch an diesem Beispiel wird deutlich, daß Sport nicht einsinnig unter dem Begriff – wie „Spiel“ – total zu subsumieren ist. Wesenserklärungen, die nur einen Faktor berücksichtigen, vereinfachen meist zu stark. Oft wird wie bei Johan Huizinga ein Begriff auch total überdehnt: Er etwa sah jeden „Ursprung der Kultur im Spiel“, deutete Kultur selbst als Spiel – selbst den Gerichtsprozeß, das Geschäftsleben und den konventionellen Krieg – nur nicht den modernen Rekord- und Hochleistungssport, der heute „neben dem... Kulturprozeß“ stehe, unkultisch, gemeinschaftsfremd, nicht „kulturschöpferisch“ sei, weil in ihm „der alte Spielfaktor zum großen Teile abgestorben“ sei. Eine einseitige Überdehnung zweifellos; das methodische Konzept der monolithischen Wesenserklärungen offenbart seine Schwächen. Im Bergsport, beim Bergsteigen ist es nicht anders: Bergsteigen ist weder reines Spiel noch wirklicher Todesernst, sondern nimmt eine Zwischenstellung ein: charakteristisch der spielerisch-provozierende Umgang mit der Gefahr, dem kalkulierten Risiko – stets mit dem Reiz der Restunsicherheit. Immerhin sind metaphorische Vergleiche möglich zwischen Spiel, Kampf und Bergsport, zwischen Lebenslauf und Bergaufstieg wie -abstieg, auch zwischen dem auch wagenden, Neuland erforschenden Leben des Geistes in Wissenschaft und Philosophie. Moser wollte mit seinem Ansatz das vergegenwärtigen, „was das Leben des Geistes selbst dem Bergsport verwandt macht“. Nicht zufällig war er es auch, der „sportlicheres Philosophieren“ forderte: nicht zu zaghaft tastend, sondern risikobereit und wagemutig, wenn auch nicht intellektuell fahrlässig.

Doch Metaphern hinken – wie alle Vergleiche. Sie illuminieren Höhepunkte, können eine Zeitlang die Deutung leiten, müssen aber jenseits einer gewissen Grenze aufgegeben werden.

Vergleiche, Metaphern, Deutungen haben ihre eigene Geschichte

– ihre Kulturgeschichte; und sie sind geschichtlich geprägt. Und damit werden wir zum Anfang des Artikels zurückgeführt: Bergsteiger, die um des Reizes willen die Herausforderung annehmen, Wagnisse eingehen, außerordentliche Leistungen vollbringen, können Spielqualitäten entfalten, ästhetische Erlebnisse erfahren und kultivieren und sich zugleich einer tiefgehenden Selbstprüfung – nicht nur im Überwinden von Widerständen, in der Selbstbewährung, sondern auch in existentiellen, quasi gelenkgeplanten Grenzsituationen – unterziehen, durch das Herausfordern und Überwinden von Existenz an Angst authentische Sinnerfahrung gewinnen: Sieg über Todesfurcht wird ein symbolischer Sieg über den Tod. Das Wagnis erzeugt ein vitaleres Bewußtsein eines vollkommenen, echten Lebens (Slusher 1967, Schleske 1977). Die existentielle Bedeutsamkeit des Bergsports ist evident. Die symbolische Interpretation ist freilich nicht selbstverständlich, nicht unmittelbar naturgemäß: Sie hat sich, wie erwähnt, historisch entwickelt. Bergsteigen als Symbol des Lebenskampfes, als Leistung, als Naturerlebnis und existentielle Herausforderung, als Kampf mit dem „hypostasierten Gegner“, mit den Naturgewalten – dies Modell hat sich geschichtlich mit der Neuzeit und der Industrialisierung sowie mit der Entwicklung des Sports allgemein entwickelt. Es ist auch, aber nicht nur ein Ausgleichs-, Reaktions- oder Kompensationsmodell. Es dient der symbolischen Selbstfindung durchaus im Rahmen unserer kulturellen Tradition ebenso wie der fallweise eindrucksvoll erlebten Flucht aus dem grauen Alltag industrieller Umwelt und total verwalteter Institutionen. Auch der Bergsport trägt den Stempel der Kultur, der er entstammt, ist ein **kulturelles** Produkt und Phänomen – nicht etwa bloß natürliches Verhalten. Es setzt die Normen und Regeln unserer abendländischen Kultur voraus, trägt zum großen Teil ihre Züge, weist soziale Geprägtheit auf, bis hinein in seine Ideologie (sowohl im Leistungsstreben als auch im „Zurück zur Natur!“, sogar intern in der Rückkehr zum „natürlichen Bergsteigen“, der neuerlichen Gegenreaktion gegen die technische „Schlosserei“ in der Wand – eine Gegenreaktion, wie sie besonders von Messner und Habeler durch die Besteigung des Hidden Peak und des Everest dokumentiert wurde).

Bergsteigen ist kein gesellschaftlicher Totalprotest, der Aufstieg kein Ausstieg. Dazu ist auch dieser Sport zu sehr von den Werten und Normen der abendländischen industriellen Gesellschaft geprägt. Der Berg als „Leistungsgegenstand“, als Gegner und Herausforderung, als Aufgabe – das ist ebenso ein kulturelles, geschichtlich entwickeltes Konzept wie die eingangs erwähnte Erlebniskultur des Erhabenen – beide freilich auf naturhafter Grundlage.

Die Auffassung der Natur ist allemal Kultur, wie der Sozialphilosoph Arnold Gehlen betonte. Der Mensch aber ist das Wesen, dem die Kultur zur Natur, zur Zweiten Natur werden mußte (weil ihm die totale Instinktdeterminierung des Tieres fehlt). Die Auseinandersetzung mit der (Ersten) Natur ist auch stets ein Produkt der Zweiten Natur. Bergsteigen und Alpinismus gehören – wie jede Kultur der Natürlichkeit – natürlich dazu.

Die instinktive Ungesicherheit des Menschen, des nach Nietzsche (im doppelten Sinn) „noch nicht festgestellten Wesens“, macht auch einen wesentlichen Grund für seine existentielle, ja

metaphysische Unruhe aus, für sein stetes Weiterstreben, Über-sich-hinaus-sein-Wollen, für das sowohl das Aufsteigen wie das oft berichtete Erlebnis der Leere nach dem Gipfelgang und das Aufbrechen zu neuen Zielen einen symbolischen Ausdruck darstellen. In den Worten dreier der größten Bergsteiger, darunter dem Nanga-Parbat- und dem Everest-Alleingänger: „Wir lassen

uns zu kurzer Rast nieder. Aber bald treibt uns eine innere Unruhe weiter, gipfelwärts“ (Hermann Buhl). „So hat nach dem gelebten Traum jeder seine neuen Träume, die sich wieder zu Tode, zu Leere erfüllen werden“ (Reinhold Messner). „Ich ahne, daß auch der Everest nur ein Vorgipfel ist, den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen“ (Reinhard Karl 1980, 111).

Literatur:

Alvarez, A.: I like to risk my life. Saturday Evening Post 1967, Nr. 240, S. 10-12.

Aufmuth, U.: Die verrückte Notwendigkeit. Gedanken über die Extremformen der Bergleidenschaft. AV-Jahrbuch 1981, Ztschr. Bd. 106. 1981, S. 87-100.

Aufmuth, U.: Die zweite Existenz. Das Bergsteigen und die Defizite des Selbsterlebens in unserer Gesellschaft. Eine soziologische Betrachtung über den Sinn des Bergsteigens. In: AV-Jahrbuch 1980, Ztschr. Bd. 105. München/Innsbruck 1980. S. 69-84.

Aufmuth, U.: Risikosport und Identitätsproblematik – dargestellt am Beispiel des Extremalpinismus. In: Sportwissenschaft 13 (1983), S. 249–270.

Aufmuth, U.: Bergsteigen – Psychologie einer Leidenschaft. (Unveröffentlichtes Manuskript, das der Verfasser dankenswerterweise zur Verfügung stellte.) Zit. als i. Dr.

Beisser, A.: The Madness in Sports. New York 1967.

Bernstein, J.: The Mountain Aesthetic. In: Sierra Club Calendar 1981 (USA).

Buhl, H.: Große Bergfahrten. München 1974 (zit. nach Aufmuth).

Frankl, V.E.: Symposionsbeitrag in: Grupe, O. (Hg.): Sport in unserer Welt – Chancen und Probleme. Heidelberg – New York 1973, S. 29–31.

Fuller, P.: Die Champions. Psychoanalyse des Spitzensportlers. Frankfurt 1976.

Gehlen, A.: Der Mensch. Bonn (1940) 1971⁹.

Habeler, P.: Der einsame Sieg. München 1979.

Heidland, H.-W.: Der Geist des Sports. Stuttgart 1968.

Hillary, E.: High Adventure. New York 1955.

Houston, Ch. S.: Mountaineering. In: Slovenko, R – Knight, J.A. (Hg.): Motivations and Play, Games and Sports. Springfield, Ill. 1967, S. 626 bis 636.

Houston, Ch. S.: The Last Blue Mountain. In: Klausner, S.Z. (Hg.): Why Man Take Chances. New York 1968, S. 49-58.

Huizinga, J.: Homo ludens (1938). Reinbek 1956.

Kant, I.: Kritik der Urteilskraft (1790). Akademie Ausgabe (TB) Bd. V. Berlin, 1968, Reclam-Ausgabe. Stuttgart 1963.

Lammer, E.G.: Jungborn. München 1929².

Lenk, H.: Leistungssport: Ideologie oder Mythos? Stuttgart u.a. 1972, 1974².

Lenk, H.: Sozialphilosophie des Leistungshandelns. Stuttgart u.a. 1976.

Lenk, H.: Wie philosophisch ist die Anthropologie? (Deutscher Kongreß für Philosophie. Innsbruck 1981 (a).) In: Frey, G. – Zelger, J. (Hg.): Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen. Innsbruck 1983, Bd. I, S. 145-187.

Lenk, H.: Eigenleistung. In: Max-Planck-Gesellschaft/Nationales Olympisches Komitee für Deutschland: Olympische Leistung. Ideal, Bedingungen, Begegnungen zwischen Sport und Wissenschaft o.O. 1981. (b)

Lenk, H.: Eigenleistung. Plädoyer für eine positive Leistungskultur. Zürich–Osnabrück: Interfrom 1983.

Marquard, O.: Homo Compensator. Bemerkungen über die anthropologische Karriere eines metaphysischen Begriffs. (Deutscher Kongreß für Philosophie. Innsbruck 1981.) In: Frey, G.-Zegler, J. (Hg.): Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen. Innsbruck 1983, Bd. I, S. 55–66.

Meier, K.: Authenticity in Sport. (Ph. D. Diss. 1973. University of Illinois, Urbana/Champaign.)

Messner, R.: Everest. München 1978.

Messner, R.: Die Herausforderung. München 1977, zit.: München–Zürich 1979 (TB).

Messner, R.: Grenzbereich Todeszone: Extrem-Erlebnisse am Berg. Frankfurt. Berlin, Wien 1980.

Moser, S.: Ansatzpunkte einer philosophischen Analyse des Sports. In: Leibesübungen und Leibeserziehung 1945/46 I, H. 3-4 (Teil I) vollständig in: Moser, S.: Philosophie und Gegenwart. Meisenheim 1960, S. 183-205. Wiederabgedruckt in u. zit. nach: Lenk, H. – Moser, S. – Beyer, E. (Hg.): Philosophie des Sports. Schorndorf 1973, S. 138-162.

Plessner, H.: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin (1928) 1975³

Progen, J.: Man, Nature and Sport. In: Gerber, E.W./Morgan, W.J. (Hg.): Sport an the Body. Philadelphia 1979², S. 237-242.

Schleske, W.: Abenteuer – Wagnis – Risiko im Sport. Schorndorf 1977.

Slusher, H.: Man, Sport and Existence. Philadelphia 1967.

Storer, D.: Significance of Death in Sport. (Ph. D. Diss. 1966, University of Southern California.)

Terray, L.: Große Bergfahrten. Nymphenburg 1975 (zit. nach Aufmuth).

Zuckerman, M.: Sensation Seeking. Hillsdale, N.Y. 1979.

Klettern – ein Scheidungsgrund?

Streßsituationen im Gebirge und ihre Auswirkungen auf die Partnerschaft

Judith Huber

„... wenn ich mich nicht schleunigst
zusammennahm...“

12. September 1983, 22.40 Uhr, Flughafen Neu-Delhi, Transit-
raum. Ein kahler Raum, vier Reihen harter, orangefarbener
Schalensitze aus Plastik, Fliegen, Staub, Hitze... Im Neonröhren-
schacht über uns läuft seit Stunden eine Ratte auf und ab, immer
hin und her, unermüdlich! Wenn ich sage, über uns, dann meine
ich damit meinen Freund Tilo und mich. Die Wartehalle ist der
Ausgangspunkt unseres Nepal-Kurztrips. „Nepal für dreieinhalb
Wochen? Ihr spinnst ja!“ hatten unsere Freunde gesagt, und sie
hatten wohl recht. Eigentlich hatten wir im Urlaub ja zum Klettern
gehen wollen, aber da ich mir kurz zuvor die Hand verletzt hatte,
waren wir auf eine Tätigkeit angewiesen, die Handeinsatz unnötig
machte. Also Wandern, und nach Nepal wollte ich sowieso schon
lange! Ein Abenteuer würde es sicherlich werden.

O ja, bezüglich des letzten Punktes hatte ich, zumindest seit ich
den Transitraum betreten hatte, für meine Person keinerlei Zweifel
mehr. Hin und wieder die Fliegen abwehrend und ständig mit
einem Auge die Ratte beobachtend saß ich steif und müde in
meiner Plastikschiene und sah schon beinahe aggressiv auf Tilo
hinunter, der friedlich schlafend auf seiner Thermomatte vor mir
auf dem Fußboden lag. Wie um alles in der Welt konnte ein
Mensch diese Atmosphäre, diese unappetitliche Umgebung nur
so gelassen ertragen? Machte ihm der Dreck denn nichts aus? Ich
getraute mich kaum, den Stuhl anzufassen, geschweige mich auf
den Boden zu legen. Alle Berichte, die ich bisher über Bazillen und
Tropenkrankheiten gehört und gelesen hatte, tauchten plötzlich
als unübersehbare Schreckensvisionen vor mir auf – was man
sich da nicht alles holen konnte!

Und es trug keineswegs zu meiner sofortigen Beruhigung bei, als
ich dem Getränkeverkäufer zusah, wie er in den Papierkörben
wühlte und die benutzten Plastikbecher daraus zutage förderte,
nur um sie fein säuberlich wieder auf der Theke aufzustellen und
dem nächsten Durstigen darin seinen Tee oder Kaffee zu „kreden-
zen“. Ich war nahe daran, mich bei dem Gedanken an meinen
vorher noch genüßlich getrunkenen Tee zu übergeben.

Das konnte ja etwas geben in den nächsten drei Wochen!
Entweder ich legte meine Mimositäten hier und sofort ab, oder ich
würde meinen Entschluß, jemals diesen Erdteil betreten zu haben,
den ganzen Urlaub über genauso intensiv bereuen wie in diesem
Augenblick.



Judith Huber
und ihr
Partner

Fotos:
Archiv J. Huber

Und noch etwas merkte ich – wenn ich mich nicht schleunigst zusammennahm, würde dieser Urlaub nichts besonders Gutes für unsere Beziehung bedeuten. Ich ertappte mich nämlich dabei, daß ich mich angesichts meiner eigenen Ängste über Tilos Ruhe ärgerte, daß ich in Gedanken ihm die Schuld an meinem „Unglück“ zuschob – er war ja schon einmal dagewesen, kannte die Zustände, und er kannte mich und mußte wissen, daß das nichts für mich sein konnte, ... Trotzig und aggressiv und kurz vorm Heulen, wie ich war, kam mir das „Trap, trap, trap...“ der Ratte über mir doppelt laut vor. Gut, daß Tilo schlief; wäre er wach gewesen, hätte er mir meine Gedanken sicher angesehen, und ich hätte vielleicht auch nicht geschwiegen und nachgedacht. So hatte ich Gelegenheit, mich zu besinnen; für meine irrationalen Ängste konnte niemand anders verantwortlich gemacht werden als ich selbst – auch wenn das nicht so bequem war, denn so mußte ich dagegen angehen: Also holte ich tief Luft und trat den Gang auf die Toilette an, einen Gang, den ich schon seit Stunden vor mir hergeschoben hatte (man könnte sich ja Syphilis oder dergleichen holen?!).

An all diese Startschwierigkeiten mußte ich denken, als ich zwei Wochen später wieder in solch einem unheimlich bequemen Sessel in Delhi die Nacht verbrachte. Diesmal störte mich nichts mehr, weder die Ratte – ja, die gab es immer noch – noch die Fliegen, oder das Chaos beim Einchecken. Und auch nicht Tilos Ruhe, denn ich war diesmal selber ruhig. Ich war der Situation jetzt gewachsen; er hatte mir geholfen, meine Angst zu überwinden. Zwei abenteuerliche Wochen lagen hinter uns, täglich Situationen, in denen es sich selbst zu helfen galt, Situationen, die oftmals nicht geringen Streß bedeuteten.

Wir sahen uns an – ein Lächeln, wir waren glücklich darüber, daß wir alles zusammen erleben durften, und ich war froh, daß ich gelernt hatte, in sogenannten Streßsituationen nicht gleich aggressiv zu werden und diese Aggressionen an meinem Freund auszulassen.

Ich hatte gelernt, daß es das Beste ist, zuerst einmal sämtliche Kräfte auf die aktuelle Situation zu konzentrieren – dann hat man nämlich weder Zeit zu schimpfen noch zu jammern oder zu quengeln, man ist schließlich mit Wichtigerem beschäftigt.

Außerdem gehört zu einer Streßsituation auch das Aufarbeiten der Ängste, das Umgehen damit; und das geht viel leichter, wenn man es zusammen macht und sich nicht gegenseitig nervt. Tilo hätte sich über meine tausenderlei Wenn und Aber und Befürchtungen in den ersten Tagen sicher fürchterlich aufregen, der Urlaub hätte in einer Katastrophe enden können. Aber es war so, daß er mir geduldig zuhörte und half, mit meinen Ängsten fertig zu werden, so daß ich unsere Unternehmung nach kürzester Zeit genießen konnte.

„Wo bist du denn mit deinen Gedanken?“ fragte er mich; ich schaute auf, in ein liebevoll lächelndes Gesicht. „Du siehst so ganz weit weg aus.“ „Weit weg? – Gar nicht, bei unserem Urlaub bin ich, und bei unseren früheren Unternehmungen, beim Klettern beispielsweise. Ich denke gerade daran, was wir schon alles miteinander erlebt haben, viel Schönes und auch viel Gefährliches oder Belastendes. Und wie ich mich freue, daß wir das miteinander durchgestanden haben.“

„Dann laß dich nicht stören“, meinte er, mir den Arm um die Schultern legend, und sofort versank ich wieder in meinen Gedanken und Träumen.

Ja, viel hatten wir erlebt in den vergangenen zehn Tagen, Erlebnisse, die uns, obwohl oder vielleicht gerade weil sie belastend gewesen waren, ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl vermittelt hatten.

Vor meinem geistigen Auge tauchte wieder der schmale Pfad durch den Wald von Taramarang nach Malemche auf: dumpfe, feuchte Hitze und Unmengen von Blutegeln, kleinen braunen Blutsaugern, die am Boden herumkringeln und sich keine Gelegenheit entgehen lassen, über den Rand der Turnschuhe in ergiebiger Gefilde, sprich Beine zum Anzapfen, vorzudringen. Ständiges Beobachten der eigenen Füße und der Schuhe des Partners gehörte zur Wanderung. „Halt, paß“ auf, da ist einer, ja, links, schnell!!!!“ – man tritt sich selbst auf den Fuß und den sich anirschenden Wurm in den Waldboden.

Dieser Weg war Teil unseres Trecks durch das Helambu-Gosainkund-Langtang-Gebiet. Es war schon ein tolles Gefühl, so ganz allein weitab jeglicher Bevölkerung und aller Dinge zu sein, die viele Menschen nicht einmal als Zivilisation bezeichnen würden. Ernsthaft krank werden durfte man hier ebensowenig wie sich verletzen. Aber meine Ängste hatten sich in den Tagen zuvor so weit gegeben, daß mich der Gedanke in keiner Weise mehr schreckte.

Das tat er erst wieder zwei Tage später und 2000 Höhenmeter weiter oben, als Tilo höhenkrank, wie betäubt von Kopfschmerzen und Übelkeit in unserem Zelt lag, an dem der Sturm zerte und die Blutegel krabbelten und durch dessen Wände der heftig prasselnde Regen mit der Zeit ins Innere drang. Es war eine unangenehme Nacht, viele angstvolle Gedanken beschäftigten mich, während ich wach ins Dunkel starrte. Wenn es noch länger so weiterregnete, wie würden dann wohl die Flüsse aussehen, würden sie noch passierbar sein? Wenn es Tilo noch länger so schlecht ging, was dann? Wir hatten noch ca. 1000 Höhenmeter Aufstieg vor uns. Das dumpfe Grollen einer fernen Steinlawine schreckte mich hoch – hoffentlich hatte ich unser Zelt nicht in der Bahn weiterer möglicher Erdbeben aufgestellt! Alles, was zu tun war, lag nun plötzlich an mir. Zeit aufstellen, dafür sorgen, daß der Platz stimmte, daß alles möglichst trocken blieb. Wie ungleich schwieriger ist es doch, allein im strömenden Monsunregen ein großes Spitzzelt aufzustellen, dessen nasse, klebrige Bahnen der wütende Sturm mir aus den Händen zu reißen drohte und sie dann wieder aneinanderklatschte. Neben mir hörte ich ein leises Stöhnen und das Geräusch eines sich ruhelos herumwälzenden Menschen. Zuneigung und Mitleid überfluteten mich wie eine Welle, und ganz plötzlich merkte ich, wie sich meine Befürchtungen in Kraft und Energie verwandelten, daß ich auf einmal das Gefühl hatte, wie schlimm es auch kommen würde, ich würde es schon schaffen. Was war schon das bißchen Arbeit in Sturm und Regen gegen die Schmerzen und Übelkeit, die mein Freund zusätzlich zu dem Wetter ertragen mußte. Und er jammerte mir schließlich auch nichts vor!

Sturm und Regen – das sollte die nächste Zeit so bleiben! Schaudernd erinnere ich mich an den Gosainkund-Paß, den wir

am folgenden Tag überschritten, nachdem sich Tilo mit Hilfe von Tabletten wieder einigermaßen gefangen hatte. Es goß in Strömen, hart an der Grenze, jeden Moment in Schnee überzugehen. Wir hatten nichts Trockenes mehr am Leibe, seit Tagen eigentlich nicht mehr. Der Sturm, der einen beinahe umwarf, drang empfindlich kalt durch die durchnäßte Kleidung. Nun war ich am Ende, denn Kälte ist für mich das Schlimmste.

Auf dem Paß (4680 m ü. NN) angelangt, blieben wir trotzdem kurz stehen und umarmten uns, froh, wenigstens die Höhe erreicht zu haben. Ich drängte zum Weitergehen, vor allem, seit ich durch den Regenvorhang für einige Augenblicke ungefähr dreihundert Höhenmeter unter uns ein paar Hütten erspäht zu haben glaubte. Der Gedanke an Sherpas oder Hirten, an Wärme, ein Feuer, vielleicht sogar heiße Milch oder Tee gab mir plötzlich wieder Mut und Kraft, ließ die steifen Muskeln wieder bewegungsfähig werden.

Voller Hoffnung rannte ich durch das kalte Wasser, das die Hänge herunterschloß, auf die Hütten zu. Man sah sie jetzt schon deutlich, es war keine Einbildung gewesen! Nur Minuten später brachen meine Wunschträume und Hoffnungen jäh zusammen, die Enttäuschung überfiel mich mit aller Härte. Die Hütten – sie waren leer, unbewohnt, Fenster und Türen starrten uns als schwarze, offene Löcher entgegen, durch die der Sturm heulte. Ich stand in einer der verlassenen Steinhütten auf dem von einer Rußschicht überzogenen Boden und sah Tilo mit einem um Hilfe bittenden Blick an; ich konnte mich nicht mehr bewegen, da ich vor lauter Kälte Muskelkrämpfe hatte. Nun war er in der Rolle dessen, der für den anderen zu sorgen hat. Lager aufbauen, Feuer machen, Essen kochen, trösten, wärmen...

...O ja, wir hätten nervös werden können in diesen beiden Situationen, hätten jammern und uns Vorwürfe machen können, oder auch bei der geringsten Kleinigkeit „ausflippen“. Schließlich waren unsere Nerven schon einigermaßen gespannt – zwei Tage mindestens bis zur nächsten Siedlung, fast nichts mehr zu essen, vor allem fast kein Gas mehr und lauter nasse Sachen, keine Aussicht auf Wetterbesserung. Allerhand Fragen beschäftigten uns. Wie würden die Flüsse morgen aussehen? Würden wir morgen überhaupt weitergehen können?

Das Wasser kam langsam durch alle Ritzen in die Hütte geflossen und vermischte sich mit dem Ruß, auf dem unsere Matten lagen, zu einem eckigen schwarzen Brei... aber wir wurden nicht aggressiv, schließlich waren wir ja zusammen, das war die Hauptsache, wir konnten uns gegenseitig helfen, und so würde alles zu überstehen sein.

Das war es dann auch – sowohl die Situation am Paß als auch der folgende zweitägige Marsch durch mehr als knöcheltiefen Schlamm in Sturm und Regen, durch reißende Flüsse – und immer mit den Blutegeln kämpfend.

Dieses Trekking durch das nepalische Vorgebirge, es enthielt für mich einige belastende Situationen, von denen die beiden geschilderten sicher die am meisten mit Streß verbundenen waren. Und ich konnte feststellen, daß sie in bezug auf unsere Beziehung nicht ohne Wirkung geblieben sind. Das Gefühl, es gemeinsam durchgestanden zu haben, vermittelte ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und das zutiefst beglückende Bewußtsein, im anderen

jemand zu haben, auf den man sich in jeder Situation verlassen kann, der nicht gleich durchdreht und mit dem man es guten Gewissens wagen kann, auch Unternehmungen ungewissen Verlaufs und Ausgangs zu beginnen.

Daran dachte ich also, während wir in Delhi auf unseren Anschlussflug nach Frankfurt warteten. Und noch eine andere Sache beschäftigte mich, eine Frage recht grundsätzlicher Art. Wie wirken sich eigentlich Streßsituationen im Gebirge auf die Partnerschaft aus?

„... da müßten wir uns mit der Zeit fürchterlich streiten“

Diese Frage hatte mich – aber mehr am Rande – auch vor unserem Nepal-Urlaub schon beschäftigt. Den Anlaß dazu hatte die Bemerkung einer Bekannten gebildet, die sinngemäß so wiedergegeben werden kann:

„Ich möchte nicht immer mit meinem Lebenspartner, also mit dem Menschen, mit dem ich sowieso immer zusammen bin, im Gebirge unterwegs sein. Ich glaube, da müßten wir uns mit der Zeit fürchterlich streiten.“

Ich wollte natürlich wissen, wieso, da mir das nicht ganz einsichtig erschienen war. Die Antwort lautete folgendermaßen:

„Es ist doch klar; in einer Streßsituation lasse ich mich doch viel leichter zu einer unbeherrschten Handlung oder Äußerung hinreißen, wenn ich sie mit meinem Partner zusammen erlebe, der mich ganz genau kennt; da brauche ich mich doch nicht mehr zusammennehmen, er weiß ja sowieso, was in mir vorgeht. Und da brüllt man dann halt mal los, wenn was danebengeht, das ist nicht nur bei mir so, das habe ich schon bei mehreren Paaren erlebt. Da denkt man oft gleich, ‚Mensch, das Klettern ist ja beinahe ein Scheidungsgrund‘, wenn man so hört, was sich die Leute gegenseitig an den Kopf werfen.“

Diese Worte gaben mir zu denken, vor allem, da ich sie aus eigener Erfahrung in keiner Weise nachvollziehen konnte.

Und so beschloß ich, mich erstens selbst näher mit dieser Frage zu befassen und zweitens andere bergsteigende Paare oder Frauen zu fragen, ob sie ebenso wie Angelika der Meinung sind, daß eine Partnerschaft am Berg auf die Dauer nicht bestehen könne, weil sie unter dem Druck leiden würde, den die zwangsläufig mit dem Bergsteigen verbundenen Gefahren und Streßsituationen mit sich bringen.

Ich wußte aus eigener Erfahrung nur, daß das keineswegs unbedingt der Fall sein muß, daß sogar genau das Gegenteil der Fall sein kann. Aber es bleibt die Tatsache, daß die sogenannten Streßsituationen für die einen eine positive, für die anderen eine negative Wirkung haben können. Woran liegt das nur?

Bei näherem Hinsehen erkannte ich erst, wie kompliziert dieses Thema doch eigentlich ist und daß man hierüber sicherlich – auch wenn man hundert Paare befragen wollte – keine allgemeingültige Aussage würde machen können.

Denn: Was ist nun eigentlich eine Streßsituation im Gebirge? Ist es eine objektive Gefahr (Steinschlag, Wettersturz...) oder das subjektive Empfinden des einzelnen dieser objektiven Situation gegenüber?

Sicher gibt es Fälle, in denen einer total „gestreßt“ ist, während der andere die gleiche Situation noch gar nicht als Belastung empfindet; gibt es Fälle, in denen einer eine Grenzsituation erlebt (z.B. während einer langen Tour am Stand fürchterlich friert, während das Seil nur millimeterweise durch den Karabiner läuft, manchmal sogar wieder eingenommen werden muß und man sich schon angstvoll ausmalt, daß es weiter oben nur noch kälter wird und man so steif, wie man ist, sicher keinen Vler mehr hinaufkommt...) und für den anderen die Welt total in Ordnung ist (beispielsweise für den, der gerade an einer schwierigen Stelle kämpft und es ganz normal findet, daß es eben etwas dauert, und der vielleicht nicht einmal kälteempfindlich ist, im Gegensatz zu seinem zähneklappernden Seilzweiten).

Streß – das ist also eine recht individuelle Sache, was zur Folge hat, daß sie sich auch bei jedem etwas anders auswirken wird. Auch die Umstände, unter denen man eine gefährliche oder belastende Situation erlebt, spielen m.E. eine Rolle. Sie sind abhängig von der Art des betriebenen Bergsports. Wettersturz in einer großen Wand, oder Steinschlag – Risiken des extremen Alpinismus; die Gefahr der Blamage, wenn man vor einer Meute von sensationslüsternen Zuschauern unter dem Druck steht, einen Vlller hinaufkommen zu müssen – der Streß des Sportkletterers; oder die Situation des wochenlangen Wartens in der Enge eines Zeltens auf Wetterbesserung – Langeweile, zur Bewegungslosigkeit verurteilt, der Schrecken vieler Expeditionsbergsteiger! Das sind natürlich Situationen, in denen ich mir vorstellen kann, daß man seine Angst in Aggressionen gegen den einzigen Menschen, der gerade zur Verfügung ist (den Partner eben), entladen kann.

Angesichts der Tatsache, daß ich nur die positive Seite der Auswirkungen von Streßsituationen kennengelernt habe, wollte ich natürlich von anderen wissen, aus welchem Grund sie negative Auswirkungen erfahren und welche Situationen diese hervorgerufen hatten. Hierzu fiel mir ein bekanntes Ehepaar ein, bei dem mir der Fall zu sein schien, daß der einstmals mit Begeisterung zusammen betriebene Sport zum trennenden Faktor geworden war.

Bei den beiden, so schien mir, herrschte ein extremer Leistungsdruck innerhalb der Partnerschaft, da sie wohl ständig überfordert war, während er seine Ungeduld verbergen mußte, da sie im Leistungsniveau eben sehr starke Unterschiede aufwies.

Barbara hat mir dazu ihren Fall erzählt. Ich finde, etwas sehr Bezeichnendes für das Zusammensein zweier sehr unterschiedlich starker Partner.

Barbara ist eine hübsche, sportliche Frau mit kurzen braunen Haaren und einem entschlossen wirkenden Gesicht. Vor zwölf Jahren hat sie ihren Mann geheiratet und ist jetzt Mutter eines zehnjährigen Jungen. Ihr Mann ist ein begeisterter Kletterer und Allroundbergsteiger, der von Jugend an im Gebirge unterwegs war und auch immer sehr aktive Kletterspezin hatte. Barbara kannte Berge bis dahin nur aus der Seilbahnperspektive. Martin stellte sie gleich am Anfang ihrer Ehe vor die Wahl: „Entweder du kommst mit, oder ich geh' am Wochenende allein ins Gebirge. Daheimsitzen oder Stadtbummel kommt für mich nicht in Frage.“ Klar, daß sie mitmachte. Er brachte ihr alles, was sie wissen und

können mußte, von der Pike auf bei, und es machte ihr von Anfang an einen Riesenspaß, unter seiner Führung zu klettern, mit ihm Ski- und Eistouren zu gehen. Daß es keine Touren im oberen fünften oder sechsten Schwierigkeitsgrad waren, schien keinen von beiden zu stören. Allerdings blieb es auch im Laufe der Zeit dabei, daß Martin die Führung, Planung und Verantwortung innehatte und Barbara so nie die Chance erhielt, sich selbständig zu bewegen. Hinzu kam noch seine leistungs- und routinemäßige Überlegenheit.

So konnten sie die Leistungsdifferenz zwischen ihnen nie abbauen, und dies führte schließlich dazu, daß der Leistungsdruck ihnen die Freude an gemeinsamen Unternehmungen verleidete, da er das Bergsteigen und sogar schon den Gedanken daran zu einer einzigen Streßsituation machte.

„Ja, da hast du vollkommen recht“, begann Barbara ihre Erzählung, nachdem ich ihr meine Theorie vorgestellt hatte. „Ich kann dir da manches erzählen, was ich genauso erfahren habe, wie du es gerade gesagt hast. Als Martin und ich geheiratet haben, habe ich gar nichts gekonnt, er hat mir das Bergsteigen praktisch von Null an beigebracht. Und es hat Spaß gemacht, anfangs. Da waren wir verliebt, frisch verheiratet, Martin hat wahnsinnig viel Rücksicht auf mich genommen. Wahrscheinlich dachte er, das würde schon werden mit der Zeit; und so hat er sich auch nicht darüber beklagt, daß wir keine allzu schweren Sachen miteinander gehen konnten. Daß ihm das aber doch sehr fehlte, merkte ich erst, als er anfang, mir manchmal, beispielsweise im Urlaub, zu empfehlen, mir doch einen Ruhetag zu gönnen, während er mit seinem Freund Reinhard schwere Touren ging.“

„Und wie war das für dich“, wollte ich wissen, „hast du dich geärgert, weil du nicht dabeisein konntest, oder hast du die Kletterpausen genossen?“ Barbara schenkte uns Kaffee nach, ich konnte ihr ansehen, daß das Gespräch sie bewegte und die Beschäftigung mit der Kaffeekanne ihr Zeit geben sollte, ihre Gedanken zu ordnen und zu formulieren. „Nein“, meinte sie dann, „ich habe es nie vollkommen akzeptieren können, ganz im Gegensatz zu Karin, Reinhard's Freundin. Der hat es nichts ausgemacht, Hauptsache, sie brauchte sich nicht allzusehr anzustrengen. Am Anfang habe ich mich sogar ganz fürchterlich geärgert, konnte mich über nichts mehr freuen und war ganz schön unleidlich. Ich glaube, daß ich damals unsere Beziehung einer ziemlich harten Probe ausgesetzt habe. Weißt du, bis zu jenem Gespräch war das Bergsteigen zusammen mit Martin für mich die schönste Sache der Welt, ganz ohne Druck und hohe Ansprüche.“ – „Welches Gespräch meinst du?“ – „Das war im Urlaub, vor ungefähr drei Jahren. Wir waren zu viert nach Südtirol gefahren, Martin und ich und Reinhard und Karin. Wir hatten schon ein paar Touren zu zweit, manchmal auch zu dritt gemacht, wenn Karin keine Lust hatte, als Martin den Wunsch äußerte, an der Marmolada die ‚Via dell'Ideale‘ zu gehen. Ich las mir die Führerbeschreibung durch und war sofort Feuer und Flamme. Es würde meine bisher längste und schwierigste Tour werden. In das wohlthuende Gefühl, gut in Form zu sein, mischte sich ein leises Unbehagen, die Furcht, der Sache nicht gewachsen zu sein; aber ich wischte alle Bedenken beiseite – Martin war schließlich dabei, was sollte schon passieren!“

Aber da machte dieser selbst meine Freude auf ein tolles Erlebnis mit ein paar Worten zunichte. „Hoffentlich hält das Wetter morgen“, sagte er zu Reinhard. „Ich bin eigentlich ganz zuversichtlich.“ Und mit einem Lächeln zu uns herüber: „Dann können sich unsere beiden Frauen einen schönen Tag in der Sonne machen.“ Ganz langsam dämmerte mir, was das bedeutete. Martin wollte die „Ideale“ nicht mit mir, sondern mit Reinhard gehen, wie schon so viele schwere Touren zuvor. „Du gehst die Tour ohne mich?“ fragte ich noch immer ungläubig. „Und du sagst es mir nicht einmal, so selbstverständlich ist das für dich?“ „Aber, Barbara, daß du überhaupt auf die Idee kommst“, meinte er erstaunt. „Das geht doch nicht, daß wir beide zusammen diese Tour machen. Denk‘ doch mal nach, was passiert, wenn das Wetter schlecht wird! Überhaupt, auch wenn die Verhältnisse optimal sind, sind die Schwierigkeiten weit über deiner Leistungsgrenze. Du kannst keinen Meter führen, keinerlei Verantwortung übernehmen oder Entscheidungen treffen! Und überhaupt bist du viel zu langsam! Wir kämen nie in einer akzeptablen Zeit durch, nein, das kommt nicht in Frage!“

„Nun, zuerst war ich völlig vernichtet, der nächste Tag war für mich eine Katastrophe. Karin und ich lagen wirklich in der Sonne, aber ich wälzte üble Gedanken. Ich wußte, alles was Martin gesagt hatte, stimmte. Und plötzlich überfiel mich das große Elend: Ich bin schlecht, viel zu schlecht, um mit ihm Touren gehen zu können, die ihm auch Spaß machen, dachte ich. Langsam bin ich, schwach, ein Klotz am Bein, den man nur aus Gnade oder Mitleid durch eine Tour schleift. Ein elender Schwächling und Möchtegern-Bergsteiger, der alle aufhält, auf den man immer warten und Rücksicht nehmen muß! Was werden die anderen wohl von mir denken, Martin und Reinhard und alle! Sicher hat mich Martin oft verflucht, wenn er mit einer schweren Tour liebäugelte und statt dessen seine Frau durch einen Vierer führen durfte! Sicher wäre er viel lieber mit einem gleich starken Partner unterwegs gewesen!

So machte ich mich innerlich immer mehr fertig; fragte mich, warum er mich überhaupt mitnahm, und mein Selbstbewußtsein sank unter Null. Ich mit meiner Minderwertigkeit fühlte mich dafür verantwortlich, daß mein Mann nicht soviel Spaß haben konnte, wie er sich m. E. wünschte, sah plötzlich, daß ich als Partnerin in keiner Weise genügen konnte. Am Abend konnte ich mich nicht mit den anderen freuen, die als Sieger, strahlend und glücklich, von der Tour zurückkamen. Ich wandte mich ab, weil ich heulen mußte, als Karin ihren Reinhard umarmte. Martin kam mir nach. „Barbara, morgen gehen wir zusammen was Schönes, Leichtes, ja?“ „Okay“, antwortete ich. Es klang wie blanker Hohn in meinen jetzt übersensiblen Ohren. Was Leichtes – eine Ausruhtour für ihn, genau das, was meinem Standard angemessen war! Er hatte seine Tour gehabt, jetzt konnte er sich ja wieder einmal zu einem Unternehmen mit Klotz am Bein herablassen! Plötzlich hatte ich Angst, total zu versagen. Ich wußte, daß er mich mitnahm, weil er mich gern hatte und mir auch eine Tour zukommen lassen wollte. Aber sollte er mir zuliebe auf sein Vergnügen verzichten müssen? Nein! Ich mußte besser werden, mußte gleichwertige Partnerin sein können! Ich setzte mich von diesem Zeitpunkt an selber total unter Leistungsdruck und wurde mit der Zeit immer unsicherer und ungeschickter, als es am Anfang nicht gleich so ging, wie ich

wollte. Ich bekam immer mehr Angst, dem mir selber zum Ziel gesetzten Anspruch nicht genügen zu können, und diese Angst lähmte mich direkt, die Angst, zu versagen, ließ mich versagen. Das Gefühl, es nie zu schaffen, setzte sich immer tiefer in mir fest und ließ mich immer schlechter werden. Ich konnte keine Tour mehr genießen, machte Fehler über Fehler, schon der Gedanke ans Klettern verursachte mir schlaflose Nächte und Übelkeit. Schon vor der Tour war ich völlig fertig und konnte keine Leistung mehr bringen. Als ich einmal im Vierergelände „flog“, glaubte ich in Martins Gesicht zu lesen, daß er auch dachte, daß man mit mir wirklich nicht viel anfangen konnte. Das gab mir den Rest, und mit der Zeit fing ich an, mich vor dem Bergsteigen zu drücken. Ich bekam Migräne oder war müde oder überhaupt schlecht beieinander, so daß ich nicht einsteigen konnte. Diese Alibis bewahrten mich davor, wieder einmal feststellen zu müssen, was für eine Flasche ich doch war. In meinen eigenen Augen zumindest. Ja, das führte dazu, daß Martin immer öfter mit Reinhard wegging, ich blieb zu Hause. Auch bei anderen Sportarten, Radfahren oder Skitouren war das so, da meine Angst, nicht zu genügen, auch auf diese Bereiche übergegriffen hatte. Früher war es mir normal und nicht im geringsten beunruhigend erschienen, daß ich halt etwas langsamer war als die Männer, jetzt entwickelte ich auch hier einen Ehrgeiz mit derart irrationalen Zielsetzungen, daß ich binnen kurzem auch bei diesen Sportarten krank spielte und sie praktisch aufgab.“ Barbara schaute mich an und lachte. „Ich weiß nicht, ob man das verstehen kann“, meinte sie dann. „Ich weiß ganz genau, daß Martin liebend gern mit mir bergsteigen und sporteln würde, daß er gern mit mir zusammen ist und es ihm nichts ausmacht, wenn ich etwas langsamer oder schlechter bin als er. Und ich weiß auch genau, daß das einzige, was ihm die Freude verdirbt, mein griesgrämiges Gesicht ist und meine Selbstbezeichnungen, wenn ich wieder einmal vor mir selbst versagt habe. Und obwohl ich das weiß, bringe ich es nicht fertig, wieder unbeschwert Sport zu treiben. Ich schaffe es nicht, nicht immer so gut sein zu wollen wie er und mich als Behinderung zu fühlen, wenn ich das nicht kann. Und mit dieser Belastung ist für mich, eigentlich für uns beide, der Sport eine Qual, ja, ein Streß! Wir kommen jedesmal mit unglücklichen Gesichtern heim, weil ich mich als Versager fühle und Martin glaubt, durch seine Leistungsstärke an meinem Unglück schuld zu sein. Und bevor wir was zusammen machen, haben wir beide schon Angst davor, daß das Unternehmen wieder in bedrückter Stimmung endet. Das bringt nichts, und so habe ich halt aufgehört, und Martin macht alles mit Reinhard. Bloß – zufrieden sind wir beide mit dem Zustand auch nicht!“

Mein verdammt Ehrgeiz!

Schlimm, so etwas. Schauderdm dachte ich daran, daß ich vor einiger Zeit ganz nahe daran gewesen war, dasselbe Theater zu veranstalten, wenn ich beim Skilanglauf, beim Rennradfahren oder bei Skitouren einmal nicht so schnell war wie Tilo. Ich dachte dann auch: „Mein Gott, bist du schlecht, ein einziges Hindernis! Mit jemand anderem müßte es ihm sicher viel mehr Spaß machen.“ Zum Glück haben Tilo und ich dieses Problem in langen Gesprächen erschöpfend besprochen, und ich bin zu der Über-

zeugung gelangt, daß es nun einmal nicht geht, genausogut sein zu wollen, und daß der Wert eines Menschen nicht in Sekunden oder Schwierigkeitsgraden meßbar ist. Und daß mein Freund mich liebt, so wie ich bin – daß Zuneigung und die Freude an gemeinsamen Unternehmungen nicht von der Schwierigkeit der Tour oder gebrachten Leistung, sondern von der Einstellung der beiden Partner zueinander und zur Sache abhängig sind! Aber es hat Tilos ganzer Überzeugungskunst bedurft, mir ganz im Inneren begreiflich zu machen, was der Verstand mir schon lange diktiert hatte!

Und weil wir miteinander geredet haben, weil wir diese belastende Situation – sicher für uns beide eine Streßsituation – zusammen überwunden haben, haben wir auch daraus wieder ein intensives Gefühl der Verbundenheit mitgenommen.

Ich sehe eben den entscheidenden Unterschied so: Barbara und Martin haben nicht miteinander über ihr Problem geredet, sie haben beide immer geschwiegen und hinuntergeschluckt. Sie sind nicht dazu gekommen, die Streßsituation zu bewältigen; sie besteht also noch immer und konnte deshalb auch kein positive Wirkungen verursachendes Erlebnis darstellen. Ich glaube überhaupt, daß man die Art und Weise, wie zwei Leute in den Belastungssituationen des Alltags miteinander umgehen, ohne weiteres mit der Art zu reagieren in den Streßsituationen am Berg gleichsetzen kann; von der Tendenz her zumindest, denn daß die Intensität je nach Tiefe des Erlebnisses oder Größe des Ereignisses verschieden ausfällt, leuchtet mir natürlich ein.

Ob man im täglichen Leben alles hinunterschluckt und somit jeder seinen Gedanken nachhängt, ohne sich mit dem Partner auszusprechen, oder ob man sich nach belastenden Situationen am Berg nicht miteinander unterhält, beide Male wird das Verständnis füreinander auf ein Minimum beschränkt bleiben müssen.

Über diese Dinge unterhielt ich mich also mit Barbara, und bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihr auch die Geschichte des für mich bisher extremsten und belastendsten Bergerlebnisses, das eine Streßsituation vollkommen anderer Art bedeutete.

„Das war im Sommer vor zwei Jahren, unserem ersten gemeinsamen Klettersommer. Ich hatte mit dem Klettern erst ein paar Monate vorher angefangen“, begann ich. „Wir waren schon zwei Wochen unterwegs, und es waren uns eine Reihe schöner Touren gelungen, aber eigentlich nichts Großes. Das Wetter war eben typisch August: am Morgen schön und am frühen Nachmittag Gewitter. Nun, in der dritten Augustwoche schien sich endlich ein stabiles Hoch in die Dolomiten vorgekämpft zu haben. Klar, daß wir unsere Zelte in der Sella sofort abbrechen (das ist nicht wörtlich zu nehmen, denn wegen des nächtlichen Regens hatten wir in einem alten Heustadel Quartier bezogen) und uns schleunigst auf den Weg in die Civetta machten.

Am Abend stiegen wir zu fünft – in der Sella hatten wir noch eine Dreierseilschaft kennengelernt, die auch in der Civetta etwas unternehmen wollten – zur Coldaihütte auf, nachdem wir uns in der Alm neben dem Parkplatz noch mit einigen riesigen Käsestücken versorgt hatten. Das Wetter versprach jetzt tatsächlich in eine stabile Phase überzugehen. Am nächsten Tag gingen wir, sozusagen als Eingeh tour, den Schoberiß an der Ostwand des Pan di Zucchero. Es war ein herrlicher Tag, und die Kletterei lief

einwandfrei, so daß wir für das am nächsten Morgen geplante Unternehmen voller Zuversicht steckten. Die ‚Aste-Verschneidung‘ durch die Nordwand der Punta Civetta sollte es werden. Ein elegant geschwungener Riß im sechsten Schwierigkeitsgrad, 700m Kletterei, meine bis dahin größte Tour. Ich freute mich auf das Abenteuer.

Wir gingen in zwei Zweierseilschaften, die Freundin des einen unserer neuen Bekannten war auf der Hütte geblieben. Diese verließen wir um sechs Uhr morgens und gingen um den Berg herum in Richtung Einstieg. Es war ein wunderbarer Morgen, das Wetter versprach wieder schön zu werden; nach ungefähr eineinhalb Stunden hatten wir, zum Schluß eine Sandreiß hinaufkrabbelnd – ein Schritt vor, zwei zurück –, endlich den Einstieg gefunden. Die Wand baute sich gewaltig über uns auf, und mit der gebührenden Vorsicht begannen wir, den brüchigen, noch feuchten 300m hohen Vorbau im dritten Schwierigkeitsgrad hinaufzuklettern. Es ging zügig voran, manchmal unterbrach ein Kollern, dann das dumpfe Geräusch des Aufschlags die Stille, wenn sich trotz aller Vorsicht ein Stein unter den Tritten eines Gefährten löste und dann lautlos in der Tiefe verschwand, von ganz unten noch einmal ein leises ‚Plopp‘ heraufschickend.

Bald hatten wir auch dieses eher etwas unangenehme Stück hinter uns und banden an dem Stand, wo sich die unten gemeinsam verlaufende Schlucht in die beiden Äste der Andrich- und der Aste/Susatti-Führe teilt, die Seile vom Rücken. Hier war der eigentliche Beginn der Tour.

Tilo sah mich an. ‚Willst du nicht vielleicht heute noch einmal mich alles führen lassen?‘ fragte er vorsichtig. Ich überlegte, sah die Wand hinauf. Was sollte ich tun? Bisher hatten wir erst eine Tour in Wechselführung geklettert, und die hatte nur eine Fünfer-Stelle gehabt. Ich schwankte schon sehr in meinem Entschluß, ab heute die Ära der Wechselführung beginnen zu lassen, da vernahm ich, wie einer unserer Bekannten zu Tilo sagte: ‚Ja, hast recht, sie soll nicht führen. Ich jedenfalls würde meine Freundin nie führen lassen, das ist sowieso nichts für Mädchen...‘ Das gab den Ausschlag, ich schwankte nicht mehr. ‚Natürlich führe ich!‘ Diesem typisch eingebildeten Mann wollte ich es schon zeigen! Und es ging auch gut, ich war genauso schnell wie er; anfangs kletterten wir parallel, was ihn dermaßen erregte, daß er mich vor die Wahl stellte, ihm entweder den Vortritt zu lassen, oder er würde auf der Stelle abseilen. Ich wartete also am Stand, als ich das nächste Mal zu führen an der Reihe war, und eine wilde Freude überflutete mich – er hatte nicht recht mit seiner Behauptung. Ich jedenfalls hielt die Seilschaften nicht auf. Dran bleiben, wenn möglich überholen, das waren meine einzigen Gedanken, die mir der Ehrgeiz diktierte. Geflissentlich übersah ich Tilos sorgenvolle Blicke, der wohl ahnte, was in mir vorging und daß dies der Sicherheit nicht gerade zuträglich sein konnte.

Einige Seillängen höher sah ich meine Chance gekommen. Sani kämpfte bereits in dem überhängenden schwarzen Riß über uns, der blutig schwer aussah. Rechts schien mir jedoch eine leichtere Umgehung der Stelle möglich, und ich probierte es aus. Sogar Haken steckten, ziemlich neue. Schnell war ich höher als er drüben in seinem Riß, der recht zeitaufwendig zu sein schien. Vom Ehrgeiz getrieben, hetzte ich die nachfolgende Verschneidung

hinauf, so schnell ich konnte. An deren Ende, wo ein ausgesetzter Quergang begann, steckte ein Haken. Schnell eine Expreßschlinge hinein und weiter! Zirka 10 Meter Quergang, dann noch einige Meter hinauf, Stand! Ich robbte zu dem Haken – verdammt, das Seil zog aber schwer! Selbstsicherung – ‚Tilo, Staaand!!‘ ‚Einholen‘ kam es von unten zurück. Ja, gern. Wenn es nur ginge. Heißer Schreck durchfuhr mich. Die Expreßschlinge, sie war viel zu kurz gewesen! ‚Das Seil kommt nicht, ich muß zurück!‘ rief ich und begann sofort abzuklettern. Zum Glück war es nur ein Vierer-Gelände. Ich Trottelt, dachte ich noch, mit so einem Blödsinn verliere ich Zeit! Ich ärgerte mich so, daß ich im Hinunterhasten nicht mehr an diese lockere Schuppe dachte.

Sie knirschte nur ganz leise, als sie wegbrach, unter den Füßen war plötzlich nichts mehr, die Fingernägel kratzten über den Fels, als den Händen der Halt entglitt.

Bruchteile von Sekunden nur dauerte der Sturz, aber das Gefühl des Fallens, der Leere prägte sich in mir für immer ein. Dann spürte ich einen dumpfen Schlag im Kreuz und den Schmerz. Ich schrie auf, vor Schreck wahrscheinlich.

Während ich, auf dem Rücken auf einer schmalen Leiste liegend, um einen kleinen Zapfen Tilo provisorisch nachsicherte, würgten mich Angst, Reue und Schuldgefühle. Mein verdammter Ehrgeiz! Vor meinem inneren Auge sah ich wieder Tilos Gesicht, so wie es in den vergangenen Stunden ausgesehen hatte. Es zeigte Sorge, Angst um mich, aber auch Verständnis für mein gekränktes Ehrgefühl. Und den Konflikt, ob er mich warnen, zurückhalten, oder ob er schweigen sollte.

Es tat entsetzlich weh, meine Hände sicherten automatisch. Ich sah die Wandflucht über uns, die Tiefe unter uns. So weit war es noch – nach beiden Seiten. Berichte über Rückzugstragödien, Abstürze und lebenslanger gesundheitlicher Einschränkung als deren Folgen zuckten durch mein Gedächtnis, und tiefe Hoffnungslosigkeit überkam mich.

Doch schon beugte sich Tilo über mich. ‚Judith, was fehlt dir, wir müssen abseilen, nicht wahr?!‘ Ich konnte im ersten Moment nichts sagen. ‚Wartet mall‘ rief er den anderen beiden zu. ‚Müssen wir abseilen?‘ fragte Sani, mittlerweile von oben. ‚Wir? O nein, nicht die beiden, nicht wegen mir! So gut war ich noch beieinander, daß ich einen gehässigen Unterton nach dem Motto ‚das habe ich ja gleich gewußt‘ herauszuhören glaubte. ‚Ich kann die Tour schon zu Ende gehen,‘ sagte ich zu meinem Freund. ‚Wirklich?‘ Ich versuchte, mich alleine aufzurichten. ‚Ja, bestimmt!‘ ‚Na gut – geht weiter, wir kommen auch!‘ Tilo half mir beim Aufstehen, es war kein angenehmes Gefühl. Und so quälte ich mich – nunmehr äußerst freiwillig als Seilzweite – die restlichen zehn Seillängen hinauf. An den Ständen ein Händedruck, ein paar liebe, aufmunternde Worte, wenn ich zu verzagen drohte. Wie er mir später erzählte, war die gesamte Tour auch für Tilo ein äußerst belastendes Unternehmen. Bis zum Sturz die Ungewißheit, ob ich im Vorstieg auch keinen verhängnisvollen Fehler machen würde in meinem Ehrgeiz und Übermut, danach, als es passiert war, die Sorge um meine Gesundheit und das Mitleiden, wenn ich vor Schmerzen nichts mehr sagen konnte, die Ungewißheit, ob ich die Tour schaffen würde oder ob wir doch noch würden abseilen müssen.

Vor allem wurde ein möglicher Rückzug mit jeder gekletterten Seillänge länger und problematischer.

Aber ich hörte weder in der Tour noch nachher ein Wort des Vorwurfs oder eine Andeutung von Enttäuschung über diesen Verlauf seiner Traumtour. Auch mich bewegten die Gedanken an einen möglichen Rückzug, die Frage des Durchhaltens. Und ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten, als ich nach der neunzehnten Seillänge hörte: ‚Judith, Stand – wir sind oben!‘ Mühsam setzte ich mich wieder in Bewegung, zum letzten Mal die Schmerzen spürend, die jede Bewegung nach der Zeit des Ausharrens am Stand den steif gewordenen Gliedern verursachte. Noch 40 Meter, dann...

Ich fühlte mich in die Arme genommen und hörte, wie Tilo sagte: ‚Judith, ich liebe dich.‘ Das Bewußtsein, es überstanden zu haben, diese Worte, die die innere Anspannung lösten – ich klammerte mich an ihn und heulte wie ein Schloßhund.“

Barbara hatte meiner langen Erzählung schweigend zugehört. „Ja, das war ein Erlebnis, das uns beide gefordert und sehr miteinander verbunden hat. Unserer Beziehung hat es auf keinen Fall irgendwie geschadet. Und ich hatte auch keine Gelegenheit, feige zu werden, da Tilo nicht glaubte, mich jetzt vor der Gefahr des Vorsteigens bewahren zu müssen. Er hat mir gleich, als ich wieder klettern konnte, Gelegenheit zum Führen gegeben, und so gehen wir seit damals jede Tour in Wechselführung. Er hat da viel Vertrauen zu mir bewiesen, und das ist, glaube ich, das Wichtigste überhaupt. Auch mir hat mein unbedingtes Vertrauen zu ihm geholfen, meine anfängliche Unsicherheit danach zu überwinden.“

Vertrauen – das ist mit Sicherheit das Schlüsselwort bei der Beantwortung der Frage nach den Auswirkungen von Streßsituationen im Gebirge auf die Partnerschaft. Vertrauen zum Partner und Vertrauen zu sich selbst und seinen Fähigkeiten in Relation zu den Schwierigkeiten, in denen man sich bewegt.

Ist dieses Vertrauen vorhanden, wird eine Belastungssituation erstens nicht so schnell zur Streßsituation, und, zweitens, sollte man tatsächlich Streß empfinden, ist es dann viel leichter, ruhig und überlegt zu bleiben, keine aggressiven oder unangemessenen Reaktionen zu zeigen.

So ähnlich hatte es auch Rudolf Lindner formuliert, als ich ihn und seine Frau Helga an einem sonnigen Apriitag auf ihrem wunderschönen kleinen Hof in der Steiermark besuchte.

Vor dem Haus in der Sonne sitzend, unterhielten wir uns lange über das Bergsteigen allgemein und die Frage der Streßsituationen im besonderen. Und so, wie die beiden erzählen, spürt der Besucher eine tiefe Verbundenheit, die das gemeinsame Hobby und die gemeinsam erlebten Abenteuer mit hervorgerufen haben.

Aufeinander eingespieltes Team

Ich fragte die beiden, ob sie belastende Erlebnisse im Gebirge eher als Negativum oder als Gewinn für ihre Beziehung erfahren hätten. Die Antwort war einhellig: Nur positiv! Bei ihnen zumindest. „Na, also streiten tun wir uns eigentlich nie, nicht wahr, Rudi?“ konnte Helga ohne langes Nachdenken feststellen. Und Rudi

stimmte ihr hierhin ohne Zögern zu. „Weißt du“, sagte er zu mir gewandt, „ich habe die Feststellung gemacht – oder besser: wir haben die Erfahrung gemacht –, daß es einen eher noch fester zusammenschweißt, wenn man einmal was erlebt hat, wo es ein bißchen knapp hergegangen ist.“ Helga nickte zustimmend. „Ja, solche Sachen miteinander durchzustehen, das verbindet unheimlich, und zum Streiten kommen wir da sicherlich nicht. Aus diesem Grund klettern wir am liebsten auch nur zu zweit, gehen am liebsten Touren, wo wir allein mit uns sind. Es macht uns nichts aus, wenn wir ganz auf uns selbst gestellt sind, im Gegenteil!“ Hier hakte Rudi wieder ein: „Laß es mich mal so ausdrücken: Eben aus dem Grund, daß uns die gemeinsam erlebten Abenteuer so sehr verbinden, machen wir am liebsten alles zusammen; keiner von uns geht mit einem anderen Partner – wir haben vollstes Vertrauen zueinander, und auch jeder zu sich selbst. Wir sind ein völlig aufeinander eingespieltes Team, und es ist wahnsinnig viel wert zu wissen, daß der andere jederzeit bereit und fähig ist, Verantwortung zu übernehmen, selbständig Entscheidungen zu treffen und zu handeln; zu wissen, daß man sich in jeder Lage unbedingt aufeinander verlassen kann und daß der andere sicher nicht durchdrehen wird.“

Dieses Wissen, dieses Vertrauen gibt uns die nötige Sicherheit, die wir brauchen, um in belastenden Situationen ruhig und überlegt zu bleiben – aber dieses Wissen hat man eben erst so sicher, wenn man einige sogenannte Streßsituationen miteinander erlebt hat. Das ist, so wie ich es sehe, ein ewiger Kreis!“

Jedoch muß dieses unbedingte Vertrauen in den Partner erst mit der Zeit entwickelt werden. Dies geschieht meist in einer Art „Übergangsphase“, die für beide Partner mit erheblicher Nervenbelastung verbunden ist, v. a., wenn die Konstellation so ist wie bei den meisten gemischten Seilschaften auch heute noch üblich. Meist kommt eben die Frau durch den Mann zum Klettern, auch bei Tilo und mir war das so. Als ich mit dem Klettern begann, hatte er bereits eine Reihe von Kletter- und Bergsteigerjahren überhaupt hinter sich und besaß damit im Gegensatz zu mir Können, Erfahrung und Routine.

Als ich ihm, während mir die Geschichte in der Civetta wieder durch den Kopf ging, sagte, wie sehr ich mich darüber freuen würde, daß er mir mit der Chance zum Vorsteigen auch die Möglichkeit, selbständig und selbstverantwortlich ins Gebirge zu gehen, gegeben hatte, gab er mir folgendes zur Antwort:

„Ja, jetzt bin ich auch froh darüber; aber in dieser Übergangsphase habe ich schon gute Nerven gebraucht. Als der Erfahrenere von uns beiden habe ich halt zwei Möglichkeiten gesehen: Entweder ich lasse mich von der Angst um dich leiten, dann bekommst du nie die Chance zu führen. Oder ich stelle meinen Wunsch nach einer selbständigen Seilpartnerin obenan – dann habe ich keine andere Wahl, als diese nervenaufreibende Zeit in Kauf zu nehmen. Es ist nämlich schon ganz schön schwer, einem geliebten Menschen die Chance zur Selbständigkeit zu geben, wenn man gleichzeitig weiß, daß dies für den anderen auch schlechte Erlebnisse und Erinnerungen, Verletzungsgefahr, ja sogar den Tod bedeuten kann! Der Konflikt ist nun: Kann ich es besser mit meiner Liebe vereinbaren, den Partner diesen Gefahren sich aussetzen zu lassen und damit zu sich selbst zu finden

oder ihn vor jedem Risiko bewahren zu wollen und ihm damit aber jede Möglichkeit zur Selbständigkeit zu verwehren. Wahrscheinlich hätte die letztere Art unserer Beziehung nicht allzu gut getan, denn ich bin mir sicher, daß du mit der Rolle der ewigen Seilzweiten nicht zufrieden gewesen wärst, was wohl relativ bald zu Konflikten oder Unlust am Klettern geführt hätte. Nein, da habe ich schon lieber die paar Monate mit flatternden Nerven in Kauf genommen und gehofft, dir möge nichts passieren und Du mögest auch negative Erfahrungen – wie deinen Absturz zum Beispiel – letztlich als Chancen zum Selbständigwerden und somit als positive ‚Fingerzeige des Schicksals‘ sehen und verarbeiten können. Ich glaube, diese Zeit hat sich für uns beide mehr als gelohnt!“

Rudi Lindner hatte ganz ähnliche Vorstellungen:

„Aber das kann auch nur so positiv funktionieren, wenn die ersten Belastungen, die man zusammen erlebt, nicht zu einer negativen Reaktion führen; und da kommt es ganz stark auf die Art der Situation und die Art der Partnerschaft an. Eine Streßsituation, die nicht im Rahmen dessen vorkommt, was man gerade noch vor sich verantworten kann, führt leichter dazu, daß man gereizt und ungeduldig reagiert und dies in schlechter Erinnerung behält. Genau dasselbe passiert halt, wenn kein Selbstvertrauen da ist oder wenn die Grundeinstellung innerhalb der Beziehung nicht stimmt, also wenn von vorneherein keine Vertrauensbasis besteht.“

„Das klingt alles ein wenig theoretisch, aber mir fällt dazu gerade ein wirklich passendes und lustiges Beispiel ein“, unterbrach ihn Helga lachend. „Es ist schon ein paar Jahre her, da waren wir in der Brenta. Dort haben wir, als wir uns im Abstieg von einer Tour befanden, ein Paar getroffen, das dort gerade im Aufstieg war. Es war – sagen wir – Gelände im vierten Schwierigkeitsgrad, und die beiden waren dem Unternehmen in keiner Weise gewachsen. Sie maulten sich die ganze Zeit an; da sie ziemlich lange an einer Stelle kämpften, hatten wir Gelegenheit, das kleine Drama zu verfolgen. Die Frau, die völlig überfordert an ihrer Leistungsgrenze angelangt war, hatte an dieser Stelle große Schwierigkeiten. Der Mann sah wohl, daß die Sache in den Graben gehen würde, auch er war selber wohl nicht so ganz sicher, wie er das Unternehmen retten und verantworten sollte. Jedenfalls machte er einen unglaublich fahigen, nervösen und gereizten Eindruck und versuchte, seiner Frau in nicht gerade sehr hilfreicher Weise gute Ratschläge zu geben. Da sie aber trotz seiner in buntem Durcheinander hingeworfenen unterschiedlichen Tips noch immer in derselben unglücklichen Stellung im Gelände hing, wußte er mit einemmal nur noch in ziemlich unfreundlichem Ton zu fordern, sie solle sich doch nicht so dämlich anstellen. Die Reaktion der Frau war dann direkt überwältigend! Trotz ihrer verzweifelten Lage blitzte sie ihn fuchsteufelswild an und schrie außer sich: ‚Geh, leck mich doch am Arsch, du...!‘ Ich mußte auch lachen, als Helga die Geschichte so voller Engagement erzählte. „Die waren beide total überfordert“, meinte sie. „Sie von ihrem Leistungsstand her, und er sah sich nicht in der Lage, die Verantwortung für das zu übernehmen, was er sich da angefangen hatte. Beide hatten keinen Funken Selbstvertrauen, und anscheinend fehlte ihnen auch das Vertrauen zueinander. Denn, wenn sie das gehabt

hätten, wären sie in dieser absolut nicht lebensbedrohenden Situation viel ruhiger miteinander umgegangen, hätten sie dieses nervöse und aggressive Verhalten nicht nötig gehabt.“

„Für die beiden wird das Klettern in Zukunft sicherlich eine sehr erquickende Sache sein“, auch Rudi grinste in Gedanken an die Episode. „O ja, das glaube ich auch“, meinte er; und gleich darauf wieder ernst werdend: „Wenn ich da an existentielle Situationen denke, die Helga und ich gemeinsam durchgestanden haben, ja, da waren wir eben immer ein Team, in dem das totale Vertrauen herrschte, so wie ich es vorhin theoretisch geäußert habe. Vielleicht haben wir uns sogar mal übereinander geärgert, aber das dann nicht gezeigt. In solch einer Lage ist die Zusammenarbeit wichtig, die Einigkeit. Den Zorn auf den anderen vergißt du auch völlig, wenn du weißt, was nötig ist, um aus einer beschissenen Sache wieder herauszukommen...“

„Denkst du auch ans Abseilen vom Lotus Flower Tower?“ fragte Helga ihren Mann mit einem leisen Lächeln. „O, ja, das war so was, wo man sich total hätte fertigmachen können – ohne daß dadurch etwas anders geworden wäre. Wir waren damals – 1977 – mit Freunden losgefahren, machten unsere Touren aber zu zweit, so wie wir es gewohnt waren. Wir brauchten drei Tage für die Wand; das Wetter ist dort oben ja nicht sehr beständig, und uns traf es so, daß wir die Seillängen, die man normalerweise vom Biwakplatz aus für den nächsten Morgen vorbereitet, wegen des Unwetters eben nicht vorbereiten konnten. Diese Seillängen sind äußerst zeitaufwendig, und die Zeit, die wir am nächsten Tag dazu brauchten, ging uns dann bitter ab. Normalerweise schafft man die Tour mit einem Biwak auf der großen Kanzel, andere gute Biwakmöglichkeiten gibt es sowieso nicht. Und so mußten wir ein zweites Biwak in Kauf nehmen, denn es wurde dunkel, als wir gerade in den Ausstiegrissen waren. Weiterklettern wäre absolut lebensgefährlich gewesen. Es war dunkel, regnete, ich hatte nur vier Keile passender Größe! Damals existierten noch keine genauen Informationen über das benötigte Material, so daß ich viel zuwenig hatte. Also blieb uns nichts anderes übrig, als die Nacht in Schlingenständen zu verbringen.“

Kaum daß am nächsten Morgen genug Licht war, begannen wir, wieder zu klettern, wir mußten uns beeilen, denn das Wetter wurde immer schlechter, und der Abstieg lag noch vor uns. Abseilen über die ganze Höhe des Berges, denn der Abstieg ist auch ein Fünfer! Wasserfälle stürzten über die Wand, oben schneite es, Nebel hüllte uns ein. Nur manchmal sah ich Helgas blaue Daunenjacke durch ein Loch in den uns umgebenden Schwaden auftauchen – das war für Momente der einzige Kontakt zwischen uns.“ „Der Abstieg dauerte den ganzen Tag“, erzählte Helga weiter, „und da kam dann die Situation, die ich wirklich als absolute Streßsituation bezeichnen möchte. Man muß dazu vorher erwähnen, daß Rudi mich nie selbständig abseilen läßt, weil er Angst um mich hat; er läßt mich immer mit dem Halbmastwurf hinunter. Das ist etwas, was ich absolut nicht leiden kann, und ich denke, meine Abneigung gegen diese Methode kommt von jenem Erlebnis. Mit Sicherheit wäre das auch nicht vorgekommen, wenn ich damals selber abgeseilt hätte. Das ist aber auch wirklich das einzige, worüber wir sogar streiten, nein, diskutieren können! Also, wir waren mitten im Abseilen, das Wasser schoß die Wände herunter,

und es wehte ein elender Sturm. Rudi ließ mich runter, aber es ging mir etwas zu schnell, ich übersah den nach einer Seillänge steckenden Abseilhaken, der sich etwas außerhalb der Falllinie, in der ich hinunterfuhr, befand. Als das Seil aus war, hing ich unter einem Überhang, keine Chance, irgendwie die Wand zu erreichen. Rudi baute oben eine Seilverlängerung, und die Fahrt ging weiter. Wegen des dichten Nebels und der Geräusche, die Sturm und Wasser verursachten, hatte ich zu Rudi weder Sicht- noch Rufkontakt. Am Ende der zweiten Abseilfahrt sah ich plötzlich ungefähr fünf bis sechs Meter links von mir, am Ende einer abschüssigen, glitschig aussehenden Platte, einen Haken stecken. Diesen galt es zu erreichen. Obwohl ich mir ausrechnen konnte, daß das Seil nicht bis dahin reichen würde, versuchte ich es mit Pendeln. Keine Chance! Schon als der Gedanke, der die einzige Lösung bedeutete, noch ganz unklar in mir dümmerte, überfiel mich siedendheiß und lähmend die Angst vor dem, was ich tun mußte. Ich versuchte, möglichst guten Stand zu fassen und band mich mit zitternden Fingern aus. Nun war ich völlig ungesichert, das Seil schwankte lautlos vor mir weg, hinaus in den Nebel; unter mir konnte ich die Tiefe wegen der grauen watteähnlichen Schwaden nur ahnen, was sie doppelt grausig erscheinen ließ. Ich bekam entsetzliche Angst, aber das half auch nichts; ich versuchte, nicht an die 400 Meter Wand – oder Luft – unter mir zu denken und begann vorsichtig, auf flechtenüberwachsenen, schmalen Leisten nach links zu queren, den Haken als Anhaltspunkt für die Augen fest fixierend. Jeden Moment hatte ich das Gefühl, gleich wegzurutschen, die paar Meter zogen sich elend. Endlich hatte ich den Haken erreicht, sicherte mich – und konnte endlich aufatmen.“

Jetzt mußte ich nur noch auf Rudi warten, der, als er mein Gewicht nicht mehr am Seil gespürt hatte, dieses eingeholt hatte; hoffentlich fand er nach einer Seillänge eine Sicherungsmöglichkeit! Als ich da so ganz allein an meinem Haken in der Wand hing, überkam mich schon Zorn auf Rudi und diese blödsinnige Herablasserei, weil dadurch solche Situationen entstehen konnten. Dieses Erlebnis war mit Abstand das Gefährlichste, was ich je erlebt hatte.“

„Ich muß zugeben, ich habe mich auch geärgert, als ich die Seilverlängerung bauen mußte“, sagte Rudi dazu. „Ich dachte mir, daß Helga da wohl nicht aufgepaßt hatte; und ich wußte ja gar nicht, was überhaupt los war. Aber als ich nach zweimaligem Abseilen dann bei Helga ankam, hat keiner von uns ein Wort über die Sache verloren; wir waren nur froh, daß wir wieder zusammen waren, und konzentrierten alle unsere Kräfte auf das weitere Abseilen. Wichtig war, daß wir aus dieser verdammten Wand herauskamen, wer jetzt etwas verbockt hatte, ob es dadurch ein paar Minuten länger dauerte oder nicht, egal! Stell dir vor, du bist den dritten Tag bei diesem Wetter in der Wand, hast zwei Biwaks hinter dir, alles geht praktisch im Wasserfall vor sich, die Hände sind aufgeschwollen, du bist müde und willst runter. Also ich kann mir kaum denken, daß in einer derartigen Situation noch jemand auf die Idee kommt, den Partner dumm anzureden oder Aggressionen zu entwickeln.“ Und Helga fügte hinzu: „Da ist das Gefühl der Bedrohung so übermächtig, daß für andere Aktivitäten als die unmittelbar zur Bewältigung der Lage notwendigen weder Zeit

*Helga und Rudi Lindner auf
ihrer Hindukusch-Expedition zu zweit;
unten: Hochlager II am Rahozone.*

*Fotos:
Archiv Lindner*

noch Raum oder Kraft bleibt.“ Als ich das so hörte, dachte ich, daß dies alles sehr einleuchtend war. Nur paßte mir die Reaktion des Paares in der Brenta noch nicht so ganz in das Schema. Und auch Barbara und ihre Probleme – wo sollte ich das alles einordnen?

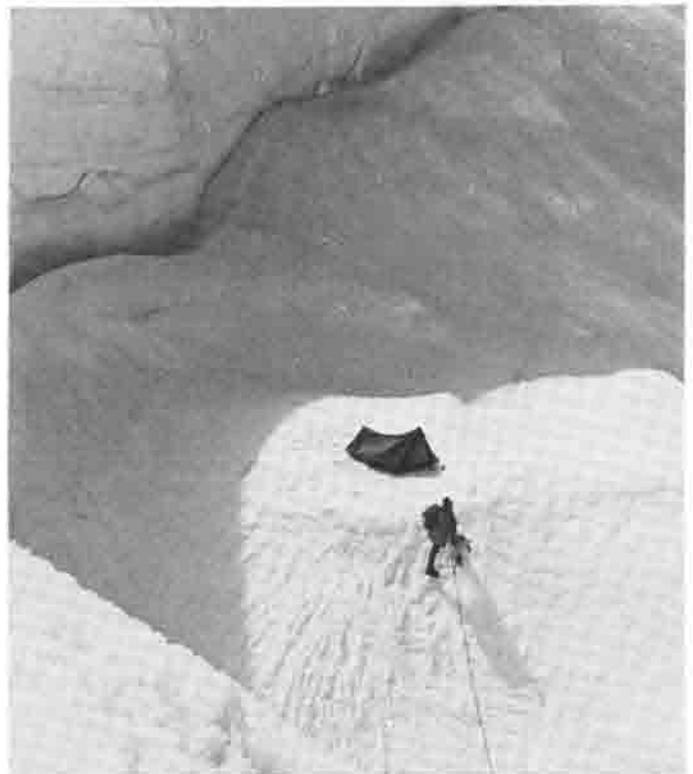
Gemeinsam kamen wir zu der Überzeugung, daß es sehr stark von der Art der Streßsituation abhängt, in welchem Maße es zu negativen Reaktionen und vor allen Dingen zu negativen Gefühlen und Assoziationen kommen kann.

Eine Streßsituation, die durch Leistungsdruck oder Überforderung ausgelöst wird, wird wohl eher dazu führen, genauso wie eine Situation, in der man zur Untätigkeit verurteilt ist. Das kann unter Umständen viel nervtötender sein und viel belastender als die einen unmittelbar bedrohende und Einsatz erfordernde Gefahr.

Zu ersterem fällt mir als Beispiel eine vorher schon kurz erwähnte Situation ein. Eigentlich ist es ja ganz leicht nachzuvollziehen: Ich stelle mir vor, ich bin in einer Klettertour, stehe seit zehn Minuten an demselben Stand. Es ist kalt, der Wind pfeift; ich friere entsetzlich, die Tour und die Schwierigkeiten, in denen der Partner gerade kämpft, sind noch lange nicht zu Ende. Und das Seil läuft nur millimeterweise durch den Sicherungskarabiner, manchmal kommt es zurück, wie eine bunte, heimtückische Schlange; ich muß es wieder einige Meter einnehmen, während die Finger gefühllos werden und der Wind in der Lage der erzwungenen Bewegungslosigkeit schneidend durch die Kleider dringt. Da dehnen sich die Minuten dann ins Endlose – ich kann mir gut vorstellen, daß man mit der Zeit zu fluchen anfangen kann und gegen gereizte Stimmungen nicht mehr ganz gefeit ist. Und ich kann auch noch nachvollziehen, daß man, je kälter es einem wird, immer mehr versucht ist zu fragen, was denn los sei, daß es gar so langsam geht. Der andere, der sein Bestes gibt und schwitzend Meter um Meter herauschindet, wird die eventuelle Gereiztheit der Frage nicht gerade begeistert registrieren und sich seinerseits denken, daß der andere da unten es besser selber probieren möge, anstatt noch dumm daherzureden!

Solche Gefühle entwickelt man sicherlich viel weniger leicht, wenn man gezwungen ist zu handeln – wie Lindners am Lotus Flower Tower. Aber auch zu der anderen Art von Streß weiß Rudi eine Geschichte zu erzählen.

„1969 haben wir eine Zweierexpedition in den Hindukusch gestartet. Zu unserem Hochlager II auf 6100m Höhe mußten wir einen ungeheuer zerklüfteten Gletscher überqueren, man kann ihn gut mit dem Bossonsgletscher vergleichen. Wir saßen in diesem Hochlager fest: Schneesturm, keine Aussicht auf Wetterbesserung in den nächsten Tagen. Helga ging es eines Nachts plötzlich schlecht, sie hustete und hatte Fieber und Schmerzen. Sie würde doch kein Höhenlungenödem bekommen? Da hatte ich schon eine schlimme Zeit mit vielen quälenden Fragen. Wie lange würde uns der Sturm noch hier festhalten? Würde Helga allein gehen können? Wenn nicht, wie sollte ich sie durch den Gletscherbruch transportieren?... Ich war furchtbar nervös, aber ich habe mich zusammengenommen, weil ich wußte, daß das Aussprechen der Befürchtungen Helga nur noch mehr belasten und mir nicht helfen würde. Und auch Helga hat nicht gejammert, hat am nächsten Tag, als zum Glück das Wetter kurz besser wurde, sogar den



Abstieg aus eigener Kraft geschafft... Ja, Helga, du warst wirklich sehr tapfer damals!" Rudi lächelte seine Frau in der Erinnerung an jenes Erlebnis liebevoll an.

Man sieht also an den verschiedenen Beispielen, daß Streßsituationen im Gebirge nicht zwingend zu Partnerschaftsproblemen führen müssen, sondern daß meist sogar eine tiefe Verbundenheit die Folge ist.

Wenn ich mir bei Lindners beispielsweise anschaute, wie liebevoll sie miteinander umgingen, könnte ich mir nicht vorstellen, daß es vorkommen könnte, daß sie sich gegenseitig Erfolge mißgönnten oder gemeinsames Erleben von sinnlosem Konkurrenzkampf überschattet würde. Auch die beiden waren der Ansicht, daß es notwendig sei, sich nach einem Abenteuer in Ruhe darüber zu unterhalten, so daß mögliche aufgestaute Konflikte gelöst werden könnten und man Verständnis für die jeweiligen Handlungen des anderen bekommen könnte. Als Beispiel nannten sie wieder den Lotus Flower Tower; zu Hause kam die Diskussion über Abseilen und Hinunterlassen.

Bisher habe ich immer nur von Situationen geredet, die mit irgendeiner belastenden Gefahr in Zusammenhang standen. Die Wissenschaftler sprechen hierbei von „Distreß“ – dem Phänomen, das im normalen Sprachgebrauch einfach als Streß bezeichnet wird. Aber es gibt ja zwei Sorten von diesem eigentlich neutral zu gebrauchenden Begriff, die zweite Art ist der sogenannte „Eustreß“ – der positive Streß also. Belastungen, die einen nicht bedrücken, sondern herausfordern, Schwierigkeiten, auf die man freudig losgeht. Und so möchte ich zum Schluß noch eine Geschichte erzählen, die ich vorigen Herbst in Südtirol erlebt habe und die auch mit zu meinen beeindruckendsten Bergerlebnissen gehört:

Oft schon hatten wir sie uns angesehen, die Soldäführer, wenn wir uns auf dem Abstieg vom Gamsband am Piz Ciavazes in der Sellagruppe befanden. Meist im Laufschrift die Einflugschneise der oft aus der charakteristischen Schlucht der Soldä kommenden Steine querend, blieben wir im sicheren Gelände stehen.

„Schau, sie ist immer noch naß!“ „Düster schaut sie aus und brüchig...“ „Abschreckend...“ „Aber gehen würd' ich sie schon gern mal... wenn sie mal trocken ist...“ Das waren so in etwa die Worte, die dann immer fielen.

Und vorigen September war es dann soweit: Trocken, gelb und mit angetrocknetem Lehm verziert schaute sie uns entgegen. „Nun kommt doch!“ schien sie hämisch zum Parkplatz herunterzugrinsen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen, wir kamen auch! Bewaffnet mit Doppelseil, Friends und Schlingen. Irgendwie unheimlich wurde es mir schon zumute, als wir am Wandfuß zu Beginn der kalten, dunklen Schlucht anseilten. Die anderen Touren am Ciavazes waren schließlich so schlecht auch wieder nicht, auch wenn man beinahe Platzkarten brauchte... wäre heute nicht, na, die Schubert beispielsweise lohnender gewesen?

Aber nein – ich wischte die Gedanken beiseite, als der Anseilknoten endgültig geknüpft war. Hinein! Und – erstaunlicherweise – der Fels war sogar relativ fest, und bis zum Gamsband war es eine wirkliche Genußkletterei!

Nach kurzer Zeit schon tauchten wir aus der kühlen, schattigen Schlucht auf ins strahlende Sonnenlicht, das golden über dem

Gamsband lag (und den ohnehin schon recht gelben zweiten Teil der Soldä noch gelber erscheinen ließ).

Der Farbe entsprechend war der zweite Teil ekelhaft brüchig-kleinsplittriges Zeug! Eine angetrocknete Lehmschicht überzog die Griffe und Tritte. Vorsichtig und zuerst etwas zögernd tastete ich mich höher; war ich etwa falsch dran – es steckten plötzlich so wenige Haken – gar keine nämlich. Bald merkte ich aber anhand der Führerbeschreibung, die Tilo mit schallender Stimme unter mir am Stand vorlas, daß das Fehlen von Zwischensicherungen für den oberen Teil der Tour mit Ausnahme der letzten drei Seillängen symptomatisch zu sein schien. Daran gewöhnten wir uns relativ schnell, ebenso an die unumstößlichen Tatsachen, daß man erst den Dreck wegwischen mußte, bevor man irgendwo hinstieg, daß alles recht locker war und daß man die Friends oftmals mehr in den Lehm schob, als daß man sie, wie eigentlich vorgesehen, in einen Riß steckte. Aber moralische Sicherheit gibt das wenigstens, auch wenn die Zwischen„sicherungen“ mehr zur Zierde dienen.

Trotzdem konnte ich mich zuweilen eines leicht flauen Gefühls nicht erwehren, wenn ich an wackligen Leistchen und Schüppchen balancierend an die wenigen, nicht besonders vertrauenerweckenden Absicherungen dachte. Aber was sollte es – schwierig war es zwar, aber wir fühlten uns der Sache gewachsen, und es machte Freude, sich in all dem Durcheinander den besten Weg nach oben zu suchen.

Nur einmal, als ich Tilo über mir im herausdrängenden Fels an einer Piazzschwarte hängen sah, die den Eindruck machte, als wollte sie sich jeden Moment zu den Felsen auf dem Gamsband gesellen, bekam ich doch Angst, und ich betete aus tiefstem Herzen darum, daß sie sein Gewicht doch aushalten möge – und der liebe Gott hielt die Schuppe fest. Wir kamen gut durch, alles lief hervorragend, und die Tour gefiel uns trotz ihrer objektiven Gefährlichkeit. Oben lagen wir uns glücklich in den Armen und bekannten uns, daß jeder in irgendeiner Situation für den anderen gebetet hatte.

Bergsteigen bringt vielfältige Streßsituationen und hat unzweifelhaft objektiv gefährliche Seiten, aber das Erlebnis Berg ist so groß, beglückend und verbindend, daß wir diese Abenteuer immer wieder suchen werden. Und anscheinend sind wir nicht die einzigen, die dieses Erlebnis mit dem Partner fürs Leben teilen wollen; schließlich sieht man in den letzten Jahren immer mehr gemischte Seilschaften im Gebirge!

Draußen ziehen im Frühlingswind die Wolken, bilden einen schönen Kontrast zu dem blauen Himmel; durch eines dieser blauen Löcher bricht die Sonne und zaubert mit einem warmen Strahl helle Flecken, durchsetzt mit den zarten, tanzenden Schatten der Birke vorm Fenster auf mein Papier, als ich die letzten Sätze niederschreibe. Ich lege den Stift weg und schaue hinaus, die strahlende Helle erscheint mir wie eine Aufforderung, voller Vorfreude und Zuversicht einem weiteren Bergsommer zu zweit mit all den Abenteuern, die er bieten wird, entgegenzusehen. Und es bleibt für alle bergsteigenden Paare zu wünschen, daß sie mit Streßsituationen und sich selbst so umgehen können, daß der anfangs zitierte Ausspruch nicht Wirklichkeit zu werden braucht: „...da denkt man ja gleich, das Klettern ist ein Scheidungsgrund...“



Ein neues Bild der Erde

Vom Sein und Werden in der Natur

Alexander von Humboldt, Naturforscher und Andinist starb vor 125 Jahren

Herbert Guggenbichler

Seite 126:
Der Cotopaxi,
gesehen vom Iliniza

Foto: J. Winkler

Der Alpenverein ist nicht übergesschnappt. Allerdings geschieht es auch nicht aus Verlegenheit, daß wir den Themenblock Auslandsbergfahrten/Expeditionen in diesem Jahrbuch mit einem Beitrag über Alexander von Humboldt einleiten.

Natürlich finden wir es interessant und darum mittellenswert, welch ein für seine Zeit erstaunlich versierter, vor allem aber engagierter Bergsteiger Humboldt gewesen ist. Dennoch wird uns nicht die Versuchung anfechten, ihn als einen der unsrigen zu beanspruchen, oder gar die Tradition unseres Expeditionswesens auf ihn zurückzuführen. Wir wollen, das Beispiel Humboldt vor Augen, auch keineswegs wieder auf die Forderung zurückverfallen, daß die Förderungswürdigkeit von Expeditionen und Auslandsbergfahrten an Menge und Bedeutung des wissenschaftlichen Ertrags zu messen sei, die sie zu erbringen bereit und in der Lage sind. Und schon gar nicht sind wir so vermessen, uns auf Humboldt zu berufen wegen des Bemühens, an dieser Stelle immer wieder auch Beiträge über Kultur, Geschichte, die soziale und wirtschaftliche Situation der Gastgeberländer, die unsere Mitglieder bereisen, einzuflechten. Doch es berührt uns, daß schon Humboldt, der Naturforscher, während seiner Amerikareise sich zu intensiven sozialpolitischen Studien auf Cuba zum Beispiel veranlaßt fühlte.

Heute ist ein Katzensprung, was zur Zeit Humboldts eine Weltreise gewesen ist. Was zur Zeit Humboldts noch das große Abenteuer gebracht hat, ist heute Angebot in Touristikkatalogen. Wir können nicht mehr so reisen wie Humboldt, selbst wenn wir das Zeug – Geld ist damit nicht gemeint! – dazu hätten. Wovon wir Humboldt aber vielleicht etwas abschauen könnten – einen Bruchteil wenigstens? –, das ist seine stets hellwache Offenheit und Aufnahmebereitschaft allen Eindrücken und Erfahrungen gegenüber: auch unerwarteten, nicht eingeplanten, die eigene Planung und Vorinformation möglicherweise sogar in Frage stellenden. Das ist die Bereitschaft, diese Eindrücke zu verarbeiten, die eigene vorgefaßte Meinung an ihnen zu überprüfen und nicht umgekehrt alles, was einem begegnet oder widerfährt, an der eigenen vorgefaßten Meinung.

Wenn wir das versuchen, werden wir auch darum als Bergsteiger und Touristen gewiß keine besseren Menschen werden. Aber vielleicht bessere Reisende! (d. Red.)

„Nur der Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gerne möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören.“

Johann Wolfgang Goethe

Als Alexander von Humboldt 1769 in Berlin geboren wurde, war der Dichter und Naturforscher Johann Wolfgang Goethe gerade 20 Jahre alt, der Naturforscher und Bergsteiger Horace Benedict de Saussure beinahe 20 Jahre alt. Sie, wie er, alle drei waren Kinder der Aufklärung, jener umfassenden Bewegung, welche dem Abendland durch zwei Jahrhunderte die geistige Gestalt gab. Diese bedeutende geistige Richtung, welche bestrebt war (erstmalig seit der griechischen Klassik), die Natur über die Philosophie zu stellen, und das freie Denken über Despotie und Absolutismus, erreichte gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Die Natur galt damals den Aufklärern als Beherrscherin aller Wesen und als Wegweiserin zur Erringung irdischer Glückseligkeit. Es war die Zeit der Verfechter, des Naturrechtes und der Physiokraten. Den Gegnern der Aufklärung freilich, bedeutete die Natur nach Art des Mittelalters eher ein notwendiges Übel, das es, dank des menschlichen Geistes, in Schranken zu halten gelte. Die Aufklärung scheiterte schließlich – oder besser, sie wurde überwunden infolge der Auflehnung der von einem allzu überheblichen Verstand zurückgedrängten Seelenkräfte zu Gunsten eines neuen Naturgefühls, einer anders gearteten innigen Beziehung zur Natur, welche in der Romantik ihren Ausdruck fand. An dieser Überwindung der Aufklärung hatten Goethe und Saussure (freilich neben vielen anderen) ebensolchen Anteil, wie etwas später Alexander von Humboldt: Wollten die Aufklärer vom menschlichen Geist zum Naturverständnis kommen, so wollten die genannten Männer von der Erkenntnis der Natur zu einem umfassenderen Weltverständnis gelangen.

Als Alexander von Humboldt 1859 beinahe neunzigjährig starb, waren Lyells „Principles of geology“ längst erschienen (1833), hatten Schwann und Schleiden in der lebendigen Zelle bereits das Formelement von Pflanze und Tier erkannt (1838), hatte J. R. Mayer schon das Gesetz der Erhaltung der Energie entdeckt

(1845), eröffnete die Spektralanalyse (Bunsen und Kirchhoff) bereits neue Wege der Astronomie (1858); auch waren der „Gipfel XV“ (Mt. Everest) und der „K₂“ (ChoGoRi) schon als die höchsten Berge der Erde erkannt und vermessen (1857); nur 6 Monate nach Humboldts Tod erschien zudem Darwins Werk, „On the origin of species...“ (November 1859): Die Naturwissenschaft des neuesten Zeitalters war angebrochen.

In diesem geschichtlichen Rahmen erfüllte sich das Leben Alexander von Humboldts. Wer war denn dieser Mann, dessen Genialität Goethe mehr als einmal pries, dem Mexiko nach seinen Freiheitskriegen den Ehrentitel „Benmerito de la Patria“ verlieh, dessen Namen auch heute noch an die tausend Berge, Flüsse, Orte, Schulen und Vereinigungen tragen, und der an den bedeutendsten Akademien Europas so angesehen war, daß wichtige Beschlüsse nicht ohne sein Urteil gefaßt wurden?

Alexander, zweiter Sohn kleinadeliger, vermöglicher Eltern, verlebte seine Kindheit mit seinem um zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm im Schloßchen Tegel unweit Berlin. Der Knabe Alexander fühlte sich im Schloß in seiner Naturliebe zwar angesprochen, „die schöne Umgebung von Tegel trug zur Richtung meines Geistes auf das Studium der Natur bei...“, schrieb er 1788 in einem Jugendbrief, in seinem Freiheitsdrange jedoch beengt; etwas später, als die beiden Brüder zusammen in Berlin Privatunterricht erhielten, fühlte er sich von seinen Lehrern mißverstanden oder falsch angesprochen. Nur im Hause des jüdischen Arztes Markus Herz (eines Schülers von Kant) und seiner Frau durften sich die beiden Brüder wohlfühlen und verlebten dort Stunden der Erbauung und der Bildung, Alexanders Hochschulzeit von 1787 bis 1792 in Frankfurt/Oder, Göttingen, Hamburg, Freiberg im Erzgebirge (Berlin besaß damals noch keine Universität), war zunächst gekennzeichnet durch tiefe psychosomatische Krisen. Der Grund hierfür war zum Teil in den Verhältnissen im geistig verarmten, kleinbürgerlich-konservativen Preußen zu suchen; andererseits wurde aber auch sein Verhältnis zur rechthaberischen, zelotischen Mutter von Jahr zu Jahr schlechter (der Vater war ja bereits 1779 gestorben). Ungeachtet dieser Schwierigkeiten kam es jedoch in jenen Jahren zu einer tiefgreifenden geistigen Entwicklung des jungen Menschen. Dies in mehrfacher Hinsicht:

Einmal waren es bedeutende Lehrer und aufgeschlossene Freunde, in deren Einflußkreis er zusehends geriet:

*In Berlin, wo sich Alexander immer wieder durch Privatunterricht schulen ließ, waren es einmal Althilologen, unter ihnen vor allem Ernst Gottfried Fischer, die ihn sowohl für die Sprache, wie auch für das Natur- und Kulturbild der griechischen Klassik zu begeistern wußten.

*In Berlin war es zudem Karl Ludwig Willdenow, Direktor des botanischen Gartens, der Humboldts Freund wurde und der in ihm die Grundlage für sein späteres überragendes Botanik-Wissen legte.

*In Göttingen lernte er Johann Georg Forster kennen, einen jungen Reiseschriftsteller, der an der zweiten Expedition Cook teilgenommen hatte und Hufboldt, insbesondere was dessen Reisepläne betraf, stark beeinflusste.

*In Hamburg ergaben sich Beziehungen zu einflußreichen Menschen aus der Neuen Welt; er konnte sich über die Zustände besonders im spanischen Kolonialreich informieren und lernte mehrere fremde Sprachen.

*In Freiburg schließlich freundete sich Humboldt mit den Geologen Johann Karl Freiesleben und Lerpold von Buch an; beide sollten die geistige Ausrichtung Alexanders auf ein neues Bild der Erde hin mitgestalten. Tatsächlich war es denn auch in zunehmendem Maße die Geschichte der Erde und des Lebens, die ihn (neben der Botanik) immer mehr in ihren Bann zog.

Während dieser Studienjahre kamen auch bereits die ersten Reisen zustande, welche sein Weltbild von eh und je stark prägten und bei ihm von Jugend an wissenschaftlichen Charakter trugen:

*Mit dem Holländer Jan van Geuns fuhr er 1789 über die Bergstraße an den Rhein; auf langen Wanderungen dort beeindruckten den jungen Naturforscher die rheinischen Basalte, die zur ersten wissenschaftlichen Arbeit Anlaß gaben: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rheine“ (1790).

*1790 fuhr er mit Forster wiederum an den Rhein und weiter nach England (der Heimat der Aufklärung); dort erregten die geologischen Formationen der Grafschaft Derbyscher sein Interesse. Auf dem Rückweg über Paris geriet er, ebenso wie Forster, in den Bann des Revolutionsgeschehens.

In dieser Zeit wurde denn auch aus dem Schüler Humboldt der Wissenschaftler:

*Die griechische Klassik prägte ihn zeitlebens tief; als Romantiker, der er in der Jugend war, mußte er fühlen, daß „die Griechen den Traum des Lebens unter allen Völkerschaften am schönsten geträumt haben“ (so Goethe). Als Wissenschaftler wurde ihm klar, daß das Ergebnis der griechischen Klassik die einzige „Struktur der Weltgeschichte“ darstellt, die bis heute standgehalten hat (Jaspers' „Achsenzeit“).

*Das bei Willdenow erworbene botanische Wissen reichte dazu aus, daß Humboldt in Amerika (freilich zusammen mit seinem Reisegefährten Bonpland) zu einem der größten Pflanzensystematiker und Pflanzengeographen der Neuzeit wurde.

*Die Beschäftigung mit dem Werden und Vergehen in der Natur veranlaßte Humboldt schon zu jener Zeit, aber auch später immer wieder, nach einer alle Lebensprozesse bestimmenden „Lebenskraft“ zu suchen.

Um sie zu ergründen, sollten ihm u.a. Tier- und Selbstversuche mit galvanischen und faradischen Strömen dienen; Allerdings führten sie zum Gegenteil von dem, was er suchte: Es kamen ihm nämlich zusehends Zweifel an der Realität einer solchen „Lebenskraft“ im Sinne von Aristoteles oder Leibniz: Sein philosophisches Weltbild, aus der Aufklärung übernommen, mußte er revidieren.

*Enge Kontakte gab es seit 1794 zu Goethe in Weimar. Humboldt beeindruckte Goethes seiner Zeit vorausseilende Einsicht in das Wesen des Naturgeschehens; diesen nicht minder Humboldts übergroßes naturgeschichtliches Wissen; beiden gemeinsam war die grundsätzlich universelle Naturbetrachtung. Insofern war die Beziehung für beide Teile nachhaltig und fruchtbar. Goethe damals an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart aus dem Winterschlaf geweckt worden“ (1797). Die hohe Anerkennung der beiden Naturforscher zeitlebens füreinander litt nicht darunter, daß sie bisweilen gegensätzlicher Meinung waren: Goethe hielt nämlich Abstand zur systematisch-empirischen Forschung, sein Naturbild gewann er in



Alexander von Humboldt 1812
(nach dem Gemälde von
Carl von Steuben)

erster Linie intuitiv. In Humboldt hingegen war schon von Jugend an der Drang nach deduktiver Naturforschung vorherrschend.

Verschiedener Meinung war man z.B. zu einer Frage jener Zeit, ob nämlich die „Neptunisten“ oder die „Vulkanisten“ die richtige Meinung verträten. Werner, Humboldts Lehrer in Freiburg, und auch Goethe verteidigten vehement die althergebrachte Ideenrichtung der Neptunisten. Humboldt erkannte jedoch allmählich, daß die Ansicht der Vulkanisten der Wirklichkeit viel näher käme. Als dann L. v. Buch, selbst auch Wernerschüler, die „Hebungstheorie der Gebirge“ begründete, stimmte Humboldt diesem vorbehaltlos zu.

Weniger eng als zu Goethe, wenn auch nicht unbedeutend, waren in jenen Jahren Humboldts Beziehungen zu Schiller, Herder und Körner. Ihnen ging es ja in erster Linie um geisteswissenschaftliche Themen, um die Dichtung und die Literatur; zudem standen alle drei der philosophischen Richtung des Deutschen Idealismus nahe und folgerichtig den aufkommenden Naturwissenschaften, dem Empirismus mit einer gewissen Skepsis gegenüber. Zum Naturforscher Humboldt konnte es daher bei aller Anerkennung füreinander unmöglich zu so engen Beziehungen kommen, wie es dem Naturforscher Goethe möglich war.

*) Neptunismus: Ansicht, daß alle Gesteine und Gebirge ausnahmslos durch Kristallisation und Sedimentation entstanden seien.

*) Vulkanismus: (auch Plutonismus genannt) Ansicht, daß die Bildung und Umbildung der allermeisten Gesteine auf vulkanische Tätigkeit im Erdinnern zurückzuführen ist. Seit 1800 die weitgehend allein vertretene Meinung.

Lebensdaten:

Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander v. Humboldt *14.9.1769 in Berlin als 2. Sohn des Ehepaares Wilhelm v. Humboldt und Maria Elisabeth geb. Colomb.

Unterricht in Tegel und Berlin durch Privatlehrer. Studium in Frankfurt/O. (Cameralia), Göttingen (Naturwissenschaften), Hamburg (Weltwirtschaft), Freiberg (Bergbau); dazwischen Privatstudien in Berlin (Sprachen, Kulturgeschichte, Botanik).

1792–96 als Bergbau-Fachmann im preußischen Staatsdienst. 1796–99 nach Quittierung des Staatsdienstes: Vorbereitung auf eine Weltreise.

Reisen in dieser Zeit: Rhein; Niederlande, London, Paris; Salzburg-Berchtesgaden; Galizien-Schlesien; Rhein-Brabant; Berlin-Posen-Prag; Tirol-Norditalien-Schweiz; Frankreich-Spanien.

5.6.1799–3.8.1804 Forschungsreise nach Amerika mit Besuch der Kanarischen Inseln, und nach Venezuela, Kuba, Kolumbien, Ecuador, Peru, Mexiko, USA.

Während dieser Zeit u.a.: Expedition zum Apure, Orinoko, Rio Negro, Casiquiare; mehrmalige Überquerung der Andenkette.

Berge, welche während dieser Reise erstiegen oder deren Besteigung versucht wurde (Auswahl): Teneriffa: Pico de Teide (3711 m); Venezuela: Turimiquiri des Cocollar (1378 m), Silla de Caracas (2630 m); Anden: Hochfläche von Bogotá (2700 m), Quiudiu-Gebirge mit Garita de Paramö (3505 m), Basaltgebirge Julusuito mit Puracé, Antisana (5756 m), Ilinica (5034 m), Tumguaragua (5087 m), Pichinacha (4787 m), Cotopaxi (5897 m), Chimborazo (6287 m), Paramö des Assuai (ca. 4730 m), Hochfläche von Caxamaraca mit Alto Guangamara (ca. 2920 m), Cofre de Perote (4088 m); in Mexiko: Popocatepetl (5452 m), Jorullo, Nevado de Toluca (4577 m), Orizaba oder Cislatepetl (5700 m).

Während dieser Zeit: Studien zur Topographie Süd- und Mittelamerikas; naturhistorische Studien (Astronomie, Vulkanismus, Geologie, Botanik, Zoologie); kulturhistorische Studien (Inkas, Azteken, Kolonialismus); Sozialkritische Studien (Sklaverei, Despotie).

1805–07 in Berlin; Reise nach Italien. Besteigung des Vesuv (1277 m).

1805–1843 Arbeiten am großen Reisewerk (1808–27 vornehmlich in Paris): „Ansichten der Natur“ (1808); „Ideen zur Geographie der Pflanzen“ (1808); Werke über die Zustände in Kuba und Mexiko (1809–14); „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent“ (35 Bände, 1805–34). Reise während dieser Zeit unter vielen: Verona-Rom-Neapel (abermahlige Vesuv-Besteigung) – Dolomiten (1822).

1827 endgültige Rückkehr nach Berlin; „Kosmos“-Vorlesungen in der Singakademie (1827/28).

12.4.–28.12.1829 Reise nach Rußland und Sibirien; Studien zur Geologie, Mineralogie, Pflanzengeographie, zum Erdmagnetismus, Bergbau.

1830–1848 Häufige diplomatische Missionen in Paris; längere Aufenthalte privater Natur dort.

1843–44 Werk über russische Reise: „Asie Centrale“.

Ab 1845 erscheint „Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ – 5 Bände. 1845–58. Werk bleibt unvollendet.

1857 leichter Schlaganfall.

6.5.1859 in Berlin; Beisetzung am 11.5. im Familiengrab im Park des Schlosses Tegel.

Beruflich hatte sich für Humboldt um 1790 in Hamburg die Möglichkeit angebahnt, ein Fach zu ergreifen, das seinen Neigungen immerhin entsprach: das Bergwerkswesen. Dort, so dachte er, könnte er seine praktischen Fähigkeiten unter Beweis stellen und zudem sein naturhistorisches Weltbild gedanklich verarbeiten.

Das Studium dazu an der jungen, aber damals schon berühmten Bergakademie Freiberg im Erzgebirge war anstrengend, jedoch erlebnisreich. Humboldts Lehrer, Abraham Gottlob Werner, ein bedeutender Systematiker der Geognosie und der Mineralogie, war ein guter Lehrer und ein auf praktischen Fortschritt bedachter Bergmann, es fiel Humboldt auch nicht schwer, schon nach Abschluß des ersten Studienjahres eine Anstellung im preußischen Bergwerkswesen zu finden; seine Arbeit über die rheinischen Basalte hatte ja allgemeine Anerkennung gefunden. So wurde er bereits 1792 Bergassessor, bald hernach Oberbergmeister in den fränkischen Grafschaften und 1794 Bergrat: eine glänzende Karriere eines jungen Menschen.

Die Tätigkeit im Bergwerks- und Hüttenwesen bot Humboldt vielerlei Entfaltungsmöglichkeiten:

*Es gelang ihm, auf der Basis neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse bessere Resultate zu erzielen.

*Er ging schon von Anbeginn dazu über, die sozialen Verhältnisse zu verbessern und die Sicherheit in den Gruben zu steigern; um das Bildungswesen der Bergleute zu heben, gründete er aus eigenen Mitteln eine Berufsschule, die „freie Bergschule“ in Bayreuth.

*Durch eine Anzahl kleinerer und größerer Reisen konnte er nicht nur neue Erfahrungen auf dem Gebiet des Bergwerkswesens sammeln, sondern auch immer wieder geologische, botanische und physiologische Studien betreiben. Solche Reisen führten (in chronologischer Reihenfolge): nach Salzburg, Berchtesgaden, Hallein und weiter nach Wien (1792); nach Galizien und Schlesien (Winter 1792); zum Rhein und nach Brabant (1794); nach Berlin, Posen, Gnesen, Kolberg und Prag (1794); nach Tirol, Obertalien und der Schweiz (mit Freiesleben) (1795).

Die geplante Weiterreise nach Mittel- und Süditalien konnte allerdings infolge eines neuerlichen Krieges zwischen Frankreich und Italien nicht durchgeführt werden. So sehr Humboldt auch bedauerte, den Vesuv nicht sehen zu können, so sehr begeisterte er sich jedoch an den Bergen der Schweiz. In Genf kam es zudem zu wertvollen Kontakten zu H. B. de Saussure und seinem Forscherkreis. Mit diesem sprach er eingehend über die geologische Struktur der Alpen. Ohne Saussure's Forschungen hätte Humboldt die Anden später nicht so gut verstehen können.

Als Humboldts Mutter 1796 starb und er Erbe eines großen Vermögens wurde (85.375 Thaler), sah er sich seinem Ziel, die Welt aus eigener Anschauung kennenzulernen, ein Stück näher gekommen: er quittierte den Staatsdienst und bereitete sich systematisch und gründlich auf eine große Forschungsreise vor. Er lernte die Technik der Aufbereitung und Konservierung von Pflanzen, den Umgang mit Skalpell und Mikroskop, er übte sich im Gebrauch geophysikalischer Instrumente, er versuchte sich in der Kunst der Kartographie, er studierte die politischen und sozialen Verhältnisse in der Neuen Welt; schließlich suchte er die Bekanntschaft von Personen, welche die westindischen Länder bereits bereist hatten; er hielt sich viel in Paris auf und begegnete dort so

bedeutenden Männern wie Laplace, Lavoisier, Courcier u.v.a. Auch lernte er dort den Botaniker Aime Bonpland kennen, der sein treuer Reisegefährte und ein sehr wertvoller Mitarbeiter auf der Forschungsreise werden sollte. Den westindischen Reiseplänen stellten sich um 1797–99 allerdings noch vielgestaltige Schwierigkeiten in den Weg. In erster Linie war es der Seekrieg zwischen Briten und Franzosen (die „Kontinentalsperre“, mit welcher die Briten, um Frankreich in die Knie zu zwingen, ganz Europa von der Zufuhr aus Übersee absperren wollten). Deswegen kam eine geplante französische Expedition nach Lateinamerika, an welcher Humboldt hätte teilnehmen können, nicht zustande. Ebenso mußten Pläne, zunächst Ägypten, Sinai, Palästina und Syrien zu besuchen, aufgegeben werden, als Napoleon sein ägyptisches Abenteuer startete. Auch konnten Reisepläne nach Algerien (mit einer schwedischen Korvette) und nach Tunis (mit einem Schiff aus Ragusa) nicht verwirklicht werden. Humboldt und Bonpland versuchten schließlich über Spanien ihr Glück, hoffend, daß sich von dort aus eine Möglichkeit zur Überfahrt in die neue Welt finden lasse. Sie starteten Ende 1798 von Marseilles aus nach Spanien, erkundeten großteils zu Fuß die Hochfläche der iberischen Halbinsel, bestiegen den Montserrat und wurden schließlich in Madrid freundlich und entgegenkommend empfangen. Tatsächlich gelang es Humboldt, dank seines guten Namens, Pässe für die spanischen Besitzungen in Süd- und Mittelamerika zu erhalten. Die größten Schwierigkeiten waren überwunden, das Ziel schien in die Nähe gerückt, das große Abenteuer konnte beginnen.



Die amerikanische Reise

Am 5. Juni 1799 bestieg Humboldt die Korvette „Pizarro“, um in einer mehr als unsicheren Zeit eine weitgehend unbekannte Welt zu erforschen. Hier trat ein Mann an, seinem Leben Sinn und Zweck zu geben, der ohne Zweifel die geniale Erbmasse des Naturforschers mit dem verband, was die Umwelt seiner Zeit ihm zu geben bereit war: ein wenig Glück, eine umfassende Bildung und die Erkenntnis, daß auch die Mühe und die Schwierigkeit ihren tiefen Sinn haben. Denn, so sagte Humboldt später einmal, wo die Natur von sich aus Hindernisse darbiete, wachse auch die Kraft.¹⁹ Einen Tag vor seiner Abreise schrieb Humboldt über die große Freiheit, die ihm sein spanischer Paß gewährte, an einen Freund: „... Ich sei ermächtigt, mich meiner physikalischen und geodätischen Instrumente in voller Freiheit zu bedienen, ich dürfe in allen spanischen Besitzungen astronomische Beobachtungen machen, die Höhe der Berge messen, die Erzeugnisse des Bodens sammeln und alle Operationen machen, die ich zur Förderung der Wissenschaften für gut finde.“⁶

„... Ich werde also Pflanzen und Fossilien sammeln, mit vortrefflichen Instrumenten astronomische Beobachtungen machen können; und ich werde die Luft chemisch zerlegen... Das ist alles jedoch nicht der Hauptzweck meiner Reise. Auf das Zusammenwirken der Kräfte, den Einfluß der unbelebten Natur auf die belebte Tier- und Pflanzenwelt sollen stets meine Augen gerichtet sein...“⁶ Schon in diesen Worten des Dreißigjährigen offenbart sich das Streben, „den Geist des klassischen Idealismus mit dem Geist der Naturwissenschaften zu einer harmonischen Einheit zu verschmelzen.“ (so L. Sroka).¹²

Der Versuch konnte freilich schon zu jener Zeit nicht mehr ganz gelingen. Was jedoch zustandekam, war die ideale Ganzheitsbetrachtung der Erde als einem kosmischen Planeten einerseits- und als Biosphäre andererseits: Urbild und Abbild- beides zusammen ergibt erst das Ganze. Zwar hat Humboldt im Stil seiner Zeit idealisiert, doch auch so sollten seine Erkenntnisse dazu führen, später seine berühmt gewordenen „kosmischen Naturgemälde“¹³ zu malen.

Es war vereinbart worden, das Schiff auf Teneriffa vor Anker gehen zu lassen, um Humboldt die Besteigung des Pico de Teide (3711 m) zu ermöglichen; dazu kam es denn auch. In einem Brief an seinen Bruder berichtete Humboldt über diese erste Bergbesteigung während der großen Reise:

„... Der Anblick des Berges ist nicht allein wegen seiner imposanten Masse anziehend; er beschäftigt lebhaft den Geist und läßt uns den geheimnisvollen Quellen der vulkanischen Kräfte nachdenken...“¹²

„... Gestern kam ich vom Pic zurück. Welch ein Anblick! Welch ein Genuß! Wir waren bis tief im Krater, vielleicht weiter als irgendein Naturforscher. ... Gefahr ist wenig dabei, aber Fatigue von Hitze und Kälte; im Krater brannten die Schwefeldämpfe Löcher in unsere Kleider und die Hände erstarrten bei 2 Grad R...“¹³

Schon hier sind die Motive unschwer zu erkennen, die Humboldt zum Bergsteiger werden ließen: Einmal ist es der Wunsch nach Einsicht in das Naturgeschehen. Die Natur, wo immer er sich auch befand, bot ihm Gelegenheit, „die Einsicht in das harmonische Zusammenwirken der Kräfte“¹⁴ zu vermehren.



Reiseroute Humboldts und Bonplands durch Süd- und Mittelamerika 1799 bis 1804

Reisedaten:

5.6.–16.7.1799 Seereise von La Corona nach Cumaná mit Aufenthalt auf Teneriffa.

16.7.1799–19.12.1800 Venezuela bis an die Grenze zu Brasilien (1 ½ Jahre)

19.12.1800–8.3.1801 Kuba (3 Monate)

9.3.1801–5.2.1803 Kolumbien, Ekuador, Peru (beinahe 2 Jahre)

23.3.1803–9.2.1804 Mexiko und USA

9.7.–3.8.1804 Seereise von Philadelphia nach Bordeaux.

Zum anderen ist es jedoch ohne jeden Zweifel einfach die Freude an der Natur. Er schrieb ja selbst des öfteren (am überzeugendsten in den „Ansichten der Natur“) von dem erlebten „Naturgenuß“.

Die beiden Weltreisenden gingen nach einer glücklichen Überfahrt (den britischen Kaperschiffen waren sie mehrmals entkommen) am 16. Juli 1799 in Cumaná (Venezuela) an Land. Vier Monate blieben sie dort, begeistert vom Neuen und voller Pläne, betrieben vom ersten Tag an intensive botanische Studien, erforschten auf einer Expedition den Stamm der Chaymasindianer und erlebten auch ein Erdbeben. Humboldt war ohne Rast mit astronomischen und geophysikalischen Messungen beschäftigt. Auch Bergbesteigungen an den felsigen Küstengebirgen Venezuelas standen bereits auf dem Programm.

Von einer der ersten Bergfahrten auf den Turimiquire de Cocollar (1378 m) und von der Überschreitung der Cuchilla eine kurze Schilderung Humboldts:

„... Man genießt auf dem Turimiquire eine der weitesten und malerischsten Aussichten. Es ist, als sähe man in einen Trichter hinunter, auf dessen Boden das indianische Dorf Aricagua erscheint. Gegen Norden hebt sich eine schmale Landzunge, die Halbinsel Araya, braun vom Meere ab, das, von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet, ein glänzendes Licht zurückwarf...“⁶

„... Wir fanden den Übergang (über die Chuchilla, 1068 m) beschwerlich, weil wir damals noch nicht in die Kordilleren gereist waren, aber so gefährlich, als man ihn in Cumaná schilderte, ist er keineswegs. Allerdings ist der Weg nur 38 oder 40 cm breit; der Bergsattel ist mit kurzem, sehr glattem Rasen bedeckt, die Abhänge zu beiden Seiten sind ziemlich jäh und wenn der Reisende viele, könnte er auf dem Grase 220–260 m hinunterrollen...!“⁶

Aus diesen Worten spricht bereits – man ist erstaunt – ein erfahrener Geher, der die Gefahren erkennt, sie richtig einschätzt und danach handelt. An sich war die Zeit um 1800 noch gar nicht reif für eine so ausgewogene Bewertung; die Erfahrungen fehlten ja noch, man darf indes wohl annehmen, daß Humboldts angeborener Blick für alles von der Natur Gegebene den Blick eines Durchschnittsmenschen von damals weit übertraf.

„... Ich fühle, daß ich sehr glücklich sein werde“, schrieb er von Cumaná an seinen Bruder, – „... Bei jedem Schritt fühlt er (der aus Europa kommende Reisende), daß er sich nicht an der Grenze der heißen Zone befindet, sondern mitten darin, nicht auf einer antillischen Insel, sondern auf einem gewaltigen Kontinent, wo alles riesenhaft ist: die Berge, Ströme, Pflanzenmassen. Hat er Sinn für die landschaftliche Schönheit, so weiß er ... nicht zu sagen, was mehr sein Erstaunen erregt, die feierliche Stille der Einsamkeit oder die Schönheit der einzelnen Gestalten und ihre Kontraste oder die Kraft des vegetabilischen Lebens...“⁶

Dies sind Worte eines Bergsteigers; jedoch noch mehr: dies sind die Worte eines Mannes, der nicht nur zu sehen, der zu schauen versteht, zu erkennen, und im Erkennen den Lebensgenuß findet. So schrieb er später einmal:

„... Um dieses Höhere zu genießen, müssen in dem mühsam durchforschten Feld spezieller Naturformen und Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt werden und von dem selbst,

der ihre Wichtigkeit erkannt hat, und den sie zu größeren Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden.“³

Im November 1799 segelten Humboldt und Bonpland von Cumaná nach Caracas. Dort mußte das Ende der Regenzeit abgewartet werden, bevor das große Abenteuer in unerforschte Gebiete, nämlich über die Llanos zum Apure, zum Orinoco, zum Casiquiare und zum Rio Negro gewagt werden konnte. Die Zeit in Caracas wurde – wie könnte es beim immer tätigen Humboldt anders sein – gut genützt. Über die Besteigung der Silla, 2630 m in der Küstenkette von Caracas im Jänner 1800, gibt Humboldt folgenden eindrucksvollen Bericht:

„... Wir konnten die günstige Lage der Silla, die alle Gipfel umher überragt, nicht lange für unsere Zwecke nutzen; während wir mit dem Fernrohr den Seestrich... und die Bergkette von Ocumara betrachteten, hinter der die unbekannte Welt des Orinoco und des Amazonenstromes beginnt, zog ein dicker Nebel aus den Niederungen zu den Höhen herauf. Zuerst füllte er den Talgrund von Caracas. Der von oben beleuchtete Wasserdunst war gleichförmig milchweiß gefärbt. Es sah aus, als stünde das Tal unter Wasser, als bildeten die Berge umher die schroffen Ufer eines Meeresarmes...“⁶

„... Erst um 10 Uhr abend kamen wir äußerst ermüdet und durstig



im Tale an. Wir waren fünfzehn Stunden lang fast beständig auf den Beinen gewesen; der rauhe Felsboden und die dünnen, harten Grasstoppeln hatten uns die Fußsohlen zerrissen, denn wir hatten die Stiefel ausziehen müssen, weil die Sohlen zu glatt geworden waren... Um den Weg abzuschneiden, führte man uns ... über einen Fußpfad, der zu einem Wasserstück, El Tanque, führt... Durch den Donner des Wasserfalles erhielt das nächtliche Bild einen wilden, großartigen Charakter. Wir übernachteten am Fuße der Silla; unsere Freunde in Caracas hatten uns auf dem östlichen Berggipfel durch Fernrohre sehen können. Mit Teilnahme hörte man unsere beschwerliche Bergfahrt beschreiben.“⁶

Wie schon am Pico de Teide wunderte sich Humboldt auch an der Silla, daß anscheinend niemand bisher auf den Gedanken gekommen ist, den Berg zu besteigen. Aber – Interessen irgendwelcher Art sind kaum vorhanden und körperliche Mühen werden tunlichst gemieden: „...es ist, als lebe man nicht um des Lebens zu genießen, sondern eben nur, um fortzuleben.“⁶

Anfang Februar 1800 mahnte Humboldt zum Aufbruch: die Regenzeit war vorbei. Nach Überschreitung einiger Küstengebirge und einem erlebnis- und erfahrungsreichen Aufenthalt um den See von Talarigua brachen die Forscher im Februar 1800 zu einer großen Expedition in die weitgehend unbekannt Gebiete im Inneren Venezuelas auf.

„...Jetzt mag mich der Leser auf dem Weg von den vulkanischen Bergen von Parapara und dem nördlichen Saum der Llanos zu den Ufern des Apure in der Provinz Varinas begleiten...“⁶

Es galt zunächst, die beinahe menschenleeren Steppengebiete, die Llanos, zu durchqueren. Höhenzüge waren dabei allerdings kaum zu überwinden.

Humboldt traf Ende März in S. Fernando am Apurefluß ein und startete schon nach wenigen Tagen auf einer Piroge mit einem Steuermann und vier Ruderern zum gewagtesten Unternehmen der ganzen Reise: der Erkundung des Oberlaufes von Orinoco, Rio Negro (einem Nebenfluß des Amazonas), und dem möglichen Verbindungsarm zwischen den beiden Stromsystemen, dem Casiquiare-Kanal. In der Planung und Durchführung dieses für die damalige Zeit ungeheuerlichen Vorhabens offenbart sich der Geist des großen Naturforschers, der nicht nur Mühen und Entbehnungen der unterschiedlichsten Art auf sich zu nehmen bereit ist, sondern der auch sein Leben im Dienste der Wissenschaft aufs Spiel setzt. Was Humboldt und Bonpland da unternahmen, erschien den Bewohnern der Länder Südamerikas manchmal lächerlich, meist jedoch so unverständlich, wie es ein Missionar in Uruanda am Orinoco Humboldt gegenüber ausdrückte:

„Wie soll jemand glauben, daß ihr euer Vaterland verlassen habt, um euch auf diesem Flusse von Moskitos aufzuehren zu lassen und Land zu vermessen, das euch nicht gehört?“¹⁸

Humboldt ließ über den Apure zum Orinoco hinuntersegeln, dann den großen Strom hinauf bis zum Atabapo und seinen Armen; in anstrengenden Tagemärschen mußten die Indios das Schiff auf Rollen mehrmals über Landbrücken bis zum Rio Negro transportieren. Das Einzugsgebiet des Amazonasstromes war erreicht. Feindselige Indianerstämme verhinderten die geplante Erkundung der Quellen des Orinoco; ein Glück einerseits für die Expedition, denn die portugiesischen Behörden jenseits der

brasilianischen Grenze hatten bereits Order erteilt, Humboldt und seine Gefährten wegen Spionageverdachtes zu verhaften.

In S. Carlos, dem südlichsten Punkt der Reise, war man auch schon am Casiquiare, den es nun galt, 328 km lang zu befahren; um im Nordwesten wiederum das Stromgebiet des Orinoco zu erreichen: es gelang, wenn auch unter kaum vorstellbaren Mühen und Entbehnungen. Am Orinoco ging es dann abwärts bis zur Stadt Angostura (die heute Ciudad Bolívar heißt).

Nur zwei der wertvollen Ergebnisse der Expedition: Der Rio Casiquiare war tatsächlich als Verbindungsarm zwischen den Stromgebieten des Orinoco und des Amazonas erkannt, wie es der Franzose Carles Maria de la Condamine mit seinen Begleitern rund 50 Jahre vorher angenommen hatte. Zweitens sammelten Humboldt und Bonpland sehr, sehr große Mengen von Pflanzen, viele davon bisher in Europa unbekannt. Trotz der großen Verluste von wertvollen Stücken durch Insekten, Wasser und Katastrophen war das, was schließlich die Forschungsinstitute von Amerika und Europa erreichte, überaus bedeutsam. Zwei Proben aus den Schilderungen dieser Expedition, die, so möchte mir scheinen, alles dem Menschen Zumutbare in den Schatten gestellt hat:

„... Vier Monate hindurch schliefen wir in Wäldern, umgeben von Krokodilen, Boas und Tigern (Anmerkung: gemeint sind Jaguare) ...nichts genießend als Reis, Ameisen, Manioc, Pisang Orenocowasser und bisweilen Affen. Von Mondavaca bis zum Vulkan Duida, von den Grenzen von Quito bis Surinam hin, Strecken von 8000 Quadratmeilen, in denen kein Indianer, sondern nichts als Affen und Schlangen anzutreffen sind, haben wir, an Händen und Gesicht von Moskitostichen geschwollen, durchstiegen.“⁸

„...Meine Gesundheit und Fröhlichkeit hat, trotz des ewigen Wechsels von Nässe, Hitze und Gebirgskälte, seitdem ich Spanien verließ, sichtbar zugenommen. Die Tropenwelt ist mein Element“ ... „Ein Menschenleben, begonnen wie das meinige, ist zum Handeln bestimmt; und sollte ich untergehen, so wissen die, welche meinem Herzen nahe sind, ... daß ich mich nicht gemeinen Zwecken aufopfere.“⁸

Humboldt setzte seine Expedition von Angostura über die östlichen Steppengebiete Venezuelas fort, erreichte die Küste und – nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten gelang es ihm, von Nueva Barcelona aus die Insel Kuba zu erreichen. Der Aufenthalt dort diente umfangreichen natur- und kulturhistorischen Studien. Im März 1801 segelte er, immer von Bonpland begleitet, nach Cartagena in Kolumbien, von Kuba auf das Festland zurück.

Von Cartagena de las Indias starteten sie am 19. April 1801 zur zweiten gewaltigen Entdeckungsreise, die erst im Oktober 1802 in Lima ihr glückliches Ende fand. Es ist dies der Teil der Südamerikareise Humboldts, der den Alpinisten am meisten fesselt. Das, was dort geleistet und an Ergebnissen erreicht wurde, übersteigt, gemessen an der Zeit (man bedenke, daß zur selben Zeit in Europa noch Orler und Bernina unerstiegen waren), alles bisher Dagewesene.

Zunächst ging es per Schiff den Magdalenenstrom rund 1000 km aufwärts; das Wetter war außerordentlich regnerisch und stürmisch, so daß Humboldt nur unter großen Mühen den Verlauf des Stromes vermessen konnte. Von Honda aus erreichten sie auf schmalem Steig, jedoch ohne besondere Schwierigkeiten, das

Hochplateau von Bogotá, wo sie Gäste eines berühmten Botanikers, José Celestino Mutis, waren. Zu botanischen Studien hielten sie sich längere Zeit dort auf.

Der beschwerlichste, wenn auch nicht der lebensgefährlichste Teil der ganzen Reise, stand den Forschern noch bevor: die mehrmalige Überquerung den Andenkettten und gleichzeitig die Besteigung und Erkundung zahlreicher hoher Berge.

Es galt zunächst, das Quiudiu-Gebirge im östlichen Cordillerenkamm zu überschreiten, was (auch heute noch) zu den beschwerlichsten Unternehmungen im gesamten Andengebiet zählt. Zudem brach Humboldt, da eine Krankheit Bonplands den Aufbruch verzögerte, erst zur Regenzeit auf, wodurch die Beschwerden ins kaum Vorstellbare gesteigert wurden. Das Angebot, sich von Menschen über das Gebirge tragen zu lassen (wie es damals in den Anden üblich war), lehnte Humboldt für sich und seine Begleiter ganz entschieden ab.

„Als wir im Monat Oktober 1801 zu Fuß und mit 12 Ochsen, welche unsere Instrumente und Sammlungen trugen, das Quiudiu-Gebirge bereisten, litten wir sehr durch die beständigen Platzregen... Der Weg führte durch ein sumpfiges, mit Bambusschilf bedecktes Land; die Stacheln, womit die Wurzeln dieser gigantischen Grasart bewaffnet sind, hatten unsere Fußbekleidung so zerrissen... daß wir genötigt waren, barfuß zu gehen. Dieser Umstand, die beständige Feuchtigkeit, die Länge des Weges, die Muskelkraft, welche man, um auf dichtem schlammigen Ton zu gehen, anwenden muß, und die Notwendigkeit, durch sehr tiefe Gießbäche von äußerst kaltem Wasser zu waten, machen diese Reise gewiß beschwerlich; aber in so hohem Grade sie das auch ist, so hat sie doch keine Gefahren, womit die Leichtgläubigkeit des Volkes die Reisenden schreckt...“⁶

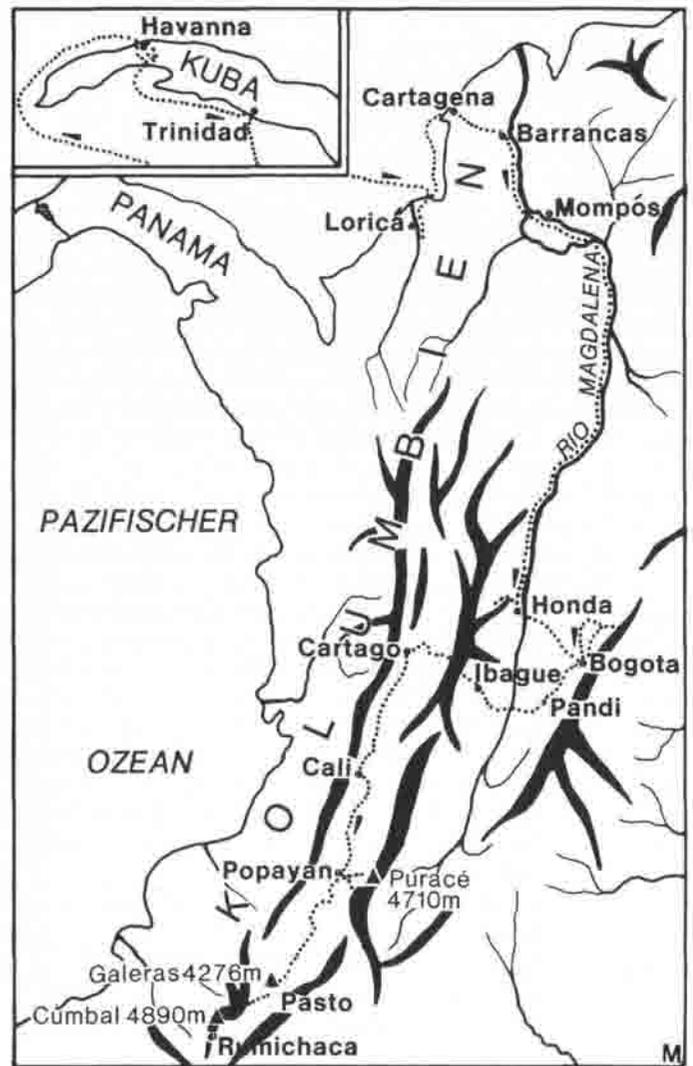
Zudem führte der Weg über die 3505 m hohe Garita de Paramo, an welcher der Pfad, in den Felsen gehauen, nur drei bis vier Dezimeter breit ist, wie Humboldt schreibt, und überall mit einer dicken, schlüpfrigen Schicht Tonerde belegt ist.

Die Expedition erreichte das herrliche Tal des Caucaflusses und die Stadt Popayán. Die Basaltgebirge von Julusuito und „den Schlund des Vulkans Puracé“ (4710 m) interessierte den Vulkanisten Humboldt in besonderem Maße und erteilten einen Vorschmack, was er an Tektonik und Vulkanismus noch erleben sollte.

Alle bisherigen Schwierigkeiten wurden indes übertroffen von den Hindernissen, den Mühen und Entbehrungen, die zwischen Popayán, Pasto und Ibarra zu überwinden waren, wo es galt, zunächst über nicht endenwollende Höhen und Grate zu klettern (weil es im fieberträchtigen Patiatal zu gefährlich gewesen wäre), um dann über den Paramo de Pasto*) zu steigen. Humboldt berichtet:

„...Dicke Wälder liegen zwischen Morästen; die Maultiere sinken bis auf den halben Leib ein; und man muß durch so tiefe und enge Schlüfte, daß man in Stollen eines Bergwerkes zu kommen glaubt. Auch sind die Wege mit den Knochen der Maultiere gepflastert, die

*) Paramo heißt, wie Humboldt schreibt, in den Anden jede Höhe von 1700–2000 Toisen (= ca. 3300–3900 m), wo jede Vegetation stillsteht und eine Kälte ist, die bis in die Knochen dringt.



hier vor Kälte und aus Mattigkeit umfielen... Nachdem wir zwei Monate hindurch Tag und Nacht von Regengüssen durchnäßt worden waren und bei der Stadt Ibarra beinahe ertranken, da plötzlich bei einem Erdbeben das Wasser stieg, langten wir am 6. Januar (1802) zu Quito an.“⁸

Nach allen größeren Etappen der Expedition war eine längere Ruhe- und Erholungspause einfach notwendig. Humboldt und Bonpland wurden zumeist freundlich, in Caracas und Bogotá geradezu mit überschwenglicher Begeisterung aufgenommen. Daher war es nicht schwierig, was verlorengegangene oder verbraucht war, zu ersetzen, um so mehr, als Humboldts Geldmittel damals noch unerschöpflich schienen. Auch gesundheitliche Probleme gab es immer wieder. Besonders Bonplands Gesundheitszustand war angegriffen, er litt an Malaria und anderen Tropenkrankheiten, doch besserte sich sein Zustand überraschenderweise in der Ruhe immer wieder schnell.

In Ecuador sollte sich nun für Humboldt die Gelegenheit ergeben, die Theorie des Vulkanismus, von welchem er überzeugt war, den Neptunisten in Europa gegenüber zu beweisen. Die Gelegenheit hierzu war gerade in Ecuador einmalig günstig. Daher verblieb er von Anfang Jänner bis in den Oktober 1802 im Lande. Ich will hier in kurzer Form versuchen zu skizzieren, was Humboldt als Andinist hier erlebte und Eindrücke von den Vulkanen, nach Möglichkeit von Humboldt selbst geschildert, dem Leser kurz vermitteln.

Humboldts Beziehungen zum Gebirge beruhten in erster Linie auf wissenschaftlichem Interesse. Er wollte auch am Berg – und nicht zuletzt durch ihn – „erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“ (Goethe); er plante dies mit Begeisterung und setzte es in die Tat um unter vollem Einsatz seiner Persönlichkeit und unter Mißachtung aller sich ergebenden Mühen und Gefahren. So systematisch und so intensiv war dies vor Humboldt nie geschehen. Über das rein Wissenschaftliche hinausgehend, vermitteln ihm jedoch die Schönheit der Bergnatur und die Freude an der körperlichen Bewegung jenes schwer zu beschreibende Glücksgefühl, welches in Humboldts Schilderung oft angedeutet wird; was Humboldt von Teneriffa zu sagen wußte, gilt, auf die Berge der Anden bezogen, in erhöhtem Maße:

„...Die Besteigung des Vulkans ... ist nicht nur dadurch anziehend, daß sie uns so reichen Stoff für wissenschaftliche Forschung liefert; sie ist es noch weit mehr dadurch, daß sie dem, der Sinn hat für die Größe der Natur, eine Fülle malerischer Reize bietet. Solche Empfindungen zu schildern, ist eine schwere Aufgabe; sie regen uns desto tiefer auf, da sie etwas Unbestimmtes haben, wie es die Unermeßlichkeit des Raumes und die Größe, Neuheit und Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Gegenstände mit sich bringen...“¹⁵

Humboldt bereitete sich geistig auf das vor, was er etwa in dieser vulkan- und erdbebenträchtigen Zone noch erleben sollte. Er ging gleich aufs Ganze:

„...Wie in der organischen Welt jedes tiefere Eindringen in den Entwicklungsgang und den Bau einzelner Organe neues Licht



Blick in den Krater des Cotopaxi, des höchsten tätigen Vulkans der Erde. Foto: J. Winkler

über das Ganze der Lebenserscheinungen verbreitet, so spiegelt sich auch gleichsam das gesamte vulkanische Erdenleben in dem treu entworfenen Bilde einzelner Feuerschrunde. Aus der Einsicht in das Besondere entspringt der Überblick des Ganzen...“⁵

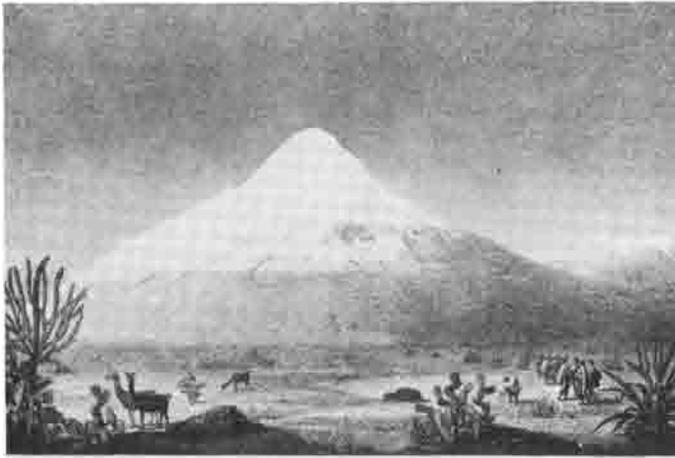
Einer der ersten Vulkane, die Humboldt erstieg, war der Pichinacha (4787 m). Der erste Versuch (April 1802) mißlang wegen einer akuten Höhenkrankheit:

„...aber es schien mir schimpflich, die Hochebene von Quito zu verlassen, ohne mit eigenen Augen den Zustand des Kraters von Pichinacha erforscht zu haben...“ Humboldt gab nicht auf. Im zweiten Angriff erreichte er den Kraterand:

„...Plötzlich und mit großem Angstgeschrei brach der Indianer Aldas, welcher direkt vor mir ging, durch die gefrorenen Schneerinnen durch. Er war bis an den Leib versunken und da er versicherte, daß seine Füße keinen Widerstand fänden, so fürchteten wir, er hänge in einer offenen Spalte. Glücklicherweise war die Gefahr geringer. Weit ausschreitend hatte der Mann eine große Masse Schnee zwischen den Schenkeln durch sein Gewicht sattelförmig zusammengepreßt. Er ritt gleichsam auf dieser Masse und da wir bemerkten, daß er nicht tiefer sank, so konnten wir desto besonnener daran arbeiten, ihn herauszuziehen. Es gelang, indem wir ihn hintüber warfen und dann bei den Schultern aufhoben...“ „...Der Vorfall hatte uns etwas verstimmt... Auf einem kleinen Schneefeld schritten wir langsam in nordwestlicher Richtung, der Indianer Aldas voran, ich hinter ihm, etwas zur Linken. Wir sprachen keine Silbe miteinander, wie dies immer geschieht, wenn man durch lange Erfahrung des Bergsteigens auf schwierigen Pfaden kundig ist...“

„...Groß war meine Aufregung, als ich plötzlich direkt vor uns auf einen Steinblock sah, der frei in einer Kluft hing und als in großer Tiefe ein Licht erschien, wie eine kleine, sich fortbewegende Flamme. Gewaltsam zog ich den Indianer bei seinem Poncho





358. „Le Chimborazo vu depuis le Plateau de Tapia“

rückwärts und zwang ihn, sich mit mir zur Linken platt auf den Boden zu werfen. ... Wir lagen nun beide ausgestreckt auf einer Steinplatte, die altanartig über dem Krater gewölbt schien. Das furchtbare, tiefe, schwarze Becken war wie ausgebreitet vor unseren Augen in schaudervoller Nähe. ... Der Punkt, an dem ich mich befand, war nach einer später von mir angestellten Barometermessung 14940 Fuß (= 4853 m) über dem Meere“^{8,18}

Der Vulkan Pichinacha muß wegen seiner ununterbrochenen Tätigkeit und wegen der häufigen Erdbeben in seiner Umgebung Humboldt besonders fasziniert haben. Tatsächlich erlebte er bei einer dritten Besteigung eine Reihe leichter Erdstöße:

„...Was aber diese dritte Besteigung am interessantesten machte, und die fortdauernde oder erneute Tätigkeit am meisten charakterisiert, war der Umstand, daß seit 1 1/2 Uhr nachmittags der Fels, auf welchem wir standen, heftig durch Erdstöße erschüttert wurde. Ich zählte 15 Stöße in 36 Minuten...“ „Die Nachricht von der Tätigkeit des Vulkans erzeugte in Quito das Gerücht, die fremden Ketzer hätten Pulver in den Krater geworfen, und die letzten Stöße seien die Wirkung davon gewesen.“^{5,8}

Während des Aufenthaltes auf der Hochebene von Quito bestieg Humboldt, immer von Bonpland begleitet, eine Reihe weiterer hoher Berge. Es ist nicht genau bekannt – und in diesem Zusammenhang auch nicht von Belang, wieviele es waren. In der Literatur werden u.a. genannt die Ilinica und Tunguaragua. Von besonderer Bedeutung scheint für Humboldt (nach der Biographie von Bruhns) die Besteigung der Antisana (5756 m) gewesen zu sein, wobei Humboldt nach eigenen Angaben eine Höhe von rund 5550m erreicht haben soll. Außerdem fand selbstredend der Cotopaxi, mit 5897m der höchste tätige Vulkan der Erde Humboldts besonderes Interesse. Auch wegen seiner Schönheit:

„...an Schönheit und Regelmäßigkeit der Kegelform unübertrefflich“¹⁹ ...Die Besteigung gelang nicht, sie endete anscheinend schon auf einer Höhe von 4400 Meter.

Im Februar 1803 hätte sich allerdings nochmals die einmalige Chance ergeben, den Cotopaxi zu besteigen, als nämlich Humboldt während der Seereise nach Mexiko in Guayaquil für einige Zeit zwischenlandete. Ein

neuerlicher Ausbruch des Vulkans stand damals, man wußte es, unmittelbar bevor. Humboldt, in Sorge, den Anschluß nach Mexiko zu versäumen, verzichtete auf diese einmalige Gelegenheit. Wieder auf See, kam es dann tatsächlich zu starken Eruptionen dieses großen Vulkans. Humboldt nahm sie wahr: Alle Matrosen auf dem Schiff hätten sich vor dem hohlen Geräusch, das aus der Tiefe des Ozeans kam und durch das Wasser übertragen wurde, gefürchtet, es hätte sich um einen erneuten Ausbruch des Cotopaxi gehandelt.¹⁹

Das verwegenste Unternehmen in den Anden war der Versuch, den Chimborazo zu besteigen. Dieser Berg (6287 m) galt damals als der höchste Berg der Erde und als unersteiglich. Umso höher sind die Entschlossenheit und der Mut Humboldts und seiner Begleiter zu werten, wenn man auch Grund zur Annahme hat, daß er sich über die tatsächlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens keine rechten Vorstellungen machte. Humboldts Zuversicht wurde beflügelt vielleicht von der Tatsache, daß ja schon 1744 die französischen Forscher La Condamine und Bouguer (die ersten, die Südamerika aus wissenschaftlichen Gründen bereist hatten) sich am Berg versucht hatten und nach deren Angaben immerhin eine Höhe von 4725 m erreicht hatten. „...Der Pfad wurde immer schmaler und steiler. Die Eingeborenen verließen uns alle bis auf einen in der Höhe von 15600 Fuß (5056m). Alle Bitten und Drohungen waren vergeblich. Wir blieben allein... Der Kamm hatte nur eine Breite von 8–10 Zoll (22–28 cm). Zur Linken war der Absturz mit Schnee bedeckt, dessen Oberfläche durch Frost wie verglast erschien... Zur Rechten senkte sich unser Blick in einen 800–1000 Fuß (250–325 m) tiefen Abgrund... Wir schritten hintereinander um so langsamer fort, als man die Stellen erst prüfen mußte, die unsicher erschienen. Glücklicherweise war der Versuch, den Gipfel des Chimborazo zu erreichen, die letzte unserer Bergreisen in Südamerika, daher die früher gesammelten Erfahrungen uns leiten – und mehr Zuversicht auf unsere Kräfte geben konnten. Es ist ein eigener Charakter aller Exkursionen in der Andenkette, daß oberhalb der ewigen Schneegrenze weiße Menschen sich in den bedencklichsten Lagen stets ohne Führer, ja ohne alle Kenntnis der Örtlichkeit befinden. Man ist hier überall zuerst...“

„...Die Nebelschichten, welche uns hinderten, entfernte Gegenstände zu sehen, schienen plötzlich, trotz der totalen Windstille, vielleicht durch elektrische Prozesse zu zerreißen. Wir erkannten einmal wieder, und zwar ganz nahe, den dornförmigen Gipfel des Chimborazo. Es war ein ernster, großartiger Anblick. Die Hoffnung, diesen ersehnten Gipfel zu erreichen, belebte unsere Kraft aufs neue. Der Felskamm, welcher nur hie und da mit dünnen Schneeflocken bedeckt war, wurde etwas breiter; wir eilten sicheren Schrittes vorwärts, als auf einmal eine Art Talschlucht von etwa 400 Fuß Tiefe (125 m) und 60 Fuß Durchmesser unserem Unternehmen eine unübersteigbare Grenze setzte... Die Kluft war nicht zu umgehen... Es war 1 Uhr mittags. Die Temperatur war nur 1,6 Grad über dem Gefrierpunkt... Wir hatten nach der La Place'schen Barometerformel eine Höhe von 3016 Toisen, genau von 18096 Pariser Fuß erreicht (5878 m).“^{6*}

* Es darf heute mit Sicherheit angenommen werden, daß Humboldts Höhenmessungen nicht richtig waren; nach neuesten Schätzungen hat Humboldt eine Höhe von annähernd 5400 m erreicht.



Nach diesen eindrucksvollen Schilderungen eines, wie es scheint, bereits äußerst erfahrenen Bergsteigers, schließt Humboldt geognostische und geologische Überlegungen zu diesem Berg an und schließt den Bericht mit folgenden Worten:

„...Dies ist ein Teil der Beobachtungen, welche ich bei der Besteigung des Chimborazo gesammelt- und aus einem ungedruckten Reisejournal einfach mitgeteilt habe. Wo die Natur so mächtig und groß und unser Bestreben rein wissenschaftlich ist, kann die Darstellung jeden Schmuckes der Rede entbehren.“⁵

Humboldt war am Chimborazo begleitet von seinem Gefährten Bonpland, der auf rund 5000 m Höhe noch Pflanzen und Insekten im ewigen Schnee entdeckte, von Carlos Montufar (einem späteren südamerikanischen Freiheitskämpfer) und einem Mestizen. Der Wagemut dieser kleinen Expedition zum (vermeintlich) höchsten Berg der Erde erscheint nach heutigen Begriffen unglaublich. Auch Humboldt selbst schien von dieser Expedition zeitlebens tief beeindruckt. Im hohen Alter bereits erwähnte er des öfteren, wie er zwei Tage nach dem Versuch am Chimborazo den Gipfel von Riobamba aus in herrlicher Reinheit sah:

„...in stiller Größe und Hoheit, die der Naturcharakter der tropischen Landschaft ist.“⁴

„Ich glaube, daß der Chimborazo der großartigste Berg der Welt ist.“⁴

Für die weitere Erschließung der Anden scheint indes von größerer Bedeutung der Übergang über die westliche Andenkette, von Quito zum Stillen Ozean, gewesen zu sein. Die Reise von Ecuador nach Peru erstreckte sich von Norden nach Süden über nicht weniger als 12 Breitengrade, erwies sich allerdings weniger

schwierig, als alles Bisherige. Nach der Überschreitung eines Gebirgsstockes von rund 4800 m Höhe gelangte die Expedition in die fruchtbare Ebene von Cuenca (2580 m am Marañon, im Stromgebiet des Amazonas. Zwischen Quito und Lima ergab sich andauernd Gelegenheit zu sehr intensiven naturkundlichen Studien, vor allem jedoch fesselten Humboldt die Überreste der Inkakultur in Lacatunga, Hambato, Riobamba und Caxamaraca. Er war einerseits zutiefst erschüttert über den Untergang dieses großen Kulturreiches im Anschluß an die spanische Conquista, betrachtete jedoch andererseits die Ruinen auch mit den Augen des Kulturhistorikers. Am Paranjir de Assuay (rund 4730 m) stieß Humboldt auf die Reste der berühmten Reichsstraße der Inkas und des Palastes von Tapayupangi. Auf mühsamen Wegen ging es dann auf das Hochland von Caxamaraca, der alten Inka-Residenz Atahualpa und vom „Silberberg“ Guagayoc konnten die Expeditionsteilnehmer erstmals einen Blick auf den Stillen Ozean werfen:

„...Als wir nach vielen Undulationen des Bodens... endlich den höchsten Punkt des Alto Huangamaraca erreicht hatten, erheiterte sich plötzlich das lang verschleierte Himmelsgewölbe... Der ganze westliche Abfall der Kordillere...mit ungeheuren Quarzblöcken bedeckt, die Ebenen von Chala und Molinos bis zu dem Meeresufer bei Truxillo lagen, wie in wunderbarer Nähe, vor unseren Augen. Wir sahen nun zum ersten Mal die Südsee...“³

Der einige Wochen dauernde Aufenthalt in Lima und an den Küsten des Pazifik sowie die Küstenfahrt nach Norden bot Humboldt Gelegenheit zu meteorologischen Untersuchungen. Er erforschte und beschrieb dabei die kalte (subarktische Meeresströmung), die der südamerikanischen Küste entlangzieht und besonders in den Ländern Chile und Peru das Klima ganz

entscheidend beeinflusst. Man kann nicht sagen, daß Humboldt, wie oft überschwänglich berichtet wird, den kalten Meeresstrom „entdeckt“ hätte. Er war seit jeher bekannt. Wohl aber führten exakte Temperaturmessungen und Studien über die Entstehung dazu, daß diese Strömung bis heute mit „Humboldtstrom“ bezeichnet wird.

Die meeresphysikalischen Untersuchungen sind einmal mehr ein Hinweis auf die Universalität des Forschens Humboldts, von dem der französische Wissenschaftler Bertholet nach seiner Rückkehr nach Europa 1804 sagte,

„Cet homme reunit toute une académie en lui“.¹¹

Am 23. März 1803 landete Humboldt nach einer längeren See-reise mit einem Zwischenaufenthalt in Equador (Guayaquil) in der mexikanischen Küstenstadt Acapulco.

Allein 119 Tage hatte die Expedition bloß von Bogotá nach Quito gedauert; neun Monate waren sie in Equador unterwegs; Wesentliches war geleistet. An sich drängte es nun die beiden Forscher, bald wieder nach Europa zu kommen. Die Nachrichten, die sie aus dem alten Kontinent erreichten, waren zwar spärlich, jedoch immerhin ausreichend, um sie merken zu lassen, daß sich dort im Anschluß an die Französische Revolution ganz Entscheidendes ereignet hatte. Zudem – und das hielt Humboldt vielleicht noch für entscheidender – fürchtete er, den Kontakt zur neuesten naturwissenschaftlichen Forschung in Europa zu versäumen; dazu waren damals Humboldts Pläne bereits auf einen anderen Teil der Welt gerichtet, nämlich nach Asien:

„... Von jetzt an werden wir uns damit beschäftigen, nur unsere Beobachtungen in den Tropen zu redigieren und zu veröffentlichen. An Jahren ein wenig fortgeschrittener, an Gefahren und Entbehrungen aller Art gewohnt, hören wir nicht auf, unsere Augen nach Asien und die benachbarten Inseln zu richten. Mit soliderem Wissen und genaueren Instrumenten versehen, werden wir vielleicht eine zweite Expedition unternehmen, deren Plan uns wie ein verführerischer Traum beschäftigt...“¹⁰

Trotzdem dauerte der Aufenthalt in Nueva Espana rund neun Monate, und – alles zusammen sollten beinahe 1 1/2 Jahre vergehen, bevor die Forscher wiederum europäischen Boden betreten durften. Humboldt war von der Möglichkeit zur intensiven wissenschaftlichen Arbeit im „Königreich Neu Spanien“ derart eingenommen, daß er alle Pläne zur baldigen Heimreise zunächst einmal hintanstellte.

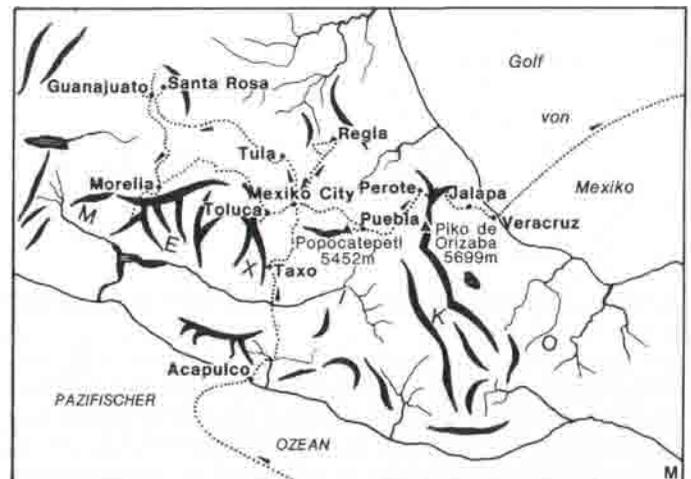
Während der großen Reise kreuz und quer durch das riesige Land galt sein Hauptinteresse zunächst einmal der Erforschung der aztekischen Geschichte und Kultur. Freilich, das sei vorweggenommen, mußten seine Forschungen bruchstückhaft bleiben, doch immerhin warfen sie – erstmalig – ein Bild auf die Bedeutung und die einstige Größe dieses uralten amerikanischen Landes, zum anderen schaffte sich Humboldt ein Bild über die Geschichte seit der spanischen Conquista, die sozialen Verhältnisse des Landes unter der spanischen Krone; es fehlte ihm nicht an Mut, wo es sich ergab, Despotismus, soziale Ungerechtigkeit und Sklaverei anzuprangern und für die Freiheit dieses unterdrückten Volkes einzutreten.

Nicht minder fesselten Humboldt wiederum die geomorphologischen Beschaffenheiten dieses – so ganz anderen Landes, als es

Südamerika gewesen war. Freilich wurde er auch hier mit den Problemen eines ausgedehnten Vulkanismus konfrontiert, der ihn immer wieder faszinierte. Zwar gelang die geplante Besteigung der „rauchenden Berge“ auf der Ebene von Morelos nicht: Popocatepetl (5452 m) und dessen kleiner Bruder, der Ixtaccihuatl (5286 m) erwiesen sich ebenso abweisend, wie der höchste Berg des Landes, des Citlalpetl (Pico de Orizaba – 5700 m). Dafür gelang die Besteigung des Nevado de Toluca (4577 m) und des Nahcampatepetl (des Cofre de Perote – 4282 m). Ganz besonders eindrucksvoll erwies sich die Erforschung des Jorullo indes, eines Vulkankegels von 500 Meter Höhe über seiner Basis, der 1759 wortwörtlich über Nacht aus der Ebene aufgeworfen wurde. Dessen Umgebung war übersät, wie Humboldt berichtete, von rund 2000 kleinen blasenförmigen Gebilden, die allesamt rauchten oder eine stinkende, heiße Flüssigkeit ausspuckten. Humboldt und seine Begleiter wagten das gefährliche Unternehmen und stiegen 80 Meter in den Krater hinunter. Sie entnahmen Bodenproben und analysierten die Luft. Humboldt war tief beeindruckt: „... eine der merkwürdigsten Begebenheiten, welche die Annalen unseres Planeten aufzuweisen haben...“¹²

Von Mexiko fuhr Humboldt abermals nach Kuba, um die wirtschafts- und sozialpolitischen Studien, 1801 begonnen, fortzusetzen und abzuschließen. Von dort fuhr er in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren freiheitliches Staatswesen und deren wirtschaftliche Kraft ihn ebenso beeindruckten, wie ihn die Sklaverei der Südstaaten entsetzte. Humboldt und Bonpland waren einige Wochen Gast des fortschrittlichen Präsidenten Jefferson auf dessen Landgut, wurden mit Ehrungen der Amerikaner überhäuft, bevor sie am 9. Juli 1804 die Rückreise nach Europa antraten. Am 3. August landeten sie wohlbehalten in Bordeaux und kamen am 27. August in Paris an.

„Somit hat (schreibt Meyer-Abich) die bedeutendste Forschungsreise, welche die Geistesgeschichte des Abendlandes einem einzelnen Forscher zu verdanken hat, sein Ende gefunden... Eine Forschungsreise von derart universaler Zielsetzung ist vor Humboldt niemals versucht worden und kann nach ihm nicht wiederholt werden. Sie war nur in jener Stunde abendländischer Geistesgeschichte möglich...“¹¹



*Der Popocatepetl in Mexi-
co – auch er wies Hum-
boldt ab, der eine Erstei-
gung geplant hatte.*

Foto: R. Lindner

Wieder in der Alten Welt

Humboldt war bei seiner Rückkehr aus Amerika 35 Jahre alt. Alles Entscheidende in seinem weiteren Leben war in der Tat das Ergebnis dieses großen Erlebnisses, einer Reise, die er als Auftrag empfand, mit einem bis an die Grenzen der Existenz gehenden Einsatz durchführte und als Vermächtnis an die Menschheit auswertete.

Das Lebenswerk Humboldts nach der Reise läßt sich in zwei nicht ganz gleiche Hälften teilen. Der erste Abschnitt reicht von 1805 bis 1829:

- Die Arbeiten am „Großen Reisewerk“ (35 Bände, vollendet 1834) von 1808 bis 1827 vornehmlich in Paris;
- Arbeiten an sozialpolitischen Werken über die besuchten Länder des neuen Kontinents;
- Mehrere diplomatische Missionen im Auftrag des Königs von Preußen; Reisen mit diesem;
- Zweimalige Reise nach Neapel (1805 und 1822) mit mehrmaliger Besteigung des Vesuv und Vergleich der Eruptionen an diesem mit jenen am Pichinacha in den Anden 1802;
- 1827 endgültige Übersiedlung nach Berlin, als der König die Weiterzahlung der jährlichen Bezüge (die Humboldt dringend benötigte, weil die Reise und die Herausgabe des wirtschaftlich unrentablen „Reisewerkes“ sein Vermögen verschlungen hatte) von der Wohnsitznahme in Berlin abhängig machte.

Zum Sitz für die allsoogleich beginnenden wissenschaftlichen Arbeiten hatte Humboldt Paris gewählt, weil er sich nur dort vorstellen konnte, jenes geistige Klima zu finden, das der Fülle der Ideen, die er zum Großteil noch begreiflicherweise in „statu nascendi“ von der Reise zurückbrachte, zum Durchbruch verhelfen konnte. Er hatte dabei nicht ganz unrecht, obwohl er darunter litt, weil ihm das patriotische Deutschland seine lange Abwesenheit, besonders die während der Befreiungskriege, zeitweise übel vermerkte. Humboldt liebte die freien Länder (zunächst zählte er Frankreich noch zu den „freien“) und konnte sich daher sein Leben und Forschen in Deutschland nicht vorstellen, dessen Geist er zwar über alles liebte, dessen politische Zustände er indes zutiefst verabscheute.

Als er allerdings im Zuge der Restauration im Vormärz alle Hoffnungen auf eine echte Demokratisierung in Frankreich schwinden sah, erwägte er ernstlich seine Auswanderung nach Mexiko, wo er ja wegen seines offenen Eintretens für die Freiheitsbewegungen der amerikanischen Länder großes Ansehen genoß. Es kam nicht dazu.*)

Die bedeutendsten Ergebnisse der Auswertung der großen Reise waren:

- Die Flora und Fauna richtet sich nach bestimmten Klimazonen. Dazu Humboldt:
„Wir sahen, wie sich die Gewächse nach der mit der Höhe abnehmenden Temperatur in Zonen verteilen!...“^{8,13} (die berühmt gewordenen fünf Zonen der Tropenflora Humboldts).
- Geophysik: Vulkanismus, Erdbeben und Gebirgsentstehung sind eng miteinander verbunden. – Alle Gletscher fließen, sind



also in Täler eingebettet. – Die Erde ist ein Magnet (wie die Messungen vom Pol zum Äquator ergaben). – Der Sauerstoff-(O₂)-Partialdruck nimmt mit zunehmender Höhe ab.

Zu diesem Thema bekräftigte Humboldt freilich des öfteren, daß die Forschung keineswegs abgeschlossen ist. So in einem Vortrag 1823 in der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin: „...Ich habe am Schlusse dieser Abhandlung der Tatsachen, die in den verschiedensten Weltgegenden gesammelt wurden, unsicher hypothetische Vermutungen angereicht. Die philosophische Naturkunde **) erhebt sich über die Bedürfnisse einer bloßen Naturbeschreibung. Sie besteht in einer sterilen Anhäufung isolierter Beobachtungen. Dem neugierig-regsamen Geist des Menschen sei es erlaubt, aus der Gegenwart in die Zukunft zu schweifen, zu ahnden, was nicht kar erkannt werden kann und sich an den alten, unter vielen Formen wiederkehrenden Mythen der Geogenie zu ergötzen...“

Alte amerikanische Hochkulturen: Humboldt lieferte wertvollste Beiträge zur Geschichte und Kultur der Inkas und Azteken und setzte sich offen für die Wiedergutmachung des an diesen hochstehenden Völkern begangenen Unrechtes ein: „Es wird in beiden Americas kein dauerndes Glück geben, als bis die kupferfarbige Rasse, durch die langdauernde Unterdrückung zwar gedemütigte, aber nicht erniedrigte Rasse alle Vorteile teilt, welche aus den Fortschritten der Zivilisation und der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung hervorgehen“.¹⁴

Humboldt brachte also, dies kann man zusammenfassend sagen, von seiner großen Reise die Überzeugung mit, daß die Naturforschung nicht den Zweck in sich selbst zu sehen hat, sondern als ein Dienst an der Menschheit aufzufassen ist.

Humboldt schuf Bausteine und verband sie, wo es ging, zu einem einheitlichen wissenschaftlichen Gebäude. Es lag nicht an ihm, sondern an seiner Zeit, wenn diese zum Teil für seine vorausseilenden Ideen, die er häufig mehr fühlte als erkannte, noch nicht reif war. Die Einsicht in das Wesen des „Kosmos“ blieb ihm versagt, so wie es uns auch noch verwehrt ist. Aber auch so sind seine „kosmischen Naturgemälde“ ein Werk, das Generationen von Wissenschaftlern beflügelte und auch dem Durchschnittsmenschen, dem Mann von der Straße, zum ersten Mal in der

*) Im Laufe der Jahre entstanden mehrere Werke über die Zustände in Lateinamerika:

- Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau Continent.
- Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne.
- Essai politique sur l'île de Cuba.

**) Nach dem damaligen Sprachgebrauch etwa das, was heute unter „Naturwissenschaft“ verstanden wird.

Geschichte in anregender Weise einen für ihn verständlichen Einblick in das Naturgeschehen gewährte. Da sein Weltbild freiheitlich war, trug es zur Emanzipation der Völker nicht unerheblich bei. Humboldt selbst:

„Überblick der Natur im Großen, Beweis des Zusammenwirkens der Kräfte, Erneuerung des Genusses, welche die unmittelbare Ansicht dem fühlenden Menschen gewährt, sind die Zwecke, nach denen ich strebe...“

Und 1808 zu den bedrängten Menschen im damaligen Berlin gleichsam zum Trost:

„... Wer sich herausgerettet hat aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir jetzt in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf die hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm spricht der weltrichtende Chor: „Auf den Bergen ist Freiheit!““

Aus diesen Worten spricht ein unbändiger Freiheitsgedanke, ja noch mehr, jener Lebensoptimismus, der Humboldt auszeichnete: Der Fortschritt der Menschheit erwächst aus den Gesetzen der Natur, die es zu ergründen gilt. Wenn dies geschieht, wenn man auf die Natur horcht und ihr folgt, ist ein Rückschritt in der Menschheitsentwicklung (wie es in der Leibeigenschaft und in der Sklaverei freilich der Fall war) ganz undenkbar.

1829 kam es zu einer zweiten großen Reise, nämlich nach Rußland und Sibirien. Die Pläne hierzu gehen weit zurück. Asien hatte in den Plänen Humboldts einen festen Platz. Zunächst jedoch stellten sich allzuviel Hindernisse der Verwirklichung in den Weg. Rußland schied wegen der politischen Lage zunächst einmal aus. Seit 1814 war Humboldts Augenmerk dann mehr auf Ceylon und Indien gerichtet, um von Süden aus, wie er meinte, leichter und schneller in das Himalaya-Gebirge zu gelangen. Humboldt genoß im Britischen Reich größtes Ansehen. Trotzdem scheiterten alle Bemühungen am Widerstand der einst sehr mächtigen Britisch-Ostindischen Kompagnie, welche alle Ansuchen zu sabotieren wußte: Die Gesellschaft wollte sich in Ostasien nicht in die Karten schauen lassen.

Wohl aber erhielt Humboldt 1827 eine Einladung des Zaren zu einer großzügig dotierten Forschungsreise durch das russische Großreich.

„... Es hängt ganz von Ihnen ab (hieß es in einem Brief), in welcher Richtung und zu welchem Zweck Sie diese Reise durchführen wollen; der Wunsch der Regierung ist einzig der, der Wissenschaft förderlich zu sein. Soviel Sie können, werden Sie dabei dem Bergbau und dem Gewerbeleiß Rußlands nützen.“²

Humboldt begleiteten der Mineraloge Gustav Rose und der Biologe Christian Gottfried Ehrenberg. Die Reise dauerte vom 12. April bis zum 28. Dezember 1829. Der Reiseziele gab es viele. Humboldt dachte an Nordsibirien zur Beobachtung der Polarnacht. Dazu kam es nicht. Es ging vielmehr über den Ural zum Kaspisee, ins Altaigebirge und zur chinesischen Grenze. Es ergaben sich Möglichkeiten zu intensiven erdmagnetischen Untersuchungen, die nach der Reise zusammen mit dem Physiker Gauß zur Errichtung eines erdweiten Beobachtungssystems führten. Humboldt untersuchte und verglich die zahlreichen Gebirgs-

ketten des Großreiches. Er bestimmte dort als erster den Begriff des Klimas. Für den russischen Staat wertvoll waren auch die geologischen und montanistischen Untersuchungen.

Insofern dürften die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise bedeutend genug gewesen sein. Der Erlebniswert war indes nur gering. Als Gast des Zaren fuhr Humboldt wie ein Fürst. Jeder Wunsch wurde ihm an den Lippen abgelesen. Erheblichen Anteil an der Zeit nahmen Empfänge und Ehrungen in Anspruch. Humboldt mag unter den ständigen Lobhudeleien der russischen Potentaten gelitten haben. Wo es ging, vor allem im Gebirge, blieb er er selbst; ein Reisebegleiter nach Abschluß der Reise:

„... Er ritt auf Exkursionen nie; wo man im Fuhrwerk nicht weiterkonnte, stieg er aus und ging zu Fuß weiter, ohne sichtbare Ermüdung hohe Berge ersteigend, oder über Steinmeere kletternd. Man sah diesen Bewegungen an, daß sie auf bösem Terrain erlernt worden waren.“⁸

Den Reisebericht zur Asienreise verfaßte Humboldts Begleiter Gustav Rose. Er selbst gab 1844 über seine Untersuchungen ein Buch heraus, „Central-Asien“. Im Vorwort dazu, an den Zaren gerichtet, schrieb Humboldt folgende Worte:

„... Die Expedition, mit welcher Ew. Kaiserliche Majestät mich zu beauftragen geruhten, besaß einen eigentümlichen Charakter: sie war hervorgerufen durch die Tendenz der freien Geistesentwicklung, die unser Zeitalter in so hohem Maße auszeichnet.“

Hier ist nun Humboldt nicht mehr recht verständlich. Ist dies der Humboldt, dem es vor 29 Jahren in Amerika um die Verwirklichung der Menschenrechte ging, um die Aufhebung der Sklaverei, um die Freiheit für Rote und Schwarze; ist dies der Humboldt, der die Verwirklichung der Ideale der Französischen Revolution noch über den wissenschaftlichen Fortschritt stellte; ist dies der Humboldt, der dem Präsidenten Jefferson offen sagte, die Sklaverei sei das größte Übel, durch welches die Menschheit gepeinigt werde?¹⁹ Es könnte scheinen, als hätte sich Humboldt in jenen Jahren, wohl wissend um Despotie, soziale Not und Deportation im zaristischen Rußland, alle Ideale früherer Zeiten verleugnend, gerade dem Mächtigsten der damaligen Zeit verschrieben, aus opportunistischen- oder welchen Gründen auch immer. Es soll indes weiter unten versucht werden, den Eindruck offensichtlicher Ichbezogenheit denn doch noch zu korrigieren.

Die Jahre nach der Rußlandreise waren ausgefüllt mit weiteren Arbeiten am großen amerikanischen Reisewerk und an den Arbeiten über die Asienreise und – seit 1834 mit den Arbeiten am letzten großen Lebenswerk, am „Kosmos“. Dieses Humboldts Alterswerk, „Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ war weder sein größtes noch sein bestes Werk. Es sollte der letzte Versuch eines einzelnen Forschers werden, zu einer einheitlichen Schau über das ganze Weltall zu gelangen oder, wie Egon Friedell schreibt, sollte es eine „Universalgeschichte der Natur“ werden. Das wurde es nicht. Es blieb unvollkommen, unvollendet, es blieb ein „Entwurf“. Humboldt hat es wohl auch selbst gefühlt, wenn er im ersten Band zu diesem Riesenswerk schrieb:

„Alle Beschreibung und alle Erklärung müssen unvollständig bleiben, weil die Natur unendlich ist, während wir beschränkt sind.“

²) Schiller, „Braut von Messina“

*Humboldt
in seinem Arbeitszimmer
(Nach einem Aquarell von Eduard
Hildebrand, Berlin 1845)*

Daß Humboldt letzten Endes sein wissenschaftliches Ziel nicht erreichte, ist verständlich. Was einem Leibniz 150 Jahre früher noch gelingen mochte, war Humboldt nicht mehr möglich: die Naturwissenschaft war polymorph geworden. Doch trotz aller Mängel, trotz der schließlichen Resignation vor der unlösbaren Aufgabe, den Versuch zur Einsicht in das Ganze, gab Humboldt an die Wissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts weiter. Es wirkte, wie Toll richtig bemerkte, stark fächerverbindend auf alle Naturwissenschaften.

Die Beschäftigung mit dem Werden und Vergehen in der belebten Natur ließ Humboldt zur natürlichen Sachlichkeit des Naturforschers finden, die damals durchaus nicht selbstverständlich war. Er hatte allerdings schon frühzeitig erkannt, daß die Versuche der Naturphilosophie, das Weltgeschehen spekulativ zu erklären (Hegel, Schelling), bereits zur Zeit der Französischen Revolution zum Scheitern verurteilt waren. Trotzdem: es soll nicht übersehen werden, daß Humboldt sehr lange nicht ganz von der teleologischen Deutung natürlicher Sachverhalte loskam. Erst in den letzten Lebensjahrzehnten fand er dann zur endgültigen Abkehr vom Vitalismus *) und zur Hinwendung zu einer durch Empirismus geprägten weitgehend positivistischen Weltauffassung. Sosehr sein Bild über die Entstehung des Kosmos indes evolutiv geprägt war, in der Frage der Entstehung des Lebens fand Humboldt sonderbarerweise nie Anschluß an die bahnbrechenden Ideen Lamarcks, Geoffroy des S. Hilaire, oder gar Baers und Darwins. Seine Beziehungen zum bedeutend jüngeren Darwin waren herzlich (Darwin verehrte Humboldt!), beschränkten sich jedoch auf einen Austausch ihrer Erfahrungen als Forschungsreisende.

Auch Darwin hatte ja während seiner Weltreise 1831–1836 Humboldt nachahmend, die Anden überstiegen.

An der zu jener Zeit gerade aufkommenden Alpinistik nahm Humboldt von Berlin aus lebhaften Anteil. Trotz der vielen Feinde bei Hofe und in der Regierung (man verabscheute ihn als Freisinnigen, man verachtete ihn als Liebdiener, man beneidete ihn wegen seiner hohen Stellung als Berater des Königs) konnte er sein Ansehen und seine weltweite Geltung immer wieder benützen, um Forscher, Wissenschaftler und Künstler zu fördern. Sein besonderes Augenmerk galt den wissenschaftlichen Expeditionen in ferne Länder.

Heinrich Barth, z. B., der spätere Balkan- und Apennin-Erschließer, verdankte es Humboldt, daß er 1850 mit dem Briten Richardson und dem Deutschen Overweg Afrika erkunden konnte. Nach dem Tode seiner Gefährten dort durchforschte Barth allein das Air-Gebirge, den Tschadsee, den Niger und die westliche Sahara bis zur sagenumwobenen Stadt Timbuktu. Er legte in Afrika rund 17.000 km zurück und kehrte wohlbehalten heim. 1857–59 erschien sein umfangreicher Reisebericht. Humboldt konnte das Erscheinen der ersten Bände noch erleben.



Auch das Unternehmen der Gebrüder Schlagintweit ließ sich Humboldt angelegen sein. Handelte es sich bei deren Plänen doch um Gebiete aus der ehemaligen Wunschliste Humboldts.

Die drei Brüder Adolf, Hermann und Robert Schlagintweit brachen 1854 nach Indien auf, erreichten das Karakorum, kamen am 7755 m hohen Mt. Kamet bis auf 6785 m, stellten damit einen neuen Höhenrekord auf, überstiegen den Mustagh-Paß (5797 m), durchzogen das Kunlun-Gebirge und erforschten die Quellgebiete von Ganges, Sattledschu und Indus. Adolf ging anschließend nochmals allein über das Kunlun-Gebirge in das chinesische Turkestan und wurde dort ermordet. Die beiden anderen Brüder kehrten über Indien nach Europa zurück.

So gelang es Humboldt, auch noch im hohen Alter das wissenschaftliche Expeditionswesen zu fördern und somit indirekt zur Erforschung bedeutender Gebirge unserer Erde beizutragen; Humboldts Beziehung zu den Bergen war tatsächlich zeitlebens so intensiv, daß er im hohen Alter im Volksmund den bezeichnenden Beinamen „*der Uralte von den Bergen*“ erhielt. Insofern ist es sicher richtig, Humboldt, der die Gründung der großen alpinen Vereine nicht mehr erlebte, als einen der großen Wegbereiter einer weltweiten alpinen Bewegung anzusehen.

In sozialer Hinsicht tat Humboldt während der vielen Jahre in Berlin mehr, als man vielleicht glauben wollte. Er förderte nicht nur, wie bereits erwähnt, junge Talente*), er setzte sich für Reformen ein, besonders für eine Schulreform, wo er nur konnte. Er rief immer wieder zu einer erweiterten Volksbildung auf. Nur er konnte es sich leisten, den Studenten zu Zoologie und Geologie an Stelle von Philosophie und Theologie zu raten. Aber nicht nur das. Er trat dem aufkommenden Antisemitismus mit Erfolg entgegen und erreichte, daß jeder Unfreie, welcher Hautfarbe immer, beim Betreten preußischen Bodens als frei zu gelten hatte. Nur Humboldt konnte es sich leisten, sich schließlich auch mit offenem Visier zur Revolution von 1848 zu bekennen, ohne beim König in Ungnade zu fallen. Insofern ist das Bild einer allzugroßen Willfähr-

*) Vitalismus: Theorie, die zur Erklärung von Lebensvorgängen Kräfte annimmt, die sich dem Nachweis durch naturwissenschaftliche Methoden grundsätzlich entziehen (Aristoteles, Leibniz).

Im Gegensatz dazu Mechanismus: Weltbild, nach welchem die Naturvorgänge einschließlich dem Phänomen des Lebens nach dem Kausalitätsprinzip determiniert seien. (Newton, (m.E.) Kant)

*) z.B.: die Wissenschaftler Carl Ritter, Justus Liebig, Richard Lepsius; die Künstler Felix Mendelssohn-Bartholdy, Peter Cornelius.

rigkeit und Hofdienerei, wie es nicht selten den Anschein hatte, denn doch nur mit starken Einschränkungen als den Tatsachen entsprechend anzusehen.

Dies alles vorausgeschickt: Als dieser Mann am 6. Mai 1859 die Augen schloß, hinterließ er ein geistiges Testament von unerhörter Tragweite. Er wies durch sein Wirken den Naturwissenschaftlern den Weg vom Kleinen zum Großen, vom Einzelnen zum Ganzen, zur Aussicht aus der Einsicht heraus. Es tut dem Gesagten keinen Abbruch, daß das angestrebte Ziel noch in weiter Ferne lag. Aber, galt er auch selbst noch als ein „Statiker“ der Naturwissenschaften, so leitete sein Weltbild, freilich unvollkommen, wie es war, zum dynamisch-evolutiven Weltbild aller Disziplinen der Naturwissenschaften, über. Es war zudem sein Verdienst, darauf hinzuweisen, daß im Wissen und Erkennen mehr steckte, als etwa nur die Befriedigung der Neugier. Er hat die Forschung allgemeinmenschlich gemacht:

„Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit“.⁴

Was gab er schließlich dem Alpinismus? Der Alpinismus und die Touristik als weltweite Bewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, sind ohne Humboldts Pionierleistung nur schwer vorstellbar. Er war es, der die Stellung der Erde und ihrer Bewohner als einen kleinen, aber interessanten Teil im Weltganzen (nicht zuletzt durch seine Reisevorträge) weiten Bevölkerungskreisen anschaulich gemacht hat. „*Er hat die Kunst des Reisens entdeckt*“², sagte ein Franzose um 1810 von ihm; er war es, der auf die Berge als einer neuen Quelle tiefer Erkenntnisse und überquellender Freude hingewiesen hat; er hat die Berge tatsächlich als eine Quelle immer neuer Erfahrungen erlebt und beschrieben; er hat schließlich den Wert des Gehens erkannt. Ganz im Sinne von Humboldt konnte Stefan Zweig 1934 im brasilianischen Exil schreiben,

„...denn nur was den Geist über den eigenen Lebensraum ins Allmenschliche weist, schenkt dem Einzelnen Kraft über seine Kraft.“ So dachte hunderte Jahre früher bereits Alexander von Humboldt.

Literatur

A. Quellen:

- 1 Humboldt A. v., Über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdteilen Vortrag in der kgl. Akademie der Wissenschaften am 24. 1. 1823 in Berlin Krause Berlin 1823.
- 2 Humboldt A. v., Central-Asien Untersuchungen über die Gebirgsketten und die vergleichende Klimatologie Aus dem Französischen übersetzt und durch Zusätze vermehrt, hgg. v. Dr. Wilhelm Mahlmann in 3 Bänden Kleemann Leipzig 1844.
- 3 Humboldt A. v., Ansichten der Natur 3. verbesserte und vermehrte Auflage Cotta Stuttgart und Tübingen 1849 Neuauflage hgg. v. Adolf Meyer-Abich Reclam Stuttgart 1969.
- 4 Humboldt A. v., Kosmos Entwurf einer physischen Weltbeschreibung 5 Bände Cotta Stuttgart 1845–58.
- 5 Humboldt A. v., Kleiner Schriften 1. Band mit einem Atlas Cotta Stuttgart-Tübingen 1853.
- 6 Humboldt A. v., Südamerikanische Reise hgg. v. Reinhard Jaspert Ullstein Frankfurt Berlin 1979
– Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent (Auswahl)
– Ideen über Ansichten der Natur (Auswahl)
– Kleiner Schriften (Auswahl)
– Briefe A. v. Humboldts (Auswahl).

B. Biographien:

- 7 Rose G. (HG), Reise nach dem Ural, Altai und dem Kaspischen Meer 2 Bände 1837–42.
- 8 Brunhs K. (HG), Alexander von Humboldt eine wissenschaftliche Biographie Brockhaus Leipzig 1872.
- 9 Zaunik R., Alexander von Humboldt, Kosmische Naturbetrachtung Stuttgart 1958.
- 10 *** Alexander von Humboldt Gedenkschrift Akademie-Verlag Berlin 1959.
- 11 Meyer-Abich A., Alexander von Humboldt, Selbstzeugnisse und Bilddokumente Rowohlt Hamburg 1967.
- 12 Beck H., Gespräche Alexander von Humboldts Akademie-Verlag Berlin 1959.

- 13 Sroka L. (HG), Alexander von Humboldt, Werke, Briefe, Selbstzeugnisse (Auswahl) Wesemayer Hamburg 1959.
- 14 Pfeiffer H. (HG), Alexander von Humboldt, Werk und Werkgeltung Piper München 1969
- 15 Biermann K.R., Alexander von Humboldt BSB B.G. Teubner Leipzig 1980.
- 16 Santner R. (HG), Alexander von Humboldt, Abenteuer eines Weltreisenden Prisma Wien 1980.
- 17 Beck H., Alexander von Humboldt Band 1: Von der Bildungsreise zur Forschungsreise; Band 2: Vom Reisewerk zum Kosmos Akademie-Verlag Berlin.
- 18 Scuria H., Alexander von Humboldt Eine Biographie Verlag der Nation Berlin (Ost) 1955 Ausgabe Claasen Düsseldorf 1982.
- 19 McIntyre L.A., Die Amerikanische Reise Auf den Spuren Alexander v. Humboldts Geo Hamburg 1982
- 20 *** (anonymer Schriftsteller), Alexander von Humboldt Briefwechsel mit einem jungen Freunde Duncker Berlin 1861

C. Weitere Werke (Auswahl):

- 21 Pflugk-Hartung J. (HG), Weltgeschichte Band 6 Neuzeit seit 1815 Ullstein Berlin 1910
- 22 D.u.O.A.V. (HG), Alpines Handbuch Band 1 darin Schmidkunz W., Alpine Geschichte in Einzeldaten Brockhaus Leipzig 1931.
- 23 Roberts G., Atlas der Entdeckungen Südwest München 1976
- 24 Ziak K., Der Mensch und die Berge Bergland Salzburg-Stuttgart 1965
- 25 Goethe J.W., Über die Natur Auswahl aus seinen Schriften von Andreas B. Wachsmuth Insel Frankfurt/M. 1955.
- 26 Zeitschrift, Kosmos Heft 1/1962.
- 27 Wendi H., Ich suchte Adam DBG Darmstadt 1953.
- 28 Eckermann J.P., Gespräche mit Goethe 1. Auflage 1835 – Neuauflage Birkhäuser Basel 1945.
- 29 Darwin Ch., Reise eines Naturforschers um die Welt dt. von J. Viktor Carus Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1875,
- 30 Friedell E., Kulturgeschichte der Neuzeit Beck München 1927–31
- 31 Vogel G./Angermann H., dtv-Atlas zur Biologie 2 Bände DTV München 1967
- 32 Steinitzer A., der Alpinismus in Bildern Piper München 1924

Himalaya 1983 – Erfolge und Versuche

Manaslu-Südwand
K2-Nordsporn
Kangchendzönga-Nordwand

Mit Beiträgen von Günther Härter,
Kurt Diemberger und Hermann Warth

Erfolg am Manaslu

Günther Härter

An der Manaslu-Expedition 1983 nahmen überwiegend Bergführer der DAV-Berg- und Skischule teil. Es gelang die zweite Begehung der rund 3500 Meter hohen Südwand. Das ursprüngliche Ziel, die Erstbegehung des markanten, steilen Südgrates mußte wegen starker Höhenstürme und des Verlustes eines großen Teils der Ausrüstung aufgegeben werden. Die von Günther Härter geleitete Expedition gelangte am Südgrat bis in eine Höhe von 7500 Metern, dem bisher höchsten dort erreichten Punkt.

Ang Dorje, unser Sirdar, rammt seine vom Lama geweihte Flagge Nepals in den harten Schnee. Der böige Weststurm wirft uns fast von dem kleinen, ausgesetzten Schneegrat, auf dem wir drei um das Gleichgewicht kämpfen.

Spät am Morgen hatten wir Lager 4 auf 7400 Metern verlassen. Nima Rita, ein hoffnungsvoller junger Sherpa, war mit Magenschmerzen zurückgeblieben.

Über kurze Schneehänge und blankgeblasene Geröllrücken stiegen wir, immer den Rücken gegen den Sturm gewendet, zum Steilaufschwung des Südgrates hinauf. Die anfängliche Hoffnung, eventuell dem Höhensturm und dem schwierig aussehenden Grat in die Ostseite zu entkommen, geben wir nach dem ersten Blick in den oberen Teil der Ostwand schlagartig auf: Matterhorn-Nordwandgelände, nur noch etwas steiler und das Ganze oberhalb 7500 Meter. Dazu unsere „Kletterausrüstung“: 40 Meter Statikseil, fünf Felshaken plus zwei Eisschrauben. An einen längeren Rückzug durch Abseilen war nicht mehr zu denken, und der Ausgang eines Free-Solo-Versuches ziemlich gewiß.

Also wieder hinüber an den Südgrat und dort zumindest noch einen Proforma-Versuch starten. So versuchte Uwe Schelhas wenigstens ein paar Meter am kletterfreundlichen Granit im fast senkrechten Grataufschwung. Mit den Worten: „Darum sind wir ja nach Nepal gefahren!“ entschwand er in einem Kamin.

Dieser 400 Meter hohe Aufschwung wäre 5000 Meter tiefer in den Alpen mit Sicherheit eine beliebte Genußklettere an kompaktem

rotgelben Granit im IV. Schwierigkeitsgrad. Am Manaslu-Südgrat aber herrschten andere Bedingungen: Sturm, Kälte und Höhe ließen ihn nur optisch so einladend erscheinen – am Ort des Geschehens wird man schnell zum Realisten. So auch Uwe, der nach wenigen, für die Höhe flott erkletterten Metern wieder abseilte, worauf Ang Dorje seine für den Gipfel bestimmte Flagge aus dem Rucksack holte.

Mir ist zum Heulen. Trotz unserer Topform sind wir offenbar zum Scheitern verurteilt. Ein kleiner Höhensturm bei glasklarem Wetter wiegt im Himalaya schwerer als die beste körperliche Verfassung. Sollte also alles umsonst gewesen sein? Der nervenaufreibende dreiwöchige Anmarsch mit täglichem prasselnden Monsunregen, die täglichen Trägerstreiks mit ihren unendlichen Diskussionen, oder das wilde, tiefeingeschnittene Tal des Dona Khola, das mit Tropenschungel und Bambusdickicht eine große Hürde auf dem Anmarsch gewesen war. Diverse Brückenbauten auf knapp 4000 Metern, bis zur Hüfte im eiskalten reißenden Gletscherwasser, von oben der eintönige Monsunfuß, zehrten nicht nur an den Nerven, sondern auch an der Gesundheit.

Dank dem großartigen Zusammenhalt der Teilnehmer konnten wir all diese äußeren Widrigkeiten überwinden und sahen Ende September die Manaslu-Südseite erstmals in ihrer vollen Wildheit. Doch zurück zu uns dreien am Südgrat. Stumm packen wir unsere wenigen Sachen ein, jeder hängt beim Abstieg zum Lager 4 seinen Gedanken nach. Ich war noch am Morgen absolut sicher gewesen, daß wir über die Ostflanke den Gipfel erreichen würden. Bis dahin hatten wir auch nur den unteren, leichten Teil einsehen können, und die 40 bis 50 Grad steilen Hänge schienen durchaus seilfrei gangbar zu sein. Darum ist meine Enttäuschung auch jetzt um so größer.

Nima Rita hat inzwischen Würmer erbrochen und fühlt sich wieder besser. Die beiden Zelte und unser letzter Gaskocher sind schnell verstaut, denn wir wollen noch heute zum Lager 2 im Schmetterlingstal absteigen. „Ade, du schöner Südgrat, an dir wird sich noch mancher – wenn nicht alles optimal läuft – die Zähne ausbeißen.“ Auf 6600 Meter setzen wir nochmals für ein paar Stunden unser Suchspiel der letzten Tage fort. Dort hatten wir vor knapp zwei Wochen ein Depotzelt aufgestellt und alles hinaufgetragen, was an Ausrüstung und Verpflegung zum Ausbau der Lager 3 und 4 und an Fixseilen für den Südgrat notwendig gewesen wäre. Ein dreitägiger Schneesturm hatte inzwischen das Zelt mehrere Meter hoch mit kompaktem, windgepreßten Schnee zugeweht. Die

Foto:
G. Härter

genaue Lage war nicht mehr festzustellen, da auch die Oberflächenform der großen, seichten Mulde vollkommen verändert war. Das nächste Mal wird bestimmt ein Lawinenverschüttetensuchgerät im Zelt bleiben, damit auch hoch mit Schnee bedeckte Vorräte wiederzufinden sind. So hatten wir ein paar Meter über dem ursprünglichen Lager 3 nochmals ein behelfsmäßiges Lager hingestellt; ein Luxus, den sich bestimmt noch nicht viele Expeditionen geleistet haben und der auch nicht weiterzuempfehlen ist. Auch heute bleibt das anstrengende Grabenschaufeln und Sondieren erfolglos, obwohl Ang Dorje wie ein Besessener arbeitet, während wir bereits groggy an den Schneemauern lehnen und keine Kraft mehr zum Schaufeln haben.

Bei schönstem Wetter gehen wir hinunter zum Lager 2, hoch oben am Grat orgelt der Sturm. Unterwegs nimmt ein Gedanke langsam Form an: Heute ist der 18. Oktober, und am 25. müssen wir spätestens das Basislager verlassen. Wenn wir morgen einen Ruhetag einlegen, dann verbleiben uns immerhin noch fünf Tage. In diesem Zeitraum müßte es möglich sein, von Lager 2 auf 5700 Meter über die Südwantroute von Messner (1972) zum Gipfel und zurück zum Basislager zu kommen.

Bis auf Peter Popall sind alle im Lager versammelt. Nach einer längeren Diskussion, in der wir Für und Wider genau abwägen, entscheiden wir uns dafür, den wesentlich leichteren Anstieg – bis Lager 2 sind beide Routen identisch – im Alpenstil zu versuchen. Für die allerletzte Möglichkeit, doch noch den Gipfel zu erreichen, bringt jeder, selbst nach acht Wochen Expeditionsdauer, noch genügend Begeisterung auf. So machen wir uns sofort an die Vorbereitungen, das heißt, überlegtes Packen der Rucksäcke und vor allem, daß wir in uns hineinfuttern und trinken, was das Zeug hält.

Am 20. Oktober spüren wir abwechselnd das weite, langgezogene Schmetterlingstal hinauf, nur mit dem Notwendigsten für vier Tage ausgerüstet. Das bedeutet für jeden immer noch, mindestens 20 Kilogramm von 5700 auf 7400 Meter zu schleppen. Rechts von uns bäumt sich der gewaltige zentrale Teil der Südwand auf, knapp 2000 Meter hoch und von riesigen Séracs durchzogen.

Irgendwann wird wohl auch dieser eigernordwandähnliche Gipfelaufbau durchstiegen werden. Zukünftige Expeditionsziele gibt es allein an der Manaslu-Südseite noch genug! Links begrenzt ein imposanter, namenloser und unbestiegener Siebentausender das Schmetterlingstal, durch das sich elf kleine, verlorene Gestalten in der Mittagshitze aufwärts mühen. Immer wieder suchen wir die 800 Meter hohe Eisflanke, die vom Ende des Schmetterlingstales zum Gipfelplateau hinaufleitet, Meter für Meter nach schwierigen Passagen ab. Denn jeder ist sich bewußt, daß wir dort morgen seilfrei hinauf- und zwei Tage später wieder seilfrei abklettern müssen. Sicher würde viel zu viel Zeit in Anspruch nehmen, jeder muß sich selbst vertrauen. Die Verhältnisse sehen brauchbar aus, nur stellenweise schimmert Blankeis herunter; außerdem schätzen wir die Neigung auf maximal 45 Grad.

Am frühen Nachmittag stehen bereits die Zelte auf 6600 Meter am Fuß der Flanke. Gemütlich liegen wir in der Sonne und wagen kaum, vom Gipfel zu träumen. Mit Franz steige ich noch knapp 200 Meter der morgigen Etappe hinauf. Wie bereits vermutet, sind die Verhältnisse günstig. Die Blankeispassagen sind flach, und

ansonsten ermöglicht harter, windgepreßter Schnee sicheres Steigen. Etwas rechts in den Felsen entdecken wir ein altes Fixseil der Österreicher von 1972. Vor elf Jahren war die letzte und zugleich erste Expedition hier oben. Die Begehungshäufigkeit des Südwananstiegs wird sich in Zukunft bestimmt steigern.

Zurück im Lager, fällt das Abendessen mager aus. Wir hatten die Rucksäcke doch mehr im Hinblick auf das Gewicht als auf den möglichen Hunger gepackt. Am Abend kommt noch Peter Popall herauf. In zwei Tagen hat er den langen Weg vom Basislager bis zum Ende des Schmetterlingstales zurückgelegt.

Mit vielen Pausen steigen wir am nächsten Tag die Flanke empör. Durch die Ausgesetztheit und den frei werdenden Blick hinüber zur Annapurna-Gruppe empfinden wir die große Höhe besonders intensiv. Das emsige Treiben tief unten im Marsyandi-Tal können wir nur noch erahnen. Noch ist der Wind erträglich, aber vom Plateau her wirbeln Schneefahnen über die Flanke hinaus. Je mehr wir uns dem Ausstieg nähern, desto deutlicher ist das Brausen des Sturms zu vernehmen. Die letzten Meter wird die Flanke noch einmal steiler, und kurz darauf stehen wir auf dem Gipfelplateau (ca. 7400 m). Der Sturm springt uns voll an. Wie und wo wir hier Zelte aufstellen sollen, ist mir schleierhaft. Doch finden wir eine breite, mit Schnee fast vollgewehrte Spalte, in der wir zuerst einmal einen ebenen Platz schaufeln. Der Aufbau der Zelte gestaltet sich zu einem Fangspiel mit Zellteilen, die jede Unaufmerksamkeit ausnützen, um sich mit Hilfe des Sturms aus dem Staub zu machen. Mit Bambusstäben, Skistöcken und Pickeln verankern wir unsere drei Zelte und kriechen auch sofort ins Innere, um vor dem Sturm geschützt zu sein. Pro Zelt haben wir einen kleinen Kocher, der jetzt außer heißem Wasser auch noch etwas Wärme spendet.

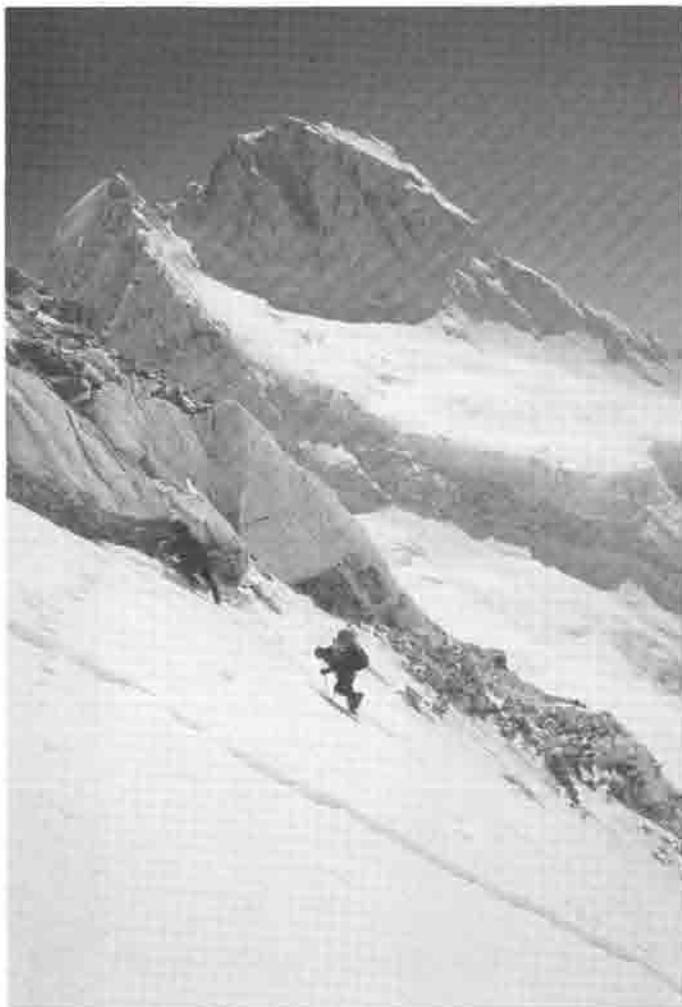
Unsere Gedanken und Gespräche drehen sich nur um die Gipfelchancen für morgen. Wenn der Sturm nur etwas nachläße oder windgeschützte Passagen vorhanden wären, dann hätten wir den Manaslu in der Tasche. Die Verfassung aller neun Personen ist ausgezeichnet. – Nach Suppen, Eiweißtabletten, Energiedrinks und Energieregeln gibt es noch eine Schlaftablette, und dann entschlummern wir sanft in einen angenehmen Schlaf bis sechs Uhr morgens.

Hermann kocht bereits Müsli und Tee, während Hubert noch tief in seinem Schlafsack steckt. Der Sturm hat in seiner Heftigkeit nicht nachgelassen, nur legt er heute morgen gelegentlich Pausen ein. Franz ruft mich ins andere Zelt hinüber, Peter ist überraschenderweise in schlechter Verfassung und muß sofort absteigen. Ohne zu zögern, erklären sich Franz Seeberger und Peter Geyer bereit, ihn über die Flanke hinunterzubegleiten. Sie sind beide topfit und verzichten spontan auf den sicheren Gipfel. Mit solchen Leuten kann man an jeden Berg der Welt fahren.

Gegen neun Uhr verlassen wir unsere Spalte und steigen über das Plateau zum ersten Steilaufschwung hinauf. Die Zacken der Steigeisen drücken sich nur wenig in den beinharten Schnee. Die Windgangeln sind gut kniehoch, so mächtig habe ich sie nur noch am Mount McKinley in Alaska gesehen. Skiabfahrten vom Manaslu wären chaotisch, ein einziger Kampf gegen unzählbare kleine, senkrechte Schneemauern.

Ang Dorje und Nima Rita gehen vor uns, die Hände in den





Im Aufstieg zum Südgrat – Blick auf den gegenüberliegenden markanten Gipfel des Pik 29.

Foto: G. Härter

Der Sturm am ausgesetzten Gipfelgrat ist orkanartig. Nur durch permanentes Festhalten werden wir nicht in die steil abfallende Ostwand geschleudert. Für meinen ersten Achttausender hätte ich mir schon eine windstille, beschauliche Gipfelrast gewünscht, denn wie oft erlebt man schon solche Momente? Im Schutz von Felsen machen wir am Beginn des Gipfelgrates eine Pause, fotografieren und geben Huh Yang Ho noch unseren restlichen Tee.

Mit einem „See you again in Katmandu“ verabschiedet er sich und steigt über die Aufstiegsspur ab. Es ist bereits 15 Uhr, und so beginnen auch wir mit dem Abstieg. Eine herrliche Abendstimmung liegt über dem braunen Hügelland Tibets, und ich bin fast ein bißchen traurig, daß nun der Höhepunkt unserer Reise überschritten ist und es nur noch zurück geht. Klar und deutlich sehen wir das erste Plateau unter uns liegen. Hier muß sich die Tragödie nach Messners Gipfelgang 1972 abgespielt haben. Wer hier in einem Schneesturm überlebt, hat Glück und vor allem einen eisernen Willen. In einer halben Stunde haben wir es überschritten und gelangen zu unseren Zelten in der Spalte. Sie sind zum Teil zerfetzt, bei dem stärker gewordenen Sturm kein Wunder. Notdürftig reparieren wir sie und verkriechen uns darin.

Die Nacht ist unangenehm, und am Morgen zerreißt unser Zelt ganz. Das Frühstück fällt heute aus, die Steigeisen ziehen wir im Zelt an. Die Strecke bis zum Einstieg in die Flanke legen wir mehr kriechend als gehend zurück. Der immer stärker werdende Sturm läßt uns keine andere Wahl.

Nach wenigen Metern in der Flanke tritt Herbert ein kleines Schneebrett ab, fängt sich aber sofort wieder. Nur jetzt keine Unachtsamkeit! Im Schmetterlingstal können wir dann wieder stolpern. Äußerst konzentriert und vorsichtig steigen wir langsam die Flanke ab. Die Spur im Schmetterlingstal ist verweht, so daß wir häufig danebentreten und bis zu den Knien durchbrechen, eine elendige Schinderei. Uwe und Fuzzi erwarten uns im Lager 2 mit Getränken. Danach steigen sie noch ins Basislager ab und auch wir durchqueren zum letzten Mal den kleinen Eisbruch zum Lager 1.

Wie auf einem Adlerhorst steht das Lager 1 auf einem Felsgrat,

Das Schmetterlingstal

Foto: H. Tauber



Jackentaschen und die Skistöcke unter die Arme geklemmt. In den Sturmpausen unterhalten sie sich im Gehen. Auch wir, Hermann Tauber, Herbert Streibel, Hubert Wehrs und ich fühlen uns ausgezeichnet in Form, dazu kommt noch, daß wir nicht spüren müssen und die Rucksäcke fast leer sind.

Nach dem ersten Steilaufschwung machen wir am zweiten Plateau auf ca. 7800 Meter bei einer Felsinsel Rast. Plötzlich deutet Ang Dorje auf die Felsen am Gipfelhang und behauptet steif und fest: „There is one man moving up in the rocks!“ Wir wissen, daß eine Ein-Mann-Expedition aus Südkorea an der Nordostflanke über den Normalweg zum Gipfel will. Wie es der Zufall will, treffen wir uns genau am selben Tag auf den letzten Metern zum Manaslu-Gipfel. Was wohl Huh Yang Ho gedacht hat, als er sechs Personen nacheinander auf dem zweiten Plateau auftauchen sah?

Vom Rastplatz aus können wir fast bis zum Gipfel sehen. Ein Schneeang zieht zum kurzen Gipfelgrat hinauf, rechts (nach Westen) begrenzt durch die Felstürme der Südwand. Und dies ist unser Glück. Die Felsen halten den Sturm vom Hang ab, so daß die Gefahr von Erfrierungen erheblich geringer ist.

Huh Yang Ho steigt vor uns den Hang in typisch asiatischer Manier hinauf: 20 schnelle kurze Schritte – über den Pickel gebeugt verschlaufen – nächster Durchgang. Ein einziger solcher Intervall von uns, und wir wären wahrscheinlich erledigt. Kurz unter dem Gipfel können wir durch ein Gratfenster zum 4000 Meter tiefer gelegenen Thulagi-Gletscher hinabschauen, an dem unser Basislager liegt.



Der zentrale Teil der gewaltigen Manaslu-Süd- bzw. Südwestwand, knapp 2000 Meter hoch und von riesigen Séracs durchzogen, aus dem Schmetterlingstal.
Foto: G. Härter

der aus der Wand herausragt und den Gipfel des 500 Meter hohen Südwandpfeilers darstellt. Lange noch unterhalten wir uns an diesem Abend. Die Temperatur empfinden wir als ausgesprochen mild, obwohl sie weit unter null Grad liegt.

Am nächsten Tag sind nochmals fast alle am Pfeiler unterwegs. Riesenrucksäcke und Seesäcke schleifen wir über die Schuttbänder des Pfeilers, seilen sie über die 50 Meter hohe, senkrechte Stufe an der Seilbahn ab. Über Bänder und Platten erreichen wir den Pfeilerfuß.

Zum letzten Mal überqueren wir die Kegel der riesigen Eislawinen, die im Verlauf der Expedition abgegangen sind. Der Zugang zum Pfeilerfuß war immer die unangenehmste Passage, während der jedem die Angst im Nacken saß. Jedem bis auf Ang Dorje. Sein Lama (Priester) hatte ihm in Kathmandu versichert, daß bei dieser Expedition kein Unfall passieren würde. Und der Lama hatte recht.

Der Manaslu (8163 m) im Gurkha Himal, siebthöchster Berg der Erde, wurde am 22.10.83 von Ang Dorje, Nima Rita, Günther Härter, Hubert Wehrs, Herbert Streibel und Hermann Tauber zum 17. Mal bestiegen.

Expeditionsteilnehmer: Andreas Adler, Peter Geyer, Günther Härter (Leiter), Franz Kellner, Peter Popall, Uwe Schelhas, Franz Seeberger, Herbert Streibel, Hermann Tauber und Hubert Wehrs.

Aufstiegsroute: Zuerst Versuch am Südgrat, höchster erreichter Punkt 7500 Meter (18.10.1983); dann Messner-Route (Südwestwand-Führe), zweite Begehung.

Lager 1: auf 5200 Meter auf dem Gipfel des Südwandpfeilers.

Lager 2: auf 5700 Meter am Beginn des Schmetterlingstales.

Lager 3: auf 6600 Meter am Ende des Schmetterlingstales.

Lager 4: auf 7400 Meter am Fuß des Gipfelplateaus und von dort zum Manaslu-Gipfel.

Expeditionsdauer: vom 27.8. bis 4.11.1983 (zehn Wochen; davon fünf am Berg).

Wetter: Ab Mitte Oktober starke Höhenstürme.

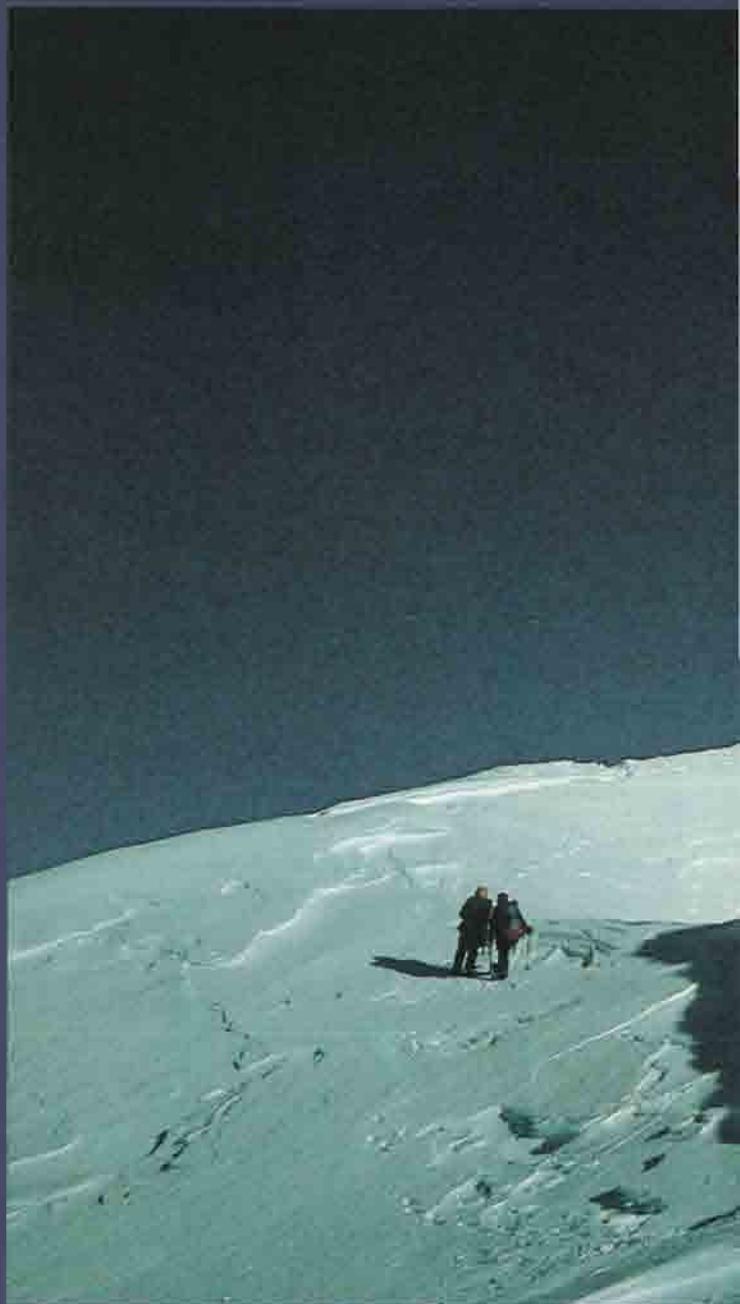
Manaslu- Südseite

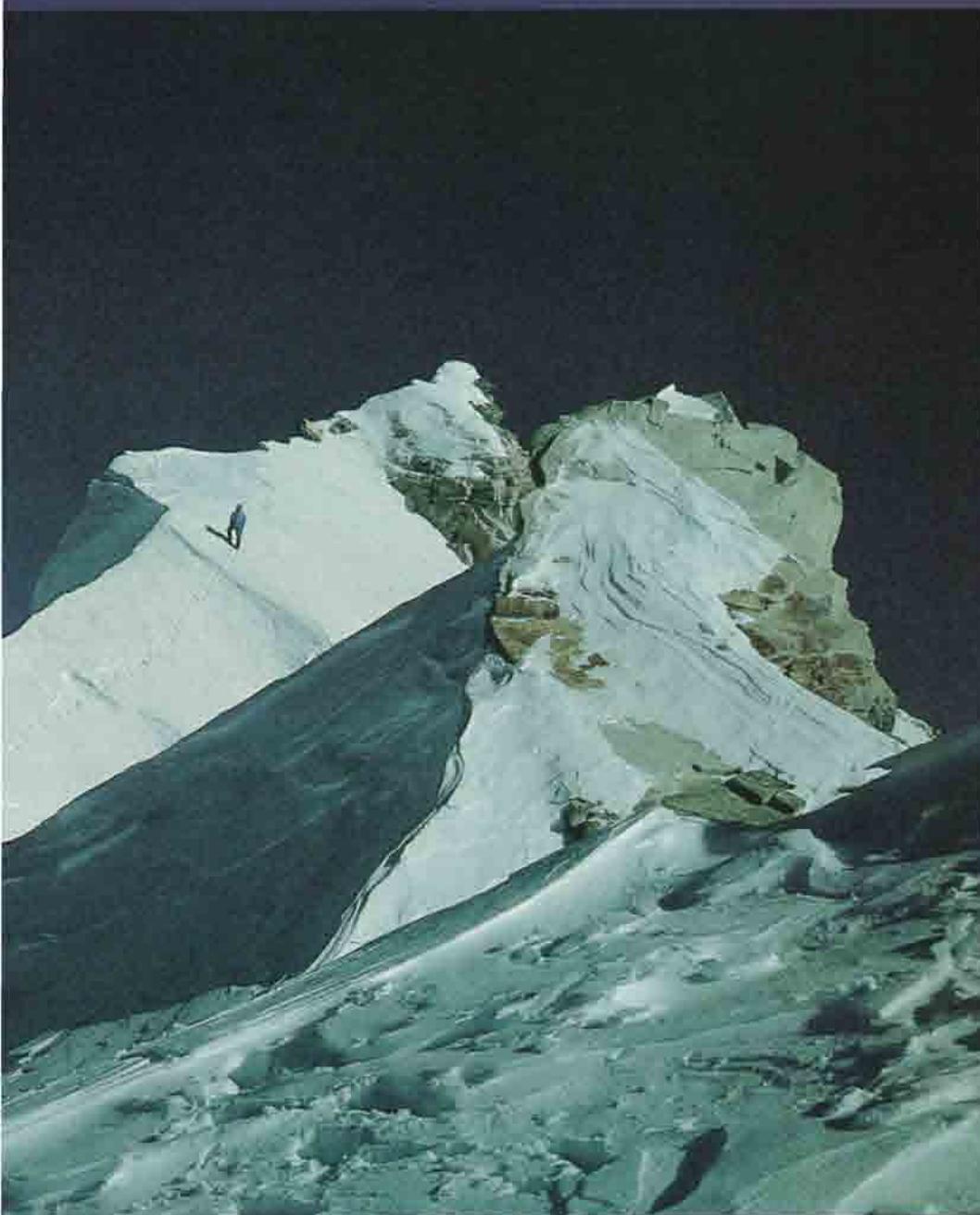
*Unten: Abseilen am
Südwandpfeiler*



*Untere Bildleiste: Tief- und Ausblik-
ke vom Manaslu-Anstieg*

*Fotos:
G. Härter*





Links: Die letzten
Meter zum Gipfel.
Unten: Das senkrechte
Steilstück am Süd-
wandpfeiler wurde mit
Hilfe von Leitern
gangbar gemacht.
Fotos:
G. Härter; H. Streibel



*Rechts und Seite 151 rechts:
Eine Karawane von 120 Kamelen brachte
das Gepäck der Expedition über den
Aghilpaß und durch das Shaksgamtal.*

Fotos: Diemberger/Tullis

K 2 – über den Nordsporn

Die erfolgreiche internationale italienische Sinkiang-China-Expedition

Kurt Diemberger

Durchbruch bei Hochwasser – auf Kamelrücken in Sinkiang

...Hochwasser im Shaksgamtal! Das kann selbst einem sturmge-
wohnten Bergsteiger die Nerven ins Zittern bringen! Mein Kamel
stemmt sich gegen die Strömung des reißenden Flusses. Gischt
umgibt uns und das Dröhnen und Rauschen des Hochwassers.
Ich spüre, wie das Tier mit den Füßen den Grund abtastet – nach
verborgenen Höhlungen, wie sie die Gewalt der wirbelnden Flut in
das steinige, sandige Bett des Kaladschin-Flusses gräbt. Da ist
nicht etwa nur ein einzelner Wasserlauf, wie zur Trockenzeit im
Frühling, jetzt im August ist da ein ganzes Netz von Flußarmen und
Inseln, mehr als einen Kilometer breit, eingeschlossen zwischen
den fahlen Wänden des Kun Lun- und Karakorum-Gebirges! Seit
Tagen suchen wir uns im Zick-Zack einen Weg durch das riesige,
unheimliche Tal. Ich spüre, wie mein Tier sich langsam vorwärts-
schiebt, es ist jetzt bis über den Bauch in der braunen, schäumen-
den Flut verschwunden, die Bugwelle vor dem Hals wird von der
Strömung fortgerissen, für Augenblicke scheint es, als würden wir
mit Windeseile flußaufwärts über die Wasserfläche rasen – eine
optische Täuschung, die schon manchen von uns hat das
Gleichgewicht verlieren lassen! Ich klammere mich an die Stricke
im dichten Pelz des Kamels, gekrümmt, angespannt, jeden
Augenblick bereit, mich in jede beliebige Richtung herumzuwerfen,
wenn das Tier plötzlich einbricht oder den Boden unter den
Füßen verlieren sollte. Ein halberstickter Schrei läßt mich herum-
fahren – ich sehe gerade noch, wie Rodolfo und Giorgio in der
sandigen Flut verschwinden, zwischen ihnen ragt noch der Kopf
eines Kamels heraus, dem die Gewalt des Wassers die Beine vom
Grund gerissen hat. Rasend schnell werden meine Kameraden
abgetrieben, auf eine große Felswand zu – niemand kann ihnen
helfen! Ich sehe, wie sie immer wieder verschwinden, verzweifelt
mit den Armen paddeln – aber gerade ehe der Fluß gegen die
Wand prallt, gelingt es ihnen, ein paar Blöcke am Ufer zu
erreichen. Das Kamel ist früher herausgekommen – hat ja auch
die längeren Beine! Nein, ohne die Kamele kämen wir hier aus
dieser Bergwildnis auf der chinesischen Seite des K 2 nie heraus!
Aber gestern haben wir vier Lasten im Fluß verloren, heute drei –
immerhin, ertrunken ist noch keiner von uns, obwohl es hier
ausreichende Möglichkeiten dafür gibt; die wilden Bergflüsse des
Himalaya und Karakorum haben schon manches Opfer unter den
Gipfelstürmern gefordert.

Zur Zeit will keiner von uns mehr etwas von den Gipfeln wissen –
über zwanzig ausgemergelte Gestalten sind wir, denen nach vier
Monaten in der Bergwüste Sinkiangs nur noch ein Wunsch in der
Seele brennt: nach Hause! – Mit diesem verzweifelten Wunsch
stürzen wir uns immer wieder in die braune Flut des Hochwassers,



das uns den Rückweg versperrt, von Flußarm zu Flußarm, von
Schotterinsel zu Schotterinsel ...von Tag zu Tag. Einer von uns
hat am meisten Angst: der schwächliche Agostino, unser erster
Gipfelsieger am 8611 m hohen K 2, ist Nichtschwimmer! Wir alle,
zweiundzwanzig Mitglieder dieser internationalen, vorwiegend
italienischen Expedition sind von den Strapazen der vier Monate
gezeichnet, die Gesichter sind schmal geworden, unsere Kleider
flattern um die dünn gewordenen Arme und Beine, der eine hat 15
Kilo, der andere 20 Kilo abgenommen, ich habe es sogar auf 23
gebracht! Julie, die Deutsch-Engländerin, die mit mir den Film
über diese Expedition bis 8000 m hinauf gedreht hat, hat nur 10
Kilo weniger, aber trotz aller Abmagerungsträume der Frauen
wäre sie zur Zeit auch nicht für eine Schönheitskonkurrenz zu
gebrauchen – ebensowenig wie Christina, die Ärztin. Doch wenn
man vier Monate zusammen um einen Berg gerauft hat, Enttäu-
schungen, Ängste und Freude erlebt hat, ist man über Kleinigkei-
ten erhaben – sieht die Augen im schmal gewordenen, verknitter-

K 2 – Der Berg der Berge

8611 Meter ist er hoch, der zweithöchste Berg der Erde, aber
schöner, viel schöner und schwieriger als der Everest! Die
Einheimischen nennen ihn den „CHOGORI“, den „großen Berg“ –

Unten: Der Shaksgam- oder Kaladschin-Fluß hat im Sommer meist Hochwasser, so daß Expeditionen der Rückweg abgeschnitten ist. An vielen Stellen kann man auch im Herbst nur auf Kamelrücken über die Flußschnellen – Kamele haben die längeren Beine ... doch können sie nicht schwimmen!

Foto: Diemberger/Tullis

man sieht die regelmäßige Pyramide schon von weitem über alle anderen Gipfel emporragen. Von der pakistanischen Seite habe ich den Berg schon 1957 mit Hermann Buhl gesehen, als wir den Broad Peak angingen, die geheimnisvolle chinesische Seite mit der herrlichen Nordwand und der fast viertausend Meter hohen gewaltigen Kante darin erkundete ich mit einer Sonderbewilligung der Regierung gemeinsam mit „Bubu“ (Enzo de Menek), einem Italiener, erst 1982. Wir waren nur von vier Chinesen, sechs Kamelen, zwei ujhurischen Kameltreibern aus Sinkiang (also auch Chinesen), sowie zwei Eseln begleitet. Die Direttissima durch die Wand wurde dann zwar von Japanern erstmals angegangen, aber auf 8000 m verließen sie sie, querten einen Hängegletscher und erreichten den Gipfel über einen Nachbargrat. Die letzten sechshundert Meter der Direttissima bis zum höchsten Punkt waren immer noch unbegangen, als ich 1983 Anfang Mai mit der internationalen italienischen K 2-Expedition und einer Riesenkarawane von 120 Kamelen durch die Schluchten des Surukwat im Kun-Lun-Gebirge und über den rund fünftausend Meter hohen Aghil-Paß zog, hinunter ins zu diesem Zeitpunkt fast trockene Shaksgam-Tal und weiter zu einem 3800 m hoch gelegenen Basislagerplatz – einem kleinen grünen Flecken mit Gras und ein paar Weidenbüschen in der graubraunen Hochgebirgswüste. Von dort konnten die Kamele die Lasten noch bis zum Rand des K 2-Gletschers bringen (4000 m), aber dann war für sie Feierabend! Denn über diesen Gletscher geht nicht einmal ein Kamel aus Sinkiang – nur wir!

Menschen als Lasttiere im Zauberreich der Eistürme

Fünfundzwanzig Kilometer über Schuttberge, Geröll, Eisplatten, an Felswänden über dem Eiswasser des Gletscherbachs hängend, im Zickzack zwischen erstarrten Prozessionen haushoher schimmernder Eistürme durch – und das mit 20 bis 30 Kilo Ladung auf dem Buckel über eintausend Höhenmeter hinauf! Das ist die harte Wirklichkeit für die „menschlichen Kamele“ (nämlich uns), wenn wir vom Gletscherrand aus – dem Endpunkt für die echten



Sinkiangkamele – den für das Hochbasislager erkundeten Platz in 5000 m Höhe erreichen wollen. Von dort sind es dann nur noch zwei Stunden bis zum Fuß des gewaltigen Sporns in der Nordwand des K 2. Aber bis zum Hochbasislagerplatz braucht man vom Gletscherrand 3 Tage! Es wurde für fast alle zur größten Schinderei ihres Lebens – manche sind diesen „Weg“ dreißig Mal (!) gegangen. Natürlich war es notwendig, zwei Zwischenlager mit einigen Zelten für die Übernachtungen auf dem Gletscher einzurichten.

Weshalb hatten wir keine Träger? Die Antwort ist einfach: in Sinkiang gibt es keine. Nepal hat seine Sherpas, Pakistan seine Hunzas, Tibet seine Tibeter – aber in Sinkiang geht man nur so weit die Lasttiere kommen.

Eistürme! Diese schimmernden Gebilde, bis zu fünfzehn und mehr Meter hoch, gleichen wegen ihrer Regelmäßigkeit einem Aufmarsch des Ku-Klux-Clan. Manche sind hohl, und wenn man in sie hineinbrüllt, gibt es einen seltsamen Ton. Sie ändern fortwährend ihre Gestalt durch langsames Abschmelzen und hin und wieder stürzt donnernd einer in sich zusammen! Darum hält man besser einen Respektabstand ein. Nicht nur der K 2-Gletscher hat diese Eistürme ... die mächtigsten und über viele Kilometer reichenden Prozessionen haben wir auf dem von uns erstmals erkundeten Gasherbrum-Gletscher angetroffen. Sie gehören zum Schönsten, was ich je gesehen habe – es ist ein schimmerndes Märchenreich – als wäre es aus Kristall!

Die ersten Zelte des Hochbasislagers stehen bereits Ende Mai auf 5000 m, aber die Transporte da hinauf gehen fortwährend weiter, noch bis Anfang August – als es längst schon die Hochlager am Berg selbst gibt. Eines der originellsten Hochlager wird Lager 1: es ist eine Gletscherspalte, 5800 m hoch in der Steilwand nahe der Kante des K 2.



Unten: Immer wieder toben Stürme um den steilen Sporn des K2; eine 900 m lange anstrengende Traversierung zwischen Lager 1 und Lager 2 holt aus den Bergsteigern das Letzte heraus. Es gab keine Hochträger und außer drei Flaschen für medizinische Zwecke keinen künstlichen Sauerstoff am Berg.



Rechts: Lager 1 (ca. 5800 m) am Nordsporn des K2 in einer Gletscherspalte. Bei Schlechtwetter rauschten die Lawinen darüber hinweg.



K 2 – Nordsporn

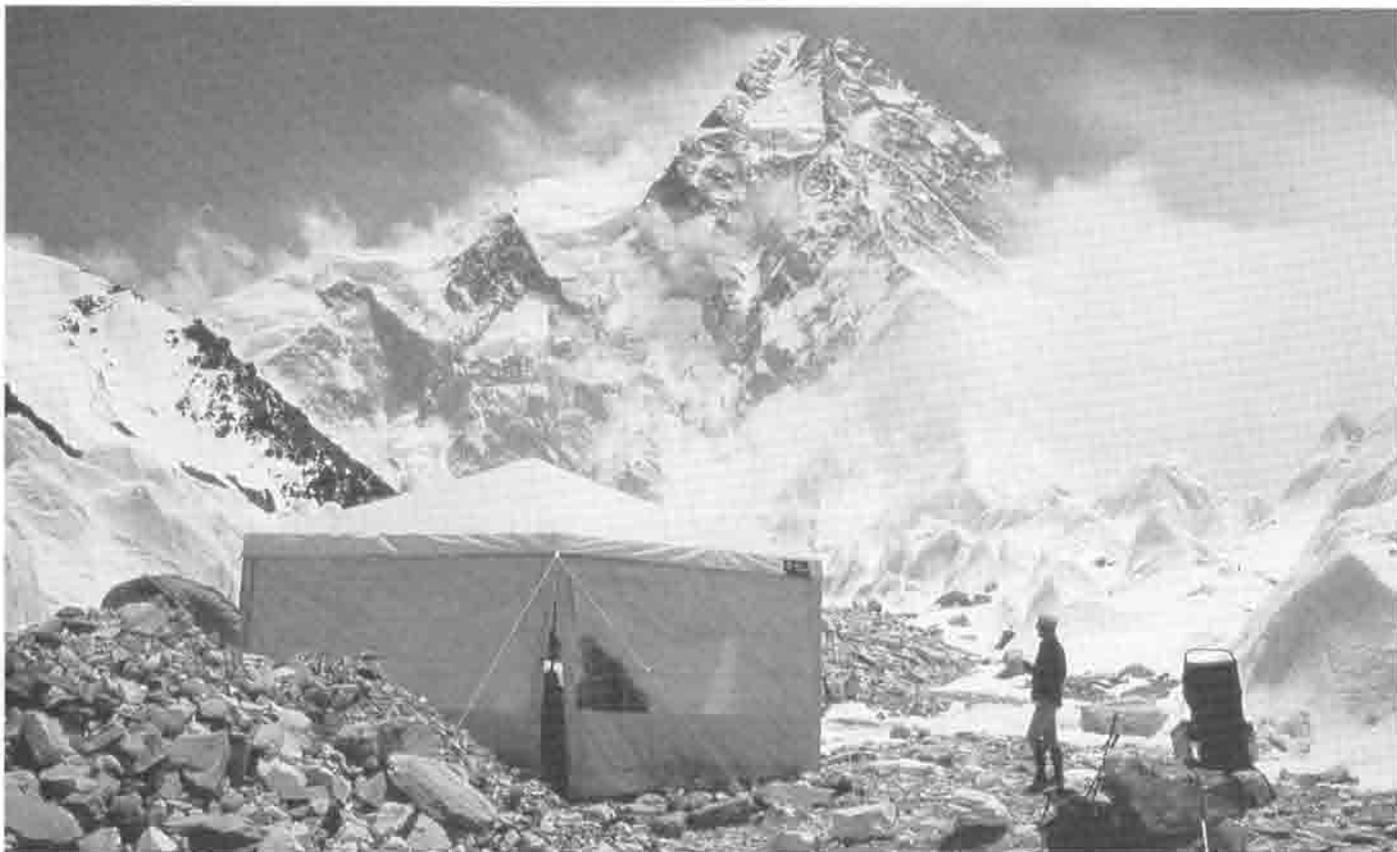
*einer der schönsten
Anstiege im Himalaya –
fast 4000 Meter*

*Links:
Wolkenspiel am K 2
Unten:
Wird das Kamel
es schaffen?*



*Links: Kurt Diemberger
mit K 2 von Norden und
K 2-Gletscher. Der gewal-
tige Sporn im Zentrum
ist der Traumweg an die-
sem Berg.*

*Alle Fotos:
Diemberger/Tullis*



5800 m – Leben in einer Gletscherspalte

„Mach die Eiszapfen nicht kaputt, wenn du die Tonfilmklappe schlägst!“ gebe ich meine Filmanweisungen für Pierangelo, den bärtigen, bärenstarken Bergamasker. Aber das war nur ein Scherz – der steht ja noch draußen vor dem Eiszapfenvorhang des Lagers 1 in der Badehose! Dort draußen brennt nämlich unbarmherzig die Sonne nieder, während es gleichzeitig hier im Inneren der Gletscherspalte, die uns als Behausung dient, Minusgrade hat. Darum herrscht hier wahrlich kein Mangel an Eiszapfen, sie wachsen rascher nach als Pilze im Wald (in einer täglichen, ca. zweistündigen „Regen- bzw. Tropfzeit“ – eine der Schattenseiten dieses Lagers). Du kannst sie dir immer pflücken – für Suppe aus Eiszapfen, Tee aus Eiszapfen, superleichtes Freezedry-food, mit Eiszapfen zubereitet, und wenn du genügend lange in der Höhle sitzt, hast du auch Eiszapfen im Bart! Ich filme durch Eiszapfenvorhänge Zelte unter Eiszapfen – sogar Julie hat ein Mikrofon zwischen zwei Eiszapfen aufgehängt. Und dann: „Klappe 1 ... Tschak“ brüllt Pierangelo durch seinen Bart – und während die Kamera läuft, das Tonband läuft, und die Aktion abläuft, rennt Pierangelo in der Badehose rasch wieder hinaus in die Sonne. Eintausend Meter Film am Berg, allein nur über den Aufstieg und das Leben dort oben – das haben Julie und ich so nach und nach geschafft. Es gehört ein Quentchen Idealismus dazu, viel Glaube an das, was man erreichen will! Meist helfen die Bergsteiger da nicht viel mit – Julie und ich wissen das vom Nanga Parbat – aber hier ist es besser: so will Luca morgen die große ARRI-Kamera hinauf ins Lager 2 tragen – das sind 900 Höhenmeter im steilsten Eis und Schnee. Julie und ich werden unser eigenes Zelt, das Tonbandgerät und die nötige Ausrüstung hochnehmen: denn als Filmteam bist du wegen der kaum vorhersehbaren Ortsveränderungen in der „Lagerleiter“ schwer einplanbar. Als wir das erstmal hierher in die Gletscherspalte kamen, war in keinem der

Zelte Platz für uns. So haben wir uns halt in einem Perlonbiwaksack in ein Schneeloch gelegt – was auch ging. Seitdem haben wir allerdings stets unser englisches Superleichtzelt im Rucksack, wenn wir höhersteigen – mit so etwas kann man auch einen Gipfelangriff am K 2 wagen!

Mit zunehmender Zahl der Lastentransporte von unten hierher wird die Gletscherspalte immer wohnlicher. Da gibt es Kochnischen im Eis, Sitzbänke im Schnee, Haken zum Aufhängen der Ausrüstung an der Wand (tunlichst nicht dort, wo Eiszapfen wachsen – sonst hast du alles in Kompaktform beisammen, gewissermaßen „im Stück!“). Ja, es gibt sogar ein „stilles Örtchen“, wo man sich mit eingerammtem Pickel als Selbstsicherung über einem 50-m-Abgrund erleichtert... Nur wenn die Lawinen kommen, vergeht allen das Lachen. Da ist plötzlich ein Rauschen, dann faucht es über die Spaltenöffnung hinweg – und oft auch noch etwas „zur Tür herein“, weshalb die Spaltenbewohner eine Art Schutzdach über die Öffnung gezogen haben – wenigstens teilweise.

Leben in einer Gletscherspalte auf 5800 m Höhe, mitten in einer Steilwand – der Mensch gewöhnt sich an alles!

7000 Meter – Aufgeben oder weitermachen?

„Wir haben genug gefilmt mit der großen Kamera! Jetzt packen wir nur noch die Gipfelkamera ein und versuchen ihn selbst...“ Vor zwei Tagen ist unseren Ersten, nämlich Agostino und Joska, der Gipfel geglückt, zwei weitere, Sergio und Fausto, sind dabei, ihn zu erreichen. Keiner auf der erträumten Direttissima über 8000 m, sondern auf der Japanerroute, links hinaus. Aber – der Gipfel ist der Gipfel! Besonders am K 2 ... wo du schon sehr viel Glück mit dem Wetter haben und in Bombenform sein muß, um hinaufzukommen. Besonders, wenn ohne Sauerstoff gestiegen wird, so

Seite 154: Das obere Basislager, ca. 5000 m hoch und der K 2 mit Nordsporn im Hintergrund.

Unten: Das Filmteam Diemberger/Tullis in Lager 2 (ca. 6.800 m)

Fotos: Diemberger/Tullis

wie auf dieser Expedition (nur 3 Sauerstoff-Flaschen gibt es am Berg, für medizinische Hilfeleistung; sie wurden gebraucht – für Bergkrankheit und Erfrierungen).

Die Frage nach dem Aufgeben oder Weitermachen hat es nur für ein paar Sekunden gegeben: Als Francesco Santon, der Expeditionsleiter, über Funk anfragte, warum wir eigentlich noch immer filmten, wir hätten die große Kamera nun doch schon so lange hier oben – ob wir nicht Lust hätten, das untere Basislager am Fluß eine Weile zu besuchen.

Es klang wie ein schlechter Scherz. Nein, wir hatten keine Lust. Wir wollten den Gipfel – oder doch wenigstens so hoch wie möglich hinauf!

Und so sind wir mit unserem Leichtzelt und allem Drum und Dran an Ausrüstung, Verpflegung, Kocher, Gipfelkamera, Tonbandgerät heraufgestiegen zu einem Erker seitlich der Kante, der hier in ca. 7000 m Höhe wie eine Skischanze über eine ganze Flur von Gipfeln ragt. Unermeßliche Fernen breiten sich vor uns aus, Berg an Berg, dunstige Täler dazwischen, glitzernde, schimmernde Bänder der Gletscher wie träge Riesenschlangen...

Nein, der Gipfel des K 2 ist nicht alles. Das Leben über dem Meer der Gipfel in der Tiefe ist mindestens genauso viel. Tage, in denen die Ferne dir gehört...

Und die Nähe, dort unten: der Sattel über dem Skyanggletscher, wo wir waren, weiter draußen der Tek-Ri... „Siehst du den Nanga Parbat?“ – „Ja, dort am Horizont.“ – „Und die vielen großen blauen Berge weiter rechts?“ – „Der Rakaposhi ist einer von ihnen, der Kunyang Kish, die Baturamauer – all die Siebentausender über dem Hunzatal...“ Dort waren wir letztes Jahr.

In der Nacht kam der Sturm. Er riß und rüttelte am Zelt, denn der Platz auf der Schanze war sehr exponiert. Man beginnt an die zweitausend Meter Abgrund zu denken, über denen das Zelt steht, und wie gut die Nähte wohl genäht sein mögen, und ob man nicht doch etwas größere Steine auf die Verankerungen hätte legen sollen – „So ein Hochlager ist immer eine Lotterie! Steigst du wegen eines Sturms ab, versäumst du den vielleicht einzig möglichen Tag für den Gipfel! Bleibst du, so können dir bei Schneefall Lawinen den Rückzug abschneiden.“ Die ewig sich wiederholenden Gedanken einer Sturmnacht im Himalaya – am Morgen habe ich Kopfweh; aber das legt sich wieder. Der Sturm



geht weiter, bis zum Nachmittag. Doch wir bleiben. Dann kommen überraschend von oben Agostino und Joska herab, zurück vom Gipfelgang, und von unten Soro und Giuliano – Umarmungen, Glückwünsche; wir nehmen ein Interview auf. Und morgen packen wir's, hinauf zum Lager 3! Dann Lager 4 – und dann kommt das große Fragezeichen.

7600 m – Auf eigene Faust über die Himmelsleiter

Lager 3 steht auf einem scheußlichen Platz! Zwei Zelte mitten in einer sausteilen Schneefläche, die nach oben noch wenigstens hundert Meter hinaufreicht. Der kleinste Rutsch an Pulverschnee wischt das ganze Ding aus der Wand! Ohne jeden Halt zweitausendfünfhundert Meter in die Tiefe! Es ist wirklich gräulich, in so einem Lager zu schlafen. Als ich mit Julie und Giorgio, der sich uns angeschlossen hat, eintreffe – suche ich verbissen nach einem besseren Platz – aber es ist schon zu spät, ich finde keinen. So wähle ich wenigstens den Rand des Schneefeldes, wo wir uns an dem im Fels verankerten Fixseil sichern können. Giuliano ist aufopfernd bemüht, mir beim Ausschaukeln eines Zeltplatzes zu helfen – was bis in die Dämmerung dauert; dann beginnt Julie mit dem Zeltaufstellen, wir rasten keuchend eine Weile und helfen ihr dann. Keine sehr gute Nacht – die Kocherei dauert endlos! Dabei sollte man bis zu sechs Liter trinken, pro Tag! Aber wer kann jemals so viel Schnee schmelzen, zum Teufel! Auch wenn es rundherum hier genug davon gibt.

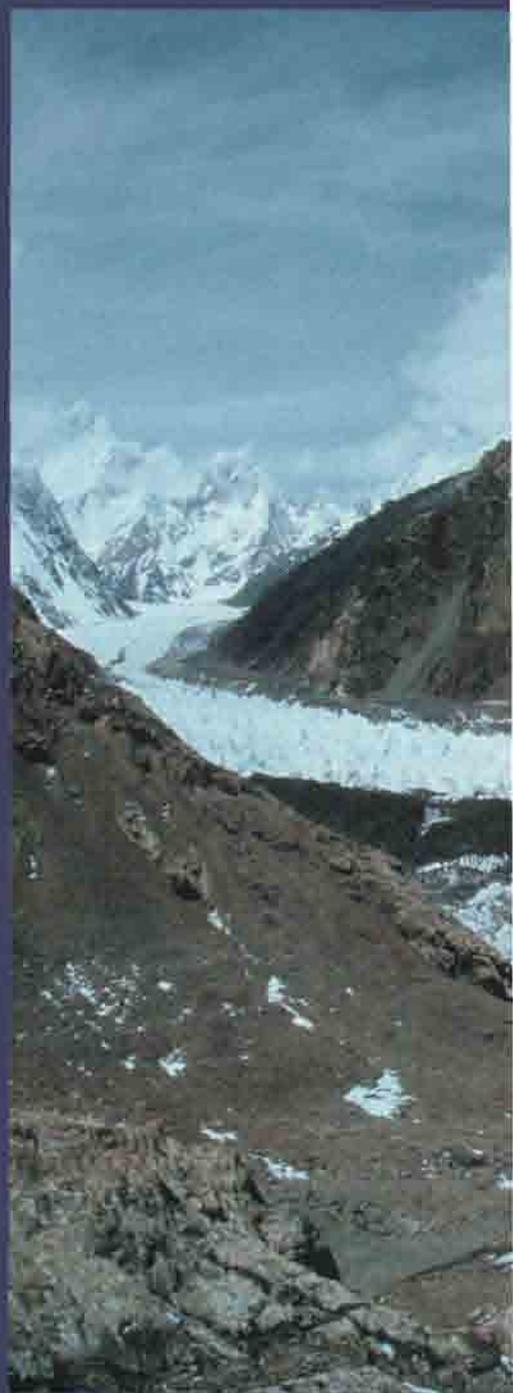
Morgenlicht! Das Wetter ist schön, aber heute sind wir alle Spätaufsteher. Man merkt, daß hier auf 7600 m das Leben schon weitgehend auf Sparflamme brennt. Nicht umsonst habe ich vorgestern etwas tiefer eine Sauerstoff-Flasche für Notfälle deponiert. Giuliano steht ohne Hemd da und läßt sich die Elektroden einer Herzmeßmaschine an der Brust befestigen. Dann gehen er und Soro los, später Julie und ich, während Giorgio zunächst noch weiterschlafen will.

Ober uns sieht es jetzt grimmig aus: der gewaltige Abbruch des Hängegletschers, der unter dem Gipfel klebt! Rechts davon wilde Türme aus fahlgelbem kristallinem Kalkgestein, Abbrüche dazwischen, alles hintereinander gestaffelt... eine richtige Himmelsleiter! Erst gipfelwärts scheint sie sich zurückzulegen. Die Direttissima!

Wir zwei haben unser Lager wieder zusammengepackt, steigen langsam zu den Felsen eines ersten Abbruches auf. Keuchend wird er bewältigt, mit langsamen Bewegungen – als wäre man ein Roboter. Immer wieder hält man darin inne, nur um zu atmen. Trotzdem fühlen wir uns beide gut, und es erfüllt uns mit Freude. Nach einem steilen Schotterfeld ohne Fixseilsicherung, das wir im Schnecken tempo mit äußerster Vorsicht bewältigen, haben wir es neuerlich mit den Steilaufschwüngen der großen Rippe rechts des Hängegletschers zu tun. Wir sind jetzt im gelben Kalkfels. Wenn nur der Rucksack nicht so schwer wäre! Wir rasten, essen und trinken etwas, auf einem schmalen Felsvorsprung. Schön ist es schon, wenn man alles mit sich hat, wenn man so auf eigene Faust vorstößt. Wir könnten jederzeit unser Lager aufbauen – und es würde nichts fehlen.

Karakorumgletscher

Rechts und unten: Über die Gletscher nördlich des K 2 schreibt Kurt Diemberger: „Wir waren die ersten, die zum Beginn des nördlichen Gasherbrumgletschers vordrangen, es war wie zur Zeit Eric Siptons, eine faszinierende Erkundung.“



Oben links: Der nördliche Gasherbrumgletscher mit Broad Peak und K2 im Hintergrund.

Unten links: Am Nordsporn des K 2; in der Tiefe der K 2-Gletscher.

Fotos:
Diemberger/Tullis



Foto: Doug Scott

Wo bloß Lager 4 sein mag? Viel kann nicht fehlen. Schräg unter uns in Richtung Hängegletscher haben wir einen Absatz mit Sauerstoff-Flasche entdeckt... ein alter Platz der Japaner, vielleicht ihr Lager 4? Agostino hat uns davon erzählt, auch von einem Biwakplatz hier oben ...

Weiter geht es im Zickzack durch die Steilwand, ober uns dräuen die Türme. Dann, am Ende eines Bandes im senkrechten Fels der Kante – da sichte ich plötzlich eine Schneemauer, eine Nische! Ein wahres Schwalbennest, in das die Nachmittagssonne hinein scheint. Gelb strahlen die Felsen überall hier das Licht zurück! Der Platz ist so einmalig, daß wir beschließen, zu bleiben. Bald steht das Zelt. Ein wunderbarer Sonnenuntergang, hier oben, so hoch, daß man meint, bald den Himmel berühren zu können...

8000 m – Ein Traum zerreißt im Sturm

Plätze mit Abendsonne bekommen das wärmende Licht am nächsten Morgen erst später. So warten wir lange, aber schließlich kommt die Sonne doch zu uns. Wir haben nicht weit heute, das Wetter ist wunderbar, und so legen wir die vereisten Schlafsäcke und alle sonstigen feucht gewordenen Kleidungsstücke zum Trocknen aus – dann lassen wir einfach die Zeit vergehen.

Geräusche von oben! Wenig später tastet sich Giorgio über die Felsen herab, mit seltsam eckigen Bewegungen, dann folgt Almo – Biwak auf dem Hängegletscher, 8200 m, kein Gipfel, Resignation, Enttäuschung, Erschöpfung in den Gesichtern. Ein paar Trostworte – aber was hilft das schon – sie steigen ab. Fausto und Sergio sind die nächsten, dann kommt niemand mehr. Sie haben beide den Gipfel erreicht, doch vorher eine fürchterliche Freibiwaknacht verbracht; die Höhe hat sie gezeichnet, in ihren Augen ist kein Glück, es ist letzte Anspannung. Aber das wird sich wohl ändern, wenn sie unten sind. Sergio wünscht uns alles Gute für den Gang nach oben. Um 13 Uhr brechen wir auf.

Wir haben erfahren, daß Giuliano mit Adalberto heute mit einem Zelt auf den Hängegletscher hinausqueren und morgen den Gipfel versuchen will. In tieferen Lagern, als es noch unklar war, wie Julie sich auf 8000 m fühlen würde, hatte ich mit dem Gedanken gespielt, vielleicht mit Giuliano zum Gipfel zu gehen. Aber mittlerweile bin ich völlig überzeugt, daß sie über diese Grenze hinaus kann. Giorgio ist unter uns aufgetaucht – und gleichzeitig mit ihm böse graue Wolken, die sich langsam von Pakistan her aus dem Südwesten über die Grate schieben. Das sieht echt besorgniserregend aus! Wenig später ruft er zu uns empör, er drehe um, und ob Julie nicht besser mit ihm abstiege... Einen Augenblick steht die Frage im Raum – aber ich kann mich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß meine Gefährtin möglicherweise im Wettersturz sich über die Eisfelder hinunterraufen soll, während ich hier oben noch mein Glück versuche. Nein, wir steigen gemeinsam weiter! Hinauf, wenn es geht – und sonst eben hinunter. Trotz der immer düstereren Wolkenstimmung in der Tiefe, trotz der seltsamen, ungeheuren Helme aus Watte, die nun gegen uns höhersteigen, fühle ich Erleichterung. Alles haben wir geteilt auf dieser Expedition, die Lasten geschleppt, den Film zusammen gedreht, davon geträumt, wenn alles gut ginge, hier oben gemeinsam in die Direttissima einzusteigen... oder doch wenigstens den andern den Gipfel zu ermöglichen. Vielleicht

erholt sich das Wetter noch einmal! – Ober uns jetzt ein Überhang aus gelbem Fels, daneben eine senkrechte Wandstufe. Gespenstisch nahe, die Türme über uns. Die Direttissima... Gott, gib uns noch einen Tag, nein zwei, wo das Wetter hält – denn schließlich möchten wir nach dem Versuch dort oben auch wieder lebend hinunter! Wenigstens ein paar hundert Meter dort oben emporsteigen, erkunden, diesen Fels berühren, wo noch nie ein Mensch war...

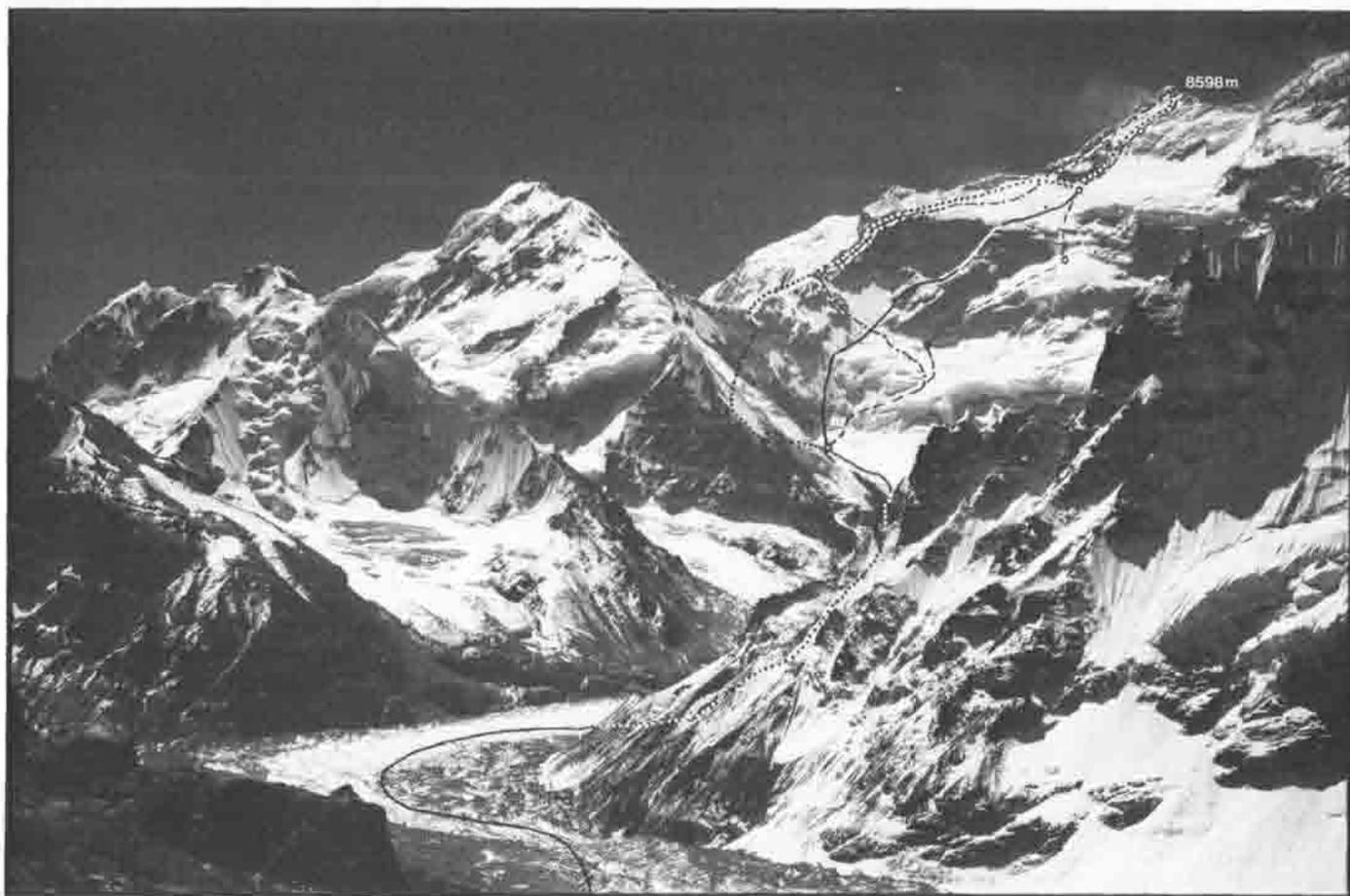
Wieder eine Seillänge, dann taucht eine Kanzel heraus, darauf das verknüllte blaue Tuch eines Zelttes, das unförmig auf dem Boden liegt und ein paar Ausrüstungsgegenstände umhüllt. Kein Mensch ist zu sehen. Dann entdecke ich Giuliano und Adalberto in der Japanerquerung. „Buona fortuna!“ brülle ich ihnen zu – und sie winken zurück. Aber die Stimmung wird jetzt immer drohender, Nebelschwaden ziehen um die Türme, man spürt es wie nahendes Unheil. Julie beeilt sich mit dem Aufstellen unseres kleinen Zelttes, und ich schleppe alle nur verfügbaren Felsbrocken von rundum zusammen, um die Verankerungen zu beschweren. Einen halben Meter vor dem Eingang geht es senkrecht hinab auf den Hängegletscher, wir sehen genau auf den Abbruchrand – darunter graue Tiefe. Ich muß an den furchtbaren Flug eines der Japaner hinab in die Ewigkeit denken – und schleppe weitere Steine an. Gott, gib uns noch einen Tag ohne Sturm!

Würden wir fit genug sein, morgen früh? Es sieht nicht allzu schwer aus von hier, in der Direttissima. Doch das Problem bleibt der Rückweg. Haken und Seil gibt es hier... Wir kriechen in die Schlafsäcke, schmelzen Schnee – plötzlich kippt alles ins Zelt, denn ich bin einen Augenblick eingedöst. Aufregung, Chaos, rasches Aufsaugen des Wassers mit Schneebrocken – alles zurück in den Topf, erschöpfte Ruhe, dann endlich Tee! Die ersten Windstöße! Draußen jetzt alles in Grau – die beiden andern haben den Schutz einer Gletscherspalte aufgesucht. Jetzt schneit es auch schon!

Dann wird die Zeit unwichtig: es zählen nur noch die Fingerbreiten von Neuschnee und die Gewalt des Sturms in 8000 m Höhe! Das Zelt hält dank der Stromlinienform und der Felsbrocken gut stand, aber an Schlaf ist die ganze Nacht nicht zu denken. Wir reden und denken daran, was wir getan hätten, wenn – es sind schöne Gedanken, wirklicher vielleicht, weil wir so weit oben sind, Gedanken an den Gipfel, an den Vorstoß in die unbekannte Direttissima – und es ist gut, hier zu sein, gemeinsam diesen Platz erreicht zu haben, auch wenn der Sturm uns keinen Schritt mehr höher erlauben sollte. Wir sind im obersten Stockwerk des Berges, wir kennen ihn jetzt von unten bis oben, unseren Berg. Ob der Gipfel eines Tages uns gehören wird? Morgen? Ein anderes Jahr? – „Ich hätte verdammt gerne gewußt, wie es da oben, um diese Ecke herum aussieht“, meint Julie, und ich weiß, das gilt der Direttissima.

Der Abstieg dauert zwei Tage – viertausend Meter Seil hinab. Manchmal bis zu den Knien in reißenden Bächen von Pulverschnee. Wir schaffen ihn alle vier ohne Erfrierungen.

Hat es sich gelohnt? Eine seltsame Frage. Sie taucht immer erst auf, wenn du unten bist. Fausto braucht Tage, bis er unter den Schmerzen der erfrorenen Finger eine Antwort findet: „Ja, ich möchte es nie im Leben missen, dort oben gewesen zu sein...“



Wand ohne Gipfel – Zitterspiel der Nerven am Kangchendzönga, 8598 m

Hermann Warth

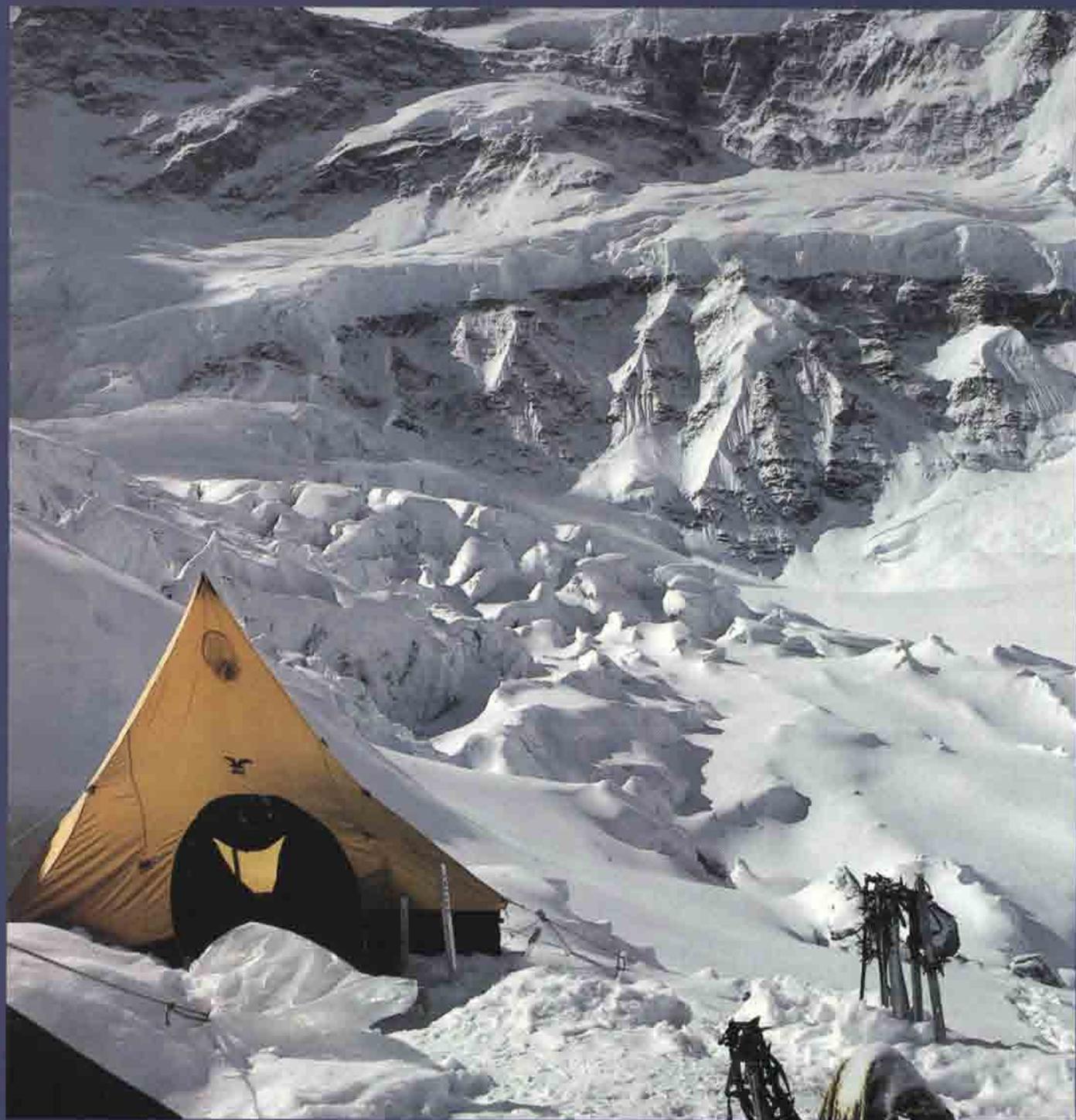
„Niemals steige ich in diese Route ein“, meinte Franz Leutgäb, als er die 900 m hohe Westwand zum Nordsattel des Kangchendzönga das erste Mal sah. In der Tat, es sind Droites-Nordwand-Verhältnisse in über 6000 m Höhe, wie Doug Scott schrieb, der mit seinen Freunden diese Wand zum Nordsattel des Kangchendzönga zum ersten Mal durchklettert hatte (1979) und dann über den Nordgrat zum Gipfel des dritthöchsten Berges der Erde gelangte. Doch genau durch ihre unteren 600 Höhenmeter rechts von Scotts Route hatte ich den Anstieg zur Kangchendzönga-Nordwand geplant, nach langem Studium der Literatur und Fotografien. Franz' Aussage machte mir zu schaffen, denn er war eines der erfahrensten Mitglieder der Bayerischen Kangchendzönga-Expedition 1983 und ist deshalb auch zum stellvertretenden Expeditionsleiter gewählt worden. Ich wußte auch, daß es einen viel leichteren Zugang zur Nordwand gibt, über das große „Eisgebäude“, das die Verbindung zwischen dem untersten der drei Eisbalkone der Nordwand und dem Gletscherbecken zwischen den Twins und dem Kangchendzönga herstellt. Fünf Expeditionen hatten den Zustieg über diese Riesenseracs versucht, bzw. genommen. Viermal war es gut gegangen, einmal nicht, 1930, als G.O. Dyrenfurth und Gefährten den Kangchend-

zönga zum ersten Mal von Norden her versuchten. An einem warmen Maitag brachen Teile des Eisgebäudes zusammen und erschlugen den Sherpa Chettan. Die anderen Bergsteiger entkamen mit knapper Not. Tschechoslowaken und Amerikanern verschüttete 1981 der kalbende Eisbruch ihr Lager 1. Zum Glück war es jeweils unbesetzt. Mit Ang Chappal Sherpa als Sirdar war mir der Makalu und die erste Besteigung des schwierigen Ganesh III geglückt. Mit Nawang Tensing war ich ebenfalls am Makalu und erfolgreich bei der ersten Besteigung des Shartse bei schlechtesten Wetterbedingungen gewesen. Die Teilnahme dieser beiden gab mir Zuversicht, daß wir auch Schwierigkeiten im IV. und V. Grad in großer Höhe meistern könnten. Ang Chappal, der viel an Selbstvertrauen durch die erste Besteigung des Annapurna Fang zusammen mit Sepp Mayerl und Hermann Neumair gewonnen hatte, riet mir, lieber größere technische Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen, als in eine leichtere aber objektiv gefährliche Route einzusteigen. Und so wagte ich mich an die „Droites-Nord-Wand“. Tagelang waren Franz und ich beim Aufbau der Expedition beisammen. Wir sprachen über alles Mögliche, nur nicht über den Wandanstieg.

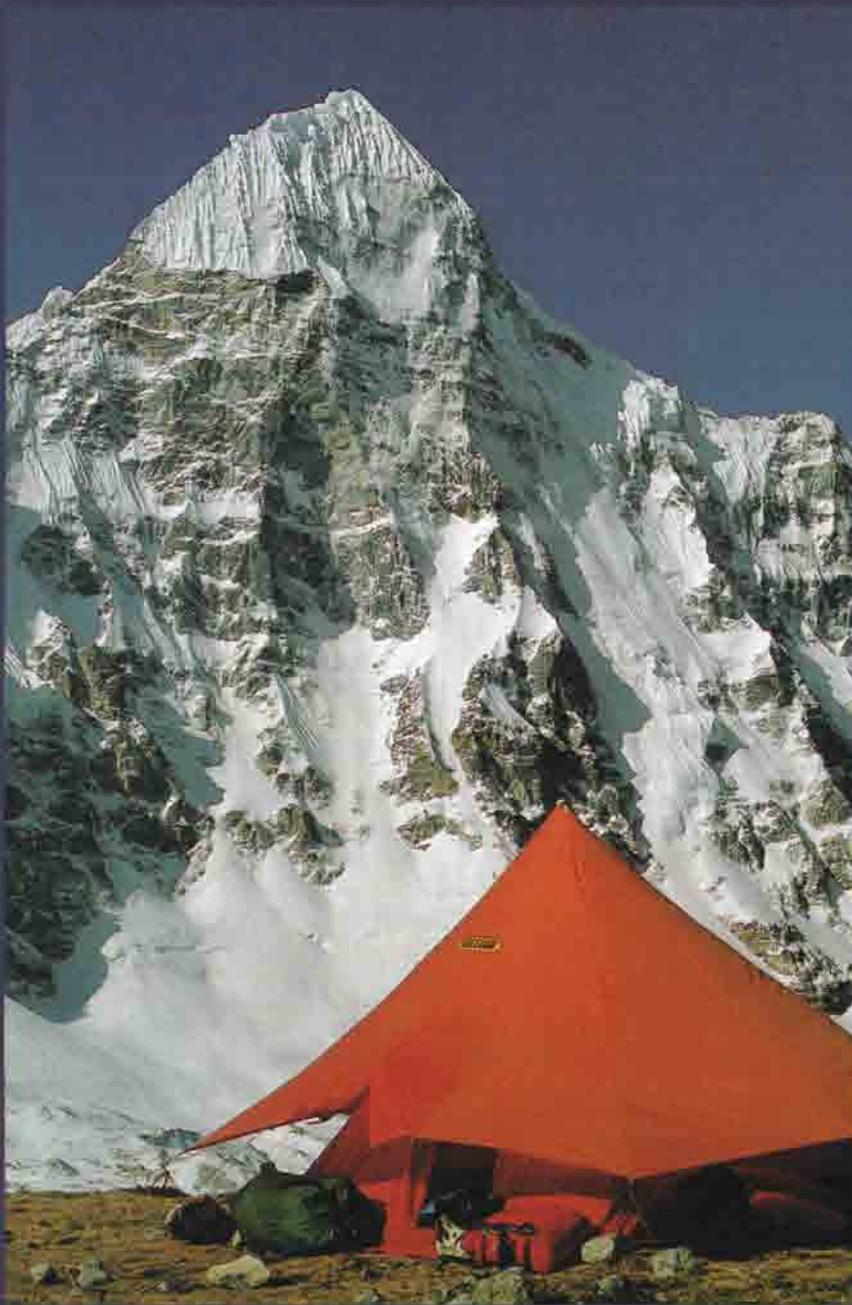
Diese Meinungsverschiedenheit mit Franz belastete mich, denn traurige Vorfälle waren vorausgegangen.

Am 30.3. erreichte uns die schreckliche Nachricht vom Tod eines unserer Anmarschträger, Bim Bahadur Limbu. Er war ein sehr starker Träger gewesen, der einige Tage auf eigenen Wunsch doppelte Last (60 kg) getragen hatte. Zum letzten Mal war ich ihm zwischen Ghunsa und Kangbachen begegnet, als wir beide schleppten und er mit mir scherzte und meinte, ich sei ein sehr starker Expeditionsleiter, da ich selber Lasten trüge. In Kangbachen fühlte er sich nicht wohl und pausierte deshalb einen Tag. Am

Lager am Kangchendzönga



Oben: Lager 1 auf 5850 m
am Fuß der Nordwand
Foto: W. Schmidt



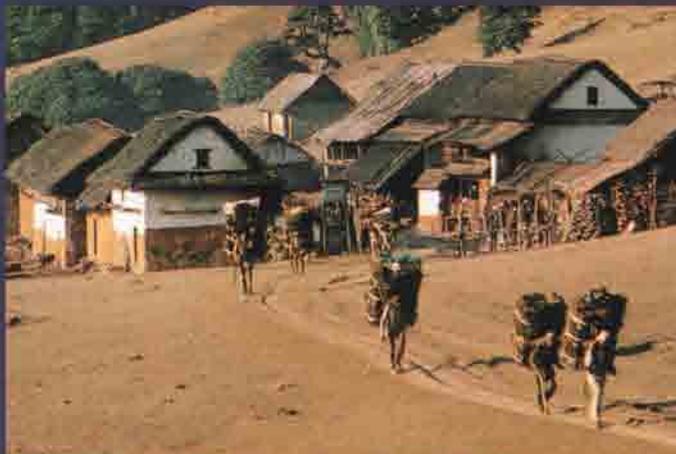
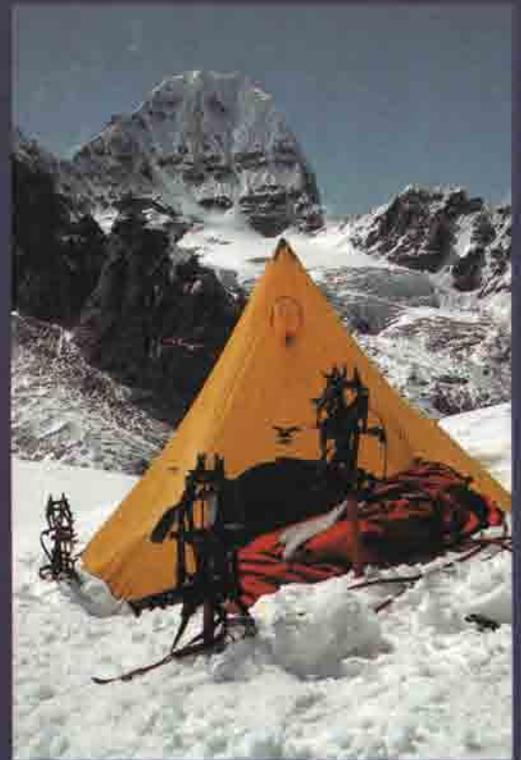
Links: Basislager „Pang Pema“,
5050 m. mit Wedge Peak (Nord-
wandansicht)

Unten: Blick von Lager 1 auf Wedge-
Peak-Südwand.

Ganz unten: Sherpa-Dorf und Rast
der Träger beim Anmarsch

Fotos:

A. Färber; W. Schmidt



25.3. trug er eine normale Last (30 kg) bis zu einem Depot kurz vor Lhonak. Dort übernachtete er mit Nima Tensing Sherpa im Zelt und aß mit normalem Appetit. Er ließ sich am nächsten Tag auszahlen und begab sich dann auf den Heimweg. Vier Tage später meldete uns ein Bote, Bim Bahadur Limbu sei in Kangbachen krank gelegen und in der Nacht vom 29. auf 30.3. gestorben. In unsere Trauer mischte sich Zorn: Hätte nicht jemand von Kangbachen eher die fünf Stunden zu unserem Basislager heraufkommen können? Natürlich wäre unser Arzt sofort mit den nötigen Medikamenten hinuntergegangen. Oder hatten die Leute von Kangbachen die Ernsthaftigkeit der Krankheit verkannt? Vielleicht auch Bim Bahadur selber?

Eine Woche später stürzte unser Nawang Tensing auf dem Weg vom Basislager zum Lager 1 im Moränengelände kurz vor Betreten des Kangchendzönga-Gletschers. Er zog sich eine große Platzwunde an der Stirn zu. Unser Arzt stellte Gleichgewichtsstörungen bei Nawang fest, deren Ursache aber wahrscheinlich nicht dieser Sturz gewesen war. Wie Nawang erzählte, wollte er rasten, und beim Absetzen der Last war ihm plötzlich schwarz vor Augen geworden. Der Grund für diesen Ohnmachtsanfall könnte in einer einige Wochen zurückliegenden Kopfverletzung gelegen haben, die er sich bei einem Busunfall zugezogen hatte. Diese hatte ihm auf Normalhöhe keine Schwierigkeiten bereitet, Höhe und Anstrengung hatten aber jetzt vielleicht die Ohnmacht ausgelöst.

Ang Chappal und ich hatten die ersten 150 m der West-Wand zum Nordsattel versichert. 55 Grad steil, sehr hartes Blankeis. In der Nacht danach lag ich lange wach im Lager 1 und überlegte, ob ich nicht besser die Expedition abbrechen sollte. Der traurige Expeditionsbeginn und dieser Einstieg! Wenn einer aus der Wand fliegt! – Aber Du bist ja auch nicht gestürzt! – Wenn einer beim Umsetzen des Sicherungskarabiners, der Steigklemmen oder beim Anbringen des Abseilachters einen Moment nicht aufpaßt? – Aber Du bist ja auch vorsichtig. – Wenn eines der Fixseile reißt? – Warum soll eins reißen? Du bist schon Zehntausende von Metern an Fixseilen rauf- und runtergestiegen. Noch nie ist eins gerissen. Außerdem werden wir an den ganz steilen Stellen zwei Seile reinhängen. Ich habe Angst, um die anderen. Um mich selbst keine Sekunde, weder in der Wand noch in den Lagern. Warum habe ich Sorge um die anderen, um mich nicht? Traue ich ihnen nicht dasselbe zu wie mir, dasselbe Können, dieselbe Konzentration? Bin ich zu egoistisch oder altruistisch oder was ist los? Es ist ein Unterschied, ob man als Mitglied an einer Expedition teilnimmt oder als Leiter die volle Verantwortung für alles trägt. Sie lastete schwer auf mir. Ich betete ein wenig und konnte dann endlich einschlafen.

Am nächsten Tag stiegen Ang Chappal, Lakpa Gyaltzen und Franz in die Wand und versicherten weitere 100 Meter. Abends zeigte sich Franz ganz und gar mit der Route einverstanden, obwohl er mit der schwersten Stelle, einer 50 m hohen, 70–80 Grad steilen Eisrinne zu rufen hatte. Er hatte wohl die Wand anfangs mit Alpenmaßstäben gemustert. Jetzt hatte er erfahren, daß im Himalaya ein Eisfleck eine Eiswand, ein Riß ein Kamin, ein Kamin eine Schlucht ist. „Sauschwar, aber es geht“, war sein bündiger Kommentar, und Franz unterstützte ohne Einschränkungen die Routenwahl. Diese Fairneß tat mir gut.

Lakpa war nun eine Woche ohne Ruhetag gewesen, Nima Tensing hatte eine Halsentzündung, Franz war etwas müde vom vielen Lastentragen und Versichern. So schickte ich sie zur Erholung ins Basislager und blieb mit Ang Chappal allein, allein mit der großen Wand, kombiniertes Gelände zunächst, dann großzügige Blankeisfluchten, 45, 50 Grad steil. Ich hatte den Eindruck, die Wand verschlänge uns und das viele Material: Haken, Schrauben, Seile, Firnanker. Ang Chappal, ästhetisch kletternd wie immer, ich sicher dasselbe Pensum leistend, aber gewiß nicht so elegant wie er. Als wir aber am Abend des vierten Tages noch immer weit entfernt vom Ausstieg auf den oberen Teil des ersten Eisbalkons waren, zwang ich mich anderntags zu einer Gewaltleistung: 200 Höhenmeter führte ich in härtestem Blankeis. Ich konnte nicht gerade nach oben klettern, sondern mußte seitlich nach rechts Richtung Ausstieg auf den Eisbalkon halten. Das machte die Kletterei sehr anstrengend. Sorgfältig beachtete ich, hunderte Male, Einschlag und Haftung von Eishammer, Eisbeil und Steigeisen ehe ich zog oder belastete. Ich war ruhig, konzentriert. Keine Spur von Angst. Schrauben ließen sich anbringen, doch an der kritischsten Stelle hoben sie, je länger ich eindrehte, desto mehr das Eis in quadratmetergroßen Platten an. Da ließ ich das Schraubensetzen sein, sondern ging nochmals 40 m weiter vorsichtig auf den Frontalzacken balancierend wie eine Balletteuse. Dann endlich konnte ich zwei Spiralzahnhaken schlagen und die Selbstsicherung einhängen, 5 m vor dem ersehnten Firm des Eisbalkons. 5 m – ich war so fertig vor Anstrengung, daß mir die Tränen kamen. Grenzerfahrung, die suchst du doch im Himalaya! 15 Minuten lehnte ich mit dem Kopf an der Eiswand. Fast 80 m unter mir wartete Ang Chappal, drängte nicht, sagte kein Wort. Wie wohlthuend ist so ein Seilkamerad! Dann die 5 m hinüber und zwei 80 cm lange Firnanker in die schmalen Eisfugen gehämmert, der Weg zum Lager 2 war fertig. In Blitz und Donner und Sturm und Schneetreiben kamen wir eisverkrustet im Lager 1 an. Walter Schmid (Tiger) und Klaus Wiener, die inzwischen im Pendelverkehr Lager 1 ausgerüstet hatten, erwarteten uns mit Tee und Suppe. Mensch, wann geht es dir besser?

5 Tage für 600 Höhenmeter. Das sind 120 m pro Tag. Mager. Aber bis zum Wandeinstieg waren es knapp 2 Stunden vom Lager 1, dann ein, zwei Stunden entlang der Fixseile bis zum Umkehrpunkt des Vortages, entlang in muskelschmerzenden Aufziehen mit Hilfe der Steigklemmen, den Rucksack voller Seile, das Brustgeschirr mit Haken, Schrauben, Karabinern und Seilschlingen behangen. Am Ort des Geschehens dann Entwirren des immer (immer!) verwickelten Seilballens, was manchmal bis zu 20 Minuten dauerte. Dann endlich konnte einer von uns beiden losgehen und das eigentliche Tagwerk beginnen. Spätestens um 15.30 Uhr mußten wir an den Seilen hinuntergleiten. Harte aber schöne Tage mit Ang Chappal.

Die Überwindung dieser technisch anspruchsvollen ersten 600 m unserer neuen Route gab Zuversicht. Es war anzunehmen, daß wir auch den anderen Teilen der Route gewachsen sein würden. Doch da kam eine neue Hiobsbotschaft aus dem Basislager, wieder etwas für die Nerven. Nawangs Gleichgewichtsgefühl kam nicht wieder (die Wunde war dagegen sehr schön verheilt). Es wäre unverantwortlich gewesen, ihn in die Route einsteigen zu

lassen. Für Nawang war die Expedition zu Ende – noch ehe sie richtig begonnen hatte. Wir verloren einen international bekannten, außergewöhnlich starken „Sherpa“ (Nawang ist Tibeter, leistete aber auf vielen Expeditionen Sherpadienste). Das Verhältnis Sherpa zu uns westlichen Bergsteigern war nun 3 : 6, gewöhnlich ist es umgekehrt oder ausgeglichen. Wir würden noch mehr zupacken müssen.

Doch ein Unglück kommt selten allein. Rosmarie Geiss, pensionierte Gymnasialprofessorin in Biologie und Chemie, die uns zum Basislager begleitet hatte, entwickelte nach einer Erkältung zusehends ein Gehirnödem. Was tun, 200 km von der nächsten Straße, 250 km vom nächsten guten Hospital entfernt? Der Tod des Trägers, der Gedanke an seine Frau und fünf Kinder beschäftigte mich. Das Klettern mit Ang Chappal in der Steilwand war eine wohlthuende Ablenkung davon gewesen. Doch jetzt wieder Probleme im Basislagerbereich. Was geht nur vor auf dieser Expedition? Die schwersten Fels- und Eispassagen bedrängten uns nicht, weit ab vom Berg erforderten entstehende Probleme verantwortliche Entscheidungen. Wann würde endlich Ruhe in den Expeditionsablauf kommen? Wir beschlossen, Rosmarie und Nawang nach Ghunsa zu begleiten und dort, würde Rosmaries Zustand nicht besser, über Polizeifunk einen Helikopter von Kathmandu anzufordern. Das alles zerrte an meinen Nerven, um so mehr, als der Postläufer so viele gute Wünsche unserer Bekannten für einen Erfolg am Kangchendzönga mitgebracht hatte.

Und auch danach wollten die Nerven- und Geduldsproben kein Ende nehmen. Denn nun stürmte es vier Tage fast ununterbrochen. An irgendwelche Aktivitäten am Berg war nicht zu denken. Lager 1 wurde geräumt. Der eiskalte Sturm trieb Schnee vor sich her, ließ die Rinnsale, die über die Basislagerwiese flossen, verkleben und erstarren. So stelle ich mir das Winterwetter in der sibirischen Steppe vor. Wir lagen in den Zelten. Eine Erlösung das Bratpfannengeschepper aus der Küche, das uns zu den Mahlzeiten rief. Gemeinschaft für eine Stunde zweimal am Tag. Doch lange konnten wir es in der zugigen Steinküche auch nicht aushalten. Die Kälte trieb uns bald wieder in die Schlafsäcke. Es war zum Auswachsen! Ein Trost die Bücherkiste, die mich auf allen Expeditionen begleitet. A. Toynbee „Menschheit und Mutter Erde“, J. Fernau „Sprechen wir über Preußen“, Konsalik „Es blieb nur ein rotes Segel“, S. Devi „Revive our dying planet“. Verdammst, wir sind doch nicht zum Literaturstudium hier! Der Sturm legte ein Mannschaftszelt, dann das große Materialzelt nieder und zerriß ein Überdach nach dem anderen. Wie würde es Rosmarie, Nawang und ihren Begleitern gehen? Kein Kontakt mit ihnen. Doch, am vierten Sturmtag tauchten plötzlich aus dem peitschenden Weiß zwei drahtige Gestalten auf, die Vorhut der Jugoslawen, die den Jongsang (7442 m) besteigen wollten. Sie hatten unsere Leute getroffen. „Die ältere Frau geht sehr langsam, aber sie haben gestern wohl Kangbachan erreicht.“ Aufatmen. Gut, daß sie gegangen waren. Sie könnten es heute bis Ghunsa, 3400 m, schaffen. Doch bei diesem Sturm? Vielleicht tobte er nur hier oben so?

Und weiter oben? Was war mit den drei Zelten in Lager 1? Würden wir sie wiederfinden? In welchem Zustand? Doch solche Stürme

gehören nun mal zum Himalaya. Ich versuchte mich aufzubauen. „So a Wett'r muaschd derflacke kenne“, pflegte mein Freund Helmut Steinherr in seinem breiten Augsburger Dialekt zu sagen. Es war keiner krank hier heroben, wir hatten Verpflegung genug, und bis zum 17.5., dem vorgesehenen Abmarschtag war noch viel Zeit. Also „flackten“ wir in den brüllenden Zelten, vier Tage und vier Nächte, dösten, lasen, schrieben mit der brennenden Kerze zur Rechten, um die Schreibhand beweglich zu halten. Vor einigen Tagen hatte ich in Fernaus Buch gelesen: „Wie weit... muß man vorausschauen, um nicht sinnlose Opfer zu bringen?... Tritt dann nicht die Resignation über die Sinnlosigkeit der Wünsche ein? Kommt man dann nicht mit einem Schlag zur Raison? Wird man dann nicht bescheidener und friedfertiger? Sich vorzustellen, daß in hundert Jahren das Schicksal einen Affen aus uns gemacht haben wird? Aus unserem Ehrgeiz, unserer Hitzigkeit, unserer Wut, unseren unseligen Trieben?“ Diese Sätze drückten meine Stimmung vor dem Weggang unserer Kranken aus und beim Bergsteiger dauerte es keine 100 Jahre, bis das Schicksal einen zum Affen gemacht hat. Vielleicht nur 100 Tage, 100 Wochen.

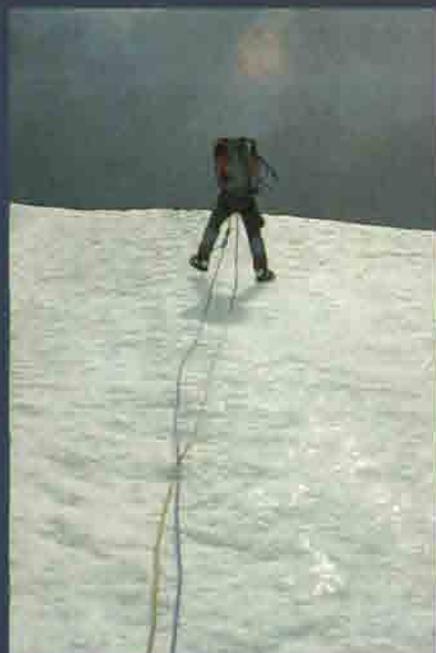
Dann sind Ehrgeiz, unbedingtes Verlangen und die Erwartung eines großen Fördererkreises, einen bestimmten Gipfel zu einem bestimmten Zeitpunkt zu besteigen, vergessen, vorbei. Neue Ziele mögen dann im Blick sein oder das alte, aber unter günstigeren Rahmenbedingungen. Doch jetzt galt für mich, was Fernau gleich anschließend schreibt: „Ich weiß nicht, ob es so ist... Verschwunden wäre dann aber auch alles Streben... die Charakterprobe, der Mut, der Glaube, die Hoffnung, alles das, was lebenswert ist, alles, was den Menschen so menschlich macht, das Irren.“ Warum sollte ich jetzt Mut, Glaube und Hoffnung fahren lassen? Warum nach meinen Erfolgen im Himalaya? Warum, nachdem ich merkte, wie in diesen Sturmtagen unsere Mannschaft zusehends zur Gemeinschaft wuchs, obwohl sie nichts tat, tun konnte als auszuharren und trotz des Wetters guter Stimmung zu bleiben?

Am fünften Tag nach dem Sibirien-Wetter erwachte ich vom herb-süßen Duft der Kräuter, welche die Sherpa am Chorten verbrannten. Ihr Schlümpfe! In den letzten, aussichtslosen Tagen hattet Ihr nicht geopfert. Jetzt, wo es schön wird, denkt Ihr an die Götter. Ihr geht auch auf Nummer Sicher!

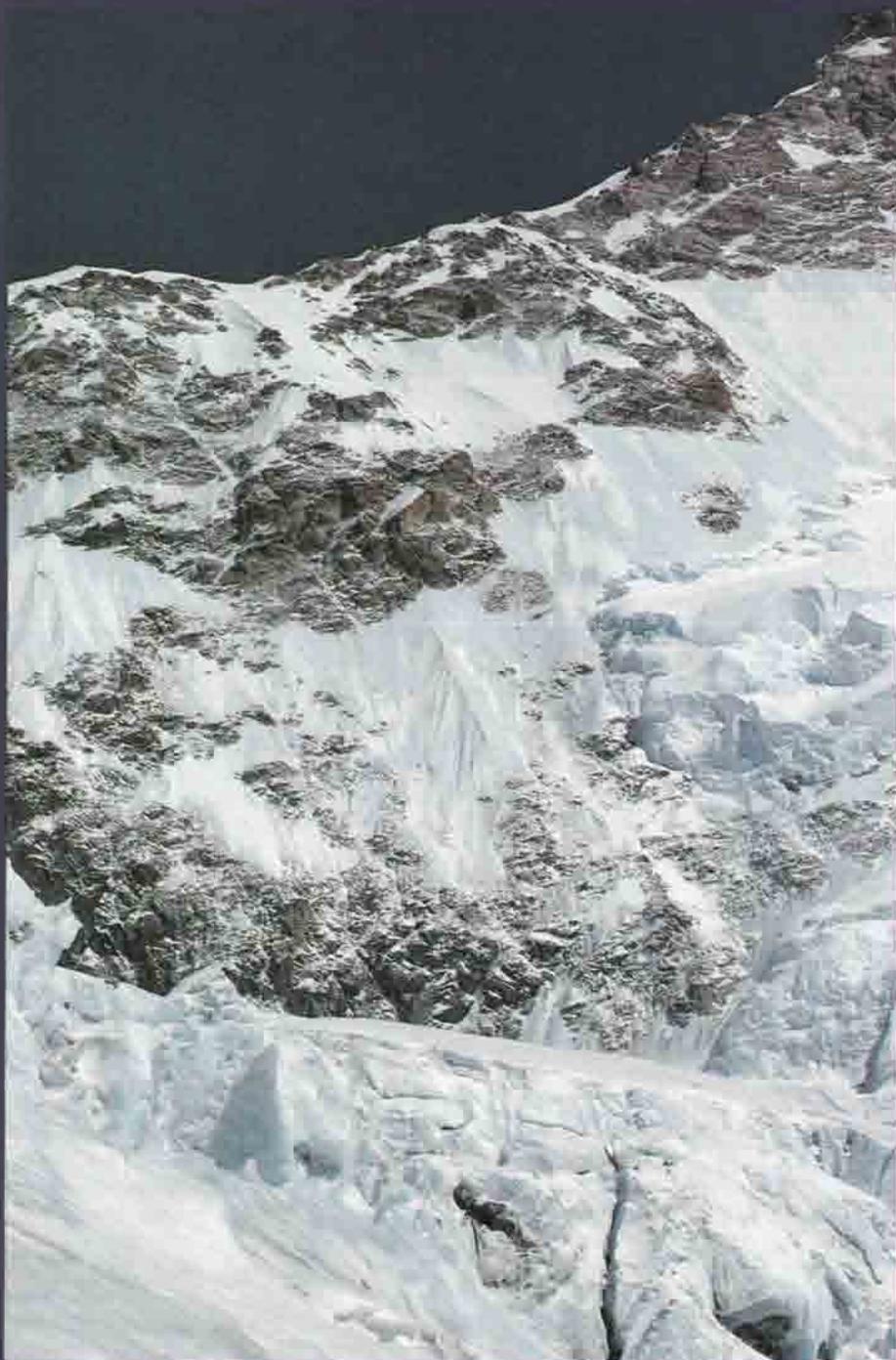
Mit Ang Chappal war ich wieder vorn. Ordentlich bepackt hangelten wir uns die 600 m an den Fixseilen in der West-Wand hinauf. Ab Mittag stürmte es. Immer wieder mußten wir Pulverschneeablässe über uns ergehen lassen, die der Wind über das Blankeis hinuntertrieb. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit hatten wir in 6600 m Höhe in der großen Randspalte oberhalb des ersten Plateaus einen Platz gefunden und das Zelt, Lager 2, so recht und schlecht hineingestellt. Zur Feier des Tages inszenierte Ang Chappal mit den Gaskochern einen Zeltbrand, den ich gerade noch mit dem Schlafsack ersticken konnte. Doch meine Stirnglatze war noch größer geworden.

Doch dann wieder Beunruhigendes von unten, über Funk die Nachricht, daß Franz Schwierigkeiten mit seinen Füßen hatte. Diese Empfindlichkeit rührte von Erfrierungen dritten Grades her, die er sich 1974 bei der Besteigung der Annapurna IV zugezogen hatte. Ausgerechnet der Franz, einer unserer Stärksten! Es kam

In der Nordwand



*Oben: Abseilen über die mit
Blankeis gepanzerte Nord-
wand. Rechts: Durch diese
ca. 600m hohe Wand,
Durchschnittsneigung
50–55°, Schlüsselstelle ca.
75–80°, verlief die neue
Anstiegsroute.*



*Fotos:
A. Färber*



Links: In der Nordwand
Unten: Anmarsch zum
Lager 2

Ganz unten: Der Expeditions-
leiter Dr. Hermann Warth;
daneben Lager 2 in der Rand-
kluff der Nordwand in 6700 m
Höhe.

Fotos:
W. Schmidt (3); A. Färber



kein Rhythmus in diese Expedition. Die Ereignisse zwangen zu ständigem Umstellen der Mannschaften. Dieses so knauserige Schicksal, das Positives gleich wieder mit Negativem ausbalancierte!

Mit Ang Chappal versicherte ich in den nächsten Tagen schweres Gelände bis in 7200 m Höhe. Am dritten Tag errichteten wir unterhalb eines 250 m hohen Felskamins das Lager 3 und schliefen zur Höhenanpassung gleich dort. Doch trotz dieses Höhersteigens mit meinem besten Freund in Nepal, trotz der ständigen Bestätigung, daß die 2000 Höhenmeter neue Route möglich sind, blieben Selbstbewußtsein und Zutrauen auf einer Schicht unterschwelliger Unruhe gelagert. Was war schon alles geschehen? Was würde noch kommen?

Ruhetage im Basislager und Aussprache. Ang Chappal und ich sollten als erste Mannschaft von allen Unterstützung erfahren und den Gipfel versuchen, um zunächst mal den Expeditionserfolg sicherzustellen. Danach würden wir weitersehen. Wir beide genossen das volle Vertrauen der Mannschaft. Drei Tage Ruhe, Erholung für Ang Chappal und mich, Konzentration auf die großen bevorstehenden Tage. Franz, trotz seiner Füße, Klaus, zurück aus Ghunsa (ein Helikopter war nicht nötig geworden, Rosmarie und Nawang konnten hinauslaufen), Georg Heß und Alois Färber waren mit Lasten zu den Hochlagern unterwegs. Ang Chappal und ich würden oberhalb des Lagers 3 den 250 m hohen, sehr steilen Felsriegel zu durchklettern und dann das riesige dritte Plateau bis zum vorgesehenen Lager 4 in 7900 m Höhe zu überqueren haben – alles Neuland.

Am 22.4. brach ein Teil des Eisgebäudes zusammen, worüber ein verlockend leichter Weg zum Lager 2 geführt hätte. Wie gut, daß wir der Versuchung widerstanden hatten...

Am 24.4. kam übers Radio die Nachricht vom Lawinentod zweier Jugoslawen am Manaslu. Unsere jugoslawischen Freunde, deren Basislager neben dem unsrigen stand, waren geknickt. Am 25.4. entschlossen sie sich zur Aufgabe am Jongsang: Zu wenig Material für die ins Auge gefaßte Südwandroute, das unsichere Wetter.

Was wohl auf jeder Expedition passiert, die Sprechfunkgeräte benutzt, geschah auch bei uns. Das Funkgerät wurde vergessen, gleich zweimal hintereinander. Was war los? Spaltensturz? Riesenlawine? Gasexplosion im Küchenzelt? Wahrscheinlich nur Vergeßlichkeit. Hoffentlich.

Am 26.4. brachen Nima, Lakpa und Tiger vom Basislager auf, um das Lager 3 besser auszurüsten. Ang Chappal und ich sollten es komfortabler haben als damals in unserer ersten Nacht dort oben in 7200 m Höhe, als ich beispielsweise den Felsbrocken unter dem Zelt „umliegen“ und „umschlafen“ mußte und auch sonst noch so manches fehlte. Doch ehe sie gingen, kam es spontan aus Nima und Lakpa: Sie würden uns beide bis Lager 4 begleiten, bepackt mit allem, was wir dort oben bräuchten. Ich lehnte (hocherfreut innerlich) ab; Ang Chappal und ich würden es schon selber schaffen. Doch sie rechneten mir aus, daß dann jeder von uns 40 kg auf 7900 tragen müßte. Das war natürlich übertrieben, aber auch die realistische Hälfte wäre angesichts von Höhe und Gelände zu viel. Mit Lakpa war ich zusammen auf dem Everest, mit Nima auf dem Ganesh III gestanden. Beide hatten mich

danach gebeten, sie zum Kangchendzönga mitzunehmen. Ich hatte „ja“ gesagt und erntete nun reichlich Dank.

Aus Vergeßlichkeit war der Funkverkehr unterlassen worden. Franz brachte die Nachricht herunter. Es ging einfach nicht! Seine „Eisbeine“ waren trotz Wärmflasche erst gegen Mitternacht aufgetaut im Lager 1 und bis zum Morgen „voller Ameisen“, wie Franz es schilderte. Er war so bedrückt, daß er ins Basislager kam, ohne gesehen werden zu wollen. Er war in sein Zelt geschlichen und nach 2 Stunden zu unserer Überraschung in die Küche gekommen. Er tat mir so leid. Franz, der wohl leidenschaftlichste Bergsteiger von uns allen, der mit so großem Einsatz bei Vorbereitung und Aufbau der Expedition dabeigewesen war.

An unserem dritten Ruhetag studierte ich nochmals den dicken Ordner mit all den Fotografien und Skizzen des Berges sowie den Berichten über frühere Versuche und geglückte Besteigungen. Trotz des schönen Wetters war ich ganz in die Literatur vertieft. Erst die Küchenbratpfanne holte mich aus dem Zelt. Norbu, fürs leibliche Wohl zuständig, und Ang Chappal hatten in der Zwischenzeit weit praktischer als ich gehandelt: Einen Berg von Fettküchlein hatten sie gebacken. Auf so etwas hat man in der Höhe Verlangen, und dem jeweiligen Lagerkoch erleichtert diese Grundlage das oft mühsame Geschäft der Mahlzeitenzubereitung.

Am 27.4. meldete das Radio Wolken und Regen in Ostnepal. Dennoch gingen Ang Chappal und ich los an diesem strahlenden Morgen, begleitet von den guten Wünschen Dietlinds, Franz', des Verbindungsoffiziers, der Küchensherpa und der Jugoslawen, die uns einen Abschiedsimbiß servierten. Etwas wehmütig blickten sie uns nach. Ihr Abenteuer war ja so schnell zu Ende gewesen. Am 29.4. waren Ang Chappal und ich wieder im luftigen und dem Wind ganz besonders ausgesetzten Lager 3. Nach zwei Stunden hatten wir eine Plattform aus dem Eis gehackt, um ein zweites Zelt aufstellen, vor allem eben aufstellen zu können.

Am 30.4. durchstiegen und versicherten wir den ca. 250 m hohen Felsriegel über Lager 3. Wir fanden immer wieder Schluchten und Rinnen im von unten ungegliedert wirkenden Bollwerk. Die letzten 50 m waren sehr schwierig: sehr steile, abwärts geschichtete, griffarme und meist vereiste Platten. Ist es schlimm, wenn man in 7400 m Höhe die Trittleiter zu Hilfe nimmt? Ich tat es ohne schlechtes Gewissen. Eiskalte Füße und Hände – ich mußte ja alles ohne Handschuhe klettern – sowie Atemnot sind schon Erschwernisse genug.

Am 1.5. überquerten Lakpa, Nima, Ang Chappal und ich das obere Eisfeld, das dritte Plateau in Richtung Gipfelaufbau. Es war ein sehr kalter und stürmischer Tag. Lakpa und Nima gingen voraus. Sie mußten ja wieder hinunter ins Lager 3, während Ang Chappal und ich Steinmänner bauten auf den Schotterflächen und rote Bänder an auffälligen Windverwerfungen des Schnees befestigten, um sicheren Rückweg auch in Nebel zu gewährleisten, denn es gab ja nur einen Einstieg in den Felsriegel, der zu Lager 3 hinunterführte. Gegen 14.30 Uhr erreichten wir das Lager 4 der Japaner oder Tschechoslowaken (1980, 1981). Ein paar Zeltfetzen und -stangen, ein Sprechfunkgerät mit separatem Mikrofon. 7900 m. Der Kangchendzönga hatte eine neue Route.

Ang Chappal und ich trotzten in zweistündiger Arbeit der aufge-

brachten Umgebung ein winziges menschliches Zuhause ab, während Nima und Lakpa im Sturmgrau verschwanden. Es stürmte die ganze Nacht. „Wenn wir morgen nicht zum Gipfel können, müssen wir hinunter. Aber nochmal komme ich nicht bis hier herauf“, meinte Ang Chappal. Kein schöner Gute-Nacht-Gruß! Nach Mitternacht begann es noch zu blitzen, ohne Donnern. Wir zwei, allein hier oben in Wind und Wetter. Herrlich gespenstisch! Plötzlich dämmerte mir, in welcher Gefahr wir uns befanden. Schleunigst schaffte ich die beiden Sauerstoffflaschen aus bestem Stahl, die mir als Kopfkissen dienten, hinaus und ein Stück weg vom Zelt. Ebenso entfernte ich Eisbeile und Steigeisen aus Zeltnähe. Hinauf oder hinunter? war unsere stündliche Frage. Der Sturm, der zum Orkan wurde, beantwortete sie. Seine Spitzen kündigten sich an, wenn das ständige Brausen in den Felsen oberhalb unseres Lagers plötzlich wie durch Lautsprecher verstärkt auf uns herabdröhnte. Sekunden später lag der Druck der Orkanböen auf unserer Behausung. Mit Händen, Rücken und Knien verteidigten wir unser Zeltvolumen. Innen war alles so weiß wie draußen. Durch die winzigsten Ritzen wurde der Staubschnee gepreßt. Kochen war unmöglich. Der Morgen dämmerte, und die Entscheidung war eigentlich klar. Dennoch dösten Ang Chappal im Sitzen und ich im Liegen dahin, eiskalte Füße beide, dennoch immer wieder selig einschlafend. Wie gefährlich! Endlich signalisierte mein Gehirn: Was macht Ihr hier? Hinunter mit Euch! Aber rasch! Untätig in großer Höhe, das ist nicht gut! Ich erinnerte mich, wie Chris Chandler und Cherie Bremerkamp, die 1981 etwa 100 m höher biwakierten, ähnliches erlebt und so beschrieben hatten: „Tiefe Empfindungen kommen auf, dunkel und unheilvoll, voller Beklemmung und Todesahnung.“ Apathie in ihrer angenehmen und bedrückenden Form, unser Schlafdusel und ihre Beklemmungen, beides Auswirkungen der sauerstoffarmen Luft.

Wir hatten noch vom Vorabend Tee in der Thermosflasche. Das war unser Frühstück. Dann die Schuhe aus dem Schlafsack – sie waren genauso vereist wie wir sie gestern hineingesteckt hatten – die Rucksäcke gepackt und hinaus. Sogleich zwang uns der Orkan in die Knie. Das Zelt niedergelegt, mit den Sauerstoffflaschen beschwert und hinunter. Zu Ende. Aus. Die Expedition ist abgebrochen, gescheitert. Warum nicht? Scheitern, das Schicksal von ca. der Hälfte der Himalayaexpeditionen jährlich, das Schicksal der Bauer-Expeditionen 1929 und 1931, nachdem sie die technischen Schwierigkeiten am Ost-Sporn gemeistert hatten, wie wir diejenigen unserer 2000 m hohen neuen Nordwand-Route. Vor ihnen wie vor uns „nur“ noch „Gehgelände“ zum Gipfel. Doch das Glück gehört zum Expeditionsbergsteigen. Es besteht darin, über gesicherter Route in guter körperlicher Verfassung bei gutem Wetter im höchsten Lager bereit für den Gipfelgang zu sein. Wir hatten es nicht gehabt.

Doch als wir die Fixseile am Felsriegel erreicht hatten, da begann die Revolte in mir, die Auflehnung gegen das Scheitern: 1500 m Fixseile eingehängt, 4 Lager aufgebaut und ausgerüstet, eine neue Wandroute eröffnet, sicher nicht die leichteste auf der Nordseite des Kangchendzönga, aber gewiß eine verhältnismäßig sichere – das soll nun alles umsonst gewesen sein? In Ang Chappal ging die gleiche Wandlung vor. Beim Suppekochen im Lager 3 kam es aus dem Schweigsamen, der in Gesprächen

selten die Initiative ergreift:

„Wie lange haben wir noch Zeit, dazu?“ (großer Bruder)

„Bis zum 16. Mai.“

„Das sind noch zwei Wochen.“

„Ja.“

„Wenn Du nochmal hinaufsteigst, gehe ich mit.“

Ich hätte ihn vor Freude umarmen können, hätte es auch getan, wäre dadurch nicht der Topf auf dem Gaskocher gefährdet worden. Fünf Jahre waren von der Idee zu dieser Expedition bis zu ihrer Durchführung vergangen, so viele Briefe sind geschrieben und Gespräche geführt worden, es wurde um Geld gebeten, es wurde organisiert und arrangiert, eingekauft und verpackt. Schließlich der Anmarsch mit 125 Trägern. Und Ang Chappal als Sirdar mit besonderer Verantwortung betraut: Organisation der Träger, Oberaufsicht über sie und die Sherpa und immer wieder Vorbild den anderen sein, denn auch ein Sirdar lebt nicht von seinem Titel, sondern von natürlicher Autorität aufgrund von Können, Übersicht, Zähigkeit und Fleiß.

Unten im Basislager die gleiche positive Stimmung. Keine Rede von Abbrechen der Expedition. Ermunterung zum Weitermachen, zum Neuaufbau, organisatorische Vorschläge, Mannschaftszusammenstellung. Ang Chappal und ich sollten es nach drei Ruhetagen noch mal versuchen. Einen Tag vorher würden Georg, Lois, Lakpa und Nima aufsteigen und die Zelte nacheinander bis Lager 3 in Ordnung bringen: Ausschaufeln, die Böden begradigen, aufräumen. Einen Tag nach uns sollten Tiger und Klaus zu einem weiteren Gipfelversuch aufbrechen. Alles perfekt?

Am Morgen des nächsten Tages gestand Lakpa, daß er sich krank fühlte. Klaus bestätigte den Eindruck von uns Laien von Lakpa, der eingefallen und bleich unter der Sonnenbräune wirkte. Der starke Mann, der auf Dhaulagiri, Everest und Pumori (dort sogar im Winter) gestanden war, hatte im Rücken eine Muskelerkrankung, ungewiß, ob vom Tragen oder durch einen Virus ausgelöst. Wieder ein Ausfall! Es war zum ... zumal vereinbart worden war, daß Lakpa und Nima sich während unserer Gipfelversuche in Lager 2 oder 3 aufhalten würden, sozusagen als Rückendeckung. Wieder umdenken, umstellen. Kaum ein Arrangement schien auf dieser Expedition länger als ein, zwei Tage zu halten. Dann war es nichtig, dahin, wie weggetragen und aufgelöst von den Stürmen des Kangchendzönga. So hatte Klaus geträumt:

Kangchendzönga: „Was piekst Ihr mich ständig mit Euren Haken und Schrauben? Hört auf, ich mag das nicht!“

Klaus: „Wir wollen Dich besteigen.“

Kangchendzönga: „Was? Besteigen? Wer hat Euch denn das erlaubt?“

Klaus: „Seiner Majestät des Königs von Nepal Regierung. Schau, wir haben das sogar schriftlich!“

Kangchendzönga: „Pah!“ Packte die Genehmigung und blies sie in die unendlichen Weiten des Himmels.

Drei Ruhetage. Schlafen wie bewußtlos, 12, 14 Stunden am Tag. Das ist der Tribut, den man einem Aufenthalt in großer Höhe zollen muß. Dazwischen die Mahlzeiten und immer wieder Studium des Kangchendzönga-Ordnerns. Starren gegen die Zeltdecke und zum x-ten Mal Durchgehen der Ausrüstung. Stimmung? Mischung aus energischer Konzentration auf den Gipfel und unterschwelliger

Rückzug 700 Meter unter dem Gipfel – machtlos gegen das Wetter



*Oben: Gipfelaufbau
der Kangchondzönga-
Nordwand. Rechts:
Schlechtwetter-
Rückkehr ins Lager 1.*



*Fotos:
A. Färber; W. Schmidt*

Lustlosigkeit aus der Kenntnis jeden Meters der Route, die, in ihrem unteren Teil, nun zum wievielten Mal durchklettert werden mußte. Sechs Wochen seit Errichten des Basislagers, das ist schon eine lange Zeit. Die Begeisterung für die Seracs, Spalten, sanft geschwungenen Flächen der Gletscher, für das grüne Steileis zum Lager 2, das kombinierte Gelände zum Lager 3, für den mächtigen rot-braunen Felsriegel darüber, für die grandiose Eisarena zu Füßen der Nordwand, gebildet vom Twin I, dem Kangchendzönga, dem Yalungkang, dem Ramthang und dem Wedge Peak und für das ewige und immer wechselnde Spiel der Wolken war nicht mehr die gleiche wie vor Wochen. „Erst nach dem Gipfel bist du wieder frei“, hatte einmal Reinhard Karl formuliert. Wie sehnte ich mich nach dieser Freiheit, hinzugehen, wo ich wollte, auf die Wiesen und Felder, in die Wälder, in die Dörfer und zu den Menschen, entlang der Bäche, jeden Tag woandershin! Doch hier sind die Tage jetzt vorgezeichnet: heute Lager 1, morgen Lager 2, übermorgen Lager 3 usw. Die Linien sind die Fixseile, an denen entlang eintönig die Tage vergehen. Doch Freiheit läßt sich nur genießen, wenn man zuvor Bindung, Verantwortung zu etwas auf sich genommen und eingelöst, wenigstens einzulösen versucht hat.

Am 6.5. stiegen Ang Chappal und ich wieder auf. Es war etwas wie ein geheimer Zauber um uns. Wir sprachen wenig, liefen und rasteten im selben Rhythmus, spürten kaum Anstrengung, empfanden uns in Harmonie miteinander und mit der Umwelt und benötigten nicht einmal vier Stunden für den langen Weg zum Lager 1. Oben kochte Ang Chappal, daß es eine Freude war: Tee, überbackenen Käse, Pfannkuchen, Suppe, Tee. Wir waren wieder ganz Bergsteiger und unser Handeln war wieder freudig auf den Gipfel gerichtet. Wie oft war das schon so mit Ang Chappal gewesen, am Lhotse, am Makalu, am Ganesh III! Kaum ist man mit ihm am Seil oder in einem Hochlager, macht das Bergsteigen wieder Spaß.

Nachmittags und nachts schneite es, gegen Morgen sehr stark. Abwarten. Um 10 Uhr wurde es heiler. Wir waren unterwegs. Doch das Schneetreiben wurde immer dichter. Nach zwei Stunden waren wir am Wandfuß. Gruslig-schön der Fall der Hunderte von Metern breiten Schneevorhänge aus leichtem Pulverschnee, die über die Westwand und somit über unsere Route stürzten. Unsere heutige Tagesleistung bestand im Austrinken der Thermosflaschen und in der Umkehr zum Lager 1, im Rücken das Rauschen und dumpfe Aufschlagen der Lawinen, alle paar Minuten. Würden unsere Fixseile halten? Wie gut, daß wir die gesamten 600 m zum Lager 2 mit Doppelseilen versichert hatten! Wie erging es Lois, Nima und Georg dort oben? Lawinen auch dort? Bei den Zelten im Lager 1 angekommen, herrschte das dichteste Schneetreiben während der gesamten Expedition. Drei Tage schönes Wetter bräuchten wir nur und wir hätten den Kangchendzönga „in der Tasche“! Im vergleichsweise einfachen Gelände oberhalb des Lagers 4 hatten wir ein langes Fixseil entdeckt, das sich im Gipfelaufbau verlor. Wir bräuchten ihm nur als Wegweiser zu folgen. Wir fühlten uns stark, aber eben drei Schönwettertage, gibt es am Kangchendzönga nicht mal drei aufeinanderfolgende Tage einigermaßen gutes Wetter? Und die Zeit verrann. Heute war der 7. Mai. Am 17. würden uns die Träger aus Ghunsa abholen. „Die

Natur läßt uns im Stich, das Glück wechselt, und Gott beschaut sich all dies“, hatte einmal Kaiser Hadrian gesagt. Traf das jetzt auch auf uns zu?

Der Tag rückte vor, es schneite unvermindert weiter, still und dicht. In mir wuchs die Sorge um Nima, Georg und Lois. Diese Neuschneemassen! Würden sie nicht Zelte und Randkluft zudecken? Wenn es nur schon Funkzeit wäre! Es wurde 19 Uhr, Funkzeit. Doch an diesem Abend wollte unser Funkgerät nicht trotz der neuen Batterien. Am Morgen entdeckten wir einen defekten Kontakt. Der Funk bestätigte meine Befürchtungen: Mehrere Pulverschneerutsche waren über das Lager hinweggegangen. Doch die Eiswand über der Randkluft war nur ca. 150 m hoch, so daß sich hier auf der Westseite wohl kaum eine größere Lawine hätte bilden können.

Am 8.5. stiegen Ang Chappal und ich Richtung Lager 2. Heute vor sechs Jahren war mir die zweite Besteigung des Lhotse mit Urkien Sherpa und Hans von Känel gelungen. Ich nahm das Datum als gutes Omen. Trost konnte ich gebrauchen, denn es begann wieder zu schneien! Plötzlich sahen wir im oberen Gletscherbecken eine Gestalt absteigen, allein! Warum nur einer? Wo sind die anderen beiden? Mir krampfte sich die Brust zusammen. Wo sind die anderen? Ich erkannte Nima an seinem weißen Helm. Wo sind Georg und Lois? Warum kommen sie nicht gemeinsam am Seil? Meine Augen klammerten sich an das bebrillte Gesicht. Was sagte es aus? Was?? Da, ein Halbkranz weißer Zähne, Nima! Ich vergaß, ihn wegen seines Leichtsinns zu schimpfen. Um möglichst rasch freundlichere Regionen zu erreichen, war Nima alleine vorausgegangen und die Fixseile hinuntergeglitten. Zum Glück hatte er die großen Spalten bereits hinter sich, so konnten wir ihn Richtung Lager 1 ziehen lassen. Doch auf weitere solche Einlagen wollte ich gerne verzichten.

Mühsam schien die Sonne durch die warmen, breiigen Wolken, die unentwegt Schnee abließen. Das Lager 2, vor ein paar Stunden erst von den anderen verlassen, war in gutem Zustand, abgesehen von dem vielen Schmelzwasser, das sich an den Zeltböden angesammelt hatte. Wir hatten es uns soeben gemütlich eingerichtet, da kam der erste Schneerutsch! Einige Minuten darauf der nächste! Das Zelt war nur noch halb so groß. Raus hier! 30 m unterhalb begannen wir, eine lawinensichere Schneehöhle zu graben, zwei Stunden lang, ich in Daunenschuhen mit Übergamaschen. Die kostbaren Rentierpelzstiefel waren beim Wasser-auswaschen naß geworden. Ich hätte sie ruiniert, wäre ich mit ihnen jetzt im frischgefallenen Pulverschnee gelaufen. Ein stattliches Loch hatten wir in den Hang gegraben. Jetzt Kochzeug und Schlafsäcke aus dem Zelt. Doch es kostete uns eine weitere Wühlstunde, ehe wir das über zwei Meter hohe, inzwischen bis zur Spitze verschüttete Zelt öffnen konnten! Mittlerweile hatte der Schneefall nachgelassen. Noch ein paar Schneeduschen zu beiden Seiten unseres Lagers. Dann war Stille, und wir entschlossen uns, doch das Zelt zu beziehen, bei Gefahr aber sofort die Höhle aufzusuchen. Als Schutz hatten wir die Schneewand an der Rückseite des Zeltes stehen gelassen, nur zwei Nischen in die Wand gegraben zum Ausstrecken der Füße. Naß und eisverkrustet richteten wir uns ein. Ang Chappal kochte und ließ überkochen und warf den Suppentopf gleich zweimal um, einmal auf meine

Liegematte, das zweite Mal auf seine Innenschuhe, von denen er dann mit dem Messer den gefrorenen Kleister abschnitt. Expeditionsbergsteigen – ein Genuß! Beim Verzehr der Rest-Tomatensuppe nochmals ein kleiner Schneerutsch über unser Zelt. Jetzt war vermutlich alles unten. Wir konnten beruhigt schlafen.

Träge und schon verbraucht wirkend kam der 9.5. herauf. Der Himmel streifig im Westen, grün-blau und gelblich-weiß. Was würde das wieder für ein Wetter werden? Der Höhenmesser nahm eine Mittelposition ein, sagte nichts aus. Was tun? Abwarten oder runter? „Der Gott läßt uns nicht hinauf“, meinte Ang Chappal. „Nawang's Sturz, Franz' Füße, unser so unglücklich gescheiterter Gipfelversuch vor einer Woche. Kaum waren wir im Basislager, wurde das Wetter schön und hielt zwei Tage.“ Abbrechen – Weitermachen? Abbrechen – Weitermachen? Mein Gehirn war zusehends nur noch mit diesem Gedankenpaar beschäftigt. Das erlebte reichlich viele Mißgeschick ließ mich zum Abbrechen neigen, die zeitliche und örtliche Nähe des Gipfels, die versicherte Route und die ausgerüsteten Lager zum Weitermachen. Zwei Tage, zwei schöne Tage in Folge bräuchten wir ja nur noch! Morgen und übermorgen! Doch der Himmel bezog sich mit Zirrus- und Schleierwolken. Wenn daraus neuer Schneefall folgte, dann wäre es aus. Das könnten wir nicht mehr bewältigen.

Den Tag verbrachten wir mit Ausschaukeln des Lagers. Ca. 40 cbm Schnee hatten wir zutalbefördert, ein Zelt umgesetzt, das andere zusammengelegt. Obwohl das Wetter „durchwachsen“ war, mußte dieser „Ruhetag“ sein. Wir mußten das Abgehen der Schneerutsche und das Sichsetzen des Neuschnees abwarten. Würde das Wetter gut werden, versuchten wir, morgen gleich bis zum Lager 4 durchzugehen und übermorgen den Gipfel zu erreichen. Morgen und übermorgen, zwei schöne Tage. Unsere letzte Chance!

Der 10.5., 5 Uhr morgens. Das Wetter? Hoher bleigrauer Himmel! Die Sechs- und Siebentausender in rosa-orangem Morgenlicht, Everest, Lhotse und Makalu stumpf in Schatten liegend. Mist! Mist! Mist! Was tun? Trotzdem ins Lager 3 und 4 gehen? Noch einen Tag hier warten? Absteigen und Abbrechen? Ang Chappal schlug vor, die fünf Stunden bis zum Lager 3 aufzusteigen und dort das Weitere abzuwarten. Die letzte Chance sollten wir nicht so ohne weiteres vertun. Wie treu er zu mir und dem Expeditionsziel bis zuletzt stand! Um 6 Uhr kroch eine dicke Wolkenbank vom Ghunsatal übers Basislager in Richtung Lager 1. So von oben und unten durchs Wetter in die Zange genommen, wäre es unverantwortlich gewesen, Richtung Lager 3 oder gar Lager 4 weiterzusteigen. Ang Chappal und ich waren einer Meinung und trafen die Entscheidung. Die Expedition war zu Ende.

Eine halbe Stunde später zogen sich die unteren Wolken wieder zurück. Ang Chappal war nun doch für den Aufstieg ins Lager 3. Ich hatte Bedenken. Wenn die obere Bewölkung ihre Schneefracht abließe, dann würde es in der West-Wand wieder lawinengefährlich. Was würde dann aus unserem Rückzug? Funkkontakt, jede Stunde, mit dem Basislager und Lager 1. Ratlosigkeit überall. Und wie dringend hätten wir gerade jetzt verlässlicher Beratung bedurft! Das verdammte Radio im Basislager war kaputt, der blöde Höhenmesser blieb stur zwischen 6580 und 6600 m stehen. Endlich entschlossen wir uns, Richtung Lager 3 zu gehen, und

sofort bis Lager 1 abzusteiern, wenn der Zauber losginge. Wir wollten wirklich den Hauch einer Chance nützen und uns später nicht vorwerfen und vorwerfen lassen: Hättet es halt noch einmal versucht, vielleicht...! Um 10 Uhr stiegen wir los. Schon die ersten 500 m schräg aufwärts zeigten uns, wie fast der ganze Weiterweg beschaffen sein würde und dann auch war: Beinahe grundlose Schneemassen, die sich nicht gesetzt hatten. Bis zum Hintern sanken wir ein. Als wir zwei Drittel des Weges hinter uns hatten, begann wieder das Schneetreiben. Vor oder zurück? Zurück? Wohin zurück? Ins jetzt wieder unsichere Lager 2, in die ungemütliche und nicht ganz fertige Eishöhle? Oben in Lager 3 stand ein gut ausgerüstetes Zelt, das selbst einigen Wert hatte. Dort oben lagen ein Funkgerät und Ang Chappals Daunenjacke. Beenden wir die Expedition, dann sollten diese wertvollen Dinge hinunter. Also weiter. Aber das Steigen wurde immer mühsamer, der Schnee tiefer je höher wir kamen. Wir waren froh um jeden Steilaufschwung. Dort hatte sich viel weniger Schnee festsetzen können. Sehr müde erreichten wir das Lager nach 7 Stunden Aufstieg, wofür wir sonst knapp 5 Stunden benötigt hätten. Wie würde das erst oben aussehen, am dritten Eisfeld und im Gipfelaufbau, der seit fünf Tagen in den Wolken steckte, im Schneefall ohne Wind? Nein, das war menschenunmöglich! Das anhaltend schlechte Wetter und diese nach oben hin immer tiefer werdenden Neuschneemassen. Ang Chappal und ich brauchten uns über den Fortgang nicht zu beraten.

Ich habe noch nie das Scheitern einer Expedition als Mitglied erlebt, sondern war immer auf die jeweiligen Gipfel hinaufgekommen. Ich hätte nie gedacht, daß der Entschluß zum Aufhören, zum Umkehren mich mit Freude und Glück erfüllen würde. Wir hatten gegeben, was wir konnten, und gegen das Wetter ist jeder Bergsteiger machtlos. Wir blickten uns in die abgekämpften Gesichter – kein wenig traurig waren sie – und bedankten uns spontan gegenseitig für die vergangenen Wochen, in denen wir beide zusammen waren beim Tragen, im Steileis, im Fels, in den Zelten, in Sonne, Gewitter und Sturm. Wir waren eine Seilschaft gewesen, noch enger zusammengefügt als an Makalu und Ganesh III. Und wir hatten sie durchstiegen, die neue Route am Kangchendzönga bis ins Lager 4 in 7900 m Höhe, um dort gemeinsam die schrecklich-schöne Sturm- und Gewitternacht zu durchwachen. Hab Dank, Ang Chappal, Du bist den Weg mit mir gegangen bis dort hinauf und bis zum Ende der Expedition. Das werde ich Dir nicht vergessen.

Der Abendfunk verlief glatt. Nein, nicht ganz. Tiger und Klaus in Lager 1 boten sich an, heraufzukommen und für uns beide zu spüren, damit wenigstens wir zwei noch eine Gipfelchance hätten. Ich lehnte dankend ab. Sie konnten ja nicht wissen, wie es hier oben aussah, und eine Wetterbesserung war nicht in Sicht.

Mit einem strahlenden Morgen kam der 11.5. herauf. Kein Wölkchen am ruhigen Himmel! Weite Sicht in alle Richtungen. Noch einmal begann das nun schon grausame Spiel: Sollen wir oder nicht? War unsere gestrige Entscheidung richtig? Noch einmal bäumte sich unser Wille gegen das Scheitern auf. Der letzte Rest von Unternehmungsgeist war noch immer nicht dahin. „Das Wetter ist gut, vielleicht hält es“, meinte ich.

„Ich glaub' nicht, daß es hält“, entgegnete Ang Chappal.

„Ich eigentlich auch nicht, aber wenn...?“

„Wir sind zu müde und kämen allenfalls bis Lager 4. Wir sind nicht mehr so stark wie vor zehn Tagen.“

Das stimmte, aber zu einer Gewaltleistung fühlte ich mich trotzdem noch in der Lage. Auch Ang Chappal? Nein, es hatte keinen Sinn. Außerdem hatte er „Wir“ sind zu müde gesagt. Ich konnte nicht einfach über ihn verfügen, vielleicht täuschte ich mich auch über meine eigene Verfassung, und der Morgen war mir zu schön, als daß ich an wirklich anhaltend gutes Wetter glauben konnte. Ich wollte eben unsere gestrige Entscheidung wiederholen, als Ang Chappal fortfuhr:

„Dadzu, wenn Du meinst, wir sollten es noch mal versuchen...“
„Nein, nein, bhai (kleiner Bruder), es bleibt dabei, die Expedition ist zu Ende.“

Keine Chance dem Schicksal, aus uns einen Affen zu machen! Wir bauten das Zelt ab und packten. Um 8 Uhr waren wieder die vertrauten, warmen, dämpfigen Waschküchenwolken aufgezo-gen, ab 9 Uhr schneite es, den ganzen Tag. Wir glitten an den Seilen die Wand hinunter.

Blicke ich auf diese Expedition zurück, so war sie für mich über weite Strecken ein Zitterspiel der Nerven, gar nicht wegen der schweren Route, sondern wegen des Todes von Bim Bahadur Limbu, des beginnenden Ödems Rosmaries, des Sturzes Nawangs, des Ausfalls von Franz und des miserablen Wetters. Nima Tensing, für den diese die neunte Expedition war, versicherte, noch niemals derart schlechtes Wetter erlebt zu haben. Das alles war belastend und nicht geeignet, auch nur einen Hauch spielerischer Leichtigkeit über dieser Expedition entstehen zu lassen, wie es z.B. am Makalu und Ganesh III gewesen war. Die Umstände ließen es nicht zu, so etwas wie Rhythmus und Harmonie über längere Zeiträume zu erleben. Und dann der so eigenartig mißglückte erste Gipfelversuch von Ang Chappal und mir. Wären wir einen Tag früher oder einen Tag später im Lager 4 angekommen, wir hätten wohl den Gipfel erreicht, denn vor dem 1./2.5. und danach war das Wetter kurzzeitig gut, doch leider eben nicht am so entscheidenden 2.5. Man könnte sagen, die Expedition war von Anfang an unter einem schlechten Stern gestanden. Von den kleineren Mißgeschicken habe ich gar nicht berichtet: Während An- und Rückmarsch stürzten jeweils ein Träger an grasigem Steilhang, wobei den Trägern zum Glück nichts passiert war, wohl aber Ausrüstung verlorenging bzw. beschädigt wurde; mit dem maßlose Forderungen stellenden Trägerobmann von Ghunsa hatten wir bei An- und Rückmarsch Streit; am allerletzten Tag der Expedition, als Norbu, Nima, Ang Chappal und ich nochmals zum Lager 1 aufstiegen, um wertvolles Material runter-zutragen, versuchte eine vom Twin 1 stürzende Lawine, nach uns zu graben und verfehlte uns nur knapp; der gemietete Bus, der uns mit dem Gepäck von Ostnepal nach Kathmandu bringen sollte, gab schon nach 2 Stunden den Geist auf: Kolbenfresser; Franz, in Darjeeling urlaubend, wurde eines Nachts derart bestöh-len, daß er morgens nur noch Ausweis und Unterhose sein eigen nennen konnte, Kamera und Kleidungsstücke waren weg.

Der Grund für unser Scheitern am Berg lag im Wetter. In Kathmandu erfuhren wir über das ungewöhnliche Wetter: „Zyklo-nische“ Stürme und Tornados tobten seit Anfang April über

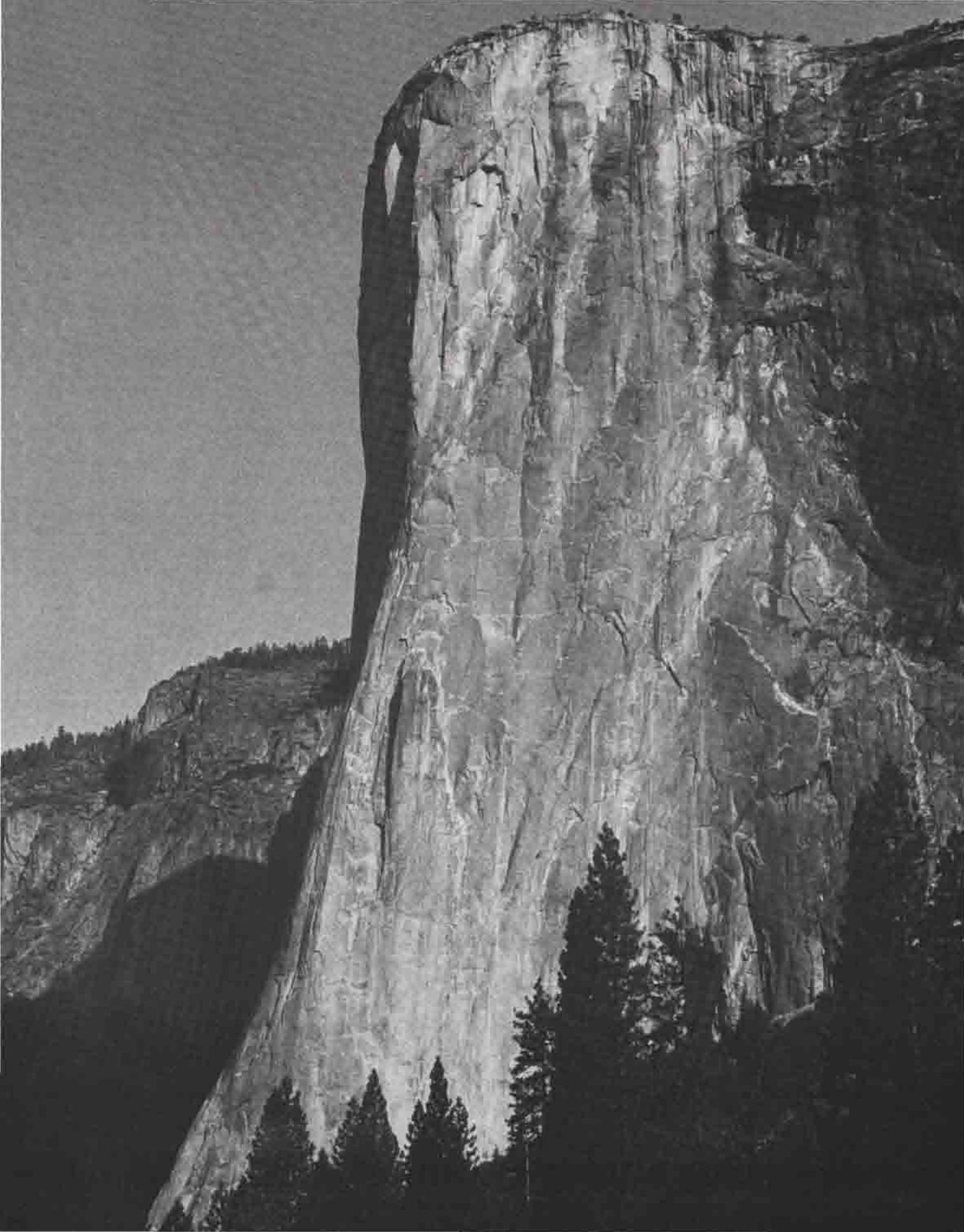
Bangladesh, zerstörten Hunderte von Häusern, verursachten Überschwemmungen und verwüsteten in weiten Teilen des Lan-des die Felder. Bis zum 5. Mai waren diesen Stürmen 150 Menschen in Bangladesh zum Opfer gefallen. Der Kangchend-zönga ist der südöstlichste aller Achttausender, bis Bangladesh ist es ein Katzensprung. Erst am 24. Mai wurde das Wetter wieder gut in der Ostecke Nepals. Zwei Drittel aller Expeditionen gaben auf – die drithöchste Zahl seit 1971, seit verlässliche Statistiken geführt werden.

Doch ich darf nicht ungerecht sein, darf nicht nur die Mißge-schicke, sondern muß das vollständige Ergebnis sehen und berichten: Die gelungene Durchsteigung einer neuen schwierigen Route durch die Nordwand, die gesunde Rückkehr der Teilnehmer und des Basislagerpersonals, die Freundschaft mit Ang Chappal. Die anderen Teilnehmer werden sicher noch den einen oder anderen positiven Aspekt dieser Liste hinzufügen, jeder aus seiner Sicht und Erfahrung. Und wäre es nicht der Kangchend-zönga, sondern einer der neun sog. „niedrigen“ Achttausender gewesen, wir hätten den Gipfel erreicht, denn als wir in Lager 4 ankamen, war es ja erst 14.30 Uhr; die 113 m zur Shisha Pangma und 267 m zum Dhaulagiri (des niedrigsten und höchsten der neun) hätten wir an diesem Nachmittag des 1.5. sehr wahrschein-lich geschafft.

Am 14.5. pausierte das schlechte Wetter für einen Tag. Ich stieg allein auf einen unschwierigen Fünftausender nördlich des Basis-lagers. Manchmal ist es gut, allein zu sein, um in sich hineinzuhor-chen, mit sich ins Reine zu kommen. Der Kangchendzönga, in sehr viel Weiß gehüllt, mir gegenüber. Und so hoch oben unser Lager 4! Es wäre gelogen, behauptete ich, daß mir der Blick auf die letzten 700 Höhenmeter, über die zu steigen uns verwehrt war, nicht wehgetan hätte. So nahe waren wir unserem Ziel gewesen! Aber es wäre ebenso unwahr, eine zweite Bewegung in mir zu leugnen, Einverständnis nämlich mit dem uns versagten Gipfel-gang. Läßt man sich auf die Auseinandersetzung mit so extremer Natur wie derjenigen des Himalaya ein, so gehört das Scheitern, die Umkehr, das Eingeständnis der Machtlosigkeit gegenüber dem Wetter und seinen Folgen als Möglichkeit dazu. Wäre mir auch dieser Berg gelungen, wer weiß, vielleicht wären dann die Bäume in den Himmel gewachsen. Daß die Auseinander-setzung mit der Natur auch mal zu meinen Ungunsten ausgehen könnte, diese Erfahrung war mir neu im Himalaya, aber gut, weil ergänzend, das dialogische Verhältnis zwischen Mensch und Natur in seinen Möglichkeiten zeigend.

Völlig ruhig erreichte ich um 12 Uhr den Gipfel des Fünftausen-ders. Da stand ich kleiner Mensch an diesem wolkenlosen Tag der traumhaften Kulisse, gebildet aus Drahmo, Pyramid Peak, Tent Peak, Nepal Peak, Cross Peak, Twins, Kangchendzönga, Yalung-kang, Kangbachen, Jannu und Wedge Peak gegenüber. Alle Reste von Wehmut, Hader, Groll waren dahin. Nur Staunen, Freude und Dankbarkeit, daß ich als gesunder Mensch all das sehen und erleben durfte.

Der kalte Westwind blies mir das Duftgemisch aus Hochweiden und Yakdung aus dem Kangbachen-/Lhonak-Tal entgegen. Ich freute mich auf den Abstieg aus der weißen in die grüne Natur.



Yosemite – ein Naturwunder wird entdeckt

Ewald Weiss

Seite 172:

El Capitan, Yosemite Valley

Foto: G. Heidorn

Die USA sind kein Entwicklungsland. Europäischen Industrienationen wie besonders auch der Bundesrepublik Deutschland gegenüber genießen sie dazu den Vorzug, über ausreichende Landreserven zu verfügen. Ein Vorzug, der es ihnen zum Beispiel erlaubt, die Nationalparkidee in einer Weise zu verwirklichen, der gegenüber die Verwirklichung dieser Idee hierzulande nur in vorsichtigen Ansätzen möglich erscheint. Wenn wir dennoch an dieser Stelle statt eines Beitrags über die Situation in einem Entwicklungsland, das häufig Gastgeber für unsere „Auslandsbergfahrer“ ist, den folgenden von Ewald Weiss über die Geschichte von Yosemite (USA) bis John Muir bringen, so hat das seinen besonderen Grund. Welchen? – Zur Erklärung dafür eignet sich recht gut eine Zustandsbeschreibung von Reinhard Karl aus seinem Yosemitebuch:

„... Eine andere Sorte ‚wilder Tiere‘, die die Ranger nicht mögen, die eigentlich niemand im Yosemite liebt, sind die Kletterer. Dies hat gute, historische Gründe. Ein Nationalpark in Amerika ist etwas ähnliches wie ein Staat im Staate, mit besonderen Gesetzen, die besagen, daß die Natur möglichst ursprünglich erhalten werden muß. Am einfachsten wäre dies, wenn es überhaupt keine Menschen in solchen Nationalparks gäbe: doch diese gibt es leider. Pro Jahr sind es allein im Yosemitepark drei Millionen. Der größte Teil konzentriert sich im verhältnismäßig kleinen Talgrund. Diese Massen müssen beaufsichtigt werden, von Naturschützern mit eigenständiger Polizeifunktion, von den Rangern in „Smoky Bear Uniform“ mit Revolver und Walky-Talky. Sie besitzen sogar ein eigenes Gefängnis und den festen Willen, Ordnung zu halten in einem der schönsten Plätze von ‚God’s Own Country‘. Normalerweise funktioniert das recht gut. Allein in den Sommerferien gibt es hin und wieder Probleme wegen Überfüllung, manchmal auch Smog wegen der vielen Autos, die den Kreisen der Straße folgen, vorbei an den einzigartigen Naturschönheiten. Dann wird der Nationalpark geschlossen, oder man erhält nur eine Zeltgenehmigung für wenige Tage. Bisher kam das Wort ‚National Park‘ nur im Zusammenhang mit Natur vor. Doch es gibt einen fast noch wichtigeren Zusammenhang, und dieser heißt Geschäft, ein Wort, das eigentlich in Feindschaft stehen müßte zur Natur. Und das Recht, hier, in Gottes eigenem Land, Geschäfte machen zu dürfen, erhielt vom Staat die ‚Curry Company‘, der Ableger eines Millionenkonzerns in Amerika. Der ‚Curry Company‘ gehören alle kommerziellen Einrichtungen im Yosemite Valley.

Das Klettern im Yosemite begann in den späten vierziger Jahren. Am Anfang waren die Kletterer ganz normal arbeitende Menschen, die an den Wochenenden und in den Ferien ihrem Spleen, dem Klettern, nachgingen; eine Handvoll Verrückter, die nicht weiter auffielen. Später fing die Pest an für die profitsüchtige Curry Company und für die ordnungsliebenden Ranger. Es bildeten sich nämlich zwei Arten von Kletterern, die normal Arbeitenden und diejenigen, die sechs Monate im Jahr klettern wollten. Statt nach dem Universitätsabschluß trachteten viele junge Leute nach Freiheit, nach dem Einssein mit der Natur, mit der obskuren Drogenphilosophie von Carlos Castañeda... Die Kletterer gaben nach Meinung der Park-Macher dem Park, der eigentlich ein Disneyland der Natur sein sollte, ein schmutziges Aussehen. Touristen, die das ganze Jahr hart arbeiten, wollen keine Freaks oder Drogenmenschen sehen, selbst wenn diese noch so gut klettern. Sie wollen die heile Welt sehen, auch wenn es diese auf der ganzen Welt nicht gibt.

Doch die Pest vergrößerte sich. Jahr für Jahr kamen mehr Aussteiger, die ihr Königreich im Fels finden wollten. In den sechziger Jahren wurde das ‚Camp IV‘ zum Hippiezentrum. Irgendwann, eines Tages wurden die Hippies hinausgeworfen, in einer Art Razzia. Doch die Kletterer blieben. Immer mehr Menschen begannen sich für das Klettern in Amerika zu interessieren. Die Parkbeherrscher mußten sich mit ihnen arrangieren. Klettern wurde ein Natursport wie Surfen oder Drachenfliegen. Die ‚Outdoor‘-Bewegung, das Wandern und Backpacking wurde zur Massenbewegung mit einem starken wirtschaftlichen Faktor. Man gab den Kletterern einen Freiplatz im nun umbenannten ‚Sunny Side Walk In Camp‘, den ‚Rescue Campground‘. Ab sofort mußten sie ihre Kletterfähigkeit der Bergrettung zur Verfügung stellen, gegen zehn Dollar pro Stunde.

1961 gründete die Curry Company selbst eine Kletterschule, die ‚Yosemite Rock Climbing School‘, mit dem Motto: ‚Go climb a rock!‘. Der verrückte Sport war gesellschaftsfähig geworden. Trotzdem, wenn man heute sagt: ‚I’m a climber‘, so hat man immer noch ein sehr schlechtes Image im Valley, das gleich nach Shop Lifter, Drugetic, Lazy Bun und Freak kommt.“

Was wohl sagte John Muir zu dieser Entwicklung, hätte er sie je erlebt? John Muir gilt ja nicht nur als einer der Väter der Nationalparkidee. Seine Vorstellungen, auf denen diese Idee gründet – „wie ein Indianer keine Spuren hinterlassen“ –, hatten

vielmehr sogar unmittelbaren Einfluß auf die moderne Kletterbewegung von Yosemite. Die Forderung des „clean climbing“, also danach, daß alles Material, das für die Durchsteigung einer Kletterroute, sei's zur Sicherung, sei's aber auch zum Höherkommen, nötig ist, wieder zu entfernen, daß die Route von einer Seilschaft also in dem Zustand zu hinterlassen ist, in dem sie vorgefunden wurde –, diese Forderung und damit der sich aus ihr entwickelnde „Yosemite Stil“ für große Wandklettereien ist aus den Ideen John Muirs heraus geboren. Garry Hemming hat dies ausführlich in einem Artikel dargelegt, der 1967 in der Zeitschrift „Alpinismus“ erschienen ist. Durch ihn erfuhren erstmals in größerem Zusammenhang auch die europäischen Kletterer von der Entwicklung. Vereinzelt zuerst, dann in immer größeren Scharen pilgerten sie nach Yosemite, wollten das Klettern dort in all seinen Spielarten kennenlernen.

Heute vergeht keine Saison in Yosemite, während der nicht eine sehr zahlreiche „Kolonie“ europäischer Kletterer das bunte Treiben dort vervollständigt. Auch sie haben somit ihren Anteil daran, daß es heute, und dies trotz der im Vergleich zu Europa wesentlich günstigeren Voraussetzungen, ganz offensichtlich Um- und Umweltprobleme gibt in „God's Own Country“.

Ursprünglich freilich – und nicht zuletzt sei dies vermerkt – war Yosemite Indianerland. Das Schicksal, das die Indianer überall in Amerika erlitten haben, ist bekannt. Und von daher ergäbe sich denn doch ein, wenn auch bedrückender und hoffentlich also nicht in letzter Konsequenz zutreffender Bezug zu unserer bisherigen Gepflogenheit, an dieser Stelle die Situation in Entwicklungsländern zu beleuchten. (d.Red.)



Oben: Touristen im Yosemite Valley –: „... Sie wollen die helle Welt sehen, auch wenn es diese auf der ganzen Welt nicht gibt.“

Foto:
H. Münchenbach

Jagdgründe der „Mountain Men“

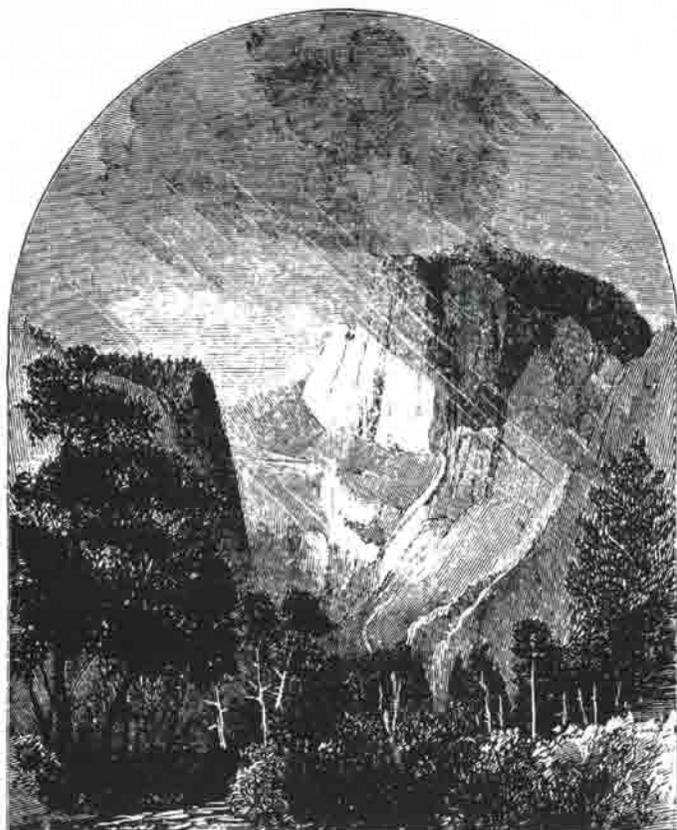
In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die geheimnisumwitterten Felsengebirge des nordamerikanischen Westens noch weitgehend unbekanntes Land, ein unberührtes Reich der Natur. Erst langsam begann man sich im Osten für die Jagdgründe der Indianer und Trapper, der „Mountain Men“, zu interessieren.

Einer der berühmtesten „Männer der Berge“ ist der Trapper Joseph Reddeford Walker, geachtet für sein Talent, neue Überlandrouten zu finden. Bei der Entdeckung Kaliforniens von Land her kam ihm eine bedeutende Rolle zu. 1833, beim großen Jahrestreffen der Trapper am Green River in Wyoming, sammelt Walker eine Gruppe von abenteuerlustigen Mountain Men um sich. Er hat vor, eine Expedition durch die Felsengebirge nach Kalifornien zu führen – direkt durch die noch unbezwungene Sierra Nevada. Am 20. August 1833 verlassen die Männer das Rendezvous am Green River nach Süden. Vor ihnen liegt ein Unternehmen, an das sich zuvor niemand gewagt hatte. Nach mehreren gefährlichen Wochen, während denen sie mit Indianern und der großen Salzwüste von Nevada zu kämpfen hatte, erreicht die Expedition die Osthänge der Sierra Nevada. Eine unüberwindlich scheinende Kette von hohen, schneebedeckten Bergen liegt vor der Expedition. Es ist Anfang Oktober und ein früher Wintereinbruch bringt die Trapper in ernsthafte Bedrängnis. Drei Wochen lang leiden die Männer unter Hunger und arktischer Kälte, die Pferde sterben in den bis zu vier Meter hohen Schneeverwehungen. Auf dem Scheitel des Gebirges folgen sie dem Lauf zweier Flüsse nach Westen und Süden, die Gewässer heißen später Tuolumne und Merced. Bald stoßen die Trapper auf eine gigantische Schlucht, über deren ungeheure Wände mächtige Wasserkaskaden in die Tiefe stürzen. Die Gruppe Joe Walkers steht vor dem Yosemitetal, von dessen Existenz bis dahin kein weißer Amerikaner etwas wußte. Für Menschen und Pferde scheinen die Abstürze des Tales unüberwindbar, aber Walker findet einen Weg in das große, grasbedeckte Tal. Vorbei an Felsbarrieren und Wasserkaskaden folgen sie dem Merced River ins Tal, oft müssen Lasten und Pferde mit Seilen über die steilen Hindernisse hinabgelassen werden. Von den mächtigen Felsformationen des Yosemite sind alle Teilnehmer der Reise so beeindruckt, daß sie am Ende glauben, einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens wahrgenommen zu haben. Als Joe Walker 1876 in Martinez/Kalifornien beerdigt wird, lautet die letzte Zeile seiner Grabinschrift:

LAGERTE AM YOSEMITE 13 NOVEMBER 1833

Die Entdeckung der Überlandwege lockt immer mehr amerikanische Siedler nach Kalifornien, das mexikanisches Hoheitsgebiet ist. 1843 kartographiert John Fremont – vermutlich in geheimem Auftrag der US-Regierung – das verheißungsvolle Land und nach dem Goldfund von 1848 überflutet eine Menschenlawine Kalifornien. Weit über hunderttausend Glücksritter strömen ins Land und bleiben auch dort, als der Goldrausch abebbt.

Nach einer mißglückten „Revolution“ der amerikanischen Siedler und einer unblutigen politischen Auseinandersetzung wird Kalifornien am 9. September 1850 offiziell zum Bundesstaat der USA. Amerika den (weißen) Amerikanern! – heißt nun die Devise und



Der Half Dome überm Yosemite Valley
Illustration für die 1873 erschienene
Edition
„California for Travellers and Sellers“ von
Charles Nordhoff

die Ureinwohner des Landes, die Indianer, bekommen dies auf rigorose Weise zu spüren. Der unverminderte Zustrom von Goldsuchern und landhungrigen Siedlern führt zur Beunruhigung der Jagdgründe. Die bis dahin friedlichen Indianer beginnen, die Niederlassungen der Weißen zu überfallen. Von den Minengesellschaften, die vor allem an den mineralreichen Bergregionen interessiert sind, wird die Forderung erhoben, alle Indianer aus dem Land zu treiben und sie in einer Reservation im San-Joaquintal festzuhalten. So kommt es zum „Mariposa-Indianerkrieg“. Der Händler James Savage, der schon lange mit Indianern und Goldsuchern im Mariposa County Handel treibt, wird zum Anführer des Mariposa-Volunteers-Bataillon, das den Kampf gegen die Indianer aufnehmen soll. Savage besitzt die beste Gebietskenntnis und weiß deshalb, daß sich die Indianer in einem tiefen, verborgenen Felscanyon der High Sierra zu verstecken pflegen. Nach einem Überfall der Roten auf seinen Handelsposten macht sich Savage mit seinen Leuten auf den Weg ins Yosemite. Major Savage und sein Bataillon sind die nächsten weißen Männer, die das „große grasbedeckte Tal“ der Indianer zu Gesicht bekommen.

Als Savage im Yosemite eintrifft, ist es Winter geworden. Die Schneemassen und der Hochwasser führende Merced River machen seinen Freiwilligen das Leben schwer, erfolglos sind sie am Ziel ihrer Strafexpedition und können nun nicht einmal die Indianer aufstöbern, welche sie einfangen wollten. Savage ist enttäuscht und verflucht das Tal als einen „Ort der Hölle“. Ein Doktor der Physik unter den Freiwilligen, Dr. Bunnell, ist von der

eindrucksvollen Kulisse der Umgebung sehr angetan. Da das Tal bisher noch keinen Namen hat, der unter den Weißen verbindlich ist, schlägt er vor, das Tal nach den dort ansässigen Indianern – „Yosemite“ – zu nennen, eine Verballhornung des indianischen „Uzumati“. So erhält das „große grasbedeckte Tal“ den Namen, unter dem es einst berühmt werden wird. In der Folgezeit strömen die weißen Siedler auch ins Yosemite Valley, dessen saftige Wiesen gute Weidegründe sind. Der Stern Uzumatis beginnt zu sinken. Als Levi Strauss 1857 in San Francisco seine „Blue jeans“ erfindet, sind die meisten der roten Kinder Uzumatis – des großen grauen Bären – aus ihrem Paradies vertrieben. Auch dem Herrscher der Wildnis – dem Grizzly – schlägt die Stunde, innerhalb von drei Jahrzehnten kommt er nur noch auf dem Staatswappen Kaliforniens vor.

Naturwissenschaftler und Künstler entdecken das Tal.

1860 gründet Yosiah Whitney, ein gelehrter Mann und Geologe, den GEOLOGICAL SURVEY OF CALIFORNIA.

Whitney ernennt sich selbst gleich zum Präsidenten der ehrwürdigen Institution, die sich die Vermessung und wissenschaftliche Erschließung Kaliforniens zur Aufgabe macht. Whitney und seine geschäftstüchtigen Wissenschaftler tun dies nicht ganz uneigennützig, schließlich hat sich bei der Erschließung von Bodenschätzen schon manch einer eine „goldene Nase“ geholt. Ein weiteres, prominentes Mitglied des SURVEY wird Clarence King. Ebenfalls Geologe, entwickelt er bald ein sehr feines Gespür für publikumswirksame Auftritte. Der ehrgeizige King versäumt es nicht, die alpinen Taten, welche er bei seinen Exkursionen in die High Sierra unternimmt, gebührend hervorzuheben. Der Bergsteiger Clarence King ist ein glühender Bewunderer des heroischen Alpinismus seiner englischen Zeitgenossen, welche um diese Zeit die großen Massive der Alpen erobern. Literarisches Talent ist eine von Kings hervorstechenden Fähigkeiten und sein Buch „Mountaineering in the Sierra Nevada“ wird zum ersten „Bergbestseller“ in den USA. Die Aktivitäten des SURVEY machen dank geschäftstüchtiger Promotion seiner Mitglieder Furore.

Um 1865 kartographiert Clarence King das Yosemite Valley, welches nun in den Blick der kalifornischen Öffentlichkeit gerät. In ihrem Drang nach wissenschaftlichem Ruhm und gesellschaftlicher Geltung ziehen die Akteure des SURVEY alle Register eines modernen PR-Managements. Sie holen sich die besten Landschaftsmaler ihrer Zeit, aber auch die neue Erfindung des Jahrhunderts – die Fotografie – kommt ihnen zur Dokumentation ihrer Taten zu statten. Im folgenden Jahrzehnt wird Yosemite in der ganzen westlichen Welt bekannt.

Der Kunstkritiker und Maler Asher Durand forderte schon 1855 die Künstler Amerikas auf, ihre Motive in der gewaltigen Natur der nordamerikanischen Wildnis zu suchen: „Konzentriert euch auf den jungfräulichen Zauber unseres Heimatlandes, wo die Erscheinungen der Natur, die noch von den Verunreinigungen der Zivilisation verschont sind, das Auge des Malers fesseln!“ Die Maler kehrten wieder zurück zur Natur.

Foto:
E. Weiss

Einer von ihnen ist der Deutsche Albert Bierstadt, der erstmals 1857 Yosemite besucht. Der aus Solingen stammende Albert Bierstadt absolvierte an der Kunstakademie von Düsseldorf eine Ausbildung als Maler und reiste mit 29 Jahren zum erstenmal in den Westen der USA. Auf Riesenformaten verherrlicht er die zauberhafte Bergwelt des Westens, die ihn von da ab fesselt. Innerhalb weniger Jahre nennen ihn seine Verehrer „Fürst der Bergwelt“ und er genießt den Ruf des bestbezahlten Landschaftsmalers der USA. Bis zu 25 000 Dollar werden für seine Bilder bezahlt. Gegen Ende der siebziger Jahre werden die Yosemite-Landschaften und andere Gemälde Bierstadts auf Ausstellungen in London, Paris, Wien, St. Petersburg und Moskau dem staunenden Publikum präsentiert. Die Europäer lernen Yosemite kennen.

Die ersten Fotografen

1859 fertigt Charles Weed Stereotypen in Yosemite, es sind die ersten Landschaftsaufnahmen des Gebietes. Im Sommer 1861 besucht Carleton Watkins das Tal, um dort ebenfalls Stereotypen und Großplattenaufnahmen zu machen. Beide Fotografen kennen sich schon vom Fotostudio Vance in San Francisco, wo sie ihre ersten Erfahrungen mit der Daguerrotypie sammelten. In den sechziger Jahren begleitet Watkins eine Forschungsgruppe des GEOLOGICAL SURVEY unter Clarence King und James Gardner. Während mehrerer Yosemitebesuche erprobt Watkins ein neuartiges Verfahren der Fotografie mit collodiumbeschichteten Glasplatten. Das Ergebnis sind hervorragende Landschaftsaufnahmen, die zu den schönsten ihrer Zeit zählen. Watkins' Bilder zeichnen sich durch eine besondere Eigenheit aus – er versucht die reine Natur so im Bild festzuhalten, als hätte sie nie zuvor ein Mensch betreten. 1867 eröffnet er seine YOSEMITE ART GALLERY in San Francisco und lebt vom Verkauf der Landschaftsfotografien, den „Gemälden des kleinen Mannes“. Yosemite wird populär. Die Herstellung und der Vertrieb von Fotografien entwickeln sich zu einem aufstrebenden Gewerbe, in dem immer mehr Talente miteinander konkurrieren. 1868 wird Eadweard Muybridge zum hartnäckigen Epigonen von Watkins in Yosemite. Muybridge, der seine Vorgänger deklassieren möchte, wählt stets deren Aufnahmestandorte, um einen besseren Vergleich der Motive zu bieten. Bald zählt er zu den großen Meistern seines Faches. Carleton Watkins, der erste große Lichtbildner des Yosemite, stirbt 1916 arm und vergessen in einem Nachtsyl. Heute erinnert noch der Name eines Felsmassives im Tenaya Cañon an ihn – Mount Watkins. Im Todesjahr des Carleton Watkins bewundert ein junger Mann mit einer Kodak-Taschenkamera die Schönheiten des Yosemite, sein Name ist Ansel Adams. Überwältigt von der gewaltigen Szenerie erwächst in ihm sein Lebensziel – Ansel Adams wird Naturfotograf. Yosemite Valley und die umgebende High Sierra werden fortan sein bevorzugtes Arbeitsgebiet. Ansel Adams' Naturaufnahmen haben seither unzählige Menschen begeistert. Mit seinen Werken hat er der Natur und Yosemite ein Denkmal in der bildenden Kunst gesetzt. Half Dome und El Capitan sind heute die meistfotografierten Felsmassive der Erde.

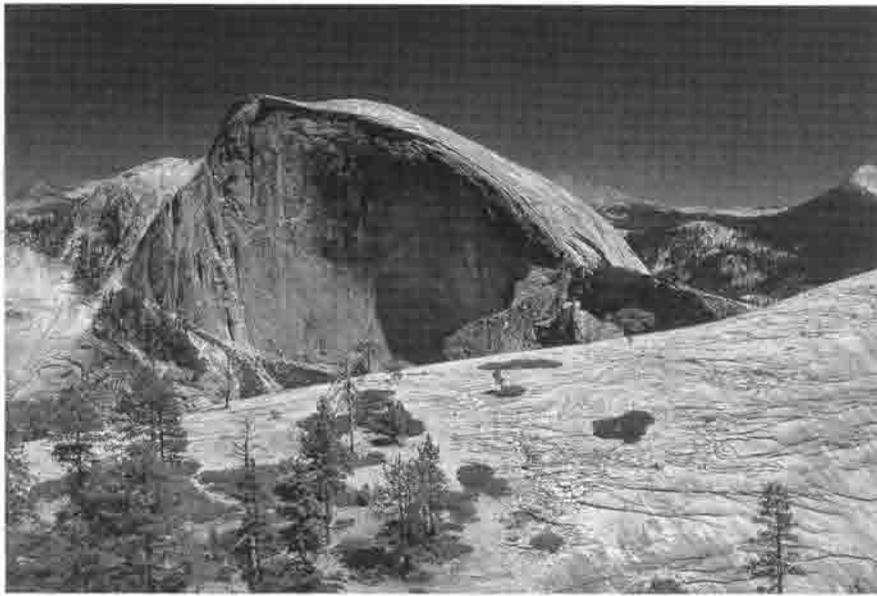
Naturschutz – die neue Idee aus der Hochburg des Kapitalismus

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts entdeckten nicht nur Wissenschaftler und Künstler Yosemite, sondern auch clevere Geschäftemacher. Das Ende des Goldrausches von 1848 brachte für viele der neuen Einwanderer die nüchterne Erkenntnis, daß auch in Kalifornien die gebratenen Tauben nicht durch die Luft fliegen. Seit der Tätigkeit des GEOLOGICAL SURVEY werden auch die Bergregionen der Sierra Nevada zugänglicher. 1852 wird durch einen Zufall die Calaveras Grove in Mariposa von einem Jäger entdeckt. Bald spricht sich die Existenz der Rieseneichen herum, bei denen selbst zehn Männer nicht um die Basis des Stammes fassen können. Einige hellhörige Geschäftemacher kommen schnell darauf, daß auch das Holz der Redwoods in Gold – sprich klingende Münze – zu verwandeln ist. Eine der größten Sequoien, die „Mutter des Waldes“ mit etwa 105 Metern Höhe, fällt ihnen zum Opfer. Ihre Borke wird bis in eine Höhe von 40 Metern entfernt und auf eine Ausstellungstournee in die Oststaaten geschickt. Auf der großen Weltausstellung von 1858 im Londoner Crystal Palace fällt die Sensation allerdings ins Wasser, weil die meisten Besucher das Schaustück für einen ausgemachten Yankee-swindel halten. Im Osten der USA erregt das Präparat jedoch den Unmut naturnaher, kritischer Zeitgenossen. Die Zerstörung der „Mutter des Waldes“ entfacht eine Woge der Empörung über den skrupellosen Raubbau, den die Holzindustrie an den Sequoiabeständen der Sierra Nevada betreibt. Prominente Naturfreunde, besonders der Schriftsteller Henry David Thoreau, der Gründer des Central Park in New York – Frederick Law Olmsted und der Publizist George Perkins Marsh formulieren harsche Kritik, die bei weiten Kreisen der Bevölkerung Zustimmung findet. Auf den Druck der Öffentlichkeit reagiert US-Präsident Abraham Lincoln am 29. Juni 1864 mit einem Gesetz, welches der kalifornischen Regierung ermöglicht, die Gebiete Yosemite Valley und Mariposa Grove der Regierungsgewalt des Bundesstaates direkt zu unterstellen. Die beiden Refugien sollen für alle Zeiten unveräußerlich sein und der Erholung und Erbauung naturliebender Menschen reserviert bleiben. Der Boden, auf dem die Idee des Naturschutzes gedeihen konnte, war damit bereit.

John Muir – der Anwalt der Natur

1868 kommt der junge Schotte John Muir nach Yosemite. Für ein oder zwei Jahre möchte er sich in die Einsamkeit der High Sierra zurückziehen, um dort Naturstudien zu betreiben. Der bescheidene Muir verdient sich seinen Lebensunterhalt als Schäfer auf den abgelegenen Hochweiden der Sierra. In der Gegend des Cathedral Peak, den Muir als erster Weißer ersteigt, findet er genügend Zeit und Muße, die Tiere, Pflanzen und Felsformationen der Umgebung zu beobachten. „Range of Light“ – Gebirge des Lichts – nennt Muir die High Sierra, die ihn Zeit seines Lebens in ihren Bann zieht. Über vierzig Jahre seines Lebens widmet sich John Muir der Erkundung und Erhaltung der Naturschätze, die er beinahe religiös verehrt.





Die mächtigen Felsformationen des Yosemite weckten schon früh das Interesse der Naturwissenschaftler. Auch der bekannte Josiah Whitney (nach ihm ist der Mount Whitney benannt) stellt eine Theorie über die Entstehung des Tales und seiner umliegenden Berge auf. Mit der ihm eigenen professoralen Endgültigkeit beharrt er darauf, daß geologische Ablätterung (Exfoliation) der langsam erkalteten Granitmassen die eigentümlichen Bergformen – besonders des Half Dome – schufen und das tiefe Yosemite durch die Bergsturztrümmer des Half Dome entstanden sei. Auch John Muir befaßt sich mit einer Entstehungstheorie des Yosemite, obwohl er im Gegensatz zu Whitney kein naturwissenschaftliches Studium absolviert hat. Aufgrund seiner Beobachtungen kommt er zu der Ansicht, daß die Granitformationen des Yosemite durch die Tätigkeit mächtiger Eiszeitgletscher entstanden sind. So wird der Half Dome zum Angelpunkt eines wissenschaftlichen Streites, der von Whitney ziemlich unfair geführt wird, indem er Muir als einen „ignoranten Schafhirten“ tituliert. Die moderne Geologie bestätigt jedoch die Gletscherschlifftheorie John Muirs.

Während der siebziger Jahre durchstreift Muir die Sequoia-Haine von Yosemite bzw. Mariposa und der weiter südlich liegenden Bergregionen. In der Folgezeit wird der Naturforscher zum prominentesten Anwalt der Baumriesen. Immer noch sind die „Könige des Waldes“ selbst in geschützten Gebieten vom Zugriff der Holzindustrie bedroht. 1890 wirkt Muir maßgeblich an der Einrichtung des Yosemite Nationalparks mit, der nicht zuletzt nach der Färsprache Muirs um ein etwa 1200 Quadratmeilen großes Gebiet erweitert wird. Als Kampforganisation gegen den fortwährenden Raubbau an der Natur gründet er 1892 den SIERRA CLUB.

Schonungslos prangert Muir die betrügerischen Praktiken der Holzindustrie an, die sich nicht scheut, in den neugegründeten Nationalparks Sequoien zu schlagen. In zahlreichen Schriften kämpft er für die Erhaltung der Wälder und findet dabei vor allem bei dem gebildeten Bürgertum San Franciscos zunehmend Resonanz. Der Sierra Club zählt bis zur Jahrhundertwende rund 700 Mitglieder. In dieser Zeit gewinnt John Muir zunehmend

Einfluß, der bis in höchste Regierungskreise nach Washington reicht. Der Leiter des US FOREST SERVICE, Gifford Pinchot und der naturnahe Präsident Roosevelt verbringen zusammen mit Muir einige Biwaknächte in der Sierra. Pinchot wird zum wichtigsten Verehrer Muirs. Er ist von der Vorstellung überzeugt, daß Berge und Wälder nicht zuletzt auch bedeutende wirtschaftliche Ressourcen sind. Vor allem mit ökonomischen Argumenten gewinnt Pinchot immer mehr Zustimmung für einen erfolgreichen Naturschutz. 1903 verbringt Präsident Roosevelt drei Tage mit John Muir in Yosemite. Der US-Präsident ist tief beeindruckt und bezeichnet das Yosemite Valley als einen der schönsten Flecken der Erde. 1906 gibt der Präsident seine Zustimmung zur nun bundesgesetzlichen Verankerung des Nationalparks und läßt eigens eine Behörde zu dessen Verwaltung einrichten. Das Ringen John Muirs war erfolgreich beendet.

Fast drei Millionen Menschen besuchen jährlich das Erbe Muirs. Die Idee vom Schutz und der Erhaltung der Natur und ihrer Lebewesen wurde mit der Einrichtung der Nationalparks von Yellowstone (1872) und Yosemite in das Bewußtsein der Menschen gebracht.

1914 starb John Muir im Alter von 76 Jahren, er war einer der ersten Mahner der Menschheit, ihre eigenen Lebensgrundlagen nicht zu zerstören.

Bibliographie

Hillman-Strong, Douglas – Trees or timber? Hrsg. Sequoia Natural History Association, Three Rivers, Cal. . 1976

Jones, William – Yosemite, the story behind the scenery, KC Publications Las Vegas 1971.

NATIONAL GEOGRAPHIC Vol. 145, Juni 1974, Seiten 762 ff.

Olessak, Egon – Kalifornien, Prestel Verlag

TIME-LIFE – DER WILDE WESTEN, Time Life Books Amsterdam. Die Wegbereiter von Bil Gilbert, Die Chronisten von Keith Wheeler, Die Holzfäller von Richard Williams.

Wood, James/Naef, Weston – Era of Exploration, Hrsg. von Albright Knox Art Gallery, Metropolitan Museum of Art New York, 1975.

*Oben: Half Dome
und High Sierra vom
North Dome
aus gesehen
Foto: E. Weiss*

Wir haben unser Abenteuer gefunden.

Yosemite der Epigonen – Erlebnisse, Beobachtungen

Karl Schrag

Über mir wölbt sich das Blau des kalifornischen Herbsthimmels. Meine Ohren sind voll von dem satten Klang des Westcoast-Rock der Gruppe Grateful Dead. In dem Stadion von Watsonville, einer Kleinstadt 200 Meilen südlich von San Franzisko, sind 10000 Fans der „Altrockers“ versammelt, von ehrwürdigen Hippies aus den sechziger Jahren bis zu jugendlichen „Alternativen“. Das bunte Angebot an Obsttellern, Fruchtsäften, selbstgemachten Naturlebensmitteln sowie handbedruckten T-Shirts bestimmt das Bild und zeigt die starke Bewegung gegen Cola und Hamburgers in Kalifornien.

Und mittendrin in diesem Fest tummeln sich ein paar Kletterer, die eigentlich ins Yosemite-Valley wollen. Doch ein Open-air-concert von Grateful Dead unter kalifornischer Sonne findet nicht alle Tage statt, und so wird der erste Urlaubstag ganz dem Genuß von Rockmusik verschrieben.

Dann die ersten Tage im „Valley“. Wiewohl es tausende von Tälern, also Valleys, gibt, ist doch **das** Valley ein eindeutiger Begriff unter den Kletterern. Nur vom Yosemite-Valley, dem im Vergleich zum gleichnamigen Nationalpark verschwindend kleinen Talkessel mit seinen einzigartigen Granitwänden, kann hier die Rede sein. Von den europäischen Kletterern vor noch gar nicht allzulanger Zeit entdeckt, ist es heute beinahe ein „Muß-Ziel“, man muß dort gewesen sein, um mitreden zu können, um „in“ zu sein. Diese Tatsache bringt es mit sich, daß sich dort all diejenigen wieder treffen, die sich schon von Verdon, Altmühltal, Buoux oder Chamonix her kennen. Man hat sich schon gegenseitig die Einstiege blockiert, sich bei Rotpunktversuchen kritisch beobachtet, man hat sich vielleicht auch schon mal beim Bier unterhalten. Und nun entdeckt man hier in Kalifornien, beim Herschleppen des schweren Sackes vom Bus ins „Camp 4“ (braucht Kennern nicht näher erläutert zu werden), ein bekanntes Zelt neben dem anderen, an den Bäumen hängen Säcke in giftgrünen und roten Farben mit eindeutigem Aufdruck Münchner Herkunft.

Da hat man, verwirrt von der langen Fahrt und den neuen Eindrücken, den zugewiesenen Zeltplatz noch gar nicht gefunden, zuckt man schon unter markigen Begrüßungsworten Schrobenshausner Herkunft zusammen. Es folgen für uns „Greenhorns“ erste Belehrungen über nächtliche Bärenbesuche, Klapperschlangen oder heimtückische Waschbärenüberfälle. Keines von den Viechern bekommen wir in den nächsten Wochen zu sehen. Von vielen guten Ratschlägen begleitet, begeben wir uns zu den ersten Kletterversuchen an den Church Bolt, den Manurepile

Butress, die Royal Arches und wie die Übungsblöcke alle heißen. Wir beginnen vorsichtig, mit gemäßigten Schwierigkeiten, nicht über die Baumwipfel des Talgrundes hinaus. Am größten sind unsere Defizite beim Rißklettern. Wir hängen herum wie die reifen Zwetschgen, wo andere noch lässig höhersteigen und nebenbei ab und zu mal einen Klemmkeil legen. Uns Anfänger täuschen diese Risse zunächst ganz gehörig. Einen hielt ich einmal für 30 Meter hoch und fingerbreit, in Wirklichkeit war er 50 Meter hoch und faustbreit. Er brachte mich dadurch in arge Verlegenheit: Mangels Rückzugsmöglichkeit und passender Keile mußte ich die letzten 15 Meter ohne Zwischensicherungen durchsteigen.

Dem Könnler gegenüber sind diese Risse grundehrlich. Sie zeigen ihm, welche Technik er anzuwenden hat. Ob finger-, hand-, oder faustbreit, entscheidend ist immer die Fähigkeit des Verklemmens. Wir Kalkkletterer sind in dieser Kunst wenig geübt und empfinden zunächst eher Schmerz als Genuß, wenn wir die Finger in einen grobkörnigen Riß stecken, sie dann verdrehen und schließlich daran ziehen. Sie in einen Schraubstock zu stecken und langsam zuzudrehen, könnte nicht schmerzhafter sein. Wir verpfastern uns die Hände mit Klebebändern, um nicht ständig mit Schürfwunden und Druckstellen herumzulaufen. Erst als wir in der Technik besser werden, den Körperschwerpunkt näher an die Wand bringen und die Beinarbeit verfeinern, läßt der Schmerz nach. Vielleicht haben wir uns aber auch an ihn gewöhnt?

Den Schauergeschichten über die Körperrisse, die nach außen offenen „Offwidth“, habe ich nichts hinzuzufügen. Ohne eine Chance sich irgendwo festzuhalten, hängt man an der Grenze der Haftreibung von Hemd und Hose zu Fels und glaubt, der Spalt könne einen jederzeit ausspucken. Die Fortbewegungstechnik entbehrt jeglicher Grazie, eine kriechende Raupe wirkt elegant gegen einen Kletterer, der in solch einem Kamin nicht mehr weiß, was er mit seinen Extremitäten anfangen soll. Zu allem Überfluß sind meist auch die Sicherungsmöglichkeiten in den Offwidth-Rissen sehr beschränkt. Meine eher kurzbeinige Anatomie macht mir das Leben in diesen Fegefeuerpalten etwas leichter als meinen langbeinigen Freunden.

Gerade als wir glauben, uns in einen „Bigwall“ wagen zu können, beginnt es zu regnen. Das haben wir nirgends gelesen, das hat uns keiner erzählt: Es kann hier regnen, und zwar tagelang, wie zuhause! Unsere Zelte sind zwar bestens geeignet für eine Flugreise mit 20kg Gepäcklimit, weniger aber für Aufenthalt im Dauerregen. Die Klamotten werden feucht, die Bücher quellen

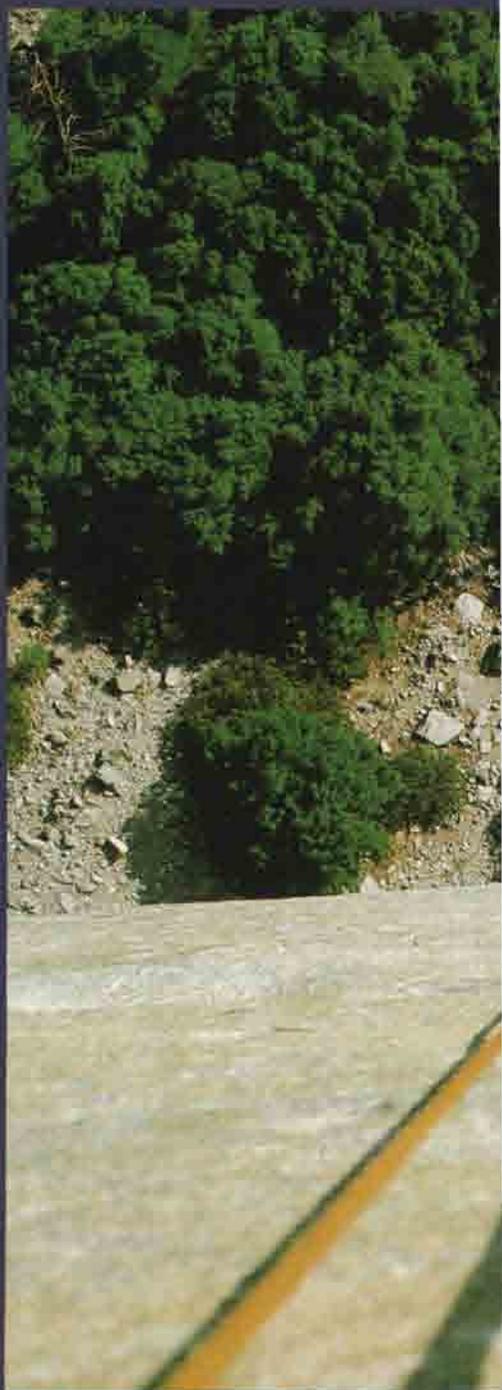
Rückzug am „El Cap“

Rechts: „Die Seilmanöver gestalten sich zu wahren Denksportaufgaben...“

Foto:
H. Weber

Unten: „... Standplätze an zwei Bohrhaken in vollkommen kompakter Plattenwand sind die Regel...“

Foto:
K. Schrag



Links: „Was muß eingehängt, was darf ausgehängt werden?“

Foto:
K. Schrag



auf, der Schlafsack fängt scharf zu riechen an. Über den Eßtisch der bayerisch-schweizerischen Kolonie wird ein Zelt Dach aus Biwaksäcken gespannt, und stundenlang sitzen wir dichtgedrängt im kühlen Naß und vertreiben uns die Zeit mit Blödeleien, Essen, Trinken. In einer dieser Nächte passiert es auch, daß Dieter, ohnehin schon bekannt für seine USA-Erfahrung, sein Bigwall-Wissen und seine Erlebnisse mit wilden Tieren, einen Bären fängt. Mit aufgeregtem Flüstern reißt er uns aus dem Schlaf: „I hab' an Bärn gfangt, helfts mir, daß mir vom Baum oba bringan!“ Ich schnappe mir sofort meine Kamera mit Blitz, stolpere zum Zelt hinaus. Auch Hartmut kriecht schon heraus, ebenfalls mit Fotoapparat. Dieter leuchtet mit der Lampe ins hohe Geäst. „Der kann nimma aus!“ Erst nach längerem Hinaufstarren kann ich zwei gelbleuchtende Punkte entdecken. Es sind die Augen eines Waschbären, der friedlich da oben auf dem Ast sitzt und unser Treiben interessiert beobachtet. Seitdem trägt Dieter in Insiderkreisen den Ehrennamen „Bären-Dieter“.

Der herbstliche Dauerregen macht das Leben im „Sunnyside Walk In Camp“ ungemütlich. Gefragt sind jetzt Rundfahrten im Shuttlebus (kostenlos und gut geheizt), die Duschen und Waschmaschinen am anderen Ende des Tales und die Cafeteria. Man reiht sich in die Schlange der mit durchsichtiger Regenhaut verpackten Touristen, um eine Tasse Kaffee zu erstehen, die dann beliebig oft aufgefüllt werden kann, bis man hinausgeworfen wird. Spätestens abends in der Mountain Room Bar werden die Sparpläne über den Haufen geworfen, wenn man eine Pinacolada oder eine Blody Mary für viereinhalb Dollar hineinzieht. Der Rückweg zum Zelt wartet nach einigen dieser teuflischen Drinks mit besonders tiefen Wasserpfützen auf.

Mit dem Ende des schlechten Wetters bricht der Run auf die klassischen Bigwall-Routen am El Capitan los. Immer noch sind eine „Nose“ oder eine „Salathé“ sehr gefragt. Man kann diese Touren heute klettern, ohne einen Haken schlagen zu müssen. Der perfekte Umgang mit Klemmkeilen und Friends ist allerdings Voraussetzung. Der Freikletterschwierigkeit sind nach oben keine Grenzen gesetzt. Ein unteres Limit ist aber ganz klar vorgegeben. Will man keine zusätzlichen Bohrhaken setzen, muß man mindestens die Schwierigkeit 5.9 (UIAA VI) oder in der Salathé 5.10 (UIAA VII –) klettern.

Auch wir sortieren die Bigwall-Ausrüstung, zelebrieren den heiligen Ritus, ohne den am El Cap nichts geht. Ein Dutzend Mikroklemmkeile, zwei Satz Stopper, zwei Satz Friends, fünfzig Karabiner, zwei Fünzfingmeterseile. Dazu noch für alle Fälle ein knappes Dutzend Haken. Verpflegung und Wasser für vier Tage, sonstige Kleinigkeiten. Alles wird sorgfältig ausgelegt, wir dürfen nichts vergessen. Altmeister „Sane“, seit Jahren Stammgast im Valley und in den großen Wänden des Yosemite, bringt uns mit seinen Ratschlägen noch völlig aus der Fassung. „Wenns eich weida so saublöd oschtellts, dann kemmts es ja nia da nauf!“ ist noch eine seiner harmloseren Vorhersagen.

Schließlich gelingt es uns doch, unseren 35kg-Sack per Anhalter an den El Cap zu befördern und die ersten zweihundert Meter auf das Sickle Ledge der Nose-Route zu hissen. Unsere Freunde haben diesen Teil schon geklettert und mit Fixseilen versehen.

Drei weitere Fixseile zeigen uns, daß wir morgen nicht die einzigen sein werden. Anonymes Nebeneinander auch hier am „Kletterhighway“! Erwin und Gottfried wollen hier biwakieren, Hans, Sepp und ich werden nochmal das süße Leben im Tal genießen.

Endlich oben an der Nose! Endlich können wir die wachsende Tiefe unter uns auskosten, dieses prickelnde Gefühl, wenn man die haltlosen Platten hinunterschaut. Wir pendeln wie die Verrückten am Seil, hunderte von Metern über den Baumwipfeln, basteln uns mit allen möglichen Tricks fingerdünne Risse hinauf, sind dabei so konzentriert, daß die Stunden wie nichts vergehen.

Doch der El Cap merkt bald, daß wir Anfänger sind. Unsere Biwakfreunde verraten sich durch ihre Nervosität, sie verpassen gleich den Stoveleg-Crag und mühen sich rechts davon einen feinen Riß technisch hinauf. So manche Seilmanöver laufen schief, das kostet Zeit und Nerven.

Wir hängen an den luftigen Standplätzen und warten, warten. Und je länger man da draußen wie an der Betonmauer eines Riesenstaudammes herumhängt, desto mehr Zweifel über die Haltbarkeit der Haken kommen auf.

Amerikaner holen uns ein, meistern in gekonnter Freikletterei den Stoveleg Crag. Sie haben nur die Hälfte unserer Ausrüstung dabei, sind überaus freundlich und begeben sich ebenfalls in Wartestellung. Aus Angst, daß uns während der Seillänge die Sicherungsmittel ausgehen könnten, behängen wir uns mit soviel Eisenzeug, daß wir nicht mehr abheben, also auch nicht mehr frei klettern können. Folglich brauchen wir auch mehr Keile usw. ... Ein Teufelskreis.

Der Riß zum Dolt Tower hinauf wird zur Nervenprobe: etwas breiter als meine Faust, innen glatt, außen absolut senkrecht. Für mich frei nicht machbar. Also arbeite ich mich technisch mit Friends hoch. Da ich aber nur zwei von der großen Sorte dabei habe, hole ich den unteren immer wieder heraus, schiebe ihn oben wieder hinein, hänge mich dran. ... Ich schau mir den Sitz des Gerätes jedesmal sehr genau an, um mich zu überzeugen, daß es auch wirklich hält. Zehn Meter und mehr geht es so dahin, das freie Seil unter mir wird unendlich lang.

Am Biwakplatz auf dem El Cap Tower kommen wir im Dunklen an. Meine beiden Seilpartner durften heute nur an den Fixseilen nachsteigen. Sepp hatte das freie Sackseil, das noch dazu nur neun Millimeter dick ist! Bevor er mit den Steigklemmen lossteigen konnte, mußte er sich jeweils erst mitsamt dem Sack in die Senkrechte pendeln lassen. Für seine Moral war das nicht gerade förderlich.

Als wir am zweiten Tag um 11 Uhr immer noch 20 Meter über dem Biwakplatz sitzen, Sepp die verbleibenden Tage bis zum Heimflug immer wieder laut nachrechnet und wiederholt vom Heiraten spricht (er hat zu oft Reinhard Karl gelesen), geben wir auf. Die Abseiltour zu viert (drei Kletterer, ein Sack) elf Seillängen über die Nose hinunter wird zu meinem eindrucksvollsten Abseilerlebnis. Standplätze an zwei Bohrhaken in vollkommen kompakter Plattenwand sind die Regel, die Seilmanöver gestalten sich zu wahren Denksportaufgaben. Was muß eingehängt werden, was darf ausgehängt werden, ohne daß etwas oder jemand im Abgrund verschwindet? Training aus der Bergrettung, alpine Erfahrung und kühle Sachlichkeit lassen uns Seillänge um Seillänge tieferkom-



Links: Kletterer
Am „Green Dragon“

Foto:
K. Schrag

dort den Kletterballast abwerfen und befreit herumtanzen. Hartmut macht mit, wir wollen die Südwestwand durchsteigen, auf der Salathé Route. Die notwendige Bigwalltechnik hat er in der Wand zu lernen, für Trockenübungen ist jetzt keine Zeit mehr.

Um möglichst viel von der wunderschönen Freikletterei des unteren Wandteils zu haben, steigen wir zunächst ohne den Materialsack ein. Die Finger- und Faustrisse gelingen mir auf Anhieb, Hartmut klettert gekonnt die Plattenstellen darüber. Die Offwidth-Schrupperei hinter dem Half Dollar durch ist wieder eine Sache für mich. Vom Mammothledge seilen wir zum Heartledge hinunter, von da fixieren wir fünf Seile über die Platten hinunter zum Boden, den wir bei Dunkelheit erreichen. Erst dann nehmen wir endgültig Abschied vom Tal. Für vier Tage verschreiben wir uns der Senkrechten, geben uns dieser völlig unmenschlichen Dimension hin.

Gleich am ersten Biwakplatz, auf dem Heartledge, entgehen wir haarscharf dem Gemeinschaftsflug ins Tal. Unser 30-kg-Sack und ich stehen ungesichert auf dem Band, mit dem 20-Meter-Führungsseil verbunden. Hartmut, der den Sack gerade heraufgezogen hat, klinkt das Ende des Aufziehseiles aus und will es auf das Band werfen. Doch es macht sich selbständig und spult mit wachsender Geschwindigkeit das ganze Aufziehseil ab. Ich höre den dumpfen Schlag am Sack, als das Ende des hinabschießenden Seiles an ihm rückt. Ich sehe gerade noch, wie der Sack sich nach außen neigt, greife hin und kann ihn gerade noch herumreißen, bevor er und kurz darauf ich der Schwerkraft folgen würden. Wir schauen uns an, dann leeren wir schweigend eine Bierdose und zur Feier des Tages auch gleich noch die morgige Ration.

Den Irrsinnspendler hinüber zur Hollow Flake sowie den 30-Meter-Spalt an der Haifischflosse kletterte ich daraufhin mit Fassung. Panik würde hier einen 40-Meter-Flug bedeuten mit Landung an einer Felskante.

Ein weiteres mißlungenes Seilmanöver jagt uns nochmals einen gewaltigen Schock ein. Gerade, als wir den Sack, unser empfindliches Riesenbaby, vorsichtig die Querung hinüberbugsierten wollen, entkommt Hartmut das Führungsseil, der Sack schießt frei hinaus und klatscht mit dumpfem Schlag genau in den Spalt der Hollow Flake. Wären unsere Wassersäcke geplatzt, hätten wir gleich den Rückzug antreten können.

An Rissen jeglicher Breite werkeln wir uns weiter hinauf, wir schaffen viel in freier Kletterei. Spezialschinder, wie z.B. das „Ohr“, fallen mir zu. Ich stecke in dem elend glatten Spalt hinter einer ohrmuschelähnlichen Schuppe, der nach unten völlig offen ist, und versuche verzweifelt, nicht hinauszurutschen. Als ich endlich oben auf das Ohr hinaufkrieche, bin ich am Ende meiner Kraft.

Die Nacht Nr. 2 verbringen wir auf der Dachterrasse des El Cap Spires, eines völlig freistehenden Turms. Essen, Trinken, Muskeln und Geist entspannen, die Eindrücke des Tages nachklingen lassen. Ruhe und Harmonie sind ziemlich perfekt.

An einem senkrechten Fingerriß verlasse ich unser Luxusbiwak. Langsam wird es zur Routine: den richtigen Stopper legen, die Trittschlinge belasten, höhersteigen. Hartmut sichert mich vom Schlafsack aus, es dauert bei ihm immer etwas länger, bis er wach

men. Am Abend entläßt uns die Senkrechte, die Geschlagenen feiern gebührend den gelungenen Rückzug, trinken auf die beiden Freunde, die oben noch ausharren müssen in der senkrechten Felswüste, bei zur Neige gehenden Biervorräten und sich verschlechterndem Wetter...

Inzwischen ist Hartmut eingetroffen und bringt von zu Hause frischen Auftrieb mit. Wir machen einen Boulderspaziergang durch den Felsengarten hinter Camp IV, von einem Brocken zum nächsten, versuchen uns erfolglos an den „leichten“ Boulderstellen. Andi, der zwerghafte Schweizer mit seinen 48 kg zeigt uns, wie es geht, aber es hilft nichts...

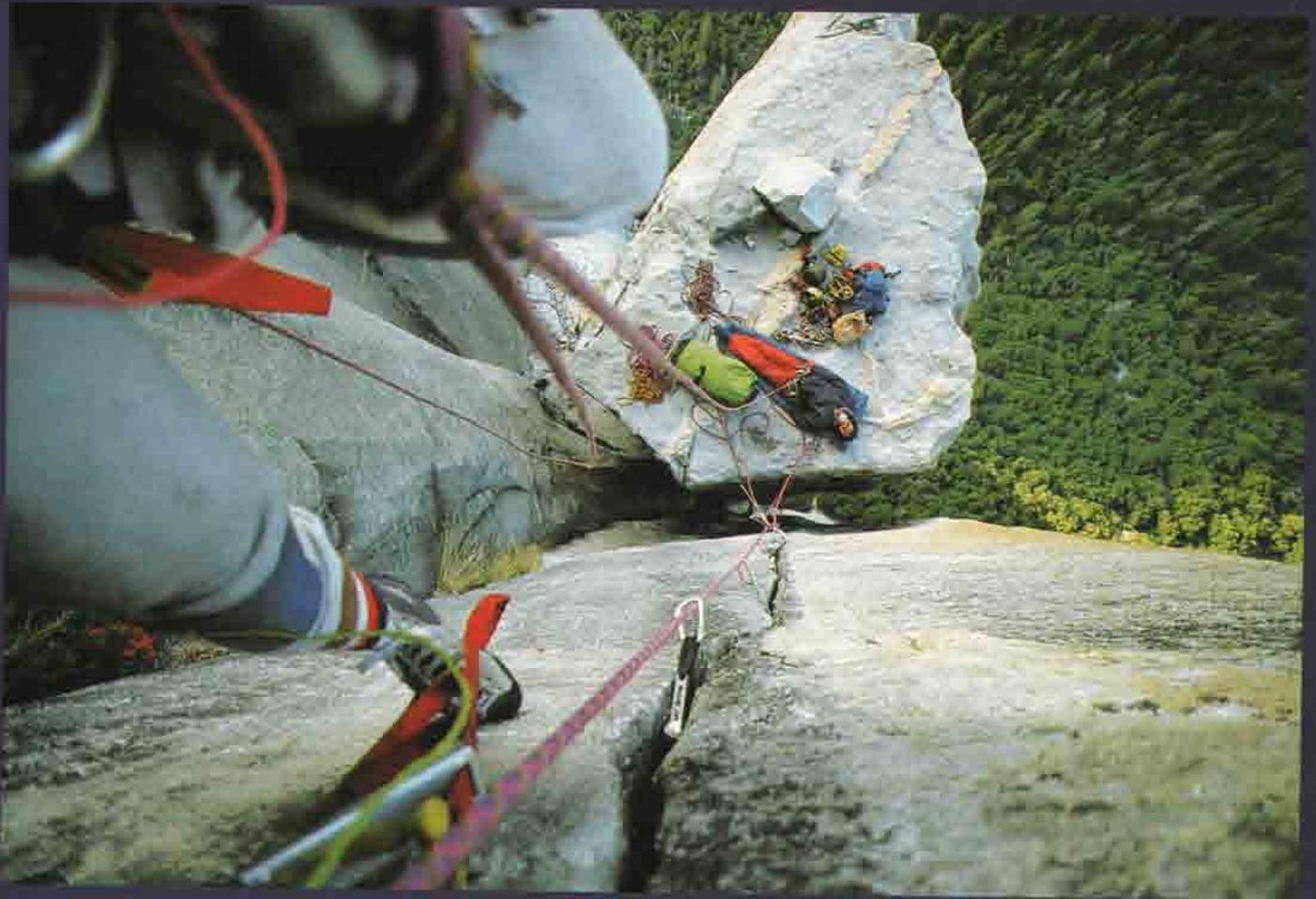
Die mir aus den alpinen Zeitschriften bekannten Felsentanzansuche ich vergebens. Kein John Bachar ist zu sehen und kein Ron Kauk, weder ein Fawcett noch ein Güllich zeigen ihre Muskeln. Der Columbia Boulder mit seinem „Midnight Lighting“ steht verwaist zwischen den Bäumen. Sind ihnen die Nachahmer zuviel, zu laut geworden? Ich hege den Verdacht, daß die Avantgarde sich längst irgendwo, an anderen, noch unbekanntem Bergen aufhält, dort neue Dimensionen des Kletterns schafft und die anrückenden Nachahmer dann wieder alleine läßt!

Doch wichtig ist das persönliche Erlebnis. Das hat Hans, als er ganz überraschend den „Green Dragon“ (5.11b, = VIII-) schafft. Die Freude darüber ist Anlaß zu einem Fest, bei dem der kalifornische Wein den Bezwingen des Grünen Drachens in die Knie zwingt.

Ich will unbedingt noch einmal hinauf in die große Wand des El Capitan, bis zum oberen Ende, über die Kante oben aussteigen,

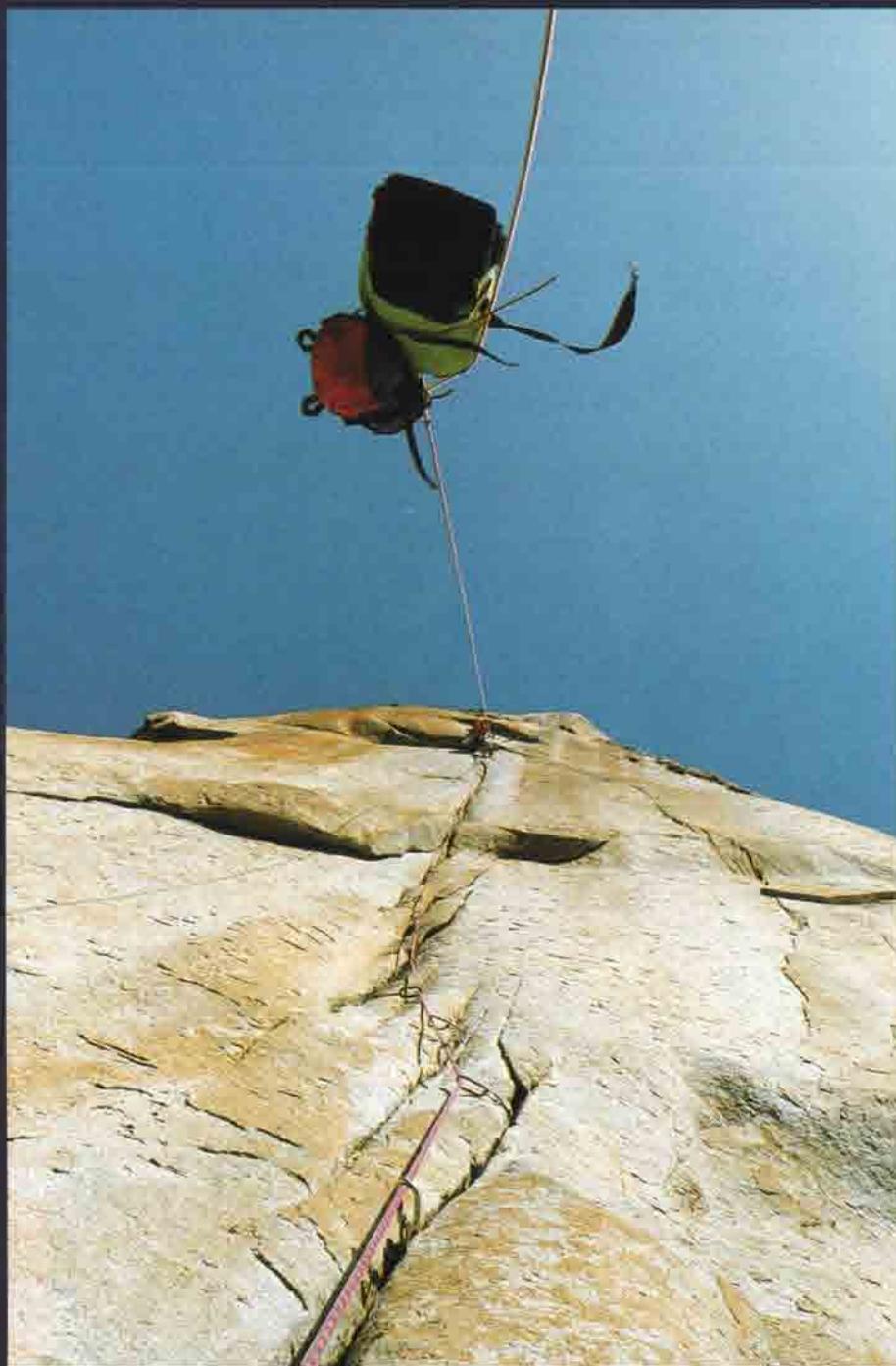
Noch einmal hinauf

*Unten: Rückblick auf die Dachterrasse
des El Cap-Spire in der Südwestwand
des El Capitan (Salathéroute)*



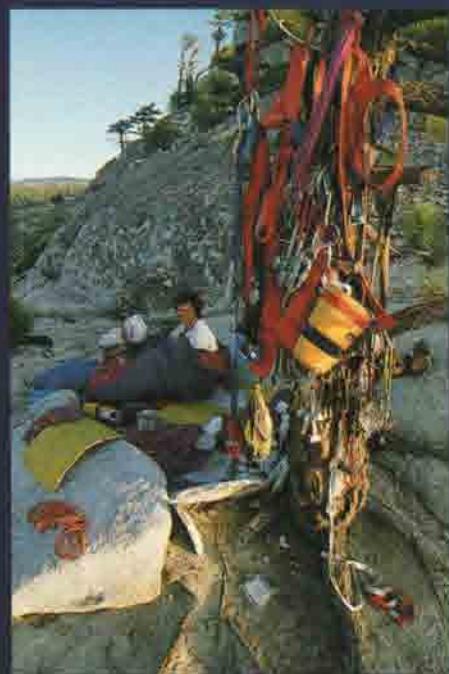
*Untere Bildleiste: „An Rissen jeglicher
Breite werkeln wir uns hinauf, wir schaf-
fen viel in freier Kletterei“*





Links: Im „Headwall“ der Salathéroute am El Cap – der Vorratssack wird nachgezogen.

Unten: Geschäft! –: Nach ge-
glückter Begehung der Salathé-
route auf dem Gipfel des El Cap



Fotos:
H. Münchenbach,
K. Schrag



wird. Standplatz einrichten, Seil fixieren, Sack hochpumpen. Der Bigwallalltag kehrt ein. Hartmut kommt mit Steigklemmen am Fixseil nach, zum Rausholen der Klemmkeile hat er Handschuhe an. Standplatzwechsel, Materialübergabe, nächste Seillänge. Nachmittags ist Hartmut zum Führen dran. Ich kann abschalten, den Tagträumen nachhängen, zum Merced River und den langsam rollenden Autos hinunterschauen. Eine andere Welt.

Bei der Wahl des Biwakplatzes Nr. 3 fallen wir einer Falschinformation zum Opfer. Statt des in einer Zeitschrift versprochenen breiten Bandes entpuppt sich das Sous le Toit Ledge als ein winziger Sims von knapp zwei Stuhlbreiten. Die Füße baumeln ins Freie, das lange Sitzen wird zur Qual.

Über uns drängt der Headwall heraus. Die überhängenden Platten scheinen sich in der Unendlichkeit des Himmels zu verlieren, doch wir wissen, daß es nur noch zweihundert Meter, ungefähr sechs Seillängen, bis zum Ende sind. Die wollen wir heute, am vierten Tag, schaffen.

Hartmut überlistet mit winzigen Messingklemmkeilen, die er in die feinen Hakenrisse drückt, das Dach. Wir schaffen tatsächlich die

ganze Wand ohne einen einzigen Zwischenhaken schlagen zu müssen.

Die letzten Stunden am Headwall gehören zu den luftigsten, die ich je erlebt habe. Ohne Halt verliert sich der Blick in den Platten nach unten, bis in die Bäume. In 900m Tiefe schauen sie aus wie Büsche einer Modelleisenbahn. Über uns steht immer noch die brandrote Mauer aus Granit in der Abendsonne, ohne Griff und Tritt, nur von einer feinen Rißreihe durchzogen, die die einzige Chance zum Entrinnen bietet.

Die Erlösung kommt am Long Ledge. Man steht plötzlich wieder auf ebenem Fels, hat wieder Griffe in der Hand. Doch der El Cap ist noch nicht zu Ende. Im Wettlauf gegen die Nacht hasten wir über leichteres Gelände aufwärts. Eigentlich wäre das Genußklettern, doch uns ist jetzt wichtiger, vor Dunkelheit hinauszukommen.

Im Sonnenuntergang können wir den Ausrüstungsballast abwerfen, uns unter einem alten Baum ausstrecken. Wir haben unser Abenteuer gefunden, haben das Klettern in Kalifornien erlebt. So kann ich mir mein eigenes Yosemite-Bild malen, unabhängig von großen Vorbildern und der Pressemeinung.

Von diesem Bild kann ich in der Erinnerung zehren.

*Ober: Gipfelkuppe des El Capitan –:
„Wir haben unser Abenteuer gefunden, haben
das Klettern in Kalifornien erlebt. So kann
ich mir mein eigenes Yosemite-Bild
malen.“*

*Foto:
H. Münchenbach*

Alpinismus International

Bedeutende Unternehmungen 1983

Chronik von Toni Hiebeler

Die Reihenfolge der Berichterstattung entspricht dem Namen-Alphabet der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen, sofern es über sie etwas zu berichten gibt, wiederum geografisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1983. Aus Platzgründen konnten nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt werden.

Informationen über wichtige Besteigungsversuche befinden sich im IBA.

Das Zustandekommen der vorliegenden Chronik, die keinen Anspruch erhebt auf Vollständigkeit, verdanken wir vielen Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten und die als Quelle aufgeführt sind. Ganz besonderer Dank gilt H. Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal; Mike J. Cheney, Sherpa Cooperative Kathmandu; Józef Nyka, „Taternik“-Redakteur, Warschau; der Indian Mountaineering Foundation, New Delhi, und dem Alpine Club of Pakistan, Islamabad.

Bleibt nur noch die Bitte an alle Expeditionsbergsteiger, auch in der Folgezeit an der Chronik und am Internationalen Bergarchiv des DAV mit Informationsberichten mitzuwirken!

Toni Hiebeler

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
AM	Alpin-Magazin
Bgst.	Der Bergsteiger
DAV	Deutscher Alpenverein
IBA	Internationales Bergarchiv
ÖAZ	Österr. Alpenzeitung

AFRIKA

Die Fünftausender Afrikas waren auch 1983 das Ziel vieler Trekkinggruppen, besonders Kilimanjaro und Mount Kenya. Im Hoggar, Hohen Atlas und vor allem in den Drakensbergen glückten ungezählte Unternehmungen von Sportkletterern.

Kilimanjaro, 5963 m

Die 1200 m hohe Breach-Wall-Route (1. Beg. 1978 Reinhold Messner und Konrad Renzler) erhielt am 21.6.1983 eine Wiederholung durch die Amerikaner Scott Fischer und Wes Krause. AAJ 1984, Seite 224

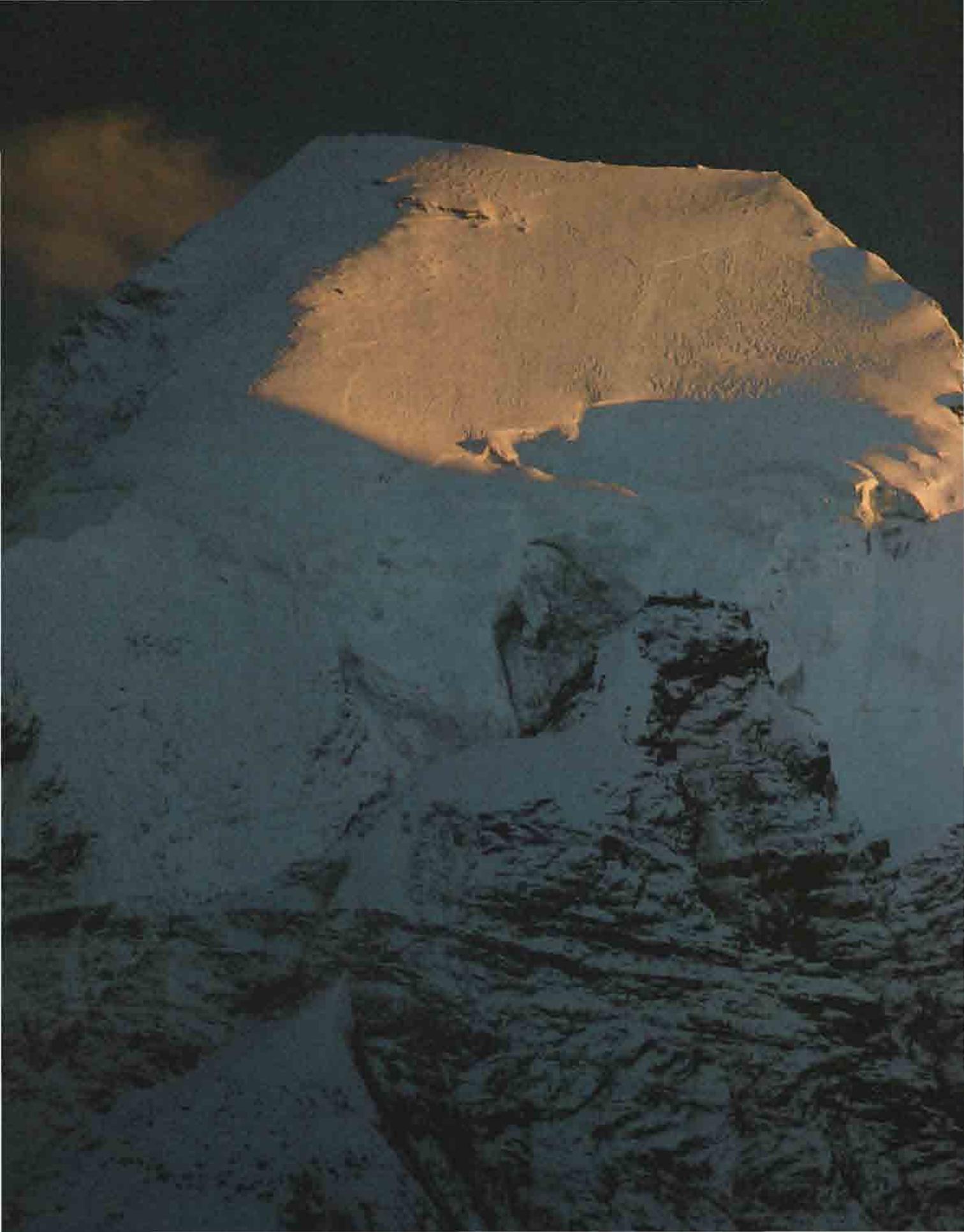
AMERIKA (Nord)

Alaska

Im Denali National Park hat es 1983 sehr viele Bergsteiger-Unternehmungen zu beobachten gegeben. Allein der Mount McKinley (Denali) wurde von 894 Bergsteigern versucht, aber nur 577 erreichten den Gipfel; 1982 waren es 327 Gipfelbesteiger.

Nachstehend geben wir eine statistische Übersicht der Unternehmungen im Denali National Park (aus AAJ 1984):

	Expeditionen	Bergsteiger	erfolgreich
Mount McKinley			
West Buttress	99	351	222
West Buttress (geführt)	20	177	130
Muldrow-Route	7	41	28
Muldrow (geführt)	2	33	32
West Rib	8	21	19
West Rib (geführt)	1	9	0
West Rib über W. Buttress	8	27	24
W. Rib ü. W. Buttress (geführt)	1	5	0
Cassin-Pfeiler	6	13	8
South Buttress	5	13	0
Northwest Buttress	2	8	2
Wickersham Wall	2	7	5
Southwest Face	1	2	2
American Direct	1	2	2
	<u>163</u>	<u>709</u>	<u>474</u>
Mount Foraker	12	37	15
Mount Foraker (geführt)	1	6	0
Mount Hunter	12	34	16
Mount Huntington	6	14	4
Mount Huntington (geführt)	1	6	0
Mooses Tooth	5	13	13
Kichatna Spires	1	4	4
Mount Crosson	4	8	8
Ruth Peaks	5	24	14
Little Switzerland	5	33	27
Mount Brooks	4	9	2
	<u>56</u>	<u>188</u>	<u>103</u>
Total	219	894	577





Seite 188/189: Der Satopanth, 7075 m, in der Gangotrigruppe, Garhwal-Himalaya, ist zu einem beliebten Expeditionsziel geworden. Links der Nordost-, rechts der Nordwestgrat (zum Text auf Seite 198).

Foto: R. Lindner

Alaska-Interessenten, die sich einen detaillierten Überblick über die Unternehmungen 1983 machen wollen, sollten sich mit der umfangreichen Chronik im AAJ 1984 vertraut machen, zumal die meisten Unternehmungen nicht mehr als „Expeditionen“ zu betrachten sind. Das gleiche gilt für die Cascade Mountains, die Sierra Nevada sowie für das Yosemite-Gebiet, deren Unternehmungen mehr oder weniger rein bergsportlichen Charakter haben; auch sie sind im AAJ 1984 ausführlich behandelt.

Mount Deborah, 3761 m

Erste Begehung des 1200 m hohen Ostgrates vom 6.–10.5.1983 durch die Briten John Barry, Rob Collister und Roger Mear, den Südafrikaner David Cheesmond und den Amerikaner Carl Tobin. H. Adams Carter

Denali (Mount McKinley), 6193 m

Die Amerikaner Bryan Becker und Rolf Graage eröffneten vom 24.5.–10.6.1984 eine schwierige neue Route an der Südwand zwischen Cassin-Pfeiler und Roberts-McCartney-Route. An der Wickersham-Wand wiederholten Gary Speer, Tim Gage und Markus Hutnak die Kanadische Route, während Chris Noble und andere die Harvard-Route wiederholten. H. Adams Carter

Mount Foraker, 5303 m

Erste Begehung des westlichen Nordwandpfeilers am 29.4.1983 durch die Amerikaner Peter Metcalf und Glenn Randall nach achttägigem Einsatz. AAJ 1984, S. 93

Mount Hunter, 4440 m

Erste Begehung des 1700 m hohen Nordpfeilers nach achttägigem Einsatz am 3.6.1984 durch die Amerikaner Todd Bibler und Doug Klewin nach Überwindung von außergewöhnlichen Schwierigkeiten; die Seilschaft war fünf Tage durch Schlechtwetter am Berg blockiert. Der Abstieg erfolgte über den Westgrat, das ganze Unternehmen dauerte elf Tage. AAJ 1984, S. 153

Mount Huntington, 3731 m

Erste Begehung einer neuen Route durch die 1400 m hohe Nordwand am 1.5.1983 durch die Amerikaner Robb Kimbrough und John Tuckey nach Überwindung von außergewöhnlichen Schwierigkeiten, die vor allem auch mit den Wetterbedingungen zusammenhängen; das ganze Unternehmen dauerte vom 13.4.–4.5. Robb Kimbrough

AMERIKA (Süd)

Venezuela

Sierra de la Culata

Pica Micarí, 4441 m

Erste Begehung der etwa 800 m hohen Südostwand Anfang August 1983 durch die Venezuelaner Clara und José Betancourt und Consuelo Torre (ohne Angaben von Schwierigkeiten). Der Berg ist auch als „Pico Bartolo“ bekannt und befindet sich im Zentrum der Sierra de la Culata nördlich der Stadt Mérida. José Betancourt, Mérida

Kolumbien

Sierra Nevada de Cocuy

Los Portones, 5200 m

Erste Begehung der 800 m hohen Ostwand (Fels) im Januar 1983 durch die Kolumbianer M. Arbeláez und R. Schutz in zwei Tagen (V und VI, eine kurze Eisstufe). Federación Colombiana de Montañismo

Ecuador

Chimborazo

Pico Nicolás Martínez, etwa 5570 m

Am Chimborazo-Ostgipfel (er trägt den Namen eines verdienten einheimischen Forschers des frühen 19. Jahrhunderts) wurden zwei neue Anstiege eröffnet: Südostflanke über Glaciar Boussingault O. Morales und M. Purúncajas am 26.6 und Nordostgrat am 3.7.1983 durch J. Anhalzer, R. Cárdenas und R. Navarrete (ohne Schwierigkeitsangaben). Evelio Echevarria

Peru

Cordillera Blanca

Nevalo Cayesh (Kayesh), 5721 m

Erste Begehung der 900 m hohen Ostwand vom 15.–19.7.1983 durch die Amerikaner Chuck Boyd, Neil Pothier und Mark Richey. In der kombinierten Wand waren außergewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden. Es handelte sich zugleich um die zweite Besteigung des Berges (erste Besteigung 1961 über den Südgrat). Der Cayesh befindet sich 13 km nordöstlich von Huarás in der zentralen Cordillera Blanca. H. Adams Carter

Chacaraju, 6112 m

Eine neue Route glückte 1983 den Franzosen René Desmaison, Michel Anizzi, Xavier Chappaz und Jacques Fouque in sieben Tagen (ohne nähere Angaben). AAJ 1984, S. 204

Huascarán Norte, 6654 m

An der 1700 m hohen Nordwand gab es zwei bedeutende Unternehmungen. Die Franzosen George Durand, Gilles Percia und Daniel Lacroix wiederholten vom 1.–3.7.1983 die Paragot-Seigneur-Route (1966) auf teilweise neuen Abschnitten (rechts der Casarotto-Route, 1977), wobei Eissteilstufen zwischen 80° und 90° bewältigt wurden; Lacroix vergleicht diesen Anstieg mit den schwierigsten in den Alpen.

Vom 14.–20.7.1983 eröffneten die Spanier José L. Moreno, Carlos Vallés und Juan Tomás eine neue Route (links der Casarotto-Führe) mit Schwierigkeiten VI/A3. Die untersten 380 m wurden vier Tage lang mit Fixseilen abgesichert. Der restliche Aufstieg wurde im Alpenstil durchgeführt. Centre Excursionista de Catalunya

Pisco Oeste, 5752 m

Vermutlich eine neue Route durch die 700 m hohe Nordwand glückte am 19.–20.6.1983 den Italienern Lucio Apollonio, Dario Baldassi, Raimondo Durin und Andrea Orlini. Es soll sich um eine sehr gefährliche Route handeln. AAJ 1984, S. 200

Cordillera Huayhuash

Yerupajá Chico, 6121 m

Erste Begehung der 1100 m hohen Ostwand vom 8.–21.6.1983 durch die Schweizer Lucien Abbet, Patrick Delale und Stéphane Schaffter; vielleicht eines der schwierigsten Unternehmungen 1983 in den Anden. Die Schwierigkeiten werden von Schaffter mit V-VI/A2 angegeben und die Ostwand wurde als „Peruanischer Eiger“ bezeichnet. Im AAJ 1984 (Seite 59–62) beschreibt Stéphane Schaffter das Unternehmen ausführlich.

Cordillera Raura

Ein ungewöhnliches Unternehmen führten die Schweizer Stéphane Schaffter und Michel Vogler in dem Berggebiet 350 km nordöstlich von Lima aus: Sie eröffneten eine „**Haute Route**“ auf **Langlaufski**; die Route ist 35 km lang und führt in einer Höhe von 5000 bis 5700 m über sechs Gipfel (Huaccanan, Quesillo, Matador, Cerro Cute und Doppelgipfel Yarupac). Das Gelände dieser Skiroute ist relativ steil (bis 45°) mit kurzen Kletterstellen zwischendurch. Schaffter: „Für die sechs Gipfel haben wir drei Tage gebraucht, Akklimatisationszeit nicht eingerechnet. Zu Fuß hätte uns die Überschreitung zehn bis 15 mühsame Tage gekostet.“ AM 2/1984

Cordillera Vilcabamba

Salcantay, 6271 m

Eine slowenische Bergsteigertruppe war im Juni 1983 am Salcantay, Hauptgipfel der Vilcabamba, erfolgreich tätig: Niko und Silvo Novak begingen vom 12.–14.6. den Ostgrat auf der Neuseeland-Route mit einer neuen Einstiegsvariante (Eis 50–60°); 24 Stunden Kletterzeit, Abstieg über die Polen-Route (Eis 45–50°, Fels IV). Bgst. 5/1984, Seite 81

Cordillera Vilcanota

Ausangate, 6372 m

Den Schweizern Louis Deuber, Harald Navé und Hans Zebrowski glückte vom 27.7.–1.8.1983 vermutlich eine neue Route durch die 1300 m hohe Nordwestwand, in der verschiedene Seillängen mit einer Neigung von 90° bewältigt wurden. Es handelt sich vorwiegend um einen Eisanstieg, der im Mittelteil über einen sehr stark zerrissenen und eisfallbedrohten Hängegletscher führt. Das Unternehmen erfolgte im Alpenstil, also ohne Hochlager. Hans Zebrowski

Jatunccampa, etwa 5750 m

Eine neue Route glückte den Briten David Wilkinson und Lindsay Griffin am 9.8.1983 durch das Nordcouloir und über den Westgrat; im gleichen Gebiet wurde am 12.8. eine Besteigung des Carhuaco Punco Este (etwa 5650 m) über die Südflanke ausgeführt.

Die beiden Bergsteiger wurden übrigens in ihrem Basislager von einigen Banditen überfallen. AAJ 1984, Seite 208

Bolivien

Cordillera Real

Huayna Potosi, 6094 m

Einer sechsköpfigen jugoslawischen Gruppe unter Miro Pogačar glückte vom 13.–14.6.1983 die Erstbegehung einer neuen Route durch die 1300 m hohe Westwand links der italienischen Route. Es handelt sich vorwiegend um eine Eisroute mit 55° im unteren Teil und 60° im oberen Abschnitt. Der Abstieg erfolgte über den Südwestgrat. Wenige Tage später wurde auch noch der Ancohuma (6427 m) auf der Normalroute bestiegen. Bgst. 5/1984

Illampu, 6367 m

Den Jugoslawen Žarko Trušnovec, Slavko Svetličič und Janko Humar glückte am 14.–15.6.1983 eine Route durch die etwa 800 m hohe Nordwestwand (Eis und Fels, IV+).

Die gleiche Gruppe, zu der auch Milan Černilogar gehörte, bestieg wenig später auch noch den Tiquimani (5595 m) und den Huayna Potosi über die Westwand. Janko Humar

Im gleichen Gebiet war auch eine sechsköpfige DAV-Gruppe unter Herbert Ziegenhardt erfolgreich: es wurden Illampu über die Südflanke, Yacuma und Ancohuma von Westen erstiegen.

Der Illampu ist übrigens immer mehr ein beliebtes Ziel für Trekking-Gruppen.

Argentinien

Zentral-Anden

Aconcagua, 6959 m

Der höchste Berg des amerikanischen Kontinents wurde bisher von über 260 Alpinisten auf verschiedenen Routen erreicht. Die 3000 m hohe Südwand ist auch in der Saison 1983 mehrmals durchstiegen worden, u.a. von einer amerikanischen Gruppe unter Lars Holbrook in 10 Tagen (Gipfel 1.2.83). Eine weitere amerikanische Gruppe unter Andrew Tuthill erreichte nach 5 Tagen am 20.2.83 den Gipfel.

Auch weibliche Bergsteigergruppen waren im Aconcagua erfolgreich: eine zehnköpfige chilenische Frauenexpedition unter Julia Meza Ramirez erstieg den Gipfel auf der Normalroute; eine weitere chilenische Frauengruppe unter Erna Osorio Merino erreichte den Gipfel auf der schwierigeren Polen-Route (1934). Józef Nyka

Mercedario, 6770 m

Eine italienische Expedition aus Gorizia hat den Gipfel auf einer neuen Route über den Südwestgrat erstiegen. Am 27.1.1983 erreichten M. Collini, S. Figel, M. Tavagnutti und R. Vittori den Gipfel. Der Cerro Mercedario zählt zu den höchsten Bergen Amerikas, er wurde erstmals am 18.1.1934 von einer polnischen Expedition bestiegen. Józef Nyka



Seite 192: Cerro Torre-Gruppe, Patagonien, von Nordosten (Ausblick von der Fitz-Roy-Schulter, v.l.n.r.): Cerro Torre (3128 m), Torre Egger, Torre Standhardt; im Hintergrund die Hielo-Berge.

Foto: R. Karl

Patagonien

Cerro Torre und Fitz Roy

Ein ungewöhnlicher Erfolg war einer fünfköpfigen Bergsteigergruppe aus der Provinz Trento in der Saison 1983/84 beschieden. Die Bergsteiger befanden sich bereits im Oktober 1983 im Gebiet. Am 26.10.1983 glückte E. Salvaterra und M. Giarolli die 7. Besteigung des Cerro Torre auf der Maestri-Route; im November 1983 erreichte die gleiche Seilschaft, zusammen mit E. Orlandi, den Fitz Roy im Rahmen der 4. Begehung der Supercanaleta. Am 2.12.83 bestiegen Salvaterra, Orlandi, G. Raganini und J. Tarditti auch noch die Pointe Guillaumé durch das Südostcouloir; 5 Tage später gelang den Trentinern auch noch die 4. Besteigung der Aiguille Poincennot. AM 5/84

Vier Schweizer bestiegen den Fitz Roy auf der Amerikaner-Route, slowenische Seilschaften waren auf der Ferrari- und Casarotto-Route erfolgreich. Das französische Ehepaar Annie und Denis Pivot war vom 8.–10.12.1983 auf der Amerikaner-Route erfolgreich (2. Frauenbesteigung).

Schließlich glückte den Slowenen Stane Klemenc, Franček Knez, Janez Jeglic, Silvio Karo und Jose Balant vom 15.11.–8.12.1983 eine neue Route durch die Fitz-Roy-Ostwand (VI+/A2, Eis zwischen 70 und 90°).

AM 4/84, Seite 13

ANTARKTIS

Ellsworth Mountains

Mount Vinson, 5140 m

Eine internationale Gruppe unter Christian Bonington war im November 1983 am höchsten Berg der Antarktis tätig; der Gipfel wurde am 30.11. nach abenteuerlichen Irrwegen auf der Route der amerikanischen Erstbesteiger (1966) erreicht. AAJ 1984, Seite 220

Heard Island/McDonald Island

Die Österreichische Antarktisexpedition (ANTEX 1) 1983 unter Bruno Klausbruckner war in der westlichen Antarktis tätig. Es wurden mehrere Berge erstmals erstiegen. Ausführlicher Bericht im IBA.

ARKTIS

Grönland

Ein ungewöhnliches Unternehmen führten im Sommer 1983 die Südtiroler Robert Peroni, Josef Schrott und Wolfgang Tomaseth aus: In 88 Tagen durchquerten sie Nord-Grönland auf einer 1400 km langen Strecke, ohne technische Unterstützung wie Flugzeug, Versorgung aus der Luft oder Depots; es wurden auch keine Schlittenhunde eingesetzt. Ihr Material war auf selbstkonstruierten Titan-Schlitten mit eigener Kraft gezogen worden. AM 4/1984, Seite 11

Schweizerland

Eine 15köpfige italienische Mannschaft unter Giangi Fasciolo war vom 14.7. bis 16.9.1983 in den Schweizerland-Bergen (Ost-Grönland) tätig. Das Basislager befand sich bei 66°12'02'' N/36°46'05'' W. Es glückten viele Besteigungen von meist namenlosen Bergen, teilweise auf Ski.

AAJ/1984, Seite 194/195



Fitz Roy (3441 m), Zentral-Anden, Patagonien
Blick gegen die 1800 m hohe Ostwand mit den verschiedenen Routen:

- 1 Erstbesteigung über den Südpfeiler, Lionel Terray und Guido Magnone, 2.2.1952;
- 2 Amerikanisch-englische Variante unter Dave Nicol, 11.12.1972;
- 3 Versuch Bündner Bergführer 1974 Ostpfeiler;
- 4 Italienische Route (Ostpfeiler-Vollendung) 1976 unter Caimiro Ferrari;
- 5 Slowenen-Route durch die Ostwand-Verschneidung (15.11.–8.12.1983) durch Stane Klemenc, Francek Knez, Janez Jeglic, Silvio Karo und Jose Balant (VI+/A2, Eis 70–90°);
- 6 Nordostpfeiler, Renato Casarotto allein (19.2.1979).

Foto: R. Homberger/Archiv Hiebeler

ASIEN

Himalaya und Karakorum: Beobachtungen und Trends

Das Himalaya-Jahr 1983 war bemerkenswert, und zwar in mehrfacher Hinsicht: Nepal gab neue Berge frei, erste Gipfel im Bhutan-Himalaya durften erstiegen werden, China bewilligte die erste Winter-Expedition. Der wirtschaftlichen Weltrezession zum Trotz gab es im Himalaya und Karakorum mehr Expeditionen als je zuvor. Pakistan registrierte 44 Expeditionen, in Nepal waren es 31 im Frühling, 45 im Herbst und 11 im Winter. Insgesamt 87, gegenüber 78 im Vorjahr (1982). China gab 26 Bewilligungen für 11 Berge heraus. Den indischen Teil des Himalaya besuchten über 70 ausländische Gruppen und etwa 100 Einheimische. Wie gewöhnlich lag Japan mit etwa 50 Expeditionen und 350 Bergsteigern wieder einmal an der Spitze.

Tendenzen: Die Neigung zu Kleinexpeditionen festigte sich. In Nepal gab es nur vier Gruppen, die mehr als 15 Mitglieder hatten, wobei 31 Gruppen (35%) weniger als sechs Teilnehmer hatten. Es gab auch erfolgreiche Alleingänger. Steigend ist der Trend zum Alpenstil (oft nicht ganz rein). Immer mehr Achttausender werden ohne künstlichen Sauerstoff bestiegen. Am meisten gefragt bleiben die höchsten Gipfel. Die fünf Achttausender in Pakistan lockten 25 Gruppen an. Mit Ausnahme von Makalu und Annapurna wurden 1983 alle Achttausender erstiegen. Insgesamt waren 25 Gruppen erfolgreich. Den größten Rummel gab es am Mount Everest: 13 Expeditionen, davon fünf erfolgreiche. An zweiter Stelle steht Nanga Parbat: 11 Expeditionen, drei erfolgreiche. Immer mehr werden kommerzielle Gruppen mit oft guten bergsteigerischen Erfolgen beobachtet. Zum Beispiel Baltoro von Stefan Wörner und Batura von Edi Koblmüller. Wichtige Ereignisse: Den besten Erschließungserfolg hatten die Amerikaner an der Everest-Ostwand. Die letzte „jungfräuliche“ Wand am Dach der Welt ist gefallen. Mehrere Gipfel wurden erstbestiegen. Dem italienischen Alleingänger Renato Casarotto glückte die Erstbesteigung von Broad Peak North (7700 m), eine polnisch-deutsche Gruppe erstieg den jungfräulichen Doppelgipfel Batura IV (7500 m), Österreicher erstiegen den Tserim Kang in Bhutan (7000 m), Japaner den Himlung (7126 m). In verschiedenen Teilen des Himalaya wurden neue extreme Routen eröffnet, die meisten im Garhwal. Reinhold Messner erschloß in einem Blitzangriff (9 Tage) die Cho-Oyu-Südwestwand.

Die größten Schlagzeilen machte aber der Franzose Pierre Beghin mit seiner kühnen Alleinbesteigung des Kangchenjunga von Südwesten. Ein Koreaner bestieg den Manaslu im Alleingang. Einen eigenartigen Rekord stellte der Franzose Raimond Renaut auf, der die Ama Dablam fünfmal, ein Tag nach dem anderen mit verschiedenen Begleitern, bestieg. Eine bemerkenswerte Kettenbesteigung unternahm der Schweizer Stefan Wörner mit seiner Gruppe. Die Achttausender Gasherbrum I, Gasherbrum II und Broad Peak wurden hintereinander bezwungen. Den Polen Jerzy Kukuczka Wojtek Kurtyka gelangen die beiden Gasherbrums; beide auf neuer Route. Der Österreicher Eduard Koblmüller bestieg Batura I (2. Besteigung) und Nanga Parbat. Es gab auch ein Ereignis im Nurdamen-Bergsteigen. Die beiden Polinnen Anna Czerinska und Krystyna Palmowska brachten die erste weibliche Mini-Expedition zustande und erstiegen ohne männliche Hilfe den Broad Peak. Wobei nur Krystyna den Gipfel erreichte. Anna blieb auf einer Graterhebung etwas früher zurück.

Erfolge und Mißerfolge: Das Wetter war im Himalaya weniger günstig als 1982. Viele Gruppen mußten ihre Aktionen abbrechen. Der Erfolgskoeffizient war bedeutend niedriger als 1982. In Nepal waren im Frühling nur 10 Teams erfolgreich (37%), während im Herbst 22 erfolgreich ihre Aufgaben lösten (47%). Im Durchschnitt gab es in Nepal 40% Erfolge gegenüber 60% 1982. In Pakistan waren die Bedingungen besser, fast die Hälfte aller

Expeditionen war erfolgreich. Während des ganzen Jahres versuchten sich 75 Gruppen an Achttausendern; nur 25 erreichten den Gipfel. Es gab auch viele Opfer zu beklagen: Allein in Nepal verunglückten etwa 40 Sherpa und Bergsteiger, darunter 9 Japaner tödlich; 7 Tote gab es in Pakistan. Die meisten Unfälle wurden durch Lawinen verursacht. Es hat sich gezeigt, daß die sportliche Art, ohne künstlichen Sauerstoff die höchsten Berge zu besteigen, gefährlich ist. Ohne Sauerstoffmaske steigt man langsam, es kommt zu Biwaks in großer Höhe, zum schnellen Leistungsabfall, dadurch zum Tod durch Erschöpfung oder Absturz. Erfahrungen am Mount Everest und K2 haben das bewiesen. Einige China-Rettungseinsätze sind zu verzeichnen. Am Rakaposhi landete ein Helikopter der pakistanischen Luftwaffe auf 6200 m, um einen verwundenen Belgier zu retten. Ein Wort der Mißbilligung muß über die immer häufiger werdenden wilden (illegalen) Bergsteigungen gesagt werden. Fünf- und Sechstausender besteigt man oft ohne Bewilligung, aber auch Siebentausender werden auf diese Weise bezwungen. Die Gruppen oder Alleingänger verheimlichen ihre Besteigungen, wodurch das ganze Himalaya-Bergsteigen in Frage gestellt wird.

Winterbergsteigen: Das Himalaya-Winterbergsteigen erfreut sich wachsender Popularität. Zwölf Expeditionen waren im Winter 1983/84 tätig, fünf versuchten sich an Achttausendern, eine an der Annapurna II (7937 m). Die sechs restlichen begnügten sich mit bescheideneren Zielen. Sechs Länder waren dabei vertreten; fünf Gruppen aus Japan. Nur zwei Achttausender wurden bestiegen. Am 16. Dezember 1983 der Mount Everest (Japaner), am 12. Januar 1984 der Manaslu (Polen). Von den niedrigen Gipfeln hatten vier bisher keine Winterbesteigung: Ama Dablam, Numbur, Api und Tilicho; seine Besteigung durch Sherpa wird angezweifelt. Von den sechs Gruppen, die sich an Bergen über 7900 m versuchten, also die Achttausender und Annapurna II, waren nur zwei erfolgreich. Die Teams an den niedrigen Gipfeln (6800 – 7200 m) dagegen waren alle erfolgreich; dabei waren die Belagerungen sehr kurz (2–3 Wochen). So paradox es auch erscheinen mag, man darf mit Recht feststellen, daß der Himalaya-Frühwinter mit seinem beständigen schneearmen Wetter bei den niedrigen Gipfeln viel bessere Kletterbedingungen schafft, als die Vor- oder Nachmonsunperiode. Die winterliche Hölle beginnt erst bei 7500 m. In den Jahren 1974 bis 1984 sind die Achttausender im Winter neunzehnmal angegangen worden. Nur fünf Versuche (25%) endeten auf dem Gipfel. Von den insgesamt 100 Bergsteigern, die im letzten Winter den Himalaya besuchten, starben zwei, beides Polen. Eine weitere überraschende Feststellung: Im winterlichen Himalaya ist die Unfallhäufigkeit viel geringer als in der Vor- oder Nachmonsunzeit. Zwischen 1974 und 1984 gab es 3300 Expeditionen und nur sieben Todesopfer. Schneearmut und daraus folgende Verringerung der Lawinengefahr haben hier offensichtlich ihre Auswirkungen. Aus den polnischen und japanischen Winter-Wetterbeobachtung geht eindeutig hervor, daß Januar und Februar im Inneren des Himalaya erheblich mehr winterlich sind, als Dezember. Die Expeditionen versuchen jetzt, dem rauhen Winter zu entkommen und rutschen in den Herbst ab. Während der Saison 1983/84 haben nur zwei polnische Expeditionen darauf geachtet, das Basislager nach dem 1. Dezember aufzubauen und die Gipfel im Rahmen des Kalenderwinters zu besteigen. Alle anderen Gruppen bestiegen ihre Berge zwischen dem 5. und 18. Dezember, wobei die Basislager und zum Teil die Hochlager schon im November oder gar im Oktober eingerichtet worden waren. Da taucht die Frage auf, ob solche Unternehmungen als Winterbesteigungen betrachtet werden sollen. Die Veranstalter solcher Expeditionen müssen jedenfalls damit rechnen, daß ihre Unternehmungen künftig von den Himalaya-Chronisten als spätherbstliche, nicht winterliche registriert werden. Zu guter Letzt: Wir sehen keinen Sinn mehr darin, an den berühmten Achttausendern auch noch die 40. oder 90. Besteigung auf den Normalrouten chronistisch zu erfassen.

Unten: Api, 7132 m. Route mit Hochlagern und Biwaks der winterlichen Ersterbesteigung im Dezember 1983. Links der Gipfel 6070 m (Erstbesteigung).

Foto: T. Piotrowski

Winter-Expeditionen 1983/84

Mount Everest (8848 m). Japan, Leiter Kazuyuki Takahashi. Über den Südsattel (Normalroute). Basislager 16.11., 4 Hochlager. Gipfel (mit Sauerstoffgerät) 16.12.: Takashi Ozaki, Kazuneri Murakami, Noboru Yamada und Nawang Yonden; 3. Winterbesteigung.

Mount Everest. Japan, Leiterin Michiko Takahashi. Über die Nordwand, Japaner-Route 1980. Basislager 21.10.(!), 3 Hochlager. Versuch abgebrochen 13.1., höchster Punkt 8100 m am 30.11.

Manaslu (8163 m). Kanada, Leiter Alan Burgess. Normalroute von Nordosten. Basislager 24.11., 2 Hochlager; Rückzug von etwa 6900 m.

Manaslu. Polen, Leiter Lech Korniszewski, Tiroler-Route 1972 von Südwesten. Basislager 2.12., 4 Hochlager. Gipfel 12.1.1984 (ohne Sauerstoffgerät) Maciej Berbeka und Ryszard Gajewski; 1. Winterbesteigung. Am 11.12. stürzte Stanislaw Jaworski (Filmregisseur) tödlich ab.

Annapurna I (8091 m). Japan, Leiter Tadaoh Sugimoto. Normalroute von Norden. Basislager 27.12., 3 Hochlager; Rückzug Mitte Dezember von etwa 6900 m.

Annapurna II (7937 m). Großbritannien, Leiter Ron Ruthland. Nordflanke. Basislager 25.11., 3 Hochlager; Versuch abgebrochen 13.12., nachdem 5950 m erreicht wurde.

Pumori (7145 m). USA, Leiter Jeff Lowe. Nachdem Earl Wiggins in der Wand erkrankte, hat Lowe die Südwand in 4 Tagen im Alleingang durchstiegen, Gipfel 18.12.; 3. Winterbesteigung.

Tilicho (Tilicho, 7134 m). Südkorea, Leiter Lee Young Ho. Nordflanke. Basislager auf 4800 m. Gipfel 11.12. Jang Bong Wan und Yoon Das Pyo – von Lager 6500 m mit Biwak auf 7000 m (die Winter-Besteigung des Tilicho durch drei Sherpa im Januar 1982 wird angezweifelt, dies wäre also die erste Winterbesteigung).

Api (7132 m). Polen, Leiter Tadeusz Piotrowski. Auf der Route der Erstbesteiger von Nordwesten. Basislager 10.12., 2 Hochlager, 2 Biwaks. Gipfel am 24.12. – Tadeusz Piotrowski und Andrzej Bielun; 1. Winterbesteigung. Während des Abstiegs kam Bielun im Schneesturm ums Leben.



Kanguru (6981 m). Japan, Leiter Koichi Kato. Basislager 2.12., 2 Hochlager. Gipfel 18.12. – Hiroyuki Baba im Alleingang, direkt vom Basislager mit Biwak auf 6200 m; 1. Winterbesteigung.

Numbur (6957 m). Japan, Leiter Kensuke Kikuchi. Über Südwestwand. Basislager 23.11., 3 Hochlager. Gipfel 11.12.: Tomioh Mashimo, Naoki Yamada und Ang Tshering und am 12.12. durch Tamioh Tsunemutsu und Onchu; 1. Winterbesteigung.

Ama Dablam (6812 m). Südkorea, Leiter Sun-Woo Nam. Über Südwestgrat. Gipfel 5. und 6.12. Sun-Woo Nam, Byung-Kil Lim und Young-Soo Kim; 3 Hochlager, ohne Sherpa. Eine Blitzbesteigung: Kathmandu – Kathmandu 15 Tage. Józef Nyka

HIMALAYA

Bhutan-Himalaya

Tsherim Kang, 6790 m

Der auch als „Jichu Drake“ bekannte Berg – er figurierte bisher immer als 7000er – wurde am 17.5.1983 von einer österreichischen Expedition unter Eduard Ratheiser über den Südwestgrat erstmals erreicht. Gipfel; Werner Sucher, Albert Egger, Alois Stuckler, Sepp Mayerl und Toni Ponholzer. Es standen drei Hochlager zur Verfügung. Es handelt es sich um eine schwierige Route: Fels IV, Eis bis 70°. Das Unternehmen dauerte 21 Tage. Sepp Mayerl

Sikkim-Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kumbharkarna (Jannu), 7710 m

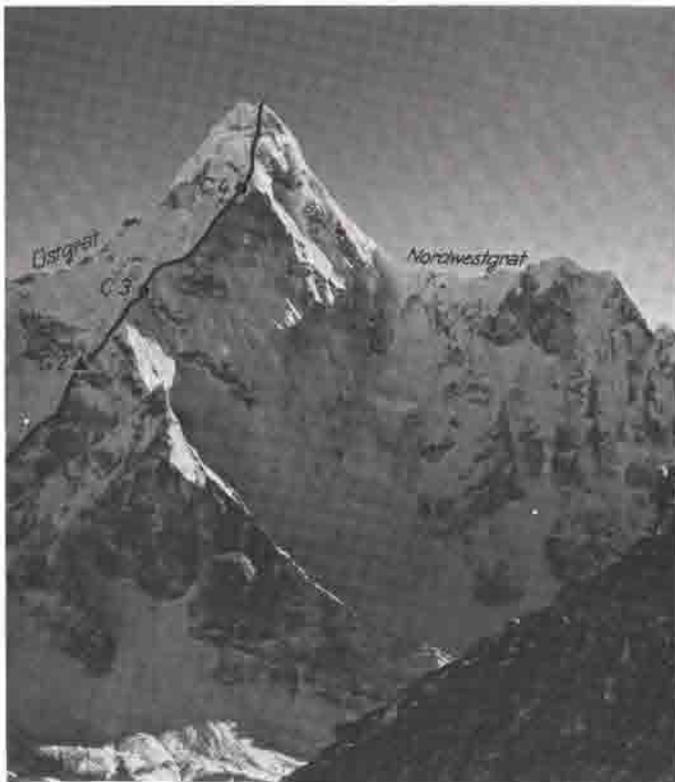
Am 28.4.1983 glückte einer französischen Mannschaft unter Henri Sigaret eine Besteigung auf der Franzosen-Route (1962). Der bisher unter Jannu bekannte Berg wird nun von der nepalischen Regierung offiziell als Kumbharkarna bezeichnet. Józef Nyka

Kanchenjunga, 8586 m

13. Besteigung am 28.5.1983 durch den Österreicher Georg Bachler über die Südwestflanke (Normalroute) im Alleingang;
14. Besteigung am 17.10.1983 durch den Franzosen Pierre Beghin über die Südwestflanke im absoluten Alleingang (ohne Unterstützung anderer Expeditionsteilnehmer);
15. Besteigung am 21.10.1983 durch die Schweizer Marc Bruchez und Vincent May, Teilnehmer einer Expedition unter Denis Bertholet, über die Nordwand. AM 2/1980, AAJ 1984, Seite 226

Jongsang Peak, 7483 m

Eine Massenbesteigung wurde von der indischen Armee unter Captain Asok Pretap Singh am 11.6.1983 unternommen: Insgesamt 44 Mann erreichten den Gipfel. Der Berg wurde bereits 1930 von Hoerlin/Schneider erstbestiegen. Kamal K. Guha



Barun Himal

Ama Dablam, 6856 m

Die Ama Dablam, einer der schönsten Berge des Himalaya, ist zu einem wahren Modeberg geworden: Allein 1983 wurden über ein Dutzend Besteigungen verzeichnet, Belgier, Schweizer, Franzosen. Vorwiegend wurde der klassische Südgrat für den Aufstieg benutzt; Schweizer begingen auch den schwierigen Nordgrat. Erste Begehung des Ostgrates am 26.4.1983 durch den Belgier Alain Hubert und den Schweizer André Georges; große Schwierigkeiten. Es war der letzte, nicht begangene Grat an der Ama Dablam.

Bgst. 3/1984

Kangchungtse (Makalu II), 7640 m

10. Besteigung am 28.9.1983 durch die Franzosen Philippe Carrière, Guy Chaléat, Frédéric und Monique Faure, Christine Janin und Georges Missillier über den Südgrat.

AM 2/1984

Baruntse North, 7057 m

Erste Besteigung am 4.5.1983 durch die Niederländer Joost Ubbink und Edwin van Nieuwkerk im Alpenstil über den Nordgrat, der von der Westseite erreicht wurde; der Anstieg wurde bereits 1980 von Franzosen und Amerikanern versucht. Das vierköpfige Unternehmen war von Joost Ubbink geleitet.

Joost Ubbink

Naulekh, 6363 m

Erste Besteigung am 29.10.1983 durch die Österreicher Volkmar Klammer und Sepp Egarter über den Südwestgrat, auf dem zwei Hochlager errichtet wurden. Schwierigkeiten: Fels III und IV, Eis 50°–55°.

Karl Pallasmann (Leiter)

Khumbu Himal

Cho Oyu, 8201 m

Erste Begehung der 1800 m hohen Südwestflanke am 5.5.1983 durch die Südtiroler Reinhold Messner und Hans Kammerlander mit dem Deutschen Michl Dacher. Es war die fünfte Besteigung des Berges auf der dritten

Links: Ama Dablam von Norden mit Australier-Route 1981; den sehr schwierigen NW-Grat begingen Franzosen 1979 erstmals; 1983 fiel der Ostgrat.

Unten: Mount Everest-Ostwand, Amerikaner-Route.

Fotos: Archiv Hiebeler

Route, ausgehend vom weiten Becken des oberen Gyabrag-Gletschers (10. 8000er für Messner und 5. für Michel Dacher). Weitere Möglichkeiten für Neorouten am Cho Oyu: Nordwestgrat (1700 m), Nordflanke vom Palung-Gletscher (ca. 2000 m), Südostrippe und Ostgrat (ca. 2000 m); ein grandioses Unternehmen wäre die Gesamtüberschreitung des 9 km langen Ostgrates vom Gyachung Kang I (7922 m), wobei alle drei Ngozumpa Kangs (I 7806 m, II 7646 m und 7610 m) überschritten werden müßten.

Michael J. Cheney und AAJ 1984, Seite 243

Mount Everest, 8848 m

Wir sehen keinen Sinn mehr, die verschiedenen Besteigungen auf den mehrfach begangenen Routen weiterhin aufzuführen, da es sich mehr oder weniger nur noch um nationale Prestige-Unternehmungen handelt. Es werden nur noch außergewöhnliche Unternehmungen, die richtigen Expeditionscharakter haben, berücksichtigt.

Das bedeutendste Unternehmen war die Erstbegehung der 3000 m hohen Ostwand (Kangshung-Wand) durch eine 13köpfige amerikanische Expedition unter James Morrissey. Am 6.8.1983 wurde das Basislager auf der linken Seite des Kangshung-Gletschers in 5150 m Höhe errichtet. Das vorgeschobene Basislager entstand am 27.8. in 5365 m. Am 1.9. begann die schwierige Kletterei am eigentlichen Pfeiler (VI/A4). Der Aufstieg wurde erleichtert durch Fixseile, die von der Expedition 1981 zurückgelassen worden waren. Es entstanden weitere Hochlager in 5800 m und 6100 m, wonach am 10.9. der Pfeilerkopf (6500 m) erreicht wurde. Die Durchsteigung des oberen Wandteils begann am 28.9. Drei weitere Hochlager: 7160 m, 7590 m und 7865 m. Vom letzten Hochlager aus stiegen Carlos Buhler, Kim Momb und Louis Reichardt am 8.10.1983 durch tiefen Schnee auf den Gipfel. Das letzte Stück führte ab 8475 m über die klassische Route des Südostgrates. Einen Tag später (9.10.) folgten Jay Cassell, George Lowe und Dan Reid ebenfalls bis zum Gipfel. Damit sind alle Flanken, Wände und Grate am Mount Everest erschlossen.

H. Adams Carter

Der Südgipfel-Südpfeiler erhielt am 8.10.1983 durch die Japaner Haruichi Kawamura und Shomi Suzuki eine Begehung; im Rahmen des Unternehmens ist ein Sherpa tödlich verunglückt (55. Besteigung).

AM 2/1984

Lhotse, 8516 m

Auf der klassischen Route über die Westwand wurden im Oktober 1983



Baruntse North von Nordwesten mit der Route der Erstbesteiger über den Nordgrat, der über seine Westseite erreicht wurde.

*Foto: E. van Nieuwkerk/
Archiv Hiebeler*

durch Japaner drei Besteigungen ausgeführt (insgesamt 10. Besteigung).
AM 2/1984, Michael J. Cheney

Changtse Northeast, 7550 m

Zweite Besteigung am 14.5.1983 durch den chilenischen Alleingehrer Gino Casassa auf der Route der deutschen Erstbesteiger (1982); es handelte sich um ein illegales Unternehmen.
AAJ 1984, Seite 310

Rolwaling Himal

Gaurishankar South, 7010 m

Einer 10köpfigen jugoslawischen Mannschaft unter Slavko Cankar glückte am 4.11.1983 eine Besteigung des Südgipfels über Südwand und Südwestgrat. Gipfel: Franc Pepevnik und Joze Zupan. Es war von vornherein nicht vorgesehen, daß der Hauptgipfel (7134 m) versucht wird.
Michael J. Cheney

Langtang Himal

Langtang Ri, 7205 m

Dritte Besteigung am 9.10.1983 durch den Japaner Yasunori Tsuchiya mit den Sherpa Pema, Pemba Lama und Sudeep Gurung.
AM 2/1984, Michael J. Cheney

Shisha Pangma, 8046 m

Nun ist die Shisha Pangma auch von amerikanischen Alpinisten erreicht worden: Am 20.9.1983 standen Mike Browning, Christ Pizzo und Glenn Porzak (Leiter) auf dem Gipfel (Normalroute).
ÖAZ 1-2/1984, Seite 25

Gurkha Himal

Himlung, 7226 m

Erste Besteigung am 27.10.1983 durch eine japanische Expedition unter Hiroshi Hori über den Ostgrat; den Gipfel erreichten Makito Minami, Wataru Saito und Ken Takahashi mit dem Sherpa Kirkin Lama. Józef Nyka

Manaslu, 8163 m

Am 22.10.1983 erreichte der Südkoreaner Alleingehrer Young-Ho Huh den Gipfel auf der Normalroute über die Nordostflanke (17. Besteigung).
Young Do Kim

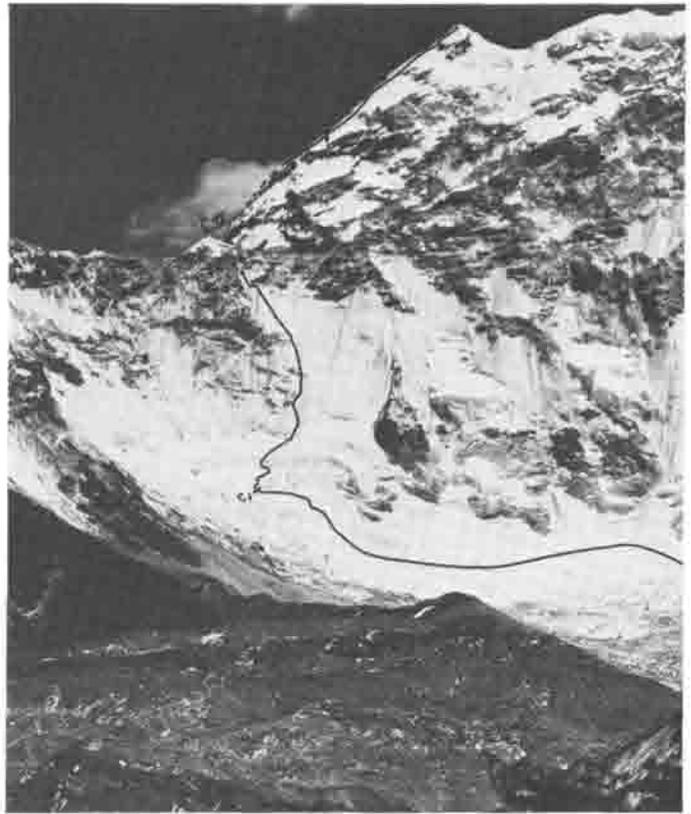
Zweite Begehung der Südwand am 22.10.1983 durch die Deutschen Günther Härter, Herbert Streibel, Hermann Tauber und Hubert Wehrs mit den Sherpa Ang Dorje und Nima Rita (18. Besteigung). Ausführliche Berichte von Günther Härter auf Seite 143 ff und im IBA.

Auch am Manaslu hat es keinen Sinn mehr, die Besteigungen auf der Normalroute zu registrieren, nachdem der Berg auch schon mit Ski befahren wurde.

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

Der Hauptgipfel wurde bisher von zehn Expeditionen (11 Mannschaften) bestiegen. Seit Frühjahr 1982 gab es, trotz wiederholter Versuche, keine



einzigste Besteigung. Auch 1983 ergab es keinen Erfolg: Vier Versuche von Südkoreanern, Italienern, Jugoslawen und Japanern scheiterten, teilweise mit tragischem Ausgang.
Józef Nyka

Annapurna II, 7937 m

Vierte Besteigung am 8.10.1983 durch die Australier Lincoln Hall, Andrew Henderson, Tim McCartney-Shap und Gregory Mortimer über Südflanke und Südgrat.
AM 2/1984

Annapurna IV, 7525 m

Achtzehnte Besteigung durch eine österreichisch-schweizerische Expedition unter Adi Weißensteiner über den Nordwestgrat; auf dem Gipfel waren Franz Breitenbaumer, Pierre-André Level, Anton Spirig, Ueli Stahel mit Sherpa Panima.

Es handelte sich um ein ausgeschriebenes Trekking-Unternehmen.
Gerwalt Pichler

Glacier Dome, 7193 m

Zehnte Besteigung am 22.10.1983 durch die Österreicher Rudi Mayr (Leiter), Friedl Kleissl, Oswald Oelz mit den Sherpa Ang Nima und Gyalzen.
AM 2/1984

Gangapurna, 7455 m

Sechste Besteigung am 27.10.1983 durch die Jugoslawen Stane Belak, Pavle Kozjek, Marban Kregar und Emil Tratnik über Nordwand und Nordostgrat.
AM 2/1984

Hiunchuli, 6441 m

Vermutlich dritte Besteigung am 9.10.1983 durch die Amerikaner Andy Politz, Ron Highet, Jim Waldron, Dick Wright, Daria Jezierska und Eric Simonson (Leiter), der den Berg bereits 1981 auf der gleichen Route bestiegen hat (siehe AV-Jahrbuch 1982, S. 159).
AAJ 1984, Seite 259

Nilgiri North, 7061 m

Vierte Besteigung am 24.10.1983 durch die Australier David Allan Evans, Philip Pitham und Mark Whetu über die Südostflanke, gefolgt am 26.10.



von Peter Allen, Peter Lambert, Terence John McCullagh, Zacharakis Zaharias mit Sherpa Maila Pemba. AM 2/1984

Manang Himal

Kang Guru, 6981 m

Achte Besteigung am 19.10.1983 durch die Japaner Masanori Inada, Hisatomi Matsumoto, Shuji Tsuchiya mit Sherpa Ang Dorje über den Westgrat; am 20.10. gefolgt von Shigetoshi Ichimiya und Sukeharu Shimbara mit Sherpa Lhakpa Gelu. AM 2/1984

Dhaulagiri Himal

Tukuche Peak, 6920 m

Erste Besteigung durch eine Frauen-Expedition. Die 6köpfige japanische Gruppe unter Hisako Yamamoto hatte sich in der Vormonsunzeit 1983 den Nordgrat zum Ziel gesetzt. Den Gipfel erreichten am 9.5. Fumie Chiamura, Kazuyo Fujikura, Kiyomi Kurita, Emiko Maki und Sherpa Nawan Yonden. Bgst. 4/1984, Seite 84

Dhaulagiri I, 8167 m

19. Besteigung am 18.5.1983 durch die Polen Miroslaw Gardzielewski, Jacek Jezierski, Tadeusz Laukajtys und Wacław Otreba über den Nordostgrat (Normalroute). Józef Nyka

Dhaulagiri VI, 7268 m

Vierte Besteigung am 11.10.1983 durch die Kanadier Peter Carter, Daniel Griffith, Rob Rohn und Albert Sole über die Westwand. AM 2/1984

Links: Kharchakund-NO-Wand vom Gangotri-gletscher

Foto: E. Lindenthaler

Seite 199: Shivling West mit Route der Erstbesteiger

Foto: Ch. Bonington

Garhwal-Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Das Nanda-Devi-Gebiet i.e.S. ist von 1983 bis 1988 für bergsteigerische Unternehmungen gesperrt.

Chaukhamba, 7138 m

Dritte Besteigung durch die Inder Ajit Kumar Kalita, Rejen Gautom, Pallev Deka und Sherpa Kami; es standen drei Hochlager zur Verfügung. Kamal K. Guha

Kamet-Gruppe

Kamet, 7756 m, und Abi Gamin, 7355 m

Die beiden Berge haben sich in den letzten Jahren zum beliebten Ziel militärischer Massenbesteigungen entwickelt. Auch 1983 erreichten mehrere Gruppen der indischen Armee die Gipfel. AAJ 1984, Seite 264

Gangotri-Gruppe

Satopanth, 7075 m

Der schöne Garhwal-Siebertausender ist ein beliebtes Expeditionsziel geworden:

Vierte Besteigung am 22.5.1983 durch die Japaner Akira Suzuki, Motomu Omiya und Hiroto Hisamatsu erstmals über den Nordwestgrat; fünfte Besteigung am 10.6.1983 durch die Südtiroler Christian Gasser und Hermann Tauber; sechste Besteigung am 3.7.1983 durch die Bayern Franz Huber, Thomas Kürschner, Berndt Rietschel, Armin Siwy, Georg Welsch und Thomas Strobl (Wolftratshausen); siebte Besteigung in der Nachmonsunzeit 1983 durch den Münchner Heinz Hauer (allein und illegal); die drei letzteren Besteigungen erfolgten über den Nordostgrat (Route der Erstbesteiger von 1947). Ausführliche Dokumentation von Berndt Rietschel im IBA.

Zwei weitere Besteigungen glückten am 23. und 24.8.1973 einer japanischen Gruppe unter Hisao Seki; die letzte Besteigung führten am 30.9. die Japaner Haruo Takahashi, Hisao Hara und Kenkichi Yamamoto aus, alle über den Nordostgrat.

Bhagirathi I, 6856 m

Erste Begehung des 2300 m hohen Westgrates vom 16. bis 23.8.1983 durch die Briten Charlie Heard, John Mothersele und Martin Moran; mehrere Seillängen Schwierigkeitsgrad V. Martin Moran

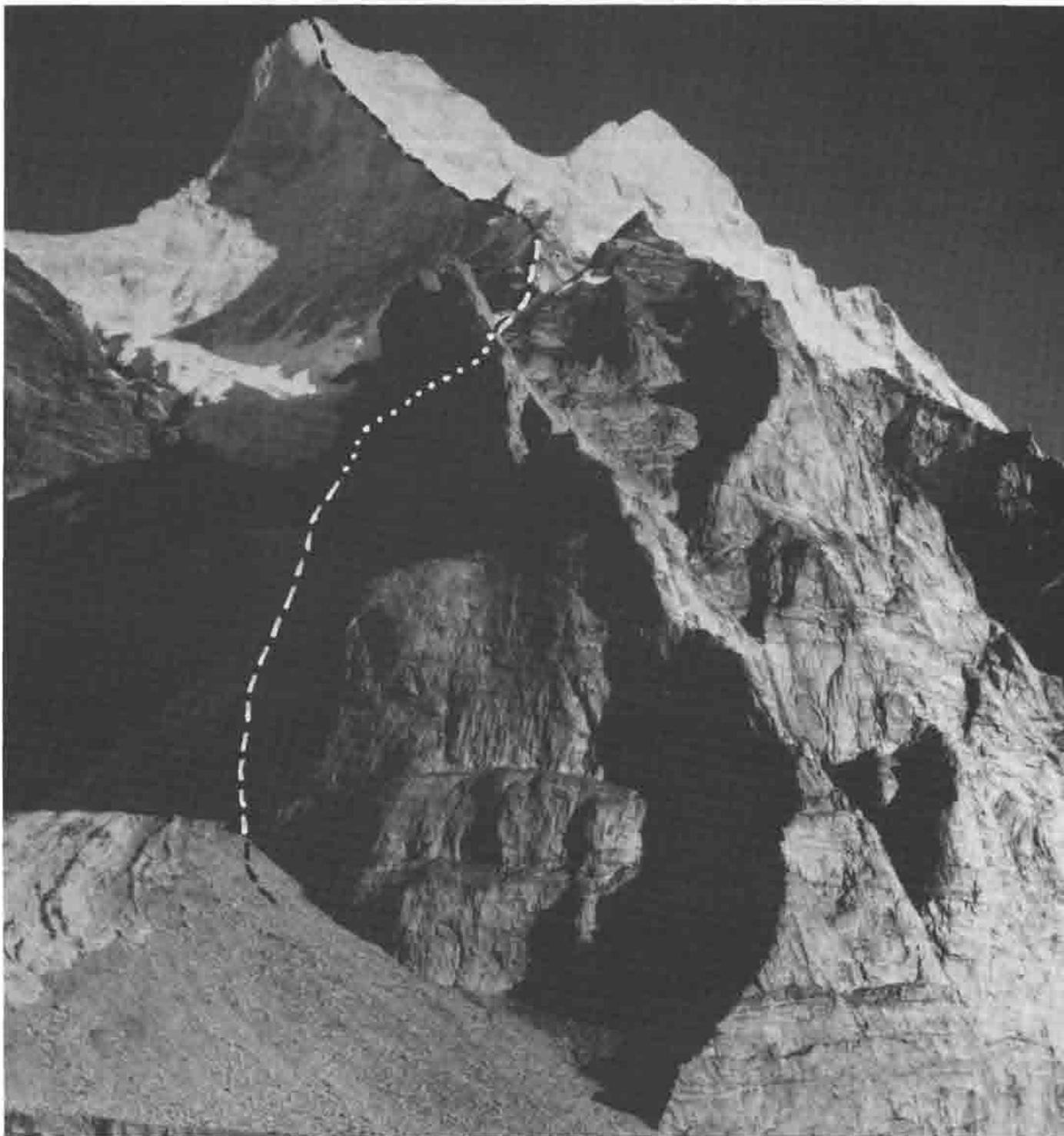
Bhagirathi II, 6512 m

Erste Begehung der Ostwand am 15.5.1983 durch die Japaner Akira Suzuki, Motomu Omiya und Hiroto Hisamatsu; zuletzt wurde der Nordgrat und über ihn der Gipfel erreicht. AAJ 1984, Seite 266

Eine weitere Besteigung glückte am 13.8.1983 dem Deutschen Franz Sigl auf der Normalroute; ausführliche Dokumentation der „Jubiläumsfahrt in den Garhwal-Himalaya“ der DAV-Sektion Bergland im IBA.

Kharchakund, 6612 m

Hier war die „Salzburger Garhwal-Himalaya Expedition 1983“ erfolgreich:



Erste Begehung der 1800 m hohen Nordostwand (Eis bis 65°) am 22.8.1983 durch Balthasar Pichler und Sepp Innhöger; der Abstieg erfolgte noch am gleichen Tag über den Westgrat.

Am 24.8. erreichten Hansjörg Lindenthaler und Blas Rettenecker über den Westgrat (Normalroute) den Gipfel; ausführliche Dokumentation mit Routen-Fotos von Eduard Lindenthaler im IBA.

Meru North, 6400 m

Erfolg einer polnischen Frauen-Expedition unter Danuta Wach: Am 8.9.1983 erreichten Aneila Lukaszewska, Ewa Pankiewicz und Danuta Wach über Nordostwand und Nordgrat den Gipfel, am 15.9. gefolgt von

Monika Niedbalska und Ewa Szczésniak.

Józef Nyka

Shivling West, 6501 m

Den Briten Christian Bonington und Jim Fotheringham glückte am Shivling eine der größten Garhwal-Unternehmungen der Saison 1983: Vom 15. bis 18.9.1983 erfolgte die Erstbesteigung des Shivling-Westgipfels über den sehr schwierigen Südwestgrat (IV/V, Schlüsselstelle VI).

Ausführliche Dokumentation mit Routen-Fotos von Christian Bonington im IBA.

Eine japanische Gruppe unter Hisao Seki erreichte im September über Südwand und Westgrat den Hauptgipfel.



Thalay Sagar, 6904 m

Zweite Besteigung des schwierigen Berges und erste Begehung des 900 m hohen Nordostpfeilers vom 16 bis 23.8.1983 durch alle fünf Teilnehmer einer norwegisch-polnischen Expedition unter Janusz Skorek mit Andrzej Czok und den Norwegern Hans-Christian Doseth, Hovard Nesheim und Frode Guldal. Das Unternehmen erfolgte im Alpenstil und es gab sehr große Schwierigkeiten zu überwinden: vorwiegend V+, stellenweise VI/AO.

Der Thalay Sagar wurde erstmals am 24.6.1979 durch Roy Klingfield, John Thackray und Peter Thexton erstiegen. Józef Nyka

West-Gangotri

Eine 7köpfige „Münchener Himalaya-Expedition 1983“ unter Herbert Konnerth befand sich im September/Oktober in der westlichen Gangotri-Gruppe (südlich der bekannten Jogin-Kette), wo fünf Fünftausender und ein Sechstausender erstiegen wurden. Ausführliche Dokumentation mit Übersichtsskizze und wichtigen Informationen von Herbert Konnerth im IBA.

Panjab-Himalaya

Nun-Kun-Gruppe

Arjuna, 6230 m

Erste Besteigung des mehrfach versuchten Berges vom 11. bis 18.8.1983 durch die polnischen Bergsteiger Miroslav Dasal, Jerzy Barszczewski und Zbigniew Skierski, Teilnehmer einer 7köpfigen Expedition unter Bogumil



Slama, über den 1500 m hohen, sehr schwierigen (V+, einige Stellen A2) Nordwand-Zentralpfeiler. Ausführlicher Bericht von Józef Nyka im IBA.

Am Nun (7135 m) und Kun (7077 m), die seit Jahren beliebte Trecking-Ziele sind, wurden mehrere Besteigungen ausgeführt.

Zanskar-Gruppe

Eine indische Expedition unter Harish Kapadia führte im Juni 1983 mehrere Besteigungen von Fünftausendern und Sechstausendern durch. Offenbar steht hier noch sehr viel lohnendes bergsteigerisches Neuland zur Verfügung. Informationsbericht von Józef Nyka im IBA.

Kaschmir-Himalaya

Nanga-Parbat-Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m

Die Besteigungen des „deutschen Schicksalsberges“ nähern sich bereits der Zahl 20; 1983 stand der Österreicher Edi Koblmüller auf dem Gipfel, auch Japaner und Spanier, und es gab mehrere Versuche, teilweise mit tragischem Ausgang. Bgst. 2/1984

Toshe Peak, 6600 m

Einer deutschen Expedition unter Bernd Neubauer glückte eine Besteigung (Einzelheiten unbekannt). AAJ 1984

Seite 200, links: Nordostpfiler des Thalay Sagar – die polnisch-norwegische Route

Foto: J. Skorek/Archiv Hiebeler

Rechts: Arunja-Westwand. Neue Route zum Hauptgipfel (zugleich erste Besteigung des Gipfels)

Foto: B. Slama/Archiv Hiebeler

KARAKORUM

Baltoro Mustagh

Broad Peak, 8016 m

Auch am Broad Peak mehren sich die Besteigungen von Saison zu Saison. Einen bedeutenden Erfolg des Frauen-Alpinismus verzeichneten die beiden Polinnen Anna Czerwinska und Krystyna Palmowska, die am 30.6.1983 ohne irgendwelche Hilfe als Zweier-Seilschaft ihr Ziel erreichten; während Krystyna auf den Gipfel stieg, blieb Anna kurz zuvor auf dem Grat zurück. Bgst. 3/1984

Broad Peak North, etwa 7800 m

Ein großartiger Erfolg glückte dem Italienischen Alleingehrer Renato Casarotto am 28.6.1983 mit der Erstbesteigung des Broad-Peak-North-Gipfels, den er bereits 1982 erfolglos versucht hatte. Es waren große technische Schwierigkeiten zu überwinden. Dokumentation im IBA.

Gasherbrum I (Hidden Peak, 8068 m) – Gasherbrum II (8035 m) – Broad Peak (8047 m)

Ein phantastisches Achttausender-Unternehmen führte eine Schweizer Expedition unter Stefan Wörner aus. Mehrere Teilnehmer erreichten während eines einzigen Expeditionsunternehmens alle drei Achttausender: Gasherbrum II, Südwestgrat: 15.6. E. Loretan, M. Rüdi, F. Graf, A. Meyer, J-C. Sonnenwyl und S. Wörner; Gasherbrum I, Nordpfiler: 23.6. E. Loretan und M. Rüdi; 24.6. P. Morand und J-C. Sonnenwyl; Broad Peak, Westflanke: 30.6. E. Loretan, M. Rüdi, F. Graf und S. Wörner; 2.7. P. Morand und J-C. Sonnenwyl. Dieses einzigartige Unternehmen hat eine neue Epoche des Himalaya-Karakorum-Bergsteigens eingeleitet. Ausführliche Berichte im IBA.

Zwei Achttausender (Gasherbrum I und Gasherbrum II) konnten ebenfalls im Rahmen eines einzigen Unternehmens die Polen Jerzy Kukuczka und Wojtek Kurtyka besteigen. Ausführlicher Bericht im IBA.

Lobsang Spire, 5707 m

Erste Besteigung des äußerst schwierigen Granitturmes im Juni 1983 durch die Engländer Greg Child, Peter Thexton und Doug Scott (14. Seillingen VI+/A3). Ausführlicher Bericht von Doug Scott im IBA.

K2, 8611 m

Zweite Begehung der japanischen Route über die Nordrippe und Nordwand durch Teilnehmer einer italienischen Expedition unter Francesco Santon; am 31.7.1983 erreichten Agostino da Polenza und Josef Rakoncaj (Tchechoslowakei) den Gipfel, am 4.8. gefolgt von Sergio Martini und Fausto de Stefani (siehe ausführlichen Bericht von Kurt Diemberger im vorliegenden AV-Jahrbuch).

Panmah Mustagh

Baintha Brakk II, 6960 m

Erste Besteigung des mehrfach versuchten Granitberges am 16.7.1983 durch die Südkoreaner You Han-Gyu und Kim Dug-Yong (Einzelheiten über Route und Schwierigkeiten unbekannt). Józef Nyka



Broad Peak Nord – Casarotto-Führe.

Foto: Archiv Hiebeler



Die Kurtyka-Kukuczka-Route zum Gasherbrum II; --- = Normalroute.

Foto: W. Kurtyka/Archiv Hiebeler

Trango Towers

Erste Begehung des 1400 m hohen Südpfellers der Trango-Südschulter (etwa 5200 m) im Mai/Juni 1983 durch die Franzosen Patrick Cordier, Erik Decamp und Robert Wainer; 50 Seillingen IV und V (nur fünf Meter mußten mit künstlichen Mitteln überwunden werden); drei Biwaks.

La Montagne 1/1984, AAJ 1984, Seite 296

Latok P 6960 m

Erste Besteigung des namenlosen Berges in der Latok-Gruppe am 16.7.1983 durch die Südkoreaner Han-Gyu You und Dug-Yong Yim; bei dem Unternehmen ist ein Expeditionsteilnehmer tödlich verunglückt.

Bgst. 3/1984

Batura-Südwand. „Die undurchstiegene Wand zählt mit 3700 Metern Höhenunterschied zu den höchsten Steilflanken der Welt.“ (Eduard Koblmüller)



Foto:
Archiv Koblmüller-
Furtner-Six

Batura Mustagh

Batura I, 7785 m

Zweite Besteigung und erste Begehung der etwa 4000 m hohen Südfanke am 25.6.1983 durch die Österreicher Edi Koblmüller, Gerhard Lunzer, Fred Preißl und Franz Tschismarow im Rahmen einer kommerziellen Expedition; das Unternehmen wurde im Alpenstil durchgeführt.

Bgst. 3/1984

Batura IV, etwa 7500 m

Erste Besteigung des sehr schwierigen Berges am 31.8.1983 durch Teilnehmer einer 9köpfigen polnischen Expedition unter Wladyslaw Wisz über die mehr als 3000 m hohe Südwand. Nach dem Aufbau von drei Hochlagern und nach einem Biwak in etwa 6700 m erreichten Zygmunt A. Heinrich und Pawel Mularz mit dem Deutschen Volker Stallbohm den Gipfel, am 2.9. gefolgt von Jan Jaworski und Andrzej Paulo in Begleitung von Mularz, der bereits beim ersten Team dabei war. Die Erstbesteiger vergleichen die Route mit den schwierigsten Nordwand-Anstiegen in den Alpen.

Józef Nyka

Masherbrum Mustagh

Chogolisa, 7665 m

Dritte Besteigung am 14.6.1983 durch die Bayern Georg Brosig, Adi Fischer und Hubert Wendlinger über die Nordwestflanke.

AM 10/1983, Seite 14

Masherbrum, 7821 m

Zweite Besteigung am 17.8.1983 durch die Japaner Mashiro Nomura und Takayasu Minamiura, Teilnehmer einer fünfköpfigen Expedition unter Tatashi Sudo, auf der Route der Erstbesteiger über die Südostflanke. Die Erstbesteigung glückte bereits am 6.7.1960 den Amerikanern George I. Bell und William Unsoeld; mehrere Versuche der Zweitbesteigung waren in den Jahren danach gescheitert.

Masherbrum Südwest (7806 m) ist 1981 von einer polnischen Expedition erstbestiegen worden.

Józef Nyka

Rakaposhi-Kette

Minapin, 7273 m

Dritte Besteigung am 30.6.1983 durch die Schweizerin Ruth Steinmann mit ihrem Landsmann Edi Furrer am 1.7. gefolgt von Andreas Müller und

Felix Waltert auf der Normalroute; der Berg wird gelegentlich auch als „Diran 7266 m“ in Chroniken geführt.

Ausführliche Dokumentation mit Karten und Fotos von Ruth Steinmann im IBA.

Rakaposhi, 7788 m

Vierte Besteigung am 2.8.1983 durch die Belgier Daniel Bogaert, Bertrand Borrey, Arthur Delobbe und einen Hochträger auf der Normalroute.

Bgst. 1/1984, Seite 72

KUN LUN

Sichuan (Szetchuan)

Celestial Peak, 5334 m

Erste Besteigung am 8.10.1983 durch die Amerikaner Eric Perlman, William Lahr und Allen Steck über die Südwestwand.

Ausführlicher Bericht von Edward E. Vaill im AAJ 1984 (Seite 43–48).

PAMIR

Internationale Bergsteigerlager

Seit zehn Jahren gibt es in der Sowjetunion die internationalen Bergsteigerlager. Der Verband für Alpinismus der UdSSR – Federazia Aplinizma – machte statistische Angaben über die Saison 1983. Die vier Lager „Pamir“, „Kaukasus“, „Altai“ und „Tschimbulak“ wurden insgesamt von 659 Bergsteigern aus 18 Ländern besucht. 108 Ausländer bestiegen den Pik Lenina (7134 m), 99 den Pik Kommunisma (7483 m), 50 den Pik Koshenewskoj (7105 m). Besteigungen sportlicher Art wurden im Kaukasus gemacht, darunter auch neue Routen.

Pik Tschetyrjoch, 6380 m

Erste Begehung der etwa 2000 m hohen Südwestwand am 22. und 23.7.1983 durch die Polen Zbigniew Mlynarczyk und Maciej Pawlikowski (Eis 50–55°, Fels IV). Der Berg befindet sich nördlich des Pik Kommunisma.

Józef Nyka

Pik Achmadl Donischa, 6665 m

Erste Begehung der etwa 1100 m hohen Westwand am 3.8.1983 durch die Tschechoslowaken Karel Jakeš und Miroslav Neumann (Eis 50–60°, Fels IV–V).

Bgst. 3/1984

Kein Biotop für Humor?

Bergsteigen im Spiegel von Witz, Satire, Karikatur

Fritz März/Helmuth Zebhauser

Vorwort von Elmar Landes

Vorwort

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquillieren!
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

Wilhelm Busch

Für ihren Humor, das mit Nachdruck festzustellen sah sich vor Jahren ein Kölner Buchhändler genötigt –, für ihren Humor seien seine rheinischen Landsleute ja sogar sprichwörtlich bekannt. Also fehle gewiß auch ihm nicht das Verständnis dafür. Dennoch müsse er sich ganz energisch gegen den unverantwortlichen Schabernack verwahren, den sich die Redaktion einer in München erscheinenden Bergsteigerzeitschrift geleistet hatte. In dem Blatt war nämlich die Besprechung eines Buches erschienen, in dem ein Dr. Rüdiger Zweig geeignete Vorschläge unterbreitete, die Bergsteiger auch im Zeitalter des vollorganisierten Tourismus zu selbständigem Handeln und Planen zu erziehen. Den Führer einer Gruppe, die aus dem Katalog eines bekannten Alpen-Animier-Unternehmens die „goldenen Wege durchs Silbergebirge“ gebucht hat, zu kidnappen und die Gruppe sich selbst zu überlassen, war einer der Vorschläge. Ein anderer, Wegemarkierungen mit besonders signifikanter Farbgebung und Numerierung irgendwohin ins Gelände zu führen und dort enden zu lassen... Der Buchhändler erfuhr leider erst, als er das Werk bestellen wollte, daß die Besprechung als Satire gedacht war.

Doch darin täuscht sich der Mann natürlich nicht: Seine Heimat ist als Hochburg für eine bestimmte Art von Lebensgefühl weithin berühmt. Dafür sorgt schon die Ausstrahlung der Sitzungen von Elferräten, Karnevalsvereinen und sonstigen Lustbarkeitskomitees über die verschiedenen Fernsehkanäle. Darüberhinaus ist dieses Lebensgefühl offenbar unwiderstehlich und ansteckend. Nicht nur, daß sich der Münchner Fasching nicht mehr wesentlich vom Kölner Karneval unterscheidet! Wie sich dieses Lebensgefühl besonders gern in kollektiven Gesangsanstrengungen äußert – eindrucksvolle Kostproben davon bietet auch jeder Besuch beliebter Alpenvereinshütten zur Hochsaison.

Doch haben solche Äußerungen überschäumenden Lebensgefühls irgendetwas gemeinsam mit dem Humor des auf Leim sitzenden Vogels? Wer sich dieser Frage mit der nötigen wissenschaftlichen Unvoreingenommenheit nähert, wird bald herausfinden: ja, es gibt dieses Gemeinsame – und zwar in Form von Flüssigkeit. Das lateinische Wort ‚humor‘ bedeutet nämlich nichts anderes als eben Flüssigkeit. Es bezeichnet ganz speziell zudem Körpersäfte, von welchen die Alten annahmen, sie befähigten einen Menschen dazu, gelassen und abgeklärt über einer Sache zu stehen – auch der eigenen. Nun ist evident, daß Flüssigkeit ganz bestimmter Art auch als Stimulans wirkt für das Lebensgefühl, das sich auf Faschingsbällen und zünftigen, sogenannten Hüttenabenden auslebt. Indessen – und hier entdeckt sich uns der wesentliche Unterschied! – handelt es sich im einen Fall um körpereigene, also endogene Säfte, im anderen um solche, die dem Körper von außen zugeführt werden müssen, also exogene. Letztere fördern, was die Gemütsruhe betrifft, außerdem mehr die des Wirtes, der sie ausschchenkt, als derer, die sie zu sich nehmen.

Bestrebt, einen vielschichtigen Zusammenhang differenziert genug darzustellen, können wir freilich weiterhin nicht umhin festzustellen, daß es Äußerungen menschlicher Gefühls- und Geisteszustände gibt, die zwar in der Nachbarschaft der bisher behandelten anzusiedeln, aber doch gesondert zu sehen sind. Dies auch insofern, als sie zumindest nicht erkennbar von endogenen oder exogenen Flüssigkeiten beeinflusst, also gewissermaßen als trocken zu bezeichnen sind. Wer nach Beispielen solcher Art forscht, ist nicht schlecht beraten, wenn er sich dazu der alpinen Literatur bedient, mögen seine Fundstücke zunächst auch ziemlich unbedeutend und harmlos erscheinen.

So etwa die Geschichte, in der liebe Bergkameraden vor einem langen, beschwerlichen Aufstieg einem ahnungslosen anderen einen riesigen Steinbrocken in den Rucksack schmuggeln; dieselben, die Stunden später geradezu rührend Anteilnahme beweisen, wenn ihnen der gefoppte Kamerad gesteht, heute in gar nicht guter Verfassung zu sein...

Oder eine Anekdote aus der Zeit, als zahlungskräftige Herrenbergsteiger dank der Tüchtigkeit der einheimischen Führer alpine Geschichte schrieben: Fragt da so ein Herrenbergsteiger den Wirt, der ihm einen Führer vermittelt hat, ob denn dieser auch geschickt und umsichtig genug sei. „Das will ich meinen“, drauf der Wirt, „dem sind schon zwölf Touristen abgestürzt, aber er selbst ist immer heil zurückgekommen...“

Weniger gemütlich klingt es schon, wenn gegen Ende dieser Epoche Eugen Guido Lammer, der wagemutige Führerlose und Alleingänger, den Prof. Schulz, ein prominentes Relikt aus der Zeit der Herrenbergsteiger, einen „alpinen Ritter von der traurigen Gestalt“ nennt. Geradezu ein Übermaß solch aggressiven Charms freilich zeichnet einen bestimmten, in Einzelexemplaren noch heute vorkommenden Typus von Alpinisten aus. Genügte es dem vor Jahren noch nicht, weniger extreme Bergfreunde den „Jochfinken“ oder „Hüttenwanzen“ zuzuordnen; nein, „Wandererschweine“ schienen ihm erst die richtige Gattung! So brandmarkt er heute die Zunft der Sportkletterer als Muskelmonster mit verkümmertem Hirn und als „weiße Riesen“. Wofür sich die nicht weniger streitbaren „weißen Riesen“ revanchieren, indem sie den Typ als abgeschlafften Opa und verbohrtten Hochgebirgsmonteur verlachen...

Das alles ist wohl witzig gemeint. Grund genug also, an dieser Stelle eine Betrachtung über den Begriff als solchen einzuschleiben. Ein großes Volkslexikon belehrt uns darüber folgendermaßen: „Witz, urspr. Verstand, Geist, Esprit; auch die Fähigkeit, überraschende und treffende Gedankenverbindungen herzustellen, die erheitern wirken. Davon abgeleitet die verbale bzw. bildl. Darstellung einer Begebenheit, die durch einen unerwarteten Ausgang (→ Pointe) zum → Lachen reizt. Die erheiternde Wirkung des W. wurde psychol. untersucht und teils auch als Befriedigung bei unerwarteter, harmloser Triebabfuhr aufgefaßt.“

Angelangt bei einem zweifellos kritischen Abschnitt dieser Erörterung ist es wohl angebracht, sich abermals an das Postulat der Unvoreingenommenheit zu erinnern, die solche Studien begleiten sollte. Wir wollen deshalb nicht vorschnell darüber urteilen, inwieweit die zuletzt geschilderten Beispiele in Zusammenhang mit Verstand oder gar Geist zu bringen oder doch mehr im Sinne harmloser Triebabfuhr zu verstehen sind. Obgleich für die Theorie der Triebabfuhr spricht, daß aus dem französischen Begriff Esprit verballhornend das deutsche „spritzig“ geworden ist. Woraus sich wieder die Auffassung ableiten ließe, es sei witzig, bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit verbalen Giftspritzen aufzufahren.

So nahe sie liegt, wir wollen uns auch mit dieser Theorie nicht zufrieden geben, ohne vorher untersucht zu haben, ob den zitierten Beispielen möglicherweise doch ein satirischer Gehalt

beizumessen ist. Als Parodie vielleicht auf die Sprache der Politiker mit ihren „geistigen Bürgerkriegern“, „Brandstiftern“, „Brunnenvergiftern“, „mittelmäßigsten Spießbürgern“, „Alpen-Churchills“, „reaktionären Maulhelden“ und „fünften Kolonnen“? Für diese Deutung spricht immerhin, daß ein Satiriker keineswegs soweit über den Dingen stehen muß, daß er das eigene Mißgeschick oder Unvermögen bloßzustellen bereit ist. Ihm ist es durchaus erlaubt, seinen Schnabel ausschließlich an anderen zu wetzen. Er muß in all seinen Attacken nur soweit Abstand und Überblick bewahren, daß er seine Mittel selber noch als Kunstmittel der karikaturenhafte Überspitzung zum Zwecke der Verdeutlichung begreifen kann.

Das könnte einem Bergsteiger immerhin noch leichter fallen als einem Politiker. Denn dieser muß – anders als der Bergsteiger – ja ständig an den nächsten Wahlkampf denken, was tief verinnerlichte Übertrumpfungszwänge als Berufskrankheit unschwer begreifen läßt.

Aber vermögen es die Bergsteiger, diesen Vorteil auch zu nutzen? Oder ist es nicht eher so, daß sie trotz ihrer geradezu beispielhaften Keuschheit der Politik gegenüber doch eine unverkennbare Verwandtschaft mit so manchem Politiker erkennen lassen? Dies vor allem durch die verbissene Ernsthaftigkeit, mit der auch sie ihre Zänkereien untereinander austragen. Und dabei Gefahr laufen, in blinder Verbissenheit nicht nur jeden Witz zu ersticken, sondern ihre karikaturenhafte Überspitzungen auch nicht mehr als Mittel zum Zweck zu begreifen, vielmehr selber dran zu glauben. Was letztlich bedeutete, daß sie eine zwar unfreiwillige, darum jedoch nicht minder possenhafte Grotteske darböten.

Wir sollten die Frage offen und uns lieber an einen halten, der ganz zweifelsfrei kein Dilettant der Grotteske und kein Zufallskomiker, sondern ein Meister seines Fachs gewesen ist: Karl Valentin. Wenn sich einer wie Karl Valentin ins Gebirge begibt, gar aufs Eis, nämlich auf eine Gletscherpartie, dann sind die Erwartungen seiner Freunde natürlich besonders hoch geschraubt. Der Karl Valentin ist denn auch tief gefallen, und zwar samt seiner ganzen Gruppe in eine Gletscherspalte. Doch zufällig war einer der Seilgefährten Flötist beim Bayerischen Rundfunkorchester. Der konnte zum Glück die Tonleiter blasen, über die sich alle Gruppenmitglieder aus der Spalte befreiten. Bis auf Karl Valentin! Der war als Schlußmann für den Aufstieg eingeteilt, und da ging ausgerechnet beim letzten Ton der Leiter dem Flötisten die Luft aus...

Wenn er das erzählt, legt es Karl Valentin also ganz bewußt darauf an, daß alle Welt über sein Mißgeschick oder seine Tolpatschigkeit lachen wird. Welchem Politiker oder missionsbesessenen Bergsteiger aber ist das schon zuzutrauen?

Wir sollten nicht ungerecht sein. Es gibt Bergsteiger, die zumindest selbst über sich lachen können. Einen Beweis dafür liefert Giuliano Giongo im letztjährigen Jahrbuch. Da schildert er einen Rückzug am Fitz Roy (Patagonien): „Plötzlich geschieht es. Mein Steigeisen verfängt sich in einer alten Leiter. Ich falle – mit dem Kopf nach unten. Quati, der mich wegen der Intensität des Schneesturms weder sehen noch hören kann, fährt fort, mir Seil

nachzulassen. Schließlich glaubt er, ich müsse schon an einem Vorsprung angekommen sein. Ich hänge aber noch immer mit dem Kopf nach unten hilflos da, einen Fuß im Eis verkeilt wegen der herabstürzenden Schneemassen, die sich gerade über mir in einem Kanal ansammeln und die mich bei jedem Versuch, mich wieder aufzurichten und meinen Fuß aus der Falle zu befreien, beinahe ersticken. Mein Kopf dröhnt und füllt sich mit Blut. In diesen zwanzig dramatischen Minuten habe ich Zeit, über mein Leben nachzudenken, aber ich habe auch Zeit zum Lachen, jetzt, da ich die Hoffnung auf Rettung aufgegeben habe...“

Damit ist der Bogen unserer Betrachtungen endlich zurückgeführt auf seinen Anfang: Denn kein Zweifel, dieser Giuliano Giongo ist aus demselben Holz geschnitzt wie der Vogel auf dem Leim. Wir erinnern uns, in welcher mißlicher Lage – no future im wahrsten Sinn des Wortes – sich dieser treffliche Vogel zu bewähren hatte, bis Wilhelm Busch, sein Schöpfer, ihm endlich zubilligte, daß er Humor habe.

Wir lernen daraus, daß Humor in dem Sinn, wie wir ihn durch unsere Ausführungen hinreichend als klassisch nachgewiesen haben, nicht vornehmlich dort zu suchen ist, wo's sowieso was zum Lachen gibt. Solcher Humor hat somit auch nichts mit der Politik von Strauß, dem Vogel also zu tun, der im Gegensatz zu dem bekannten bayerischen Weltpolitiker vor bedrohlichen Problemen ja lieber den Kopf in den Sand steckt, statt ihnen klar ins Auge zu blicken.

Nicht obwohl die Zeiten so sind, wie sie sind, schien uns das Thema deshalb für dieses Jahrbuch passend, sondern gerade weil sie so sind: Gerade weil wir am Beispiel des sterbenden Waldes vielleicht erstmals hautnah verspüren, daß auf dem Raumschiff Erde bald ähnliche Verhältnisse sich ausbreiten könnten wie an Bord des Kahns, auf dem die eingangs erwähnten Sängerkollektive so unentwegt vor Madagaskar lagen...

Gerade weil wir nicht blind das Mißtrauen übersehen, das die Großmächte innigst miteinander verbindet und zu ständig neuen Rüstungsanstrengungen drängt – und dies, obschon doch das bestehende Rüstungspotential längst ausreichte, alles Leben auf dieser Erde zigfach auszulöschen: während anderswo auf derselben Erde fehlende Mittel die Ohnmacht stabilisieren, täglich tausende von Kindern vorm Verhungern zu bewahren: Der ideale Boden also, aus dem neue Konflikte erwachsen...

„Überleben Sie auch?“, so begrüßten sich gegen Ende des 2. Weltkrieges, wie Erich Kästner berichtet, die Menschen im ausgebombten Berlin, wenn sie nach einem erneuten Bombenangriff auf der Straße unerwartet einem alten Bekannten begegneten... Das Beispiel ergänzte zwar vortrefflich unsere Argumentationskette. Dennoch könnte es, in den Zusammenhang dieser Betrachtungen gestellt, da zu hoch gegriffen, peinlich berühren. Denn dafür, daß dieses Beispiel angemessen wäre, geht's uns doch nach wie vor viel zu gut. (Es sei denn, wir hätten tatsächlich übersehen, daß die Lage, wie schon Konrad Adenauer mahnte, noch nie so ernst war.) Für unser Wohlergehen jedenfalls spricht eine zusätzliche Erkenntnis, die diese Studie nebenbei erbracht hat. Die nämlich, daß derzeit in „diesem, unserem Lande“



Zeichnung: S. Schrank

(beliebte Redewendung eines sehr bekannten Politikers und Valentinordenträgers) das Maß an Heiter- und Spaßhaftigkeit im Bierernst* nicht nur ein adäquates Gegengewicht findet, sondern mit diesem sogar häufig eine verblüffend harmonisierende Symbiose einzugehen vermag. Wohingegen der Humor kein so ausgeprägtes Biotop vorzufinden scheint.

Wir glauben also durchaus, einem nicht zu unterschätzenden Erfordernis der Zeit Rechnung zu tragen, wenn wir auf diesen Seiten einige Beispiele dafür bringen, wie sich das Bergsteigen und die Bergsteiger während verschiedener Epochen im Spiegel von zeitgenössischen Witzen, Satiren, Parodien und Karikaturen ausgenommen haben. Vertrauen wir dabei doch darauf, daß sich Bergsteiger trotzdem – oder gerade erst recht – zum Lachen entschließen können, sollte ihre Zunft und ihr Tun in diesem Spiegel auch nicht immer hehre und großartige, sondern eher skurrile Züge zeigen.

Keiner braucht sich ja persönlich betroffen zu fühlen. Angehen wird das alles eh immer nur andere...

Elmar Landes

*) Vergleiche die Verbindung dieses Begriffs mit der exogenen Flüssigkeit Bier; eine Erörterung der bemerkenswerten Tatsache, daß als Synonym für diesen Begriff der „tierische Ernst“ gilt, obwohl Tiere doch zwar viel, aber meist Wasser saufen, ist hier aus Platzgründen leider nicht möglich.

Bergsteigen im Spiegel der Karikatur – Ein Versuch

Fritz März

Die Karikatur reicht weit zurück in der Geschichte der Menschheit, bis ins neue Reich der Ägypter und umfaßt so einen Zeitraum von etwa 3500 Jahren. Die Form der Karikatur, wie wir sie heute kennen, entstammt dem 19. Jahrhundert. Hier gingen voran – wie könnt' es anders sein? – die Franzosen, die auch mit Daumier den Großmeister der Karikatur stellen. Spezielle Zeitschriften werden gegründet. Zuerst in Frankreich („Caricature“ 1830, „Charivari“ 1832), dann folgen England mit dem „Punch“ 1841, Deutschland



Oben: „Wollen die Herren aufs Joch?“ „Versteht sich!
...Warum?“ – „Der Steig gangat halt da links' nauff!“ – „Das
ist kein Steig für uns – auf dem kann jeder 'nauff!“

Aus „Die Bergkraxler“
Verlag von Braun & Schneider, München

mit den „Fliegenden Blättern“ 1844 und dem „Kladderadatsch“ 1848. Eben dieses Jahr ist mit der Freiheit des Geistes und der Presse so eng verbunden, daß es gerade für die Karikatur, vor allem für die politische Karikatur, sehr wichtig ist. Der „Simplicissimus“, gegründet 1896 und lange von Ludwig Thoma geleitet, erscheint zumindest uns Deutschen als Gipfelpunkt der Karikatur. Der aufkommende Tourismus, der Alpinist, wurde schon bald von den Karikaturisten aufgespürt. 1876 erscheint in der „Neuen deutschen Alpenzeitung“ die erste Karikatur. Natürlich war der Bergsteiger ein dankbares Opfer des boshaften Zeichenstiftes. Sein Tun hebt sich auch zu sehr ab von dem des normalen Bürgers (den ich keineswegs als Spießbürger bezeichnen möchte). Der Bergsteiger begibt sich freiwillig in Gefahr (die oft übertrieben wird), er schwitzt, hungert, friert und leidet sogar Durst (der den Spöttern besonderen Anlaß gibt). Der normale Mensch, besonders der Bauer, der sich zum Broterwerb damals ja noch körperlich mehr plagen muß als heute, hat dafür kein Verständnis und lacht den Bergsteiger aus. Noch dazu, da der Tourist ohnehin komisch gekleidet ist. Eine Bergsteigerbekleidung war noch nicht erfunden (und es wird noch eine Weile dauern, bis sie erfunden ist), man kleidet sich in englische Reisegewandung oder kostümiert sich mit der alpenländischen Tracht. Der Bergsteiger ist mehr als andere Sportler für die Zeichner eine Herausforderung oder besser ein Opfer, sie müssen ihn einfach persiflieren, auf Deutsch verspotten oder noch besser, wie der Bayer sagt, „derblecken“.

Als Künstler finden wir in der frühen Zeit der Alpinkarikatur Adolf Oberländer, in dessen Manier viele zeichnen, dann den Allgäuer Hengeler, später vor allem die bekannten Bergmaler Ernst Platz und Rudolf Reschreiter. Neben den „Fliegenden Blättern“ gibt es sogar eigene Publikationen, etwa bei Braun & Schneider, die sich genüßlich die Bergsteigerei und die Touristen vorknöpfen. Im *Simplicissimus*, kurz und liebevoll *Simpl* genannt, ist es vor allem der aus Südtirol stammende Thöny, aber auch die Norddeutschen Bruno Paul und Wilhelm Schulz und mit elegantem Stift der Wiener Ferdinand von Reznicek. Schade, daß sich Gulbransson nicht stärker mit Bergsteigen beschäftigt hat.

Der Tourist, gewissermaßen als Fremdkörper im Land, der sich im Habit zu anpassen versucht, die Einheimischen aber doch nicht versteht, war dankbares Opfer. Man zieht unwillkürlich Vergleiche zu den Touristen der heutigen Zeit, Weltreisende, die sich oft genug komisch ausmachen am Strand und im Gebirge. Was allerdings heute fehlt, sind die Sachsen, bekanntlich der reiselustigste Stamm der Deutschen, eingesperrt seit einer Generation. Geradezu bissig ist die Karikatur „Kassel auf Reisen“ von Wilhelm Schulz, die zwar in eine ganz andere Richtung zielt, auf allzu prüde Vertreter der Kirche nämlich, aber auch die Situation der Touristen trifft, denen das Verständnis fürs Land, das sie bereisen, abgeht. Die Zeichner verspüren manchmal auch das Bedürfnis, Bergsteigen und Kultur in Gegensatz zu bringen, wobei freilich bei genauerem Hinsehen Kultur sich meist als das entpuppt, was wir eigentlich als Zivilisation verstehen. Der Gegensatz ist eben der verschwitzte verdreckte Alpinist zum gepflegten wohlriechenden Dandy, der sich, ein wahrer Snob, die Achselhöhlen dreimal am Tag mit Kölnisch Wasser wäscht. C'est la vie!



Links: „Adolf, da gucke mal. Der Herr is in der Gägend zehause. Der is's ganze Jahr Diroler“

Aus: *Simplicissimus*, Jahrg. 1924
Zeichnung: Karl Arnold



Oben: *Kassel auf Reisen* (Aus der *Kasseler Pastorenzeitung*): „Unser teurer und verehrter Mitbruder... mußte auf seiner Erholungsreise durch Südtirol beständig auf der Hut sein, um seine Familie vor dem Anblicke der Nuditäten zu bewahren.“
Aus *Simplizissimus*, Jahrgang 1910.

Zeichnung:
Wilhelm Schulz

Links: „So, Willem—nu jodle noch mal un' denn wieder rin in die Kultur!“
Aus: *Simplicissimus*, Jahrgang 1922

Zeichnung:
Ernst Thöny

Ganz links: Aus der *Kneipzelung* des AAVM, Jahrgang 1925
Zeichnung:
Rudolf Reschreiter

Merkt's Euch, Bergsteiger!

Wer sich Achselhöhlen nich mindes- tens dreimal im Tag mit Eau de Co- logne wäscht, is'n Swain! Tja!





Ober: Rettungsexpedition:
*„s Luada werd hoffentlich
 ganz hin sein, daß mir'n gleim
 aberkugeln kinnen.“*

Aus: *Simplicissimus*,
 Jahrgang 1913
 Zeichnung:
 Ernst Thöny



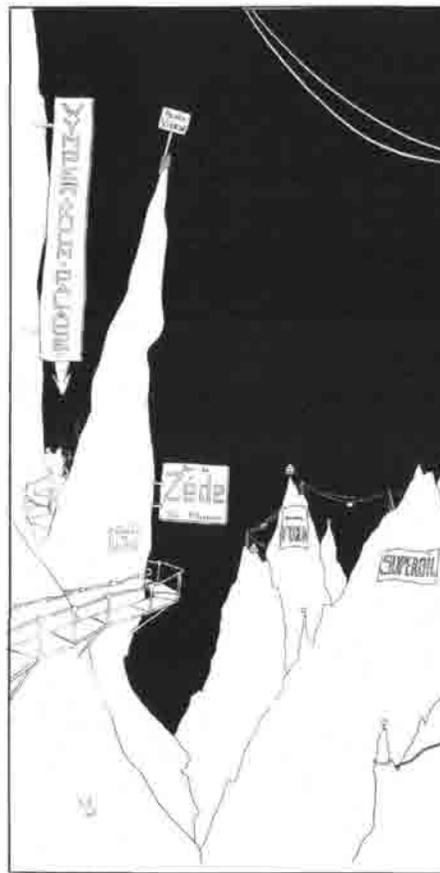
Ein besonderes Kapitel bilden die Bergführer, ohne deren Hilfe mancher „Herr“ Tourist nicht auf den Gipfel gekommen wäre. Freilich herrschten da früher manchmal rauhe Sitten. Das Führerwesen war noch nicht so organisiert wie später, die Führer nicht entsprechend ausgebildet. Und unter den „Herren“ gab es manche, die keine Herren waren, die um den Lohn feilschten und das Trinkgeld vergaßen. Wenn die Führer zu einer Rettung oder gar Bergung gerufen wurden, mußten sie irgendeine Arbeit, sei es eine Führung oder das Heuen stehen und liegen lassen und, anstatt den Lebensunterhalt zu verdienen, umsonst Leute retten oder bergen, die vielleicht Opfer ihres eigenen Leichtsinnes waren.

Einen breiten Raum nehmen Zukunftsvisionen ein, wobei im Vordergrund die Überschwemmung der Berge mit Menschenmassen steht. Wir, die wir heute tatsächlich im Zeitalter des Massentourismus leben, sehen vielleicht mit einigem Erstaunen, wie die Humoristen in grauer Vorzeit die Entwicklung bereits erahnten. Das (damalige) Heute wird mit dem (heutigen) Morgen verglichen und es ist fast beklemmend zu sehen, wie sehr die Ahnungen von damals den Tatsachen von heute entsprechen. Es hat den Anschein, daß die damaligen Karikaturisten auch schon im Strom einer Entwicklung standen, der sie dann veranlaßte, ein, zwei Generationen weiterzudenken. Und was wird in wieder einigen Generationen sein? Samivel hat mit seinem unvergleichlichen sarkastischen Stift versucht, die Vision vom Alpinismus im Jahre 2000 und dann noch einmal im Jahre 3000 aufzuzeigen. Dabei muß man bedenken, daß diese Zeichnungen bereits zu Anfang der dreißiger Jahre entstanden sind. Zwar sehen die Alpen anno 2000 recht trist aus, aber es gibt noch Bergsteiger. Doch im Jahre 3000 sind die Alpen wüst und leer bis auf ein paar armselige Relikte, eine Sardinenbüchse etwa. Warum? Gibt's keine Bergsteiger mehr oder gar keine Menschen?

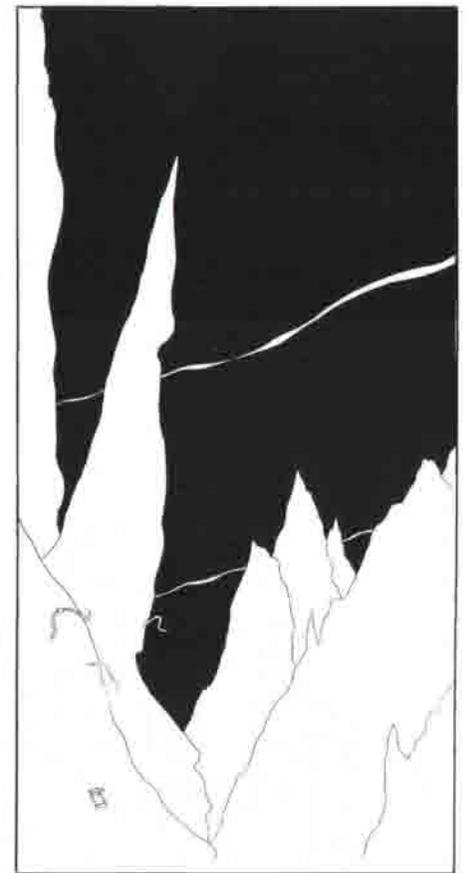
Unten und rechts:
Aus Sous L'oeil des
choucas
Zeichnungen:
Samivel



Le guide (très diminué)



L'Alpinisme en l'an 2000



L'Alpinisme en l'an 3000

Daß die Entwicklung der alpinen Technik, ja die rechte Art bergzusteigen, nicht nur immer wieder diskutiert wurde, sondern auch den Leuten mit Humor Anlaß gab, den Meinungsstreit grafisch darzustellen, dürfte klar sein. Allerdings fehlt die oft unversöhnliche Schärfe über das „richtige Bergsteigen“, die verbal manchmal mit geradezu missionarischem Eifer betrieben wurde.

Dagegen nehmen sich die Karikaturen geradezu harmlos aus. Aber der Mensch mit Humor kann halt schlecht Missionar spielen. Wenn er die Schwächen der Mitmenschen aufzeigt, ist er wohl seiner eigenen Unzulänglichkeit bewußt. Leben und leben lassen ist seine Devise. Oh, würde diese heute auch nur etwas mehr gelten! Manchmal hat man den Eindruck, in einem geradezu „missionarischen“ Zeitalter zu leben.



Seite 208 unten: tempora
mutantur...

links:

...et nos mutamur in illis.

Aus der Kneipzeitung des
AAVM Jahrgang 1919

Zeichnungen:

Rudolf Reschreiter

Rechts: Der zürnende Geist
des Hermann v. Barth

Unten: „der sittlich entrüstete
Pavian: Aber meine Herren
Menschen! Das ist entschie-
den unlauterer Wettbewerb!“

Aus der Kneipzeitung des
AAVM. Jahrgang 1911
Zeichnungen: E. Platz



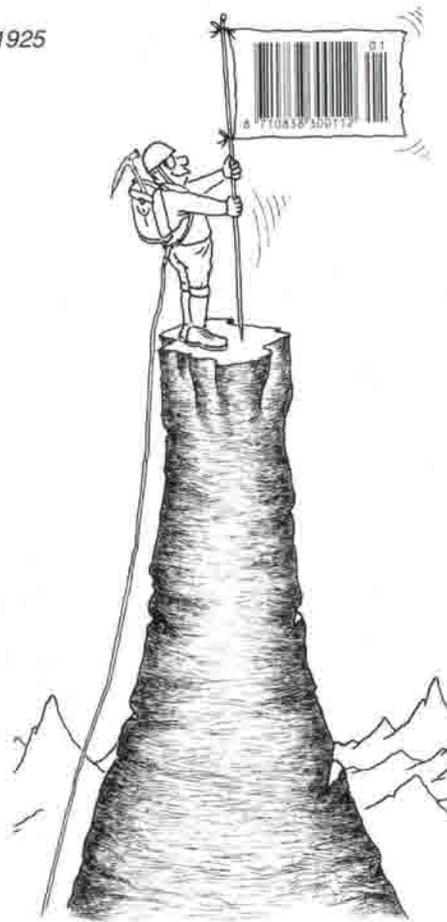
Untere Bildleiste
v.l.n.r.: Paries La-
liderea – wer wird
wohl weiterkom-
men? (l), energie-
sparender Ge-
steinsbohrer (M), re-
volutionäre Eis-
technik (r).



Aus den Kneip-
zeitungen des
AAVM Jahrgang
1900/1922/1926

Unten: In der Dent d'Herens-Nordwand
 Aus der Kneipzeitung des AAVM Jahrgang 1925
 Zeichnung:
 Rudolf Reschreiter

Rechts: Aus „Höhenrausch“ (1983)
 Rosenheimer Verlagshaus
 Zeichnung: Fred Marcus

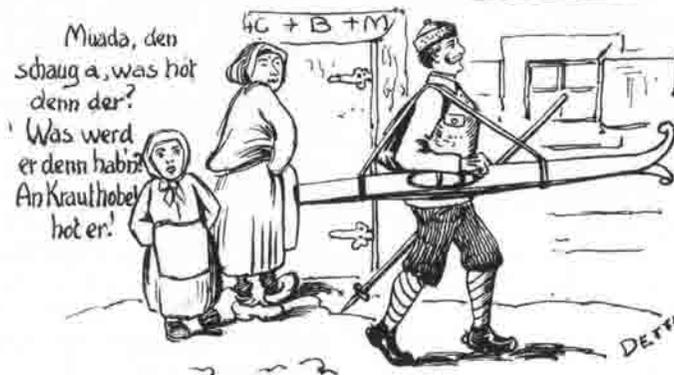


Hermann von Barth freilich blickt vom Himmel gar streng herab auf Verunzierungen der Alpen, die es zu seiner Zeit noch nicht gab. Dem Pavian gestehen wir die sittliche Entrüstung über die unlautere Konkurrenz gerne zu. Während man sich bereits um 1900 an der Lailiderer mit Haken sicherte (und am höchsten erreichten Punkte seine Visitenkarte deponierte), ahnt man in den zwanziger Jahren die Technik (zum Beispiel den Bohrhaken) voraus. Daß Allwein 1925 bei der Erstersteigung der Nordwand der Dent d'Herens ungewöhnliche Methoden anwandte ist bekannt, wenn auch nicht solche wie ihm die Kneipzeitung des AAVM andichtete. Der heutige Zeichner Marcus zeigt uns (im „Höhenrausch“), daß beim Bergsteigen auch das Computerzeitalter angebrochen ist.

keineswegs so. Daß um 1900 die Skier für einen Krauthobel gehalten wurden, mag verständlich sein, tituliert doch mancher Skifahrer heute noch seine Brettli so, wenn er glaubt, sie seien an seinem Sturz schuld. Aber die Zeichnung von 1910 „Kampf um die Alpen“ zeigt uns so recht, daß der „wahre Alpinist“ nichts von dem neumodischen Zeug hielt und sich wacker aber mühsam mit Schneereifen durchschlug. Daß das Skifahren nicht mehr aus der Mode kommen möge, diesen Wunsch nimmt man der eleganten jungen Dame von F. von Reznicek gerne ab. Wenn man einen Telemark so kann! Wir wissen: Es kam nicht aus der Mode, das Skifahren, im Gegenteil, für manche, die es gerne einsam hätten, ist es zuviel in Mode gekommen. Und der Telemark kommt gerade wieder in Mode. Die Zeichnung Rezniceks ist eigentlich keine Karikatur mehr, sie macht sich nicht über das Skifahren und nicht über die Skifahrerin lustig. Eher ist es einfach eine Huldigung an den Sport und die Dame.

Ein Exkurs sei dem Skifahren gewidmet. Wenn heute Skifahren ganz selbstverständlich Bergsteigen ist, so war das anfangs

Rechts: der Unverständene



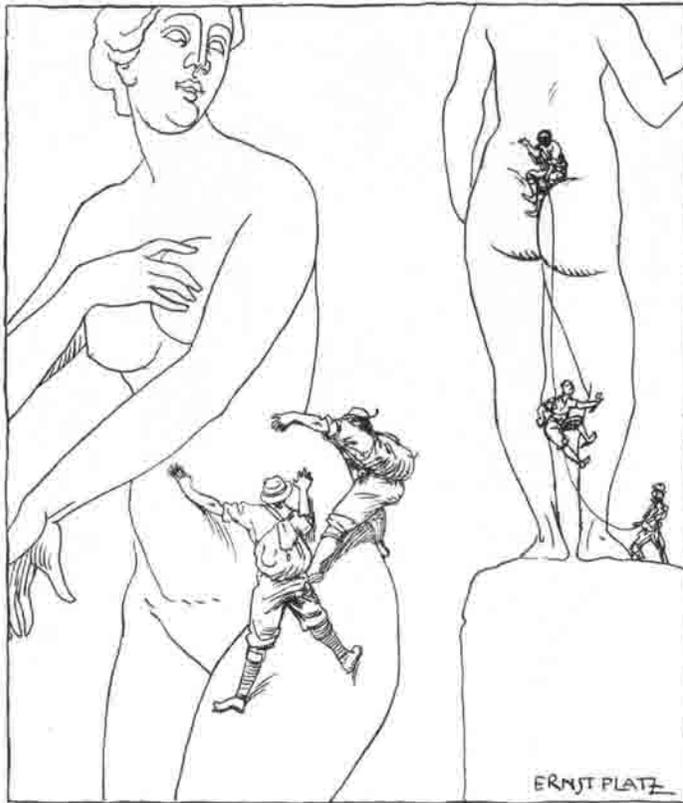
Muada, den
 schaug a, was hot
 denn der?
 ' Was werd
 er denn habiz
 An Krauthobel
 hot er!

Bild oben rechts:
 „Kraxler Europas: Waret eure
 heiligsten Güter!“ (eine „alpine
 Blockade“)

Aus „Alpinissimus“ Faschings-
 zeitung der Sektion Bayerland,
 Jahrgang 1904

Aus der Kneipzeitung des
 AAVM Jahrgang 1910
 Zeichnung: Ernst Platz

Zeichnung:
Ernst Platz



Bergsteiger sind harte Burschen, trotzen Gefahr, Wind und Wetter. Deshalb sind sie den Frauen abhold, führen ein enthaltsames Leben. Und deswegen nahmen die „echten Bergsteigersektionen“ und extreme, außerhalb des Alpenvereins stehende Clubs, besonders die akademischen, aber auch etwa „Hoch Empor“, der kleine exklusive Münchner Kreis, keine Damen auf. Der Schweizer Alpenclub hat sich der Weiblichkeit erst vor noch nicht ganz zehn Jahren geöffnet und der DAV hat in München drei Sektionen von Hagestolzen. Sie sind also dem Weiblichen abhold? Mitnichten, lieber Freund! Gerade die sind nämlich die Schlimmsten! (Der Verfasser dieses, selbst einer „hagestolzen“ Sektion zugehörig, ist Zeuge.) Gerade von denen stammen nämlich diese üblen Zeichnungen, entstanden in einer Zeit, die noch keinen „Playboy“ – deutsche Ausgabe natürlich – kannte. Oh, welch verbogene Moralritter müssen das wohl sein? Ach mitnichten! Vielleicht verstehen die nur mehr von Frauen und wissen, daß ein gewisser Abstand (der sich ja von Fall zu Fall schnell verringern läßt) die Spannung erhält.

Alpinisten sind Helden, Bergsteigen ist gelebtes Heldentum. Wir wissen das und ehren unsere Helden. Sie sind uns Vorbilder, wir lauschen ihren Vorträgen, bestaunen ihre Filme, lesen ihre Bücher (jedenfalls kaufen wir sie), lassen uns willig sagen, welche Ausrüstung sie empfehlen. Kurzum, wir nehmen sie ernst. Und das gehört sich auch so. Es ist einfach ungehörig, ja ungezogen, Witze über sie zu machen, sie womöglich nicht ernstzunehmen. Und doch gab es solche Alpine Denkmalschänder, verruchte Gesellen, denen nichts, aber gar nichts heilig war. Hauptsächlich zu diesem Zweck gaben sie sogenannte Kneipzeitungen heraus (etwas besseres hatten sie wohl nicht zu tun?). Solche Kneipzeitungen waren ursprünglich ein studentischer Brauch, sie erschienen zu den alljährlichen Stiftungsfesten der Verbindungen. Die akademischen alpinen Clubs übernahmen den Brauch. Dort saßen vielfach auch die extremsten Bergsteiger. Kein Wunder, Studenten hatten einfach mehr Zeit. Für die anderen waren 50 Stunden im Büro oder der Werkstatt üblich, 48 schon ein Fortschritt. Und doch ließen sich auch andere „scharfe“ Sektionen zur Herausgabe von Kneipzeitungen anregen. So sind von Bayerland eine Anzahl Blätter überliefert, teils auch mit anderen Namen, z.B. „Bayerländerlis'1“. Ähnliche Blätter, vielfach Faschingszeitungen, gab es auch bei anderen Sektionen, doch nur von der Sektion Bergland in München ist uns eine solche Faschingszeitung erhalten. Nachforschungen in Wien blieben ergebnislos. Fast lückenlos jedoch sind die Kneipzeitungen des Akademischen Alpenvereins, kurz AAVM, von 1900 ab mit zwei kriegsbedingten Unterbrechungen bis 1961 erhalten. Ab da schief der Brauch ein. Warum? Vielleicht gäbe es Antworten, doch wir wollen heute das anschauen, was wir haben.

Alpine Helden zu verspotten, sogar manchmal Denkmäler zu schänden, hatten diese kleinen Vereine Gelegenheit genug. Die Bergsteiger schärferer Richtung, die sie sich in den Satzungen jeweils als Mitglieder wünschten, suchten die Gemeinschaft der Gleichgesinnten. Heute ist das nicht mehr so der Fall. Doch werden heute bekannte, erstklassige Bergsteiger zwar kritisiert, zu oft bierernst kritisiert, ja manchmal gar beschimpft, aber höchst selten „derbleckt“. Freilich muß man diese Karikaturen auf ihrem



Jünglingsträume

Aus der Kneipzeitung des
AAVM
Jahrg. 1901
Zeichnung:
E. Platz



Unten: Der „kleine Enzian“ – Ernst Enzensperger, der große Förderer des Jugendwanderns und auch erste Jugendreferent des DAV



St. Prof. Ernst Enzensperger

SPEZIALAUFNAHME für die KNEIFZEITUNG

Hintergrund sehen. Wenn der Zugspitzmeteorologe Josef Enzensperger, der „höchste Beamte Deutschlands“, im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder der „große Enzian“ genannt, auf dem Bett dargestellt wird, halt deswegen, weil der Zeitvertreib außerhalb des Dienstes hauptsächlich Schlafen war. Kein Fernsehen, kein Radi, kein Garnix. Nur ein Hund. Außerdem illustrieren diese Zeichnungen oft Texte, die wir, weil wir uns mit Karikaturen beschäftigen wollen, aussparen. Und noch mal scheint der „große Enzian“ auf, als Forscher auf den Kerguelen, wo er allein

überwintern sollte. Verdammst viel echte Einsamkeit haben diese Burschen schon ausgehalten. Das heißt, Enzensperger hat die Kerguelen doch nicht ausgehalten. Aber nicht an der totalen Einsamkeit ging er zugrunde, sondern am Vitaminmangel. Beriberi nennt man diese Krankheit, die wir Europäer nicht mehr kennen.

Jede Menge bekannter Namen werden durch den Kakao gezogen, Namen, die sich im „Heldenbuch der alpinen Geschichte“ verewigt haben, sagte man geschwollen. Und deshalb nahm man

Der „große Enzian“ allein auf den Kerguelen (oben) und als Zugspitzmeteorologe (rechts)

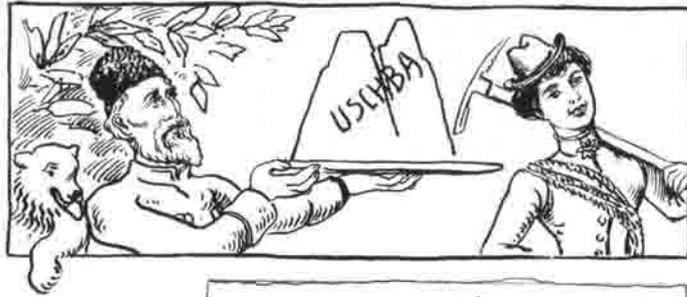


Aus den Kneipzeitungen des AAVM Jahrg. 1900/01/21

Alle Zeichnungen: Ernst Platz

Links: Paul Bauer
auf dem Podest dessen, dem Ehre
gebührt und ... in „schon
recht privater Situation“
(unten)

Aus den Kneipzeitungen des AAVM
Jahrg. 1925/1928



Oben: Sie nahm
den Uschba,
verschmähte
aber den Für-
sten

Aus der Fa-
schingszeitung
der Sektion
Bayerland,
Jahrg. 1904

Rechts: Der Al-
pinist wie er sein
soll – oder:
Heinrich mir
graust vor dir

Aus der Kneip-
zeitung des
AAVM Jahrg.
1922

Zeichnung:
R. Reschreiter



Der Alpinist, wie er sein soll. oder:
„Heinrich mir graust vor dir!“

Seite 215 links: Vortragsredner
wörtlich genommen:
Oben: „und in diesem Moment zog noch
einmal mein ganzes bisheriges
Leben...“
Darunter: „Ein letzter Blick traf die
Jungfrau“

sie aufs Korn, zum Beispiel Heinrich, vor dem mir graut. Er war übrigens ein ganz früher Naturschützer, dieser Heinrich, sammelte im Gebirg Büchsen, Papier und Glasscherben, um sie zu beseitigen, und bekam so den Spitznamen „Glasscherbel“. Wo sind sie eigentlich geblieben diese Spitznamen (zum Beispiel Oertel = Lokulus)? Ist ihr Aussterben ein Mangel der Zeit? Mangel an Humor?

Eugen Allwein, der den Pik Lenin bestieg und eine ganze Menge Piks noch dazu, schwerste Führen in den Alpen legte und 1929 und 1931 am Kantsch dabei war, wo er die damalige Rekordhöhe von 7800 m erreichte, war ein dankbares Objekt. Man konnte ihm auch viel andichten, denn ob er Berlin auf der Fahrt in den Pamir tatsächlich auf dem stillen Örtchen passierte, sei dahingestellt. Jedenfalls hatte er „preußische Freundschaften“, die lebenslang hielten. Aber der „Alisi“ paßte halt so in gar kein Schema – drum war er immer wieder dran. Völlig respektlos auch die Reaktion auf die erste deutsche Himalaya-Expedition 1929, die zwar den Kantsch nicht bezwang, aber eine international bewunderte Leistung erbrachte. Quos ego, „ich blas euch was“, sehr frei übersetzt, tönt der Bergegeist und leert sein Nachthaferl über die Helden. Der Leiter dieser Expedition und vieler anderen, Paul Bauer, wird einmal aufs Denkmal gestellt, zum anderen aber schon in recht „privaten“ Situationen karikiert.

Beliebt war auch, Vorträge zu kritisieren. Sei es, daß man die Äußerungen des Redners wörtlich nahm, oder den Passagen einen etwas anderen Sinn gab, oder auch dem Vortragenden einfach auf die Schliche kam. Wie gut würde solche Kritik manchem Vortrag heute tun!

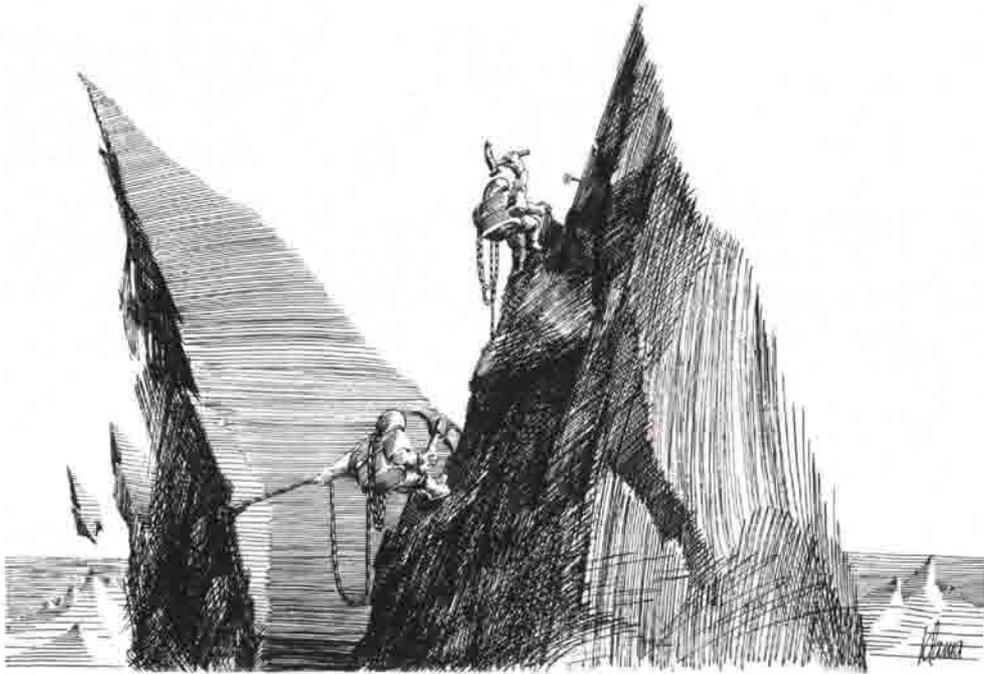
Jede Karikatur, ganz besonders die aus den Vereinszeitungen, ist im Zusammenhang zu sehen. Oft wird nur ein Vorfall karikiert, der einem begrenzten Kreis bekannt ist. Wichtig ist in jedem Fall der Hintergrund, vor allem der der Zeit. Viele Karikaturen geben uns Aufschluß über die Zeiten, rufen uns Umstände zurück, die wir vergessen haben oder vielleicht verdrängen wollen oder die wir im Lauf der Zeit ausgeschmückt haben. Liebe Erinnerungen, weil wir – Gott sei Dank – das Unangenehme verdrängen. So werden manche Karikaturen zu Zeitdokumenten, mögen sie auch nur ganz kleine Dokumente ihrer Zeit sein. Oder es werden auch Episoden der alpinen Geschichte, wie zum Beispiel die mit dem Uschba (oder sagt man die Uschba?) erzählt. Cenzi von Ficker, später verehelichte Frau Sild, die ihre Buben im Krieg und den Bergen verlor und jahrelang der gute Geist vom Karwendelhaus war, war um die Jahrhundertwende als Frau mit am Uschba. Der Fürst von Swanetien, in dessen Gebiet der Uschba lag, schenkte der schneidigen Cenzi, die es ihm wohl sehr angetan hatte, mit allen Formularitäten den Uschba. Sie nahm den Uschba, verschmähte aber den Fürsten.

Viel, sehr viel könnte man noch kramen in alten Blättern, stöbern nach alten Karikaturen. Es tut sich wirklich eine Welt auf, eine Welt des Humors, verwoben mit der alpinen Geschichte. Wenn ich jetzt, nachdem ich nur wenig gestöbert habe, aufhören muß, dann deshalb, weil es sonst ein ganzes Buch gäbe. Darum habe ich drübergeschrieben: Ein Versuch. Womit sich der Verfasser verabschiedet mit einem Konterfei, das liebe Freunde vor Zeiten verbrochen haben.

Rechts: Der respektlose Berggeist vom Kantsch 1929
 Zeichnung: Ernst Platz
 Darunter links: Dr. Eugen Allwein – Alisi – durchreist Berlin
 Rechts daneben: Der Autor, portraitiert von lieben Freunden



Alle Abbildungen auf dieser Seite aus den Kneipzeitungen des AAVM der Jahrgänge 1923/25/28/29/49



Karikatur – Parodie des Bergsteigens und Bergsteigen als Parodie des Lebens

Helmuth Zebhauser

Er will hinauf, nichts wie hinauf, und wenn er endlich oben ist, muß er wieder runter. Er sucht die Einsamkeit und landet im Verein der Einsamkeitsuchenden. Er denkt sich ein Spiel aus, ein ganz und gar nichtsnutziges, im Vertikalen. Und findet Nutzen. Er liebt die unberührte Natur und zertritt sie.

Wie hieß das noch: Bergsteigen als Lebensform.

Neu und wöchentlich immer wieder kompaktfrisch abgepackt: Abläufe eines ganzen Lebens, kurz gerafft für ein Wochenende. Wir verkleiden uns und summen in unserem Romantikwinkel des Herzens. Oder ballen die Faust zur Hobbytat. Wir blasen das Sonntagsego auf. Parodieren uns. Spielen, wie wir gerne wären. Und der Betrachter von Karikaturen klatscht sich auf die Schenkel.

Bergsteigen ist eine absurde Tätigkeit. Es erscheint wie eine Karikatur normalen menschlichen Fortbewegens. Der Mensch ist von Natur aus eher für Savannen, für fruchtbares Flachland, vielleicht noch für mild wogende Hügellandschaften gemacht. Zur Not kann er auch in den Wäldern mit jagdbarem Getier leben oder in Heidelandschaften mit Rosafärbungen im Abendsonnenschein. Der Mensch – ist vermutlich für das milde Land vor den Bergen erfunden und nicht von vornherein geschaffen für kahle Steinhäl-

den, zugige Grate, windige Höhen, abschüssige Flanken und naßkalte Gletscher.

Dennoch gehen die Menschen ins Gebirg. Sie steigen berg. Sie machen Alpinismus.

Wer das dann sieht und betrachtet, diesen Individualistenwahn im Massenauftrieb, die Allüren, Unsitten, Eigenheiten, Einbildungen und Torheiten vieler Bergsteiger, die verschrobenen Manieren mancher Sonntagsbergwanderer und die hybriden Modernitäten der Sportkletterer, den wundert es nicht, wenn sich Karikaturisten mit spitzer Feder auf all das stürzen. Die Zeichner sezieren denn auch genüßlich. Es wird in Tusche Kritik zelebriert. Oft mit Engagement, dabei meist in gelassener Distanz.

Gleichwenn nun der Bergsteiger selbst schon als Karikatur erscheint, darf doch nicht geschlossen werden, die Kopie einer solchen Realität sei schon wieder Karikatur. Denn Karikatur ist mehr als die Kopie einer skurrilen Wirklichkeit, mehr als die Niederschrift einer komischen Situation. Sie ist mal Spott, mal Persiflage, gelegentlich Satire, auch bissiger Humor oder sogar Sarkasmus.

Werden die begeisterten Schilderungen vieler Alpinisten beim Maßkrug verfaßt?



Aus der Weihnachts-Kneipzeitung des AAVM von 1905

Zeichnung: E. Platz



Karikatur ist eine an die Allgemeinheit adressierte individuelle Kritik. Sie ist dabei mal schamlose und oft beschämende Übertreibung, mal verrückte Abkürzung und mal ausschweifende Prosa. Sie ist alles in allem eine Parodie eines an sich aberwitzigen Tuns: Auf Gipfel steigen, auf denen es nichts gibt und die – mit einer einzigen Ausnahme – immer auch noch niedriger als andere Gipfel sind. Der Karikaturist zeigt auf diesen Drang zu relativen Gipfeln und auf die absurden Wege. Er deutet auf eingebildegte Gipfelerlebnisse. Er deutet auf jene, die dort hocken, wo andere schon hocken, aufeinander, nebeneinander, oder inmitten Müll, oder unter einem Parkplatzschild.

Karikatur ist engagierte Bildsprache ganz eigener Art und Qualität. Ein Karikaturist zeigt im allgemeinen nicht mit erhobenem Zeigefinger. Er deutet zwar auf etwas hin, aber er zeigt nicht direkt und nie in Lehrer-Manier, sondern sanfter und schärfer zugleich, indem er abwandelt, überzeichnet, pointiert.

Seite 216 oben: Aus „Höhenrausch“ – Der Alpinismus in der Karikatur
Rosenheimer Verlagshaus, 1983
Zeichnung: D. Klama

Das Ergebnis: Ein Betrachter schmunzelt. Ein anderer findet die Zeichnungen gar nicht lustig. Ein dritter meint gar, das sollte Witz sein. Tatsächlich ist die Karikatur vielfältig und in ihrer Wirkung ambivalent. Jedenfalls zielt die Karikatur parodistisch auf verdeckte Wahrheiten. Sie enthüllt, weist hin, spottet zuweilen, ist zugleich nachsichtig, stimmt oft ein wenig traurig, zeigt menschliche Schwächen.

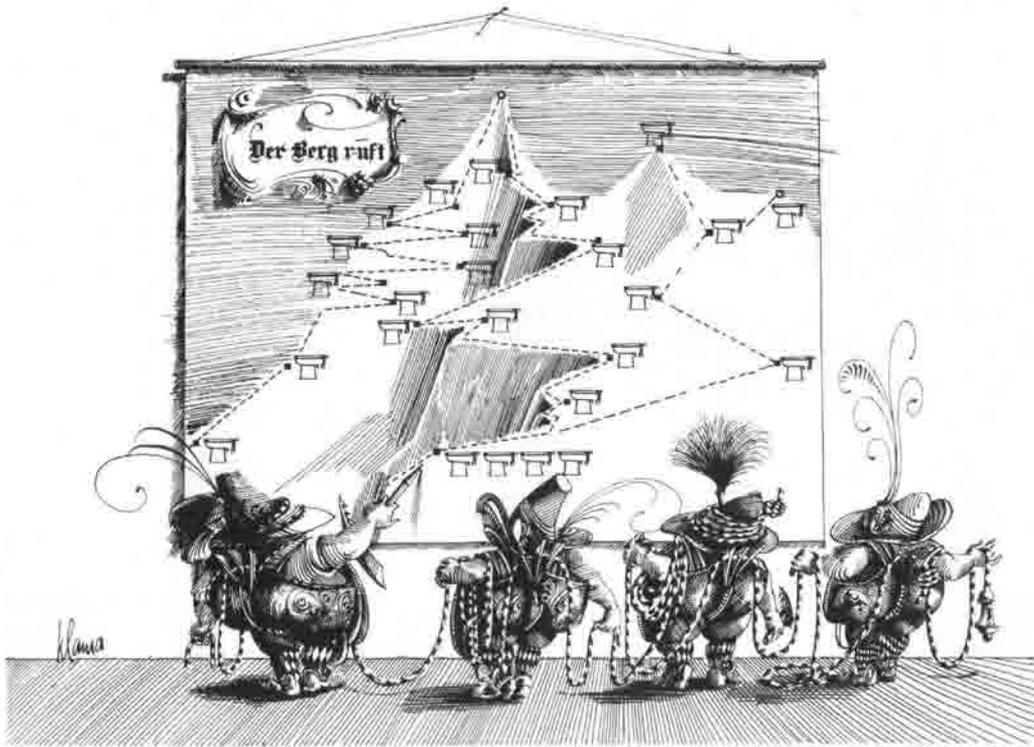
So oder so, die Karikatur läßt den Betrachter manchmal irritiert, gelegentlich amüsiert und recht oft nachdenklich zurück.

Die wirklich gute Karikatur ist meist nicht reine Satire. Sie spottet zwar auch und will entlarven, aber sie gibt nicht wie die Satire ihren Gegenstand der Lächerlichkeit preis, gar der Verachtung und der Entrüstung. Karikatur ist nachsichtiger. Der Karikaturist spießt die Torheiten des Alpinisten auf und sagt zugleich:

I like him.

Und die Karikatur ist auch nicht Ironie, sie will nicht wie diese unter dem Schein der Ernsthaftigkeit lächerlich machen.

Oben: Aus „Höhenrausch“ – der Alpinismus in der Karikatur
Rosenheimer Verlagshaus, 1983
Zeichnung: E. Hürlimann



Aus: „Höhenrausch – Der Alpinismus in der Karikatur“

Zeichnungen:
D. Klama

Sie zielt nicht wie die Ironie auf komische Vernichtung. Sie ist vielmehr komische Belebung. Sie regt an zur Besinnung. Wo sie ernsthaft engagiert wird und Humor zurücktritt, verfehlt sie sich selbst.

Die Karikatur und der Cartoon hängen sich gerne an die menschlichen Schwächen, überzeichnen diese, stellen sie bloß. Die Bergsteiger machen es den Karikaturisten nicht allzuschwer mit ihren Tischtuchhemden und roten Strümpfen, mit Lodenjanker und plärrendem Rucksackradio.

Der Karikaturist deckt solche Maskerade schonungslos auf: Trenkerhut wird zum Tölzer Schützenhut.

Vereinsabzeichen wird zum Gamsbart.

Rote Strümpf' werden zum Wadelkleid mit bayerisch-weißblauen Rauten.

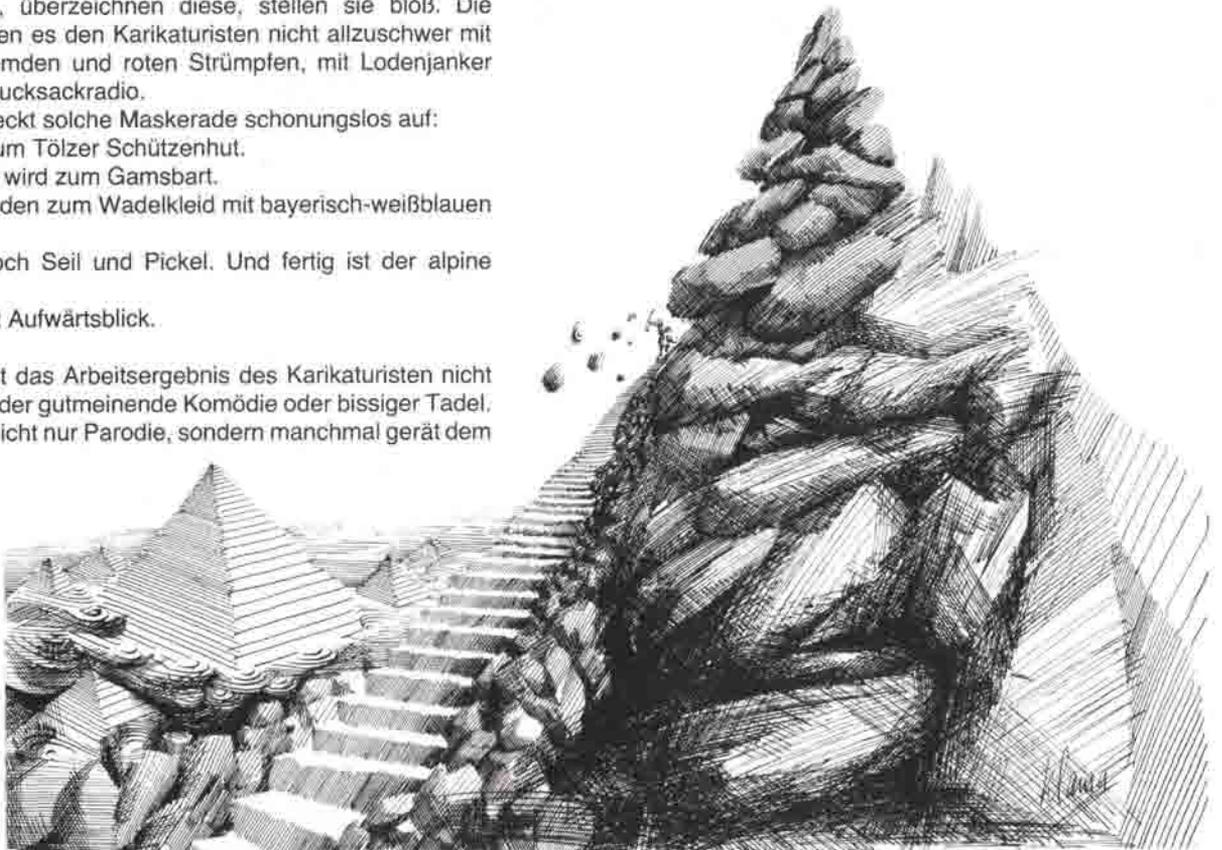
Dazu kommen noch Seil und Pickel. Und fertig ist der alpine Kraxler.

Der Jodeldepp mit Aufwärtsblick.

Manchmal aber ist das Arbeitsergebnis des Karikaturisten nicht Spott oder Hohn oder gutmeinende Komödie oder bissiger Tadel. Manchmal ist sie nicht nur Parodie, sondern manchmal gerät dem

Karikaturisten in der Liebe zum Strich seine Hintergründigkeit in einen fantastischen Realismus:

Mensch, Handlung und Person treten weit zurück. Der literarische Anteil entschwindet und das Gewirk der Striche selbst fängt an, als Grafik zu reden.



Voll von lustigen Szenen?

Humor in der Alpinliteratur

Martin Lutterjohann

Spurenelemente von Humor in der Alpinliteratur oder eben diesbezügliche Fehlannonce sollte Marin Lutterjohann feststellen und sein Suchergebnis für dieses Jahrbuch interpretieren. Als mögliche Einstiegshilfe in dieses Unterfangen stand ihm das Manuskript des „Vorwortes“ zum voranstehenden Beitrag „Kein Biotop für Humor?“ zur Verfügung (d.Red.)

Da hat mir der Elmar Landes vielleicht wieder ein Thema aufgebrummt: Humor in der Alpinliteratur! Was gibt es darüber schon zu schreiben?! Womöglich eine akademische, „bier- oder tierisch ernste“ Betrachtung. Das wäre natürlich „typisch deutsch“. Ich saß einmal in einer Fernsehdiskussion gleichen Titels im Publikum, und mein einziger Beitrag für die Millionen gedachter Zuschauer war der mit ernster Stimme in das zu mir herübergeschwenkte Mikrofon gebellte Vorwurf, selbst über Humor, den wir ja bekanntlich nicht haben, würden wir hier noch pedantisch streiten. Und ich ausgerechnet soll über mögliche Humordefizite in der deutschsprachigen Alpinliteratur schreiben? Solche gibt es doch gar nicht. Sind unsere Berggeschichten nicht voll von lustigen Szenen?

„Langsam nachlassen“ – Ich recke mich, lange sehr weit hinauf. Nun verspüre ich einen Griff, umklammere fester diese Felsschuppe. Für einen kurzen Moment überlege ich: Ist der Griff groß genug? Kann ich mich daran festhalten?

Dann rufe ich hinunter: „Seil locker!“ Der Zug läßt nach. Die zweite Hand greift empor. Die Finger verkrallen sich förmlich im Fels. Nun hängt mein ganzes Gewicht an den Fingerspitzen. Die Füße rutschen vom Fels, baumeln in der Luft, der Haken, der noch vor wenigen Sekunden meinen Körper hielt, springt heraus und rasselt am Seil hinab. Nun bleiben mir nur mehr zwei Möglichkeiten: Auslassen bedeutet Sturz, einen gewaltigen Sturz bis hinab. Beide Freunde müßten mit... Also hinauf!

Auf die Zähne gebissen... Und nun schnell. Das Seil kommt nicht nach, es zieht mich nach hinten. Die Finger wollen nicht mehr, sie versagen ihren Dienst. Verzweifelt dränge ich nach oben, mit den Knien helfe ich nach. Und endlich – in letzter Sekunde – liegt der Überhang unter mir, ein befreites „Nachkommen“ kommt aus meiner heiseren Kehle.“ (Hermann Buhl: „Achttausend drüber und drunter“)

Was? Das ist nicht typisch? Dann eben eine andere:

„Meine Felslaufbahn war recht scharf angesteckt. Der enge, schwere und lange Kraftkamin, der berühmte, spindelförmig verdickte Riß, den man, wenn man am Stripsenjochkreuz steht, drüben ganz rechts in den Sockelwänden, die zur sogenannten ersten Terrasse (des Totenkirchls, d.Red.) hinaufführen, neben dem feinen, langen Strich des Rosigen Kamins und der Schmidrinne deutlich erkennen kann, war das diesmalige Ziel. Im strömenden Regen eine ganz erhebliche Steigerung der kurzen Angemannrinne! Daß es auch trockenen Fels gab, hielt ich jetzt für einen schlechten Witz. Daß, wie hier, durch den Kraftkamin, ein richtiger Sturzbach herunterkam, schien mir nach der vorhergegangenen Taufe am Predigtstuhl durchaus in Ordnung. Daß aber in diesem Wasserfall eine lebendige, allerdings wirklich wischwaschnasse Dame hing, dahing wie ein eben aus dem Waschbottich herausgezogenes Bündel Wäsche, das war mir neu. Daß aber diese aufgelöste, schlotternde Armseligkeit beim Weiterklettern dauernd vor sich hinweinte, die Himmelsfeuchte, wenn auch nur tropfenweise, vermehrend, das konnte ich mit alpiner Seligkeit durchaus nicht in Einklang bringen.

Aber der Zwischenfall gab mir wertvolle Lehren in den Kapiteln, die in Knigges Umgang mit den Menschen nicht zu finden sind, hier insbesondere mit wascherinassen Damen im Gebirge. Solche werden – das zu Nutz und Frommen aller, denen ähnliches begegnen sollte – vorkommenden-falls erst getröstet und ermutigt, dann behutsam um- und überklettert, dann ans Seil gehängt und mit Hoh-ruck! in nieversagender Bergkameradschaft von starken Männeräusten aufgehißt, notfalls, wie geschehen, auch über widerspenstigste Überhänge hinweg und durch die wildesten Sturzbäche hindurch. Auch wenn man nachher weder Dank noch sonstwas erntet,



Zeichnung:
S. Schrank

vielmehr nach vollbrachter Arbeit auf einen blöden Kavalier stößt, der zwar hilflos, aber dennoch eifersüchtig ist, so war's doch eine edle Bergsteiger-tat. Und uneigennützig."

(Hans Ertl: „Bergvagabunden“)

Ja, so sind wir Erzählungen über alpine Taten gewohnt. Deshalb wohl sieht sich Martin Walser bis heute außerstande, einen Alpenroman zu schreiben. Er beklagt die Verbrauchtheit der Alpenmetaphorik, da alles, was es zuwenig gibt, zu oft genannt werden müsse, und meint die Millionen Londonhamburgfrankfurter, für die alpine Literatur die Litanei der Eingekehrten sei, Bet- und Sehnsuchtsstoff, um die Leute in den Ebenen zu halten, am Arbeitsplatz. Er macht schon Petrarca für seine am 26. April 1336 auf dem Mont Ventoux niedergeschriebenen Genitivmetaphern („von den Talgründen deiner Sünden über die Bergeskuppe der Überhebung bis zum Gipfel des seligen Lebens“) verantwortlich. Deren Folge war bekanntlich, daß diese Bergmetaphern heute allgemein zur Verfügung stehen, ohne daß einer zuvor einen Berg besteigen muß.

Jetzt bin ich mit einem Mal bei der Betrachtung alpiner Literatur im allgemeinen gelandet, aber darauf will ich mich hier ja nicht einlassen. Ich habe mich auf die Suche nach Humor begeben. Wo steckt er in solchen Erzählungen, die von vorgefertigten, auswechselbaren Erlebnisversatzstücken strotzen. Ja, uns klingen immer noch die Ohren von den heroischen Mannsbildern mit den markanten Nordwandgesichtern und ihrem Kampf an der Grenze zwischen Licht und Schatten. Gut, das ist schon einige Jahre her. Spätestens R.M., der Mann, der auf nachtdunkler Fahrt über Österreichs Straßen hinter mancher Kurve ganz plötzlich im Licht der Scheinwerfer auftaucht und uns grinsend seinen Rum-Flachmann entgegenhält, brachte uns Jahr um Jahr ehrliche, „authentische“ Erlebnisse auf den Büchertisch. Alpine Literatur muß beileibe nicht lustig oder witzig sein und von humorvollen Szenen strotzen, um dennoch das Prädikat „lesenswert“ oder mehr zu erhalten. Aber auf meiner Suche nach Humor werde ich bei Reinholds Büchern nicht fündig werden – bisher jedenfalls nicht. Hängt es damit zusammen, daß Selbst-Distanziertheit die wesentliche Voraussetzung für die Fähigkeit zum Humor ist, wie Viktor Frankl überzeugend darlegt? Sich von seinem Ego entfernen können, ist – weiß Gott – nicht jedermanns Sache. Wie steht's denn mit dem unvergessenen Reinhard Karl, dessen breites, jugenhaftes Lachen das letzte ist, was ich von ihm sah, und es mir so für immer bewahren kann. Er litt doch unter seinen vielen Ichs, zwischen denen er ein- und ausschlüpfte:

„Der Berg und was daran hing, war ein Block, der blieb unverkleinert stehen. Da fing die Aufteilung meines Ichs an: das Berge-Ich, das Frau-Ich, das Stadt-Ich, das Universitäts-Ich – und wieviel verschiedene Leben, die gar nicht mit einem selbst zu tun haben, man einnehmen muß. Vorher war ich eine kleine Person, aber allumfassend. Jetzt bin ich größer, doch meine einzelnen Ichs sind durch dünne Häute getrennt. Das wird nie wieder zusammenwachsen...“

(Reinhard Karl: „Unterwegs nach Hause“, AV-Jahrbuch 82/83)

Kürzlich saß ich in Karl Lukans kleiner, gemütlicher Wohnung in Wien bei der dritten oder vierten Tasse morgendlichen Kaffees und plauderte mit ihm über die großen Namen unserer deutschsprachigen Bergsteigerliteratur. „Reinhard Karl war ein Lichtblick.

Was mir an ihm gefällt, ist seine Ehrlichkeit, endlich mal wieder einer, der ein Bergbuch selbst geschrieben hat.“ Daß Hermann Buhls „Achttausend drunter und drüber“ von Kurt Maix geschrieben war, wußte ich, auch daß Walter Schmidkunz manches verfaßt hat, was dann unter den Namen Trenker und Ertl erschien, hatte ich irgendwann gehört.

„Aber beim Messner kann ich mir's nicht denken“, wandte ich ein. „Na, ich weiß nicht“, entgegnete Karl Lukan, „ob der nicht schon seinen Neger hat?“

Ungläubiges Staunen meinerseits.

„Wie will der das alles schaffen? Die vielen Expeditionen, dazwischen dauernd Vorträge, nachher sitzt man ja auch immer noch beisammen. Und doch ist erst jetzt gerade wieder ein neues Buch, ein Lehrbuch herausgekommen.“ „Aber er hat doch einen bestimmten Anspruch, vermittelt bestimmte Ideen, da ist er nicht einfach austauschbar“, beharrte ich.

„Wie gesagt, ich weiß nicht, wie er das alles schaffen will...“ So zog sich das Gespräch noch eine Weile hin, ich deutete die Möglichkeit des Tonbandgerätes an und so, dann lösten wir uns aber einstweilen vom Meister. „Und wie steht's mit Diemberger?“ Da lachte er: „Der mit seiner Mystik. Na, ein Mystiker ist der nicht!“ „Aber der Titel gefällt mir schon“, versuchte ich eine Ehrenrettung dieses unermüdlichen Bergsteigers. Freilich, wie er selbst erwähnt, stammt einer seiner Buchtitel „Nur die Geister der Luft wissen...“ von den Eskimos. Ja, und schließlich landeten wir auch bei Professor Heinrich Harrer, den Lukan „Tibet-Heini“ nennt. Dabei fällt mir gerade eine Episode ein, die Karl Lukan in seinem zweiten Buch „Wilde Gesellen vom Sturmwind umweht“ erwähnt:

„Wer in den Bergen in Schnürsamtose und kariertem Hemd herumläuft, wird im allgemeinen als Zünftiger angesehen. Wer aber in weißem Hemd und Modesakko etwa an einem Samstagabend in den „Betrieb“ der zünftigen Gaudeamushütte platzt, der wird hinter seinem Rücken wenig schmeichelhafte Bezeichnungen hören, wie „verirrter Talschleicher“ oder „schwindelfreier Schwammerlsucher“.

So ging es auch uns! Mit meinem Chef hatte ich geschäftlich in Kitzbühel zu tun gehabt, und in Kitzbühel hatten wir Heini Harrer getroffen. Heini Harrer, der damals gerade aus Tibet zurückgekommen war. Es war ein schöner Tag, und der Wilde Kaiser stand lockend vor uns. In meinen Fingerspitzen begann es zu kribbeln, und ich überredete Harrer dazu, mit in den Wilden Kaiser zu kommen. Anfangs hatte er Bedenken gehabt: seit neun Jahren sei er nicht mehr im Fels gewesen, und dann, was sollte er anziehen? Aber der Tag war zu schön gewesen, als daß ein Bergsteiger seinen Lockungen hätte widerstehen können, und so hatte Harrer das Manuskript seines Tibet-Buches zugeklappt und aus den Truhen mit tibetanischen Gebetsfahnen und Urkunden eine Keilhose und ein Paar Schischuhe hervorgezaubert. Bei Freunden hatten wir noch ein Seil geborgt, und dann waren wir losgezogen. Ziel: Kopftörigrat. Eine Sonntagvormittagstour sollte es sein.

Harrer wollte sonntagmittag schon wieder daheim sein.

Mein Chef und ich hatten am frühen Nachmittag in Salzburg zu tun.

So kamen wir also auf die Gaudeamushütte. Dort war ein richtiger Hüttenzauber im Gange. Ein paar Burschen hatten ihre Gesichter mit Ruß geschwärzt und wollten den anwesenden Mädchen gar zu gerne einen Kuß geben; die Mädchen kreischten, die Menge johlte, und Klampfen und Mundharmonikas machten die Stimmungsmusik dazu.

„Die Herren müssen das verstehen“, sagte der Hüttenwirt, der berühmte Hofer Peter, zu uns, „das sind alles zünftige Bergsteiger, und die unterhalten sich halt gerne am Samstag ein bissele!“ Es war so, wie wenn

ein Cicerone einem Amerikaner zu erklären versucht, warum der Neapolitaner immer singt.

Ja, ja, das könnten wir schon verstehen, antwortete Harrer, murmelte etwas von auch einmal jung gewesen und fragte dann, ob uns der Hofer Peter nicht einen „Kaiserführer“ leihen könne. „Einen Koasaführer?“ Der Hofer Peter schaute auf das blütenweiße Hemd meines Chefs, musterte mein Modesakko, schüttelte den Kopf und sagte dann: „Sie brauchen doch keinen Koasaführer! Die Wege sind alle schön markiert!“

„Auch der Kopftörlgrat?“ fragte der Eigernordwand-Harrer still und bescheiden.

Der Hofer Peter schnappte nach Luft.

„Der Kopftörlgrat ist natürlich nicht markiert! Aber der ist nichts für Sie! Das ist eine Klettertour!“

Klettern! Das war es ja, was wir wollten, sagten wir. Ob wir überhaupt schon einmal geklettert wären? Ja, vor neun Jahren, sagte Harrer.

Der Hofer Peter setzte zu einem Vortrag an: „Also, daß mich die Herren verstehen, der Kopftörlgrat ist schon eine richtige Klettertour. Das heißt: für einen richtigen Kletterer ist er natürlich keine große Angelegenheit, aber...“ Wieder ein Blick auf mein Modesakko, einer auf Harrers schöne Krawatte... „aber wie gesagt, den Herren möchte ich von dieser Tour abraten. Es liegt noch viel Schnee auf dem Grat, und er wurde deswegen heuer auch noch nicht begangen.“

Wir blieben hartnäckig. Wie lange man unter diesen Umständen für die Tour rechnen müsse? Der Hofer Peter schickte einen hilfeschuchenden Blick zum Himmel...

„Also: bis zum Einstieg rechnet man zwei Stunden. Für den Grat... sagen wir: vier Stunden... Abstieg wieder zwei Stunden... aber sakrahaxen, das sind halt alles richtige Bergsteiger, die solche Zeiten brauchen...“

„Wir sind ja auch richtige Bergsteiger!“ sagte ich. Aber der Hofer Peter schaute nur auf meine Aktentasche, welche das Seil barg, und nickte. Es war das allesverzeihende Nicken der Wirte, das sie auch für die Leute bereit haben, welche ihnen wankend und mit schwerer Zunge versichern, daß sie noch ganz nüchtern seien.

„Viel traut uns der aber nicht zu!“ sagte Harrer dann, als der Hofer Peter wieder von unserem Tisch weg war. Nein, viel traute uns der Peter nicht zu. Wir hörten, wie er nun alle auf der Hütte anwesenden Kletterer fragte, ob keiner von ihnen morgen auf den Kopftörlgrat gehen möchte, damit er keine Angst um diese Salontouristen haben müsse. Aber, wie gesagt, es waren diesmal lauter Zünftige auf der Gaudehütte. Die Fleischbank-Ostwand war das mindeste, was sie vorhätten. Jetzt kratzte sich der Peter den Schädel und kam dann wieder zu uns zurück.

Er versuchte eine neue Taktik. Er begann davon zu erzählen, wie schön so ein Spaziergang hinauf aufs Ellmauer Tor wäre. Und wie oft er als Hüttenwirt es schon erlebt habe, daß Leute sich auf Sachen eingelassen hätten, denen sie nicht gewachsen waren. Besonders Ältere sehen meist nicht ein, daß sie schon zu alt für manche Unternehmungen seien, während die Jüngeren... ob wir wirklich auf den Kopftörlgrat wollten?

Ja, das wollten wir, sagte ich, und ich sagte auch, daß sich der Hofer Peter keine Sorgen um uns machen sollte, wir seien ebenfalls richtige Bergsteiger – den Kopftörlgrat schaukeln wir noch, ohne mit einer Wimper zu zucken – wir haben Seil und Bergschuhe, und wenn wir auch sonst ein wenig unalpin aussehen, so sei dies nur darauf zurückzuführen, daß wir eben unvermutet auf den Gedanken gekommen wären, klettern zu gehen. Aber was half es! Der Hofer Peter hatte seine schlechten Erfahrungen, und die Leute, denen er sie verdankte, hatten genau so ausgesehen wie wir. Da waren alle guten Worte sinnlos. Ein kariertes Hemd und eine Schnürsamthose hätten uns viel mehr genützt. Kleider machen Leute. Der Sonntag begann mit einem strahlenden Morgen. Vom Dunkelbau des Himmels hoben sich hell die grauen Kalkspitzen ab und darunter funkelten die weißen Schneefelder. Kaiserwetter!

„Jetzt schauen wir aber, daß wir schnell weiterkommen, bevor uns der Hüttenwirt sieht!“ sagte Harrer. Und dann: „Aber den Einstieg erreichen wir nie in zwei Stunden – dazu ist die Entfernung zu weit und ich bin zu wenig trainiert. In den letzten Monaten bin ich etwas verweichlicht!“

Fünf Minuten später pries ich das gnädige Schicksal, das Harrer verweichlicht hatte, denn das Tempo, das er von Anfang an vorlegte, war höllisch! Himmelschimmel! Ich war doch auch kein Anfänger, aber hinter dieser Maschine, die da Schritt um Schritt dahinzog, haxelte und keuchte ich nach wie ein asthmatischer Dackel. Warte, sagte ich mir, warte bis zur Steilstufe unter der Gruttenhütte, dort regelt sich das Tempo von allein.

„Das war mein Tempo in Tibet mit fünfundzwanzig Kilo Gepäck am Buckel!“ sagte da Harrer ruhig. Und Tibet ist fünftausend Meter hoch, ergänzte ich im stillen, und meine Hoffnung, daß sich an der Steilstufe das Tempo regeln würde, wurde dünn wie mein Atem.

Natürlich zog Harrer auch die Steilstufe in „seinem Tempo“ hoch! Ich hinterdrein! Der Schnee, das war jetzt meine letzte Hoffnung. Der Schnee mußte doch diese Maschine stoppen. Der Schnee, wann fängt denn endlich der verdammte Schnee an?

Noch nie habe ich den Schnee so begrüßt wie an diesem Tag. Aber als Harrer auch durch den Schnee – stapf-stapf – immer gleichmäßig stapf-stapf – dahinzog, war auch diese Hoffnung zerschmolzen. Bis zum nächsten Höhenrücken hältst du noch das Tempo, dann läßt du diese Wildsau rennen, schwor ich mir immer. Und wenn dann der Höhenrücken erreicht war, keuchte ich doch wieder weiter. Ich rannte nicht mehr um meinetwillen! Aber das war es: was würde Harrer vom Bergsteigernachwuchs für eine Meinung haben, wenn so ein Bürschchen schon am Weg zum Einstieg vom Kopftörlgrat zusammenbricht?

Als wir am Einstieg des Kopftörlgrates angelangt waren, konnte ich mir zwar sagen, daß ich die Ehre des Bergsteigernachwuchses gerettet hatte, kam mir aber vor wie einer der Boxkampsieger in der Wochenschau, die so kaputtgesiegt sind, daß sie fast in die Knie gehen, wenn man ihnen den Siegerkranz umhängt. Wir sahen auf die Uhr: eine Stunde war vergangen seit dem Aufbruch von der Gaudeamushütte.

„Ich kann es gar nicht glauben, daß wir schon da sind!“ sagte Harrer.

„Bei diesem Tempo...“ keuchte ich.

„Ach, das Tempo, das war sowieso gemütlich. Aber ich bin noch immer die Entfernungen von Tibet gewöhnt. Da schaut durch die dünne Luft alles ganz nahe aus. So wie die Entfernung Gaudeamushütte–Kopftörlgrat schaut in Tibet ein guter Tagesmarsch aus!“

Herrgott, war ich da froh, daß der Kopftörlgrat nicht in Tibet stand!

Wir seilten uns an und begannen zu klettern. Natürlich wieder im tibetanischen Tempo. Aber im Fels, da war ich zu Hause! Und der Fels gab mir auch meine Selbstsicherheit wieder, die ich bei dem Einstiegswetttlauf schon fast verloren hatte. Wie es gerade kam, und wo es nur halbwegs ging, kletterte ich hinauf. Ja, im Fels, da war ich zu Hause! Und alle nasenlang fragte ich Harrer, wie es ihm gefiele, und wenn er begeistert antwortete, so machte mich das glücklich wie eine junge Mutter, der man sagt, daß ihr Kind das schönste und klügste der ganzen Welt sei.

Der Gipfel! Wir saßen am Kreuz und sahen hinüber zur Westwand des Totenkirchls. Ich erzählte Harrer von dem heißen Sommertag, an dem wir als siebzehnjährige Buben diese Wand durchstiegen hatten... Und das alles war jetzt schon wieder so lange her, daß ich es kaum glauben konnte, daß ich es selber erlebt hatte...

„Ich kann es manchmal auch nicht glauben, daß ich es war, der dies alles erlebt hat!“ sagte da Harrer leise.

Ganz bestimmt hätten wir zu philosophieren angefangen, da oben auf dem Gipfel der Ellmauer Halt, im Sonnenschein und in dem Frieden des wunderschönen Bergmorgens.

Aber ich mußte am Nachmittag in Salzburg sein und Harrer in Kitzbühel. Wie die Besessenen turnten wir also die Versicherungen des Normalweges hinunter. Und dann kam der Schnee, und da waren wir erst recht

Zeichnung:
S. Schrank

nicht mehr zu halten. Eine Affenschande war es, wie wir an diesem schönen Tag durch die Gegend rasten. Eine Affenschande!
Um neun Uhr vormittags waren wir wieder bei der Gaudeamushütte. Wir waren drei Stunden unterwegs gewesen.
Ich war gerade dabei, meine Sachen zu packen, als der Hofer Peter auftauchte. Als er mich so an meiner Aktentasche herumzupfeln sah, begann sein Gesicht zu strahlen wie die liebe Sonne an einem Tag, für den die Wettermacher Schlechtwetter prophezeit hatten.
„Ist der Kopftörigrat schon gestürmt?“ fragte er und zwinkerte lustig mit den Augen.
„Der Kopftörigrat ist gestürmt!“ antwortete ich.
„Und wie weit seid ihr gekommen? Bis zur Steilstufe? Oder gar bis zur Gruttenhütte?“
„Bis zum Gipfel!“
Jetzt wurde der Hofer Peter schnell ernst.
„Du Bua“, sagte er, „tu mich nicht toppen! Wenn ihr beide wirklich am Kopftörigrat wart, dann könnt ihr noch nicht zurück sein!“
„Wir sind aber schon zurück!“
„Ja, dann bist du also wirklich schon vorher geklettert?“
„Ich bin wirklich schon vorher geklettert!“
„Auch im Koasa?“
„Auch im Wilden Kaiser!“
„Teifinocheinmal, dann hab ich mich an dir sakrisch verschaut. Du schaust nämlich nicht aus wie ein Kletterer! Aber was ist mit dem älteren Herrn, der da mit dir mit ist...?“
„Der ältere Herr ist der Heini Harrer!“
„Der Hei... Ha... Harrer??“ Der Hofer Peter schnappte nach Luft. Dann drehte er sich um und verschwand in der Hütte. Er erschien erst wieder, als ich mit meiner Toilette fertig und salzburgmäßig auf Hochglanz poliert war. Etwas beleidigt schüttelte der Hofer Peter den Kopf.
„Mander, wie könnt ihr dann aber in so einem Aufzug daherkommen! Ihr schaut ja direkt verboten unaipin aus!“
Wie gesagt, wer in den Bergen in Schnürsamthose und kariertem Hemd herumläuft, wird im allgemeinen gerne als Zünftiger angesehen. Wer aber in weißem Hemd und Modesakko...
Es stimmt schon: Kleider machen Leute!“

Das Manuskript, von dem da die Rede ist, war ein Probekapitel für sein berühmtes Buch „Sieben Jahre in Tibet“.
„Das Buch hat mir sehr gut gefallen“, betonte ich spontan.
„Freilich“, pflichtete mir Karl Lukan mit seinem breiten, nachsichtigen Lächeln bei, das schon, aber das Buch und das Manuskript, das waren zwei verschiedene Texte. Damals hat er jedenfalls noch nicht schreiben können.“ Lukan's damaliger Chef hätte das Manuskript zwar dennoch gern verwertet, aber einen Tag zuvor hatte der „Tibet-Heini“ es schon einem anderen Verlag versprochen. Berühmt wurde ja auch sein Bergbuch „Die weiße Spinne“, der Bericht über seine Erlebnisse bei der ersten Durchsteigung der berühmten Eiger-Nordwand („Mordwand“), um die sich seinerzeit (1938) so viele Bergsteigerationen bemüht hatten:

„Wie zutreffend aber die Bezeichnung Spinne ist, hat vor uns noch niemand gewußt. Auch wir wissen es noch nicht, als wir die erste Seillänge aufwärts steigen. Wir wissen nicht, daß diese Spinne aus Schnee, Eis und Fels eine furchtbare Falle werden kann. Daß bei Hagel und Schneefall Eiskörner und Schnee, die vom steilen Gipfelfirn abgleiten, in den Rinnen und Rissen kanalisiert werden, mit Druck in die Spinne schießen, sich dort vereinen zu vernichtender Wucht, über den Leib der Spinne fegen, um zuletzt hinaus-, hinunterzuschießen, alles vernichtend und mitreißend, was nicht an dem Felsen festgewachsen ist. Es gibt keine Flucht aus der



Spinne, wenn man in ihr vom Unwetter und den Lawinen überrascht wird. Das wissen wir noch nicht. Aber wir lernen es kennen.

Bald. Jetzt...

Ich stehe schon im Eis der Spinne, habe einen erträglichen Stand ausgepickelt, auf dem ich mich auch ohne Steigeisen einigermaßen halten kann. Ein tief sitzender Eishaken gibt mir das Gefühl der Sicherheit. Das Seil ist mit einem Karabiner in den Ring des Hakens gehängt, das Seil, das zu Fritz zieht. Der Freund arbeitet sich empor, er ist etwa zwanzig Meter über mir. Verschwommen sehe ich ihn durch den Nebel und das Schneetreiben.

Nein, ich sehe ihn nicht mehr. Er ist jetzt vom Nebel verschluckt. Unheimlich ist das Heulen des Sturmes, das Prasseln der Graupeln. Ich versuche mit den Blicken das Grau des Nebels zu durchdringen, den Gefährten zu entdecken. Vergebliche Mühe. Nur grau in grau.

Das Heulen des Sturmes wird stärker. Es bekommt einen so seltsamen Klang. Ein Poltern und Sausen, ein pfeifendes Zischen. Sturm? Nein, das ist kein Sturm mehr, es ist etwas anderes, was da aus dem Nebel und dem rasenden Tanz der Eiskörner und Flocken herab- und auf uns zukommt. Eine Lawine!

Als Vorboten Steine, Eistrümmer.

Ich reiße den Rucksack über meinen Kopf. Eine Hand hält ihn fest, die andere umklammert das Seil, das zum Freund leitet. Ich presse mich gegen die Eiswand. Dann trifft mich die Wucht der Lawine. Das Prasseln und Hämmern der Steine auf dem Rucksack wird vom Tosen und Rauschen der Lawine verschluckt. Es zieht und zerrt an mir, mit unheimlicher Kraft. Kann ich dem Druck standhalten? Kaum... Ich ringe nach Luft, versuche vor allem zu verhindern, daß es mir den Rucksack wegriß und daß sich der stürzende Strom zwischen meinen Körper und der Eisflanke staut und mich dann vom Stand drängt.

Aber stehe ich noch? Gleite ich nicht schon mit? Ist der Eishaken herausgerissen? Nein, ich stehe noch, und der Eishaken steckt. Aber der Druck wird unerträglich. Wann „kommt“ Fritz?

Der Freund steht frei dort oben, er kann der Wucht der Lawine nicht widerstehen. Sie muß ihn hinunterfegen... Meine Gedanken sind klar und folgerichtig, obwohl ich überzeugt bin, daß diese Lawine uns aus der Spinne schleudern wird, die riesige Wand hinunter. Ich wehre mich nur, weil man sich wehrt, solange man lebt. Die eine Hand umspannt das Seil. Ich werde alles tun, um Fritz zu halten. Gleichzeitig die Überlegung: Sind wir schon so hoch in der Spinne, daß Fritz nicht unten in die Felsen schlägt, sondern auf dem Eisfeld hängenbleibt, wenn er stürzt, an mir vorbeigleitet, am Seil zwanzig Meter unter mir hängenbleibt? Werde ich die Wucht aushalten, wenn Fritz auf mich aufschlägt?

Alle diese Gedanken sind ruhig, ohne Schrecken, ohne Verzweiflung. Ich habe gar keine Zeit für Angst und Verzweiflung. Wann kommt Fritz? Ewigkeiten scheinen verstrichen zu sein, seit ich in dieser stürzenden und gleitenden Hölle stehe. Haben Steine das Seil zerschlagen? Ist Fritz allein, ungesichert abgestürzt? Nein, das kann nicht sein. Dann würde das leere Seil zu mir herabgleiten. Es führt aber noch immer hinauf. Fritz muß sich noch immer irgendwie halten...

Der Druck der Lawine läßt nach. Aber ich habe keine Zeit aufzuatmen, zu rufen. Schon ist die nächste Lawine da. Ihre Wucht übertrifft die erste. Sie wird das Ende bringen. Auch diese Feststellung ist ruhig, fast sachlich. Sonderbar, daß mich keine großen Gedanken bewegen, wie es sich geziemen würde, wenn man die Grenze des Daseins erreicht hat. Auch zieht nicht in rasender Bildfolge mein Leben an mir vorbei. Die Gedanken sind fast banal, lächerlich, unwichtig. Ein leichter Ärger, daß die Nörgler und Besserwisser nun doch recht haben, oder auch der Totengräber von Grindelwald, der uns als Eigerwand-Versucher bereits als in sein Ressort gehörig bezeichnet hatte. Dann erinnere ich mich an meinen Fall in der Westwand des Sturzhahns im Totengebirge, vor Jahren schon. Damals versuchte ich die Besteigung der schweren Wand im Winter und stürzte fünfzig Meter ab. Auch damals zog nicht das Leben an mir vorbei, auch damals war ich nicht erfüllt von der großen Verzweiflung, obwohl ich das Leben so liebe. Ist alles anders, wenn man wirklich die Grenze überschreitet?

Ich lebe noch immer.

Der Rucksack schützt noch immer meinen Kopf.
Das Seil läuft noch immer durch den Eishaken.
Fritz ist noch immer nicht gestürzt...

Und dann kommt die neue, unfaßbare, jetzt erschütternde Erkenntnis: Der Druck der Lawine hat nachgelassen. Der Schnee und die Eiskörner verrieseln in der Tiefe. Selbst das Brausen des Sturmes scheint mir jetzt sanft, nachdem das Tosen der Lawine verstummt ist.

Da zittern die ersten Rufe durch das Grau des Nebels, werden von der Felsenumrahmung der Spinne festgehalten, weitergetragen zu den Menschen, die das Unfaßbare glauben müssen. Namen werden gerufen, Stimmen antworten: Fritz! Heini! Anderl! Wigger!

Alle leben. Die anderen leben und auch du. Das große Wunder in der Eigerwand ist geschehen. Die „Weiße Spinne“ hat kein Opfer behalten.“ (Heinrich Harrer: „Die Weiße Spinne“)

Ganz der Stil Buhls, nein, natürlich von Kurt Maix. Karl Lukan, der mit ihm befreundet war, kannte seinen Stil auswendig. Als Harrers Buch erschienen war, meinte er denn auch sofort:

„Sag mal, Kurt, da sind doch bestimmt 95% von dir!“

„Na, da kannst du ruhig noch 3% drauflegen.“

Ja, die Lektoren der Verlage hatten damals keinen Mut, die Bergsteiger einfach drauflosschreiben zu lassen. Manches wäre vielleicht unfreiwillig komisch geworden oder etwas unbeholfen, aber immer noch besser als die von heroischem Pathos und Übertreibungen tiefende Kunstfertigkeit à la Kurt Maix, der allerdings auch anders konnte, aber – ganz im Geist der Zeit – meinte, Bergsteigerliteratur müsse wohl so klingen. Nun kann man natürlich einwenden, Dramatik und Ernst seien einer Eiger-Nordwand nicht weniger als angemessen. So? Dann sehen wir uns doch mal das folgende Stück an:

„Hast du die große Blutlache auf der Straße hinter Chamonix gesehen? Fast zwanzig Meter lang, würde ich sagen.“

Der Sprecher war Don Whillans. Wir saßen im kleinen Gasthof von Alpiglen und Dons aggressives Profil wurde vom Ehrfurcht einflößenden Hintergrund der Eiger-Nordwand eingerahmt. Ich vermutete, daß die Unterhaltung sich der Umgebung angepaßt hatte.

„Vermutlich irgendein unglückliches Tier“, wagte ich ohne große Überzeugung zu behaupten.

Whillans kniff seine Augen zusammen. „Menschliches Blut“, sagte er, „Schatz, erinnerst du dich? (zu seiner Frau Audrey gewandt) Ich sagte dir gleich, du solltest anhalten, damit wir uns besser vergewissern konnten. Das ging ihr wirklich auf den Magen. Gerade erst war sie über die Beerdigung hinweggekommen.“



Links: „Ich vermute, daß die Unterhaltung sich der Umgebung angepaßt hatte.“

Zeichnung:
S. Schrank

Ich fühlte in mir den Drang, nachzufragen, von welchem Begräbnis er sprach. Es hatte mehrere gegeben. Jedes Mal, wenn wir mit dem Zug nach Montenvers hinauffuhren, kam uns ein Sarg entgegen. Ich verzichtete auf die Frage. Sie erschien mir unpassend, möglicherweise sogar respektlos. „Ach ja, das Leben ist gut“, sinnierte er, „vorausgesetzt, du wirst nicht schwach.“

„Was passiert, wenn du's wirst?“

„Sie beerdigen dich“, brummte er und trank sein Bier aus. Don hat jene seltene Begabung, einen ganzen Absatz in einen einzigen kompromißlosen, knappen Satz zu packen. Aber dann kommt es auch vor, daß er auf makabre Weise fast lyrisch wird. Hängt ganz von der Umgebung ab.

Wir saßen in dem Gasthof an einem Fenstertisch. Da standen noch mehrere andere Tische, und um jeden saßen Gruppen schattenhafter Männer in schwarzen Anoraks – hagere Gesichter, grimmige, unmitteilbare Gestalten, die kehlige Laute einsilbig von sich gaben und ohne Unterbrechung aus dem Fenster schauten. Man brauchte nur ihre ernsten Gesichter zu betrachten, um zu erkennen, daß diese Männer Eiger-Kandidaten waren – Märtyrer für die „Mordwand“.

„Sieh dir den großen schwarzen Bastard dort oben an“, lachte Whillans trocken in sich hinein und zeigte mit seinem Daumen hinaus. „Der wartet doch nur darauf, dich mit seinen Klauen zu fassen zu bekommen. Und denk an all die jungen Burschen, die genau da saßen, wo du jetzt sitzt und die alle im Sack verschnürt zurückgekommen sind. Das macht dich nachdenklich.“

Das tat es wirklich. Ich fing an, mir zu wünschen, daß wir besser in Chamonix geblieben wären. Bergräbnis hin oder her. „Nimm die junge Blondine da“, er zeigte auf die stämmige Bedienung, die gerade sein Glas nachgefüllt hatte. „Ich möchte gern wissen, mit wieviel Toten sie schon getanzt hat? Andererseits“, folgerte er nach einer kurzen Zeit des Nachdenkens, „es wäre nicht die schlechteste Art, seinen letzten Abend so verbringen.“

Ich leckte nervös an meinen Lippen. Dons philosophische Abhandlungen sind nichts für Leute mit schwachen Nerven.“

(Tom Patey: „A short walk with Whillans“)

Platzgründe verbieten mir leider, die ganze Geschichte – vielleicht das Meisterstück dieses humorbegabten Arztes und Kletterers – vorzustellen. Leider viel zu früh starb er 1970 – ganz trivial – beim Abseilen von einer Klippe an der Küste seiner schottischen Heimat.

Ich fragte einmal Ken Wilson, den langjährigen Redakteur der international angesehenen Bergsteigerzeitschrift „Mountain“ und der hervorragenden Anthologie „Games Climbers Play“, was – soweit er dies beurteilen könne – den britischen Humor ausmache, der aus so vielen Erzählungen, auch der Bergsteiger, spricht. Er erinnerte an Erzählungen aus dem Krieg, die bei aller äußeren Bedrohung oft sehr humorvoll sind. Risiko, Abenteuer, Erleben von Gefahr gäben doch einen guten Nährboden für Humor in der Literatur ab. Ich erinnerte mich an Definitionen von Humor:

„Eine besondere Weise des Welterlebens, ein Sich-Erheben des Geistes über irdische Unzulänglichkeit; der Tragik verwandt, jedoch ein Lächeln unter Tränen.“ (Großes Universal-Lexikon)

„Gabe der Überlegenheit, sich über das Unvollkommene zu erheitern.“ (Modernes Fremdwörter-Lexikon)

Finden wir vielleicht deshalb so wenig Humor in den Berichten heutiger Sportkletterer? Denn abgesehen davon, daß sie so hart für ihren Hochleistungssport trainieren müssen, der ja inzwischen auch längst echten Wettkampfcharakter hat, gehen viele von

ihnen praktisch kaum oder keine Risiken ein. Was soll man auch wirklich Humorvolles über eine Betätigung berichten, die offenbar so wenig Raum für Humor läßt. Eine wachsende Zahl heutiger Sportkletterer wendet sich inzwischen jedoch schon (in den USA und Großbritannien wenigstens) dem absolut gefährlichen und risikoreichen Soloklettern ohne Seil, Haken und ähnliche Hilfsmittel zu, schwierigste Klettereien hoch genug über dem sicheren Boden, um im Falle eines Fehlers zerschmeitert unten anzukommen. Da wird das gesuchte Erlebnis mitunter zur Sucht. Wie sagt doch Jim Bridwell: „Ich glaube, wenn du keinen Schiß hast, dann hast du auch keinen Spaß.“

„Bloßlegungen unserer eigenen Dummheit sind ein untrennbarer Bestandteil des Bergsteigens“, schreibt Michael Roberts treffend in seinem Aufsatz über „Poesie und Humor beim Bergsteigen“. Er berichtet, wie er mit seinen Freunden einmal versehentlich auf den falschen Berg gestiegen war. Solche aus dem Nebel geborenen Geschichten kennen wir auch von alpinen Schreibern wie Karl Lukan.

„Falsche Berge gehören in die Domäne des Humors, wie Berge der Imagination zur Poesie gehören“, vergleicht Roberts. „Unser (britischer) Sinn für Humor, der uns oft hilft, mit Mühsal und Erniedrigungen fertigzuwerden, kann auch nützlich sein, unsere wilderen Expeditionen zu den Bergen der Imagination in Schach zu halten und uns zu warnen, wenn wir uns zu sehr dem Punkt nähern, an dem das Sublime sich in etwas Anderes verwandelt. Sollen wir über alles Unglück fluchen und heulen? Die meisten Witze haben etwas mit Schwierigkeiten und Pannen zu tun. Sie erinnern uns doch auf manchmal brutale Weise an unsere menschliche Beschränktheit, sie bewahren unseren Sinn für Proportionen oder verleihen ihm Ausdruck, und sie bringen uns zur Vernunft, wenn wir an Selbstmord oder Mord denken, weil wir uns die Zehen angestoßen haben. Humor ist oft die Schattenseite der Poesie, und ein Gedicht, das nicht mit einem Witz oder einer Parodie mit ihrer brutalen Sammlung von verpaßten Gelegenheiten und Unannehmlichkeiten mithält, ist ein schlechtes Gedicht...“

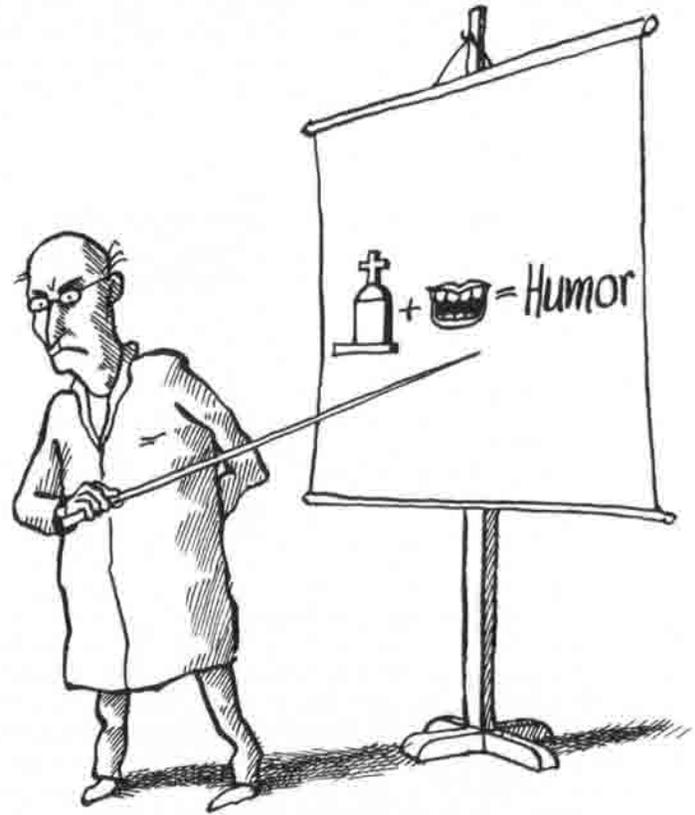
Im Bergsteigen gibt es ein starkes Element des Unnützens, wie Terry es ja sehr treffend mit seinem Buch „Die Eroberer des Unnützens“ ausgedrückt hat. Wenn wir einem Psychoanalytiker ernsthaft versichern würden, daß wir alles das, was wir uns antun, wirklich aus Spaß machen, also in der Nacht um zwei Uhr aufstehen, nach wenigen Stunden im Massenlager, wo wir vor lauter Schnarchen einiger Gäste erst gar nicht zum Einschlafen kamen, dann Hatscher mit schweren Rucksackwolken über Gletschersümpfe, mitunter Einbrechen in Spalten, Steinschlag durch Seilschaften auf dem Grat über uns ausweichen, er würde uns sehr interessiert betrachten.

Alle Mühen haben ihre einzelnen, ihnen zugehörigen Witze. Aber Roberts vermißt den transzendentalen Witz, der Außenstehende, die unsere Leidenschaft nicht verstehen können, darüber hinwegzuträumen vermag. Unsere Rechtfertigung ließe sich – wenn überhaupt – am ehesten in der Poesie finden, aber die Engländer seien eine Rasse, die Humor der Dichtkunst vorziehe. Wenn es um praktischen, funktionellen Witz gehe, seien sie wohl unschlagbar.

Da haben wir also eine kompetente Antwort. Bergsteigen ist keine Religion und sollte niemals Religionsersatz sein. Denken wir wieder an Petrarca und seine Bergmetaphern. Vergessen wir nie, was Bergsteigen eigentlich ist: ein Sport, vor allem ein Spiel, Erholung, Ausgleich und anderes. Bergsteigen fordert oft unsere ganze Energie und Aufmerksamkeit, wir vermögen dadurch zeitweise alles andere um uns herum zu vergessen. Das Leben wird ganz einfach, da ist eine Eisrinne, oder es gibt kaum Griffe, die Füße stehen nur auf Reibung, oder wir benötigen all unsere Kraft. Wir tun wohl Dinge, die auch im normalen Leben von Wert sind. Auch ergeben sich dabei oft günstige Möglichkeiten der Abreaktion von Spannung und Frustration. Doch Bergsteigen als solches hat absolut gesehen keinen Wert außer für uns selbst. Wir dürfen nicht verwechseln, daß wir uns zwar den Bedingungen des Gebirges unterwerfen mögen, nicht jedoch irgendeiner höheren Macht. So gibt es darin nicht nur Gutes, sondern auch Böses und Schlechtes, wie in der Welt und in uns. Das sollten wir akzeptieren und darin liegt eine der Quellen für Humor. Mein erster Psychologielehrer, Phillip Lersch, definierte passend Humor als Einstellung zum Leben, die die Menschen und menschlichen Verhältnisse, aber auch sich selbst in den Unzulänglichkeiten und Schwächen versteht und verzeiht.

Es ist also die innere Souveränität, mit der sich der Mensch über alles Mißlingen erhebt, aber auch Lust an der Absurdität, Freude an der Verkehrtheit. In irgendeiner Phase des eigenen Bergsteigens haben die meisten von uns Ängste erleben und durchleben müssen. Entweder wir lassen uns abschrecken und geben das Spiel auf, oder wir lernen, unseren Ängsten ins Gesicht zu lachen. Dazu bedarf es des Mutes zur Lächerlichkeit. In der Tat, die beste Selbstdistanzierung gewinnen wir durch Humor. Kein Wunder, daß die Buddhisten im Himalaya, Tibeter und Sherpas, Ladakhis und Zanskaris so viel Sinn für Humor haben, trotz ihrer Bereitschaft, Risiken einzugehen, aber in Wirklichkeit wegen dieser Bereitschaft. Durch Gefahren erweitern wir unser Bewußtsein. Das schafft Selbstdistanz und damit Humor. Er ist letztlich so wichtiger Bestandteil menschlichen Lebens wie Liebe und Fürsorge.

Der besondere Wert des Bergsteigens, und das ist der große Witz, liegt im Nutzlosen, und dafür riskieren wir sogar Kopf und Krone, oder klarer: unser Leben. Der Mensch kann seine Würde nur dadurch bewahren, daß er ohne Furcht ist, nicht einmal vor dem Tod. Man kann natürlich auch törichte Risiken eingehen. Das würde aber nur besagen, daß wir das Leben nicht wertschätzen. Was ist der Gewinn unseres Risikos, das wir einzugehen bereit sind? Heiterkeit und ein klarer Blick. Wir zeigen damit, daß wir als Menschen nicht an bloßen sinnvollen Nahrungserwerb gebunden sind, auch nicht nur an Beruf, Familie und andere soziale Bindungen, daß es darüber hinaus Dinge gibt, die wir – zeitweise wenigstens – höher einschätzen als den reinen Broterwerb. Sinn und Wirklichkeit sind unter Umständen getrennt. Mit Humor geraten wir nicht in Gefahr, die Wirklichkeit, wie sie ist, zu ignorieren, sondern wir blicken ihr wie der Gefahr lachend ins Auge und tun, was wir tun können. Dann werden die Berge zum Spiegel des Lebens, in dem wir unsere eigenen Schwächen und Stärken, Stolz und Bescheidenheit erkennen und erfahren kön-



nen. So arbeiten wir auf die Vervollkommnung des Geistes und damit unsere eigene Weiterentwicklung hin.

Jetzt habe ich mich von tief sinnigen Betrachtungen doch beinahe davontreiben lassen. Nun, ich kann und will auch nicht aus meiner Haut schlüpfen. Aber wir waren ja bei den sportlichen Freikletterern stehengeblieben, bei denen es oft scheinbar nicht viel zu lachen gibt. Bei dem Engländer Paul Ross allerdings schon. So viel, daß er in einem Interview an einer Stelle gefragt wird, ob er beim Klettern irgendetwas überhaupt ernstnehme. Er antwortete: „Nun, ich glaube, einmal habe ich Klettern ernstgenommen.“ „War das, als du gebetet hast, bevor du eingestiegen bist?“ „Nein, weil ich einmal dachte, wenn ich jetzt runterfalle, bin ich tot. Wenn es Samstag war, konnte ich wirklich aufgeregt werden, weil wir zum Tanzen gehen mußten. Einmal fiel ich nämlich an einem Samstag beinahe runter. Ich war mir sicher, daß ich fliegen würde, ganz bestimmt! Ich hatte die Tour vorher schon einmal gemacht. Sie war nämlich meine erste Erstbegehung. Völlig blödsinnigerweise stieg ich den Riß verkehrt herum empor, nur so aus Spaß, und ich merkte, daß ich es so nicht schaffen würde. Ich war etwa dreizehn Meter vom Stand entfernt, ohne Zwischensicherung und schrie „Ich komme!“ hinab. Mein Partner schrie zurück: „Bloß nicht. Du wirst uns beide töten!“ Er hatte sich nämlich nur mit einer 8-mm-Schlinge um einen Zapfen gesichert. Wahrscheinlich hatte er recht, aber das war nicht die feine englische Art. Er hätte sagen sollen: „Ich hab' dich.“ Das würde helfen, mein Selbstvertrauen wieder zurückzugewinnen, und ich könnte wieder klaren Kopf bekommen und zusehen, wie ich weiterkam. Stattdessen aber sagte er: „Du wirst uns töten“, und ich dachte, „verdammte, heute ist Samstag.“ Das war das erste, was mir in den Kopf kam, „ich werde den Tanz versäumen.“ Selbst, wenn wir lebend davonkommen würden, wäre ich keinesfalls fit für den Tanz. Ich war plötzlich von Angst gepackt, weil ich sicher war, daß ich fliegen würde und ich deshalb nicht zum Tanzen gehen könnte. Daher sah ich zu, daß ich irgendwie etwas zu halten bekam, aber das war mehr Glück als klares Handeln. Ich kam öfters in solche Situationen. Und manchmal, wenn ich einen Haken extra schlug, war ich mir dessen zunächst nicht bewußt, aber das war immer an Samstagen. Mit den Sonntagen war es etwas anderes, weil ich dann einen Kater hatte und das Mädchen nach Hause gegangen war.“

Die Engländer führen uns also immer wieder vor, wie humorvoll alpine Literatur sein kann, wobei sie die Tugenden humorvoller Begegnungen mit sich und der Umwelt konsequent pflegen: Mut zur Lächerlichkeit, Lust an der Absurdität (die ja häufig unserem Tun innewohnt) und am Unsinn: das Sinnvolle selbst macht nie lachen, es sei denn, es wird auf die Spitze getrieben, dann freilich wird es zum Unsinn. Daher sprechen wir vom tierischen Ernst: ein Tier handelt für sich immer sinnvoll, ohne sich um den Sinn seines Lebens zu scheren. Humor wird sich dem von sich selbst Distanzierten immer in der Spiegelung der Wirklichkeit offenbaren. Und darin gibt es keine Ländergrenzen. Wenn wir die Wirklichkeit beschreiben, wie wir sie sehen, ergehen sich bei unserem Tun, wie ich deutlich genug dargelegt habe, eine Überfülle von humorvollen Situationen. Karl Lukan versteht sich darauf bekanntlich hervorragend. Er sieht eine Bergfahrt eben nicht erst am Einstieg beginnen, sondern lange vorher, in der Anfahrt, Planung, in den Gesprächen und Erlebnissen mit den Freunden, die weitab von den Bergen stattfinden können. Die Einbeziehung des lebendigen Gesamtzusammenhangs nimmt der immer wiederkehrenden Schilderung von Bergfahrten ihre Eintönigkeit. Langweilig wird die Sache, wenn die Beschreibung der ja von Menschen erlebten Bergtour nur nach einem Schema, nach einem Korsett vorgefertigter Erlebnisversatzstücke erfolgt (das besonders häufig in den Erlebnisberichten von Amateuren der Schreibkunst anzutreffen ist) – und wenn sie von anderen aufgeschrieben werden, die profihaft auf Wirkung bedachte Schilderungen von Erlebnissen formulieren, die nicht der Wirklichkeit der Situation oder des Akteurs entsprechen, ja nicht einmal zu entsprechen versuchen. Und das erklärt unschwer, weshalb in solchen, von „Negern“ verfaßten Büchern für Humor – nicht künstliche Blödelei oder Lustigkeit – so wenig Platz ist.

Es spielen natürlich Mentalitätsunterschiede eine große Rolle. Humorvolle Erlebnis schilderungen sind dort selbstverständlich häufiger, wo die innere Bereitschaft dazu groß ist. Von den Engländern wissen wir dies. Die Amerikaner stehen ihnen in dieser Hinsicht nicht nach, ich brauche nur Mark Twain zu nennen und seine Berichte über die Besteigung des Riffelhorns oberhalb Zermatts oder den noch berühmteren Rigi:

„Wir waren so todmüde, daß wir sofort einschliefen und uns nicht regten noch bewegten, bis die herrlichen Töne des Alphorns uns weckten. Man kann sich denken, daß wir keine Zeit verloren, sondern schnell ein paar Kleidungsstücke überwarfen, uns in die praktischen roten Decken wickelten und unbedeckten Hauptes in den pfeifenden Wind hinausstürzten. Wir erblickten ein großes hölzernes Gerüst, gerade am höchsten Punkt der Spitze. Dorthin lenkten wir unsere Schritte, krochen die Stufen hinauf und standen da, erhaben über der weiten Welt, mit fliegenden Haaren und im Wind flatternden roten Decken.

„Mindestens fünfzehn Minuten zu spät!“ sagte Harris mit trauriger Stimme, „die Sonne steht schon über dem Horizont.“

„Schadet nichts“, erwiderte ich, „es ist dennoch ein großartiges Schauspiel, und wir wollen es noch weitergenießen, bis die Sonne höher steht.“ Einige Minuten waren wir ergriffen von dem wunderbaren Anblick und für alles andere tot. Die große, klare Sonnenscheibe stand jetzt dicht über einer unendlichen Anzahl Zipfelmützen – bildlich gesprochen. Es war ein wogendes Chaos riesiger Bergmassen, die Spitzen geschmückt mit

ewigem Schnee und umflutet von der goldenen Pracht des zitternden Lichtes, während die glänzenden Sonnenstrahlen durch die Risse einer der Sonne vorgelagerten schwarzen Wolkenmasse aufschossen zum Zenit.

Wir konnten nicht sprechen, ja kaum atmen; wir standen in trunkener Verzückung und sogen diese Schönheit ein, als Harris plötzlich schrie: „Verd – sie geht ja unter!“

Wahrhaftig, wir hatten das Morgenhornblasen überhört, hatten den ganzen Tag geschlafen und waren erst beim Blasen des Abendhorns aufgewacht: das war niederschmetternd.“

Die politischen Widersacher der Amis verstehen sich kaum weniger auf humorvolle Berichte, die zugleich die russische Mentalität recht gut wiedergeben:

„Die Skiläufer kommen zügig vorwärts, und ihre schnurgeraden Fahrten im weißen Pulverschnee sind eine gute Orientierung für die andern. Immer kleiner werden ihre Figuren. Von Zeit zu Zeit führt Semtschenko den Feldstecher an die Augen, ruht eine Minute aus, wischt sich den Schweiß von der Stirn, holt tief Atem.

Was ist das? Die Skiläufer haben haltgemacht, sie liegen im Schnee, jetzt haben sie sich wieder aufgerichtet. Er sieht deutlich: einer winkt mit dem Anorak. Das ist Menjailow. Etwas ist passiert. An Rast ist jetzt nicht mehr zu denken, sie müssen den Skiläufern zu Hilfe eilen.

Semtschenko beschleunigt seine Schritte. Jemand kommt ihm entgegen. Gegen die Sonne kann er nicht gleich erkennen, wer das ist... Ach, Menjailow!

„Du bist's Pascha? Weshalb habt ihr gewinkt?“

„Aus unserem Lager ist keiner zum Gletscher aufgestiegen, doch wir haben eine Fährte entdeckt. Ganz frisch war sie, gar nicht zugeschüttet, also war jemand nach dem Schneefall hier. Unverständlich ist nur die Richtung, die er genommen hat...“

„Warum denn?“

„Die Fährte bricht plötzlich ab. Als wir näher kamen, sahen wir ein Loch im Schnee. Wir bückten uns; dort steckte Ural.“

„Ussenow?“

„Ja. Er ist abgestürzt, steckt zwanzig Meter tief in der Spalte.“

Sie hasten dorthin und rollen unterwegs das Seil ab. „Er fragte mich: ‚Ist Sigitow angekommen?‘“ flüstert Menjailow.

„Was hast du gesagt?“

„Ich sagte, er sei noch nicht ins Lager gekommen. Sie gingen also zu zweit.“

Er formt die Hände zum Schalltrichter und ruft in die hallende, feuchte und finstere Leere: „Kannst du dich anseilen?“

„Wer dort?“

„Ich, Menjailow. Semtschenko ist mit. Seil dich doch an.“

Sie holen das Seil herauf und wundern sich, daß es so leicht ist. Am Rand der Spalte taucht ein eisbedeckter Filzstiefel auf. Warum nur einer? Dann ein Daunenoverall, dann ein Sturmanzug: eisgepanzert, steifgefroren.

„Komischer Kerl“, Semtschenko kann es sich nicht verkneifen. „Laß doch die Siebensachen zum Teufel. Seil dich schneller an!“

Noch einmal ziehen sie an, und aus dem Loch taucht Ural Ussenows Gesicht und eine verkrümmte Hand auf. Er läßt seine hurtigen Augen über die andern wandern und fragt schnell:

„Habt ihre eine Zigarette?“

(Jewgeni Simonow: „Die Bezwingler des Pobeba-Gipfels“)

Aber wir müssen ja unseren deutschsprachigen Raum nicht verlassen, denken wir nur an die Wiener mit ihrem Schmah! Karl Lukan sagte mir, daß die Wiener, jetzt mal verallgemeinert, für einen zünftigen Schmah recht viel übrighaben. Der sei fast so

wichtig wie eine gute Bergtour. Das bedeutet also, daß sich in einer Gruppe von Spezl'n, Geistesgegenwart vorausgesetzt, immer wieder aufs neue Gelegenheiten zu witzigen Situationen ergeben, an denen sich hinterher alle, oder vielleicht besser, fast alle, erfreuen können, die aber nie von vornherein zu Lasten Dritter gehen sollen (zur Erzielung von Schadenfreude etwa). Es sind Assoziationen von Ereignissen mit anderen, die scheinbar zunächst nichts miteinander zu tun haben, aber durch ihre Zusammenführung den Witz ausmachen, also überraschende, unerwartete Wirkungen und Reaktionen auslösen, oder die Schwächen und Unzulänglichkeiten (siehe Definition von Humor) lächelnd auf die Schippe nehmen.

Der vor einigen Jahren verstorbene Hans Schwanda und Paul Wertheimer, zwei Wiener Barden, verstanden bzw. verstehen sich vortrefflich darauf. Hier, weil es so schön zum Thema paßt, das Berggedicht von Eulalia Birnenstingel:

*Bergeshöhn – wunderschön
Alpenglühn – Wolken ziehn
Edelweiß – Schnee und Eis
Enzian – Auerhahn
Schroff und steil – treues Seil
Felsenwand – sichre Hand
stolzer Turm – Erdenwurm
weiter Blick – Gipfelglück
Gipfelkuß – Schluß
(aus: Hans Schwanda / Paul Wertheimer:
Die fidele Kletterzunft)*

Und da soll alpine Literatur etwa kein gutes Biotop für Humor sein? Nun, ich denke, ich konnte unschwer das Gegenteil beweisen. Alpine Literatur und Literatur allgemein müssen nun wirklich nicht von Humor überquellen. Insgesamt mögen die Deutschen ohnehin den lauten Humor à la Jerry Lewis und anderen nicht so sehr, leisere Zwischentöne tun es auch (von landsmannschaftlichen Besonderheiten natürlich abgesehen). Warum Humor in unserer alpinen Literatur dann so schwer und nur vereinzelt aufzufinden ist? Etwa, weil wir ein Volk weniger von Dichtern und Denkern sind (das wären zwei Handvoll Genies im vorigen Jahrhundert) als von Neurotikern, weil diese bekanntlich unfähig sind, über sich selbst herzlich zu lachen, sondern sich viel zu ernst nehmen in ihrer Sackgasse, in die sie hineingeraten sind? Nein, zu solchen Pauschalurteilen gebe ich mich nicht her. Obwohl... Welche Voraussetzungen das Biotop für Humor braucht, darüber habe ich mich ausführlich genug ausgelassen und muß sie nicht nochmals aufführen. Aber es spielen ja noch mehr Dinge mit hinein. Etwa die literarische Tradition alpiner Schreiberei bei uns. Vergessen wir nicht unsere jüngere Vergangenheit. Dazu paßt, was Hubert Mumelter 1934 in Versform mitzuteilen hat, ganz ausgezeichnet:

*In diesen kummervollen Zeiten
Wo sich die Menschheit renoviert,
Entgeht man viel Verlegenheiten
Wenn selber man zum Kinde wird.
Man überläßt dem Staatenlenker
Gern weltanschaulich das Diktat,
Nachdem erwiesen, daß der Denker
Den Saustall bloß vergrößert hat.*

Die Zeiten können also um einiges schlechter werden, als sie sind, oder dem leicht depressiven Zeitgeist gemäß empfunden werden, ohne daß Humor seine Berechtigung und Bedeutung verlieren müßte. Das hat nichts mit Vogel-Strauß-Politik zu tun oder Verharmlosung (Humor spiegelt ja genau die Wirklichkeit wieder, mit all ihren Unzulänglichkeiten). Der uns allen teure Frieden und Gesundheit und Wohlergehen aller (selbstverständlich die Natur eingeschlossen) sind wohl unsere wichtigsten Anliegen für Gegenwart und Zukunft. Mit verbieberten Mienen darum zu kämpfen, hieße g e g e n die angestrebte Sache zu kämpfen. Das wissen die Satiriker sehr genau. Aus Intoleranz entsteht nur neue Gewalt. Der belehrende, erhobene Zeigefinger bewirkt bekanntlich auch nicht gerade das, was der Urheber beabsichtigte. Parodie, Witz, Satire, Humor sprechen die Menschen stärker an, denn daraus spricht die wahre Lebendigkeit und belebende Frische.

Ungeachtet unserer wichtigen Aufgaben im Leben wollen wir uns nochmals daran erinnern, was Bergsteigen ist: die Eroberung des Unnützen oder ein Spiel darum, das lebensgefährlich sein kann und oft genug ist.

Darin liegt neben möglicher Tragik auch Witz. Keiner kann uns dies wohl treffender vermitteln als Tom Patey, wenngleich sein Humor ein wenig grimmig und damit nicht nach jedermanns Geschmack ist. Aber er gibt nichts von sich als seine erlebte Wirklichkeit. Wer Don Whillans kennt, erkennt ihn hier wieder. Genau das macht den Humor aus. Nicht nur ich würde mich freuen, wenn diese Frische aus unseren alpinen Zeitschriften und Büchern künftig klarer hervorleuchten würde, damit die von den beiden fleißigen und kenntnisreichen Damen der Alpenvereinsbibliothek in München zutagebeförderten humorvollen alpinen Werke sich nicht länger auf Herrn Kyselaks Alpenreise, die Alpenfahrt der Familie Ekel, Gemseneier und Salontiroler, die Bücher der erwähnten Autoren, die köstlichen Parodien eines F.X. Wagner nicht zu vergessen und vielleicht ein paar weitere beschränkt, dann ist Humor kein Thema einer großen Abhandlung mehr, sondern alltägliche Selbstverständlichkeit. Wäre das etwa nichts? Bis dahin also nochmals eine Anleihe bei Tom Patey (der sich mit Don Whillans gerade im Zweiten Eisfeld der Eiger-Nordwand befindet).

„Das wär's“, sagte er und hängte das Reserveseil in meinen Sicherheitskarabiner ein.

„Was ist los?“ fragte ich und fand es hart zu akzeptieren, daß eine Entscheidung von solcher Tragweite so mir nichts dir nichts getroffen werden konnte.

„Ich steige ab“, antwortete er, „das ist los.“

„Warte einen Augenblick! Laß uns die Sache in Ruhe diskutieren.“ Ich streckte eine Hand aus, um die Asche von meiner Zigarette abzuklopfen. Da geschah etwas ganz Ungewöhnliches. Ich hörte noch ein höheres „Wuff“ als sonst und das Ende meiner Zigarette war verschwunden! Von solchen kleinen Szenen träumen die Hollywood-Regisseure.

„Ich verstehe, was du meinst, ich komme mit.“

... Wir kamen rechtzeitig nach Alpiglen zum späten Mittagessen zurück. Das Fernrohr stand verlassen und einsam im Regen. Der Eiger hatte sich in seine neblige Vergessenheit zurückgezogen, als sich Don Whillans in seine Lieblingsecke beim Fenster zurückzog.



Viele Betroffene sind politisch wichtig

Aus dem Erfahrungskatalog dessen, der eine Bürgerinitiative leitet

Luis Töchterle

Seite 228: Die Sulzenaualm, wo ein Speicher des Kraftwerks geplant ist.

*Foto:
R. Köfferlein*

Redaktionstermine sind ein Übel. Ihnen ist zuzuschreiben, daß man gleichzeitig viel zu früh und viel zu spät dran ist. Der Schriftleiter fordert das längst fällige Manuskript bereits mit Spott im Unterton, trotzdem ist's ein alter Hut, bis es der Leser in Händen hat.

Ich bin froh, daß mir der Herr Landeshauptmann aus dieser Patsche geholfen hat. Er hat uns Stubaiern nämlich sein Wort gegeben. „Und das Wort des Landeshauptmannes muß euch wohl genügen“, hat er gemeint. Am 17. März 1984. Also vor den Landtagswahlen. Nun, wir werden ja sehen.

Der Fall Stubai

Ich bin präpotent genug, aus meiner Sicht zu schreiben. Sie verzeihen. Aber vielleicht bin ich ein Beispiel. Oder gar ein Modell? Als solches darf man.

Wenn ich jemandem davon erzähle, behaupte ich, es war Strategie. Etwas Wahres ist ja dran. Aus sicherer Quelle lag folgende Information vor: Die Österreichischen Bundesbahnen planen ein Kraftwerk im Stubai; ein Speicher bei der Sulzenaualm, einer im Hohen Moos bei der Regensburger Hütte; Krafthaus bei Ranalt, weitere Ausleitung des Ruetzbaches bis oberhalb von Milders mit Beileitung alles Faßbaren; Ruetz bis Milders trocken; Freileitung durchs ganze Tal.

Ich wohne in Fulpmes und arbeite beim Alpenverein in Innsbruck. Hauptbetroffen ist die Gemeinde Neustift. Bis auf ein paar Gerüchte gibt es keine offizielle Information über die Pläne. Briefliche Anfragen durch die Gemeinde Neustift und durch den Alpenverein bei den ÖBB bringen nichts. In drei Monaten sind Gemeinderatswahlen. Zwei Wochen vor den Wahlen wird die Nervosität am Höhepunkt sein. Countdown. Drei Wochen vor den Wahlen erscheint mein Artikel groß in der Lokalzeitung: „Anschlag auf das Stubaital... Unterschriftenaktion... Gemeinderatskandidaten werden hoffentlich als erste unterschreiben.“ Drei Telefonintensive Tage, dann eine Pressekonferenz. Es erinnert mich an eine Muppet-Show, wie die Lokalgrößen vor den Presseleuten balzen. Man ist erschüttert, betroffen, dagegen. Alle Wichtigen haben unterschrieben.

Es folgt ein passables Presseecho. Ein paar Journalisten hatten sogar Zeit zu recherchieren; die ÖBB dementieren. Viel Arbeit für ein winziges Vorgeplänkel. Demokratie ist, wenn man vor Wahlen eine Pressekonferenz einberuft.

Nur vier Monate benötigen die ÖBB, um das Drei-Milliarden-Kraftwerk zu projektieren. Eine reife Leistung! „Keine konkreten Pläne“ im Februar, fertiges Einreichoperat im Juni. Antrag auf bevorzugten Wasserbau bei der obersten Wasserrechtsbehörde. Ich frage mich, wie in mein Imageprofil der Bundesbahn der Begriff „langsam“ geraten ist. Im September ruft mich der Bürgermeister an: Das Projekt liegt vor, die Bundesbahnen werden es Anfang Oktober im Landhaus offiziell vorstellen. Er nennt einen Termin für ein informelles Gespräch.

Informell ist gut. Ungefähr zehn Leute – Funktionäre und funktionslose – reden wirr durcheinander. „Man müßte“, ist die häufigste Einleitung. Verrücktes, Utopisches, nicht Finanzierbares und viel Konkretes. Wir gründen eine Bürgerinitiative. Ob ich die Leitung übernehme? Ich sage zu. Demokratie ist, wenn zehn Männer eine Bürgerinitiative gründen, und einer die Leitung übernimmt.

Von jetzt an ist die Bundesbahn mein Feind. Oder zumindest mein Gegner. Im Vergleich dazu waren David und Goliath einander ebenbürtig. Sorgfältig bastle ich an meinem Feindbild: Ich male mir betonierwütige, anonyme Technokraten in Schaffneruniform aus. Faule Verschieber auf wohlverworbene Rechte pochend. Sture Kontrolleure. Gewerkschaftsfanatiker. Bei meinen zahlreichen Dienstreisen mit der Bahn erbeute ich weitere Feindbild-Accessoires: verschlammte Bahnsteige, unpünktliche Züge, kaputte Klimaanlage, unfreundliches Personal, überhöhte Preise im Speisewagen.

Und natürlich das Riesendefizit! Die Bahn ist ein dankbarer Feind. Ich lasse mir aber nichts anmerken. Am Fahrkartenschalter und beim Schaffner benehme ich mich wie ein gewöhnlicher Fahrgast. Der Herbst wird heiß. Politisch heiß. Am 7. Oktober wird das Projekt im Saal des Landhauses in Innsbruck vorgestellt. Landesbeamte, hochrangige Bundesbahner, Bürgermeister und Fremdenverkehrsfunktionäre der betroffenen Gemeinden, und erstmals offiziell vertreten: „Die Stubai Bürgerinitiative gegen das ÖBB-Kraftwerk“. Die Bundesbahner sind bestens vorbereitet, haben große Schautafeln und ausführliche Informationsmappen mitgebracht. Alles wirkt erdrückend perfekt und beschlossen. Routinemäßig geben die Hofräte ihre Kommentare ab. Einer hat sich für solche Anlässe die Dialektik beigebracht und wird prompt mißverstanden. Der amtliche Naturschützer hat eigentlich nichts



*Die Sulzenaualm von der Sulzenauhütte aus gesehen.
Foto: F. Speer*



*Die Sulzenaualm in Zukunft –
Fotomontage mit geplantem Stausee in
abgesenktem Zustand.
Fotomontage: F. Speer*

einzuwenden, das machen wir wieder wie in ... Erst durch die Fürsprache des Bürgermeisters darf auch ich reden. Der diskussionsleitende Wasserbauhofrat wollte mich ausbremsen: Nur die offiziellen Vertreter ... Ich sage, daß wir das Kraftwerk nicht wollen, und daß wir dagegen ankämpfen werden, und daß wir Angst davor haben. Und daß wir sachlich bleiben wollen, sage ich, weil das gut zu Angst paßt und niemand etwas dagegen einwenden kann. Am Ende der Veranstaltung kündigen wir noch an, daß wir unsere Bevölkerung mit dem Projekt konfrontieren möchten, und bekommen die Zusage, daß die ÖBB ihr Informationsmaterial selbst vorstellen werden. Der Projektant hätte zwar einen Urlaub angemeldet, wird aber von einem offenbar hohen Tier zum Gegenteil verdonnert. Der anonyme Technokrat ist ein armes Schwein und tut mir leid. Man soll seine Feindbilder nie aus der Nähe betrachten, sonst kippen sie leicht ins Sympathische um.

Es ist schon 19.00 Uhr. Ich hantiere aufgeregt mit Kabeln und Mikrofonen im Saal des Freizeitentrums von Neustift. Um 20.00 Uhr beginnt hier die öffentliche Vorstellung des Projektes. Werden viele „Betroffene“ kommen? Viele Betroffene sind politisch wichtig, habe ich inzwischen gelernt. Je mehr und je betroffener um so besser. Deshalb hatten wir gestern eine Presekonferenz, damit möglichst viele heute nachlesen können, wie betroffen sie sind. Zeitungen sind eine Sache. Was da drin steht, ist also sachlich. Ob's stimmt, ist nebensächlich. Tatsache und Hauptsache ist, daß es funktioniert. Es kamen mehr als 500 Betroffene, stand jedenfalls am nächsten Tag in der Zeitung. Gezählt hat sie niemand, aber der Saal war wirklich recht voll.

Damals spürte ich noch vegetative Reaktionen, wenn ich meinen Namen in der Zeitung las: feuchte Handflächen und leichtes Herzklopfen. Inzwischen bin ich abgebrüht und verberge meinen Stolz gekonnt. Aber nur um meinen Namen in der Zeitung zu lesen, habe ich mich nicht angestrengt. Es stand auch noch mehr drin: geschlossene Front gegen das Monsterprojekt. („Sachlich“). Auch ein Landesrat sei dagewesen und habe an die ÖBB appelliert, den Antrag auf bevorzugten Wasserbau zurückzuziehen. Die Stubaier hätten nach einem Gutachten verlangt und nach Mitsprache bei der Auswahl der Gutachter.

Der Fall Stubai nimmt Konturen an. Besonderheiten werden deutlich. Naturschützer und Fremdenverkehrsbesse ziehen an einem Strang, und zwar am selben Ende.

Die Landespolitiker sind fein heraus. Projektwerber ist nicht die aufsichtsratspostenbringende eigene Landesgesellschaft, sondern eine Bundesinstitution.

Es werden nicht einzelne Fakultätsgutachten gefordert, sondern ein integriertes Gesamtgutachten. Die Bearbeiter und die Inhalte des Gutachtens werden von den Betroffenen mitbestimmt und in einem begleitenden Ausschuß kontrolliert.

Unsere Initiativgruppe ist hektisch betriebsam. Sitzungen über Sitzungen. Wir fliegen nach Wien, um im zuständigen Ministerium kompetente Auskünfte zu erhalten. Gutachterkandidaten werden unter die Lupe genommen. Wir sind fachlich überfordert, aber trinkfest genug, um in ihre Seele zu schauen.



Links: Im Talboden unten die Sulzenaualm; über der Steilstufe darüber die Sulzenauhütte; im Hintergrund: Wilder Pfaff, Zuckerhüt und Aperer Pfaff.

*Foto:
Alpine Luftbild
Innsbruck*

*Freigegeben
vom Bundesministerium
für Landesverteidigung*

Ich bin mittlerweile noch betroffener: Als frischgebackener Neustifter Hoteliers-Schwiegersohn berühren mich auch die Fremdenverkehrsängste. Bei den Eingeborenen wird's zwar noch zwei Generationen dauern, bis wir als einheimisch gelten, für Auswärtige bedeuten 6 km Wohnortwechsel keine persönlichkeitsrelevante Größe.

Doch bald werden wir von einer ernsten Krise gebeutelt. Der erste Schnee und die bevorstehende Weihnachtssaison beleben die Diskussion um ein Liftprojekt. In der Vollversammlung der Agrargemeinschaft starten die Proponenten nach zwei Fehlschlägen einen dritten Anlauf, um das Projekt durchzuboxen. Man hat sich staunenswert gut vorbereitet. Es gibt Dias zum Anschauen, und das große Plädoyer setzt bei der Geschichte des Tales an, inhaltlich kabarettreif aber formal erfolgreich. Angeblich gingen die

Vorbereitungen noch weiter, indem Projektgegner mit Drohungen eingeschüchtert wurden. Ich erlebe einige herbe Enttäuschungen, indem ich das tatsächliche Verhalten einiger Personen mit dem telefonisch angekündigten vergleiche. Als einziger Kontra-Redner handle ich mir ein verbindliches Offert für ein paar saftige Ohrfeigen ein. Ich halte es für einen Unsinn ein Erschließungsprojekt anzugehen, während ein anderes glaubwürdig bekämpft werden soll. Außerdem ist das Projekt an sich sehr fragwürdig. Mittlerweile ist es selig entschlafen, ich bin leider nicht schuld daran.

Diese Kontroverse spielt mit unserer Initiativgruppe „Zehn kleine Negerlein“. Wir verlieren drei Mitarbeiter, die die Nase voll haben. Mir wird dabei klar, daß unser Ziel eine Riesenportion Kompromißbereitschaft erfordert. Irgendwie läßt sich der Bruch wieder kitten, und es folgt die Auftragsvergabe für das Gutachten.

Foto: W. Bahnmüller

Etwas Fertiges, für andere Unerwartetes aus dem Aktenkoffer zu ziehen, ist eine äußerst beglückende und sieghafte Geste. Man muß sich aber rein seitlich hinunterbeugen und den Augenkontakt zum verblüfften Gegenüber aufrechterhalten. Dies setzt voraus, daß man entweder Ordnung in seinem Koffer hat oder nichts Verwechselbares.

Und der Koffer muß geöffnet neben dem Sessel stehen. Noch besser wirkt es, den Koffer zu öffnen, ohne hinzusehen. In jedem Fall empfehle ich ein praxisnahes Training, um peinliche Pannen zu vermeiden. In meinem Koffer war eine komplette Liste für jene Fragen, die das Gutachten behandeln sollte.

Diese Liste bescherte mir nicht nur jene erwähnte beglückende und sieghafte Geste, sie bewahrte uns auch vor Übertölpelung. Damit war gewährleistet, daß die Gutachter wirklich alle Themen von Belang zu behandeln hatten. Wenn wir diesen Themenkatalog nur aus dem Stegreif nach den Vorstellungen der Herren Beamten zusammengestopselt hätten, wäre er bestimmt viel dürftiger ausgefallen. Unsere Liste – im nachhinein betrachtet – war gut und umfangreich.

Wir haben einen Partner in den Bergen: den DAV. Mit einem Kleintransporter werden die riesigen Informationstafeln für die Hütten angeliefert. Sauber gemacht, gut durchdacht. Am großen Parkplatz in Neustift herrscht Verschwörerstimmung. Auf jeder Alpenvereinshütte im Stubaital soll eine große Informationstafel angebracht werden. Dazu ein Briefkasten für Unterschriftenlisten, vorgedruckte Postkarten für besonders Interessierte. Wir organisieren die Verteilung. Das bedeutet knochenharte Arbeit, die schweren Trümmer auf die verschiedenen Hütten zu schleppen. Ich fahre mit einer kleinen Mannschaft und zwei Tafeln ins Gschnitztal. Die erste verladen wir auf die Materialeilbahn zur Innsbrucker Hütte, die zweite bringen wir zur Lapones-Alm, die vom Pächter der Bremerhütte bewirtschaftet wird.

Die Situation ist tragikomisch. Wir schleppen das Riesending an und lehnen es an die Hauswand. Der Chef ist nicht da, nur Bruder, Sohn, Verwandtschaft. Ob sie von der Sektion informiert worden seien? Keine Ahnung, spürbares Mißtrauen. Der Bruder steht schwitzend, kauend und besteckabtrocknend am offenen Fenster. Seine Arbeit hat offensichtlich an dieser Stelle verrichtet zu werden. Er kann nicht weg und bleibt uns als Anlaufstelle, als Gesprächspartner. Man soll jemanden nicht bei seiner Arbeit aufhalten, aber wenn das Kraftwerk gebaut wird und die Alm ihren landschaftlichen Reiz einbüßt, braucht er vielleicht nicht mehr Besteck abzutrocknen. Weil weniger Ausflugs Gäste kommen, die trockenes Besteck brauchen könnten. Er sieht das nicht so. Er findet abschätzige Bemerkungen über die Naturschützer im allgemeinen.

Ob er das Kraftwerk will?

Nein, auf keinen Fall.

Was er dagegen tun will?

Laßt's mich in Ruhe.

Er fürchtet sich vorm Kraftwerk, vor den Naturschützern, überhaupt vor denen da oben, denn wer weiß schon, und da kann man nichts machen, wenn's vielleicht eh schon beschlossen... Er schwitzt weiter, kaut weiter und trocknet weiter ab.

Meine grimmigen naturschützenden Begleiter beginnen inzwi-

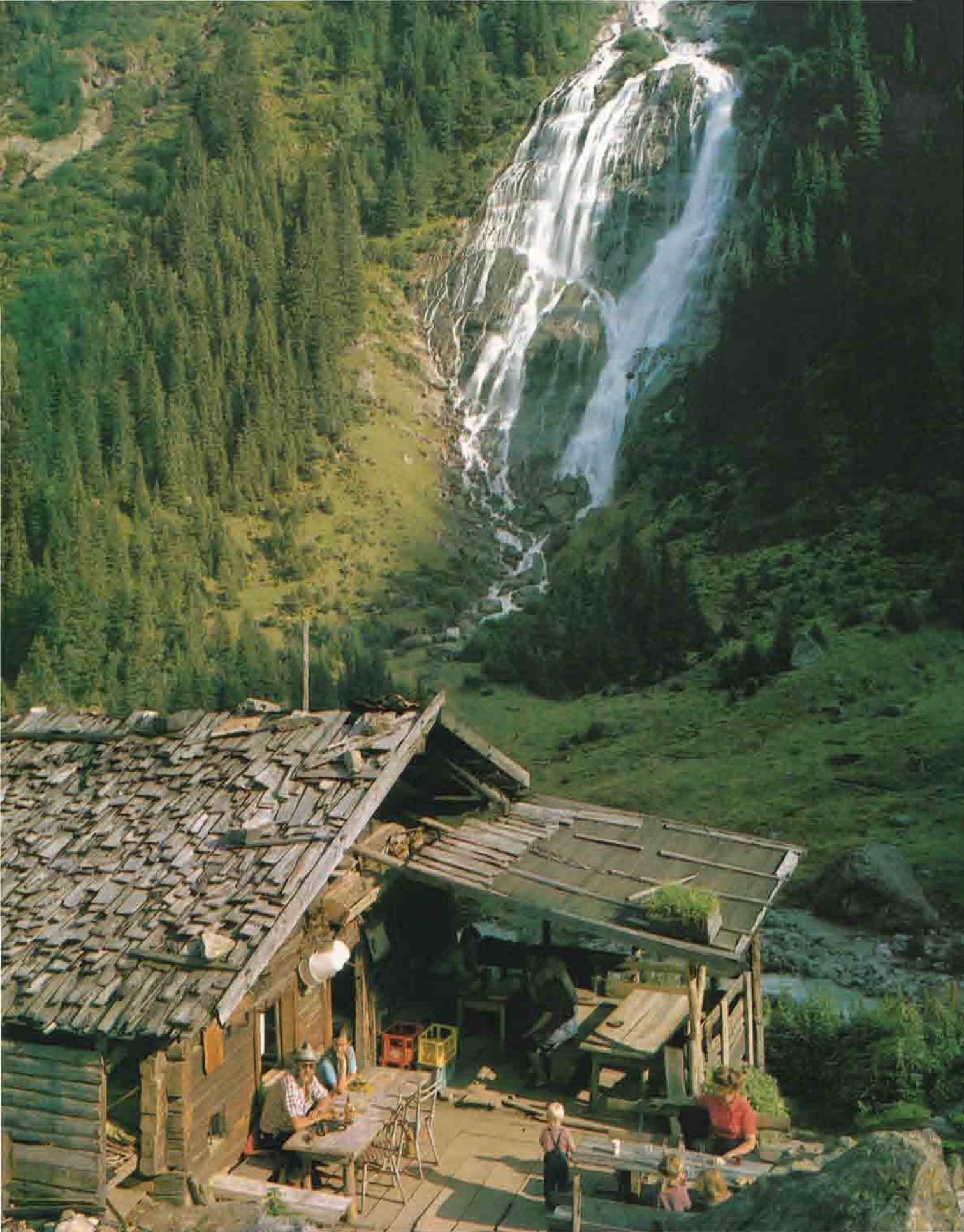
schen die Tafel aufzustellen. Dann ziehen wir talaus. Ich könnte mir denken, die Trottel dort verstehens's nicht besser, und das Ganze vergessen. Die Almbewohner werden sich denken, jetzt sind die Trottel endlich weg, Gott sei Dank. Trottel hin, Trottel her – ich bin mir da nicht so sicher.

Wieder im vollen Saal im Freizeitzentrum von Neustift. Die Gutachter liefern ihren zweiten Zwischenbericht. Nun liegen bereits einige brisante Ergebnisse vor: Durch die Sulzenaualm, die überstaut werden soll, wandern an einem Nachmittag 500 Menschen. Von den Sommergästen in Neustift möchten mehr als 30% woanders Urlaub machen, wenn das Kraftwerk gebaut wird. Das Hohe Moos bei der Regensburger Hütte, das auch überstaut werden soll, entpuppt sich als Naturjuwel von europaweitem Rang. Ähnlich der ebenso betroffene Bereich um den Simmingsee im hintersten Gschnitztal. Die Gewässergüte der Ruetz würde von Klasse II auf Klasse IV absinken. Bei der Präsentation der Ergebnisse bemühen sich die Gutachter um saubere Formulierungen. Sie leiten ihre Aussagen mit „im Falle einer Projektrealisierung“, „sollte das Kraftwerk gebaut werden“, ein. Beim letztenmal waren sie noch schlampiger, was ihnen einen heftigen Verweis von Gletscherbahn-Chef Dr. Klier einbrachte. Ich bin sicher, Dr. Klier hätte ein brauchbarer Naturschützer werden können.

Es gibt so vielerlei Deutsch. Berühmt sind Juristendeutsch und Soziologendeutsch. Aber auch Gutachterdeutsch ist beachtenswert und von mir aus den erstgenannten Spielarten gleichzusetzen. Auch Gutachterdeutsch verhindert nämlich zuverlässig, vom gemeinen Volk verstanden zu werden. Das schaut in der demokratischen Theorie so schön aus: Irgendein Großprojekt wird geplant. Experten stellen fest, welche Auswirkungen und Nebenwirkungen davon zu erwarten sind und schlagen Begleit- und Ausgleichsmaßnahmen vor. Der gesamte Informations- und Entscheidungsprozeß wird für die betroffene Bevölkerung transparent gemacht. Die letztlich politische Entscheidung gründet auf der Summe aller Fakten und Willensäußerungen. In der demokratischen Praxis verstehen die Betroffenen nicht, was die Experten sagen. Weil sie eine andere Sprache sprechen. Weil es einfach zuviel ist und zu lange dauert. Weil es zu verwickelt ist.

Basisdemokratie ist leider nur ein frommer Wunsch. Selig jene, die ihn wenigstens noch wünschen.

Die Geräuschkulisse: Vogelzitschern, Insektensummen, Kuhglockengebimmel, Geschirr- und Besteckklappern, Wasserfallrauschen und Windsäuseln, norddeutsche und Stubaler Wortfetzen, Biereinschenken, Bohrmaschinengeräusche. Ich sitze auf der Sulzenaualm und betrachte sinnierend die kunstvoll geschnitzten Stühle. Diese Landschaft ist wirklich gewaltig. Wie ein groß geratenes Amphitheater. Die flache, saftige Almwiese mit den vielverzweigten Bachmäandern, ringsum eingeschlossen von steilen Felswänden und Abbrüchen, bespickt mit schäumenden Wasserfällen. Der enge, schluchtartige Ausgang läßt nur Platz für den schmalen Saumpfad und den Bach, der alle Zuflüsse eingesammelt hat, um ein paar Meter weiter unten als Grawawasserfall hinab- und aufzufallen.





Die Informationstafel über das geplante Kraftwerk und die zu erwartenden Folgen. Foto: H. Röhle

Auf die hohen Begrenzungsfelsen links und rechts der Schlucht sind weiße Kreuze gemalt. Denn das großartige Amphitheater ist ein ideales Staubecken. Ich schätze, daß sich die obersten Kreuze gut hundert Meter über dem Almboden befinden. So hoch ist die Staumauer projektiert. Wie und wo sie errichtet werden soll, hängt von den Ergebnissen der Probebohrungen ab. Die Bohrmaschinen hämmern, pochen, scharren. In bereitstehende Kisten werden die Bohrkern gelagert. Eine harte Arbeit. Arbeitsplätze.

Mit Getöse landet direkt neben der Alm ein Hubschrauber. Ihm entsteigen anonyme Technokraten. Einer ist offenbar wichtig und zum ersten Mal hier. Anerkennend blickt er rundum. Bestimmt denkt er „idealer Stauraum“ und nicht „großartiges Amphitheater“. Ich schieße grimmig ein paar Fotos auf die Szene. Reine Ersatzhandlung. Der Wichtige hätte besser zu Fuß heraufkommen sollen. Dann würde er wahrscheinlich anders denken. Wer fliegt, kann eine Landschaft betrachten wie Generalstäbler ihren Sandkasten. Da reduziert sich ein großartiges Amphitheater auf einen idealen Stauraum.

Der Hubschrauber ist weg, und ich lege mich ins Gras. Es wirkt äußerst beruhigend, Dinge mit Muße ganz nahe zu betrachten. Eine kleine Flechte, einen Grashalm, einen Stein, einen Wirbel im Wasser. Dem Stein wird's egal sein, wenn er überstaut wird. Grashalm und Flechte werden's nicht überleben. Der Wirbel im Wasser ist sich seiner selbst gewiß nicht bewußt.

Aber der Grashalm und die Flechte wären arm dran unterm Stausee. Die beiden tun mir leid. Sie brauchen Schutz. Ich werde für sie kämpfen.

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt habe, schaue ich sie noch einmal eindringlich an. Aber sie nicken mir nicht zu. Stehen gleich ungerührt da wie vorher und blühen vor sich hin.

Mir ist das egal, denn mein Entschluß steht fest: ich werde kämpfen.

Ich habe viele und starke Mitkämpfer: DAV und Dr. Klier, OeAV und FVV, Politiker und Betroffene, Beamte und Bürgermeister.

Und den Trend. Dieser läßt Energiemacher schlecht ausschauen und Wasserfälle an Wert gewinnen. Wir kämpfen mit der Gunst der öffentlichen Sympathie als Rückendeckung. David bekommt immer mehr Applaus als Goliath. Die ÖBB haben sich die Rechte für die Probebohrungen gesichert. Dabei ist ihnen ein Mißgeschick passiert. Man hat übersehen, daß für den Transport die Stubai Gletscherstraße, eine Privatstraße, benötigt wird. Der Protest des Straßenerhalters folgt postwendend. Die ÖBB-Reaktion gleicht der eines Lokführers gegen einen aufsässigen Radfahrer: eine plumpe Drohung. Mit größter Selbstverständlichkeit fährt der nächste Gerätetransport ins Stubai. Bis zum geschlossenen Schranken bei Ranalt. Dort steht ein Angestellter der Gletscherbahn und verweigert den Durchlaß. Mit Gendarmeriehilfe wird die Weiterfahrt erzwungen. Sheriff und Wildwest. Das Transportgut wird bei der Grawaalm abgeladen, und man fährt nach getaner Arbeit zufrieden zurück. Am nächsten Morgen findet sich der ganze Krempel wieder vor dem Schranken in Ranalt. Man sieht, Naturschutz kann auch Spaß machen.

Mit der üblichen Verspätung wird das Gutachten fertig. Tausend Seiten Auswirkungen und Wenn und Aber. Die zusammengefaßte Schlußfolgerung ist zitawürdig: „Die wesentlichen Problembereiche, die neben anderen, teilweise auch sehr bedeutenden Nachteilen gegen den Kraftwerksbau sprechen, sind die einschneidenden Eingriffe in Natur und Landschaft, die zu erwartenden negativen Auswirkungen auf die Fremdenverkehrswirtschaft und die erhebliche Einengung der Eigenbestimmung der räumlichen und der wirtschaftlichen Entwicklung für die einheimische Bevölkerung.“

Die Milderungs-, Begleit- und Ausgleichsmaßnahmen können selbst bei großzügiger Handhabung zwar in vielen Belangen eine Entschärfung bewirken, nur zu einem relativ kleinen Teil aber Negativeffekte voll beseitigen bzw. ausgleichen. Vor allem bezüglich der Fremdenverkehrsentwicklung unter den Voraussetzungen des Kraftwerksbaus bliebe im besonderen in der Gemeinde Neustift noch ein großes Restrisiko aufrecht.

Während Entschärfungsmaßnahmen aus Wirtschaftlichkeitsgründen relativ enge Grenzen gesetzt sein dürften, erhebt sich unter den gegebenen Umständen die Frage, ob nicht doch auch nach alternativen Lösungsmöglichkeiten für die künftige Energieversorgung der ÖBB gesucht werden sollte. Dies war allerdings nicht Gegenstand des vorliegenden Gutachtens.“

Entscheidend ist die Stellungnahme des Landes. Wenn man von seiten des Landes nein sagt, wird das Kraftwerk nicht gebaut, wenn man ja sagt, wird es gebaut. Deshalb brauchen wir einen Termin beim Landeshauptmann. Der hat heuer zwar Wichtigeres zu bedenken als das Kraftwerk im Stubai, weil vor 175 Jahren ein Andreas Hofer im Land rumort hat, aber dennoch kommt es zu einer Audienz. Wir meinen, daß es an der Zeit sei, eine offizielle Aussage seitens des Landes zu hören. Schon über ein halbes Jahr liegt das Gutachten vor. Bedächtig wiegt er den Kopf und spricht: „Ich werde nicht gegen den Willen der betroffenen Bevölkerung entscheiden. Heute nicht und auch in Zukunft nicht!“ Hugh, denke ich mir dazu und bin ergriffen, denn das Wort des Landeshauptmannes muß wohl genügen. Wird es genügen?

Der Bergwald stirbt

Schreckensvision oder Wirklichkeit?

Heinz Röhle

Irgendwann in nicht allzu ferner Zukunft; Mitte August, Urlaubszeit, Millionen von Sommerfrischlern, Kurzurlaubern, Naturliebhabern und Bergsteigern tummeln sich im Alpenraum, seit Wochen anhaltender Dauerregen. Und auf einmal überschlagen sich die Katastrophen mit Meldungen in Funk und Fernsehen.

Was ist passiert?

Von den seit Jahren unbewaldeten Steilhängen in den Zentralalpen wälzen sich riesige Muren ins Tal, machen Straßen und Eisenbahnlinien unpassierbar, mehrere Ortschaften werden evakuiert. Militärhubschrauber versorgen die Urlaubsgebiete in den Hochtälern über dem Luftweg. Tausende von Urlaubern sind in ihren Ferienquartieren eingeschlossen. Es wird noch Monate dauern, bis alle Straßen und Eisenbahnverbindungen ins Flachland wiederhergestellt sind. Die Tageszeitungen in den großen Ballungszentren rund um den Alpenraum überbieten sich mit täglich neuen Schreckensmeldungen auf den Titelseiten. Begriffe wie Erdbeben, Muren, Steinschlag und Felsstürze und Hochwasserkatastrophen werden zu gängigem Vokabular, erste Personenschäden sind zu verzeichnen, niemand und nichts vermag die Naturgewalten zu bändigen. Die Bevölkerung wird angewiesen, gefährdete Gebiete schnellstens zu räumen. Der Mensch muß tatenlos zusehen und warten, wie entfesselte Kräfte das Gebirge langsam, aber sicher zerstören. Das Werk von Generationen von Menschen – nämlich die Schaffung der uns lieb gewordenen und vertrauten Kulturlandschaft in den Alpen – wird in kurzer Zeit vernichtet.

Jetzt die richtigen Entscheidungen treffen

Wir haben es in der Hand. Wenn wir jetzt die richtigen Entscheidungen treffen, können wir den Alpenraum vor einer derartigen Eskalation von Katastrophen bewahren.

So sensationslüstern es auch klingen mag, wenn das Waldsterben mit unverminderter Geschwindigkeit von den Alpen weiter Besitz ergreifen sollte, sind gigantische Naturkatastrophen zwangsläufig die Folge. Jahrtausende hat der Mensch gebraucht, um die Bergwelt zu besiedeln und zu nutzen. Milliardenbeträge mußten aufgewendet werden, um Wildflüsse und -bäche zu zähmen, Siedlungen und Verkehrswege zu sichern und landwirtschaftliche Anbauflächen zu erschließen. Doch all diese Aufwendungen, so kostspielig oder zeitaufwendig sie im einzelnen auch

gewesen sein mögen, sind nutzlos, wenn der Bergwald in den Alpen großflächig absterben sollte.

Ein gesundes Waldkleid ist der wirkungsvollste Schutz für unser Gebirge, besonders aber für die Täler. Verlieren wir diesen Schutz, dann werden mit Sicherheit große Landstriche in den Alpen auf Dauer nur eingeschränkt nutzbar oder gänzlich unbewohnbar, dem Menschen bleibt in weiten Bereichen nur noch die Flucht aus seinem bisherigen Lebensraum. Unbestritten ist, daß wir es uns nicht leisten können, auf eine intakte Waldbestockung – und sei es auch nur vorübergehend – zu verzichten. Wer schon einmal die Karstgebirge Jugoslawiens oder das weitgehend baumlose Sizilien besucht hat, kann sich unschwer vorstellen, daß auf dem dort bloß liegenden Gestein nicht mehr viel wachsen kann. Auch diese Gebiete waren einmal, allerdings vor langer Zeit, dicht bewaldet. Nach riesigen Kahlhieben wurde jedoch der fruchtbare, für ein gedeihliches Wachstum großer Waldbäume unentbehrliche Oberboden weggespült. Zurück blieb das nackte Gestein, das im Laufe von Jahrhunderten nur von sehr anspruchslosen Pflanzenarten in Teilbereichen wieder besiedelt werden konnte.

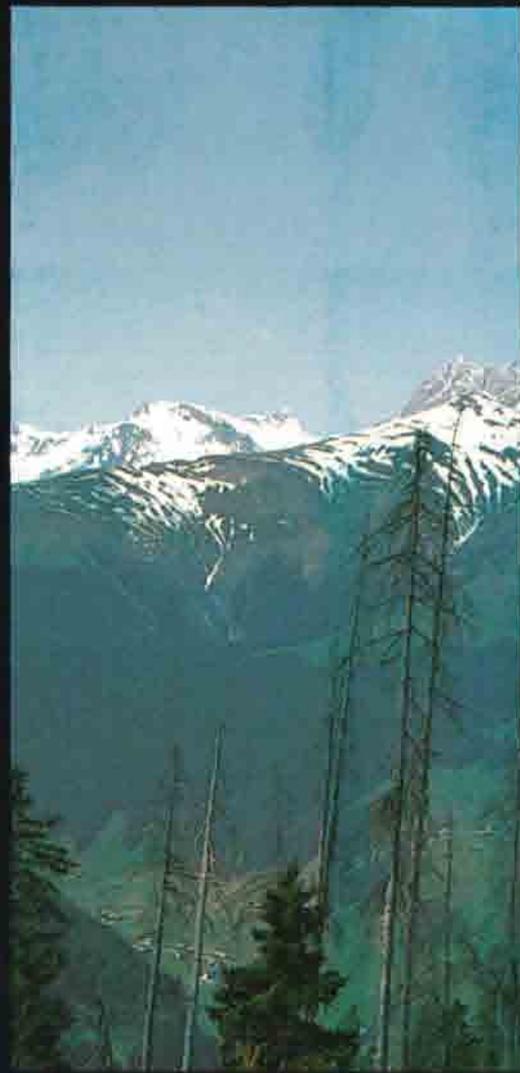
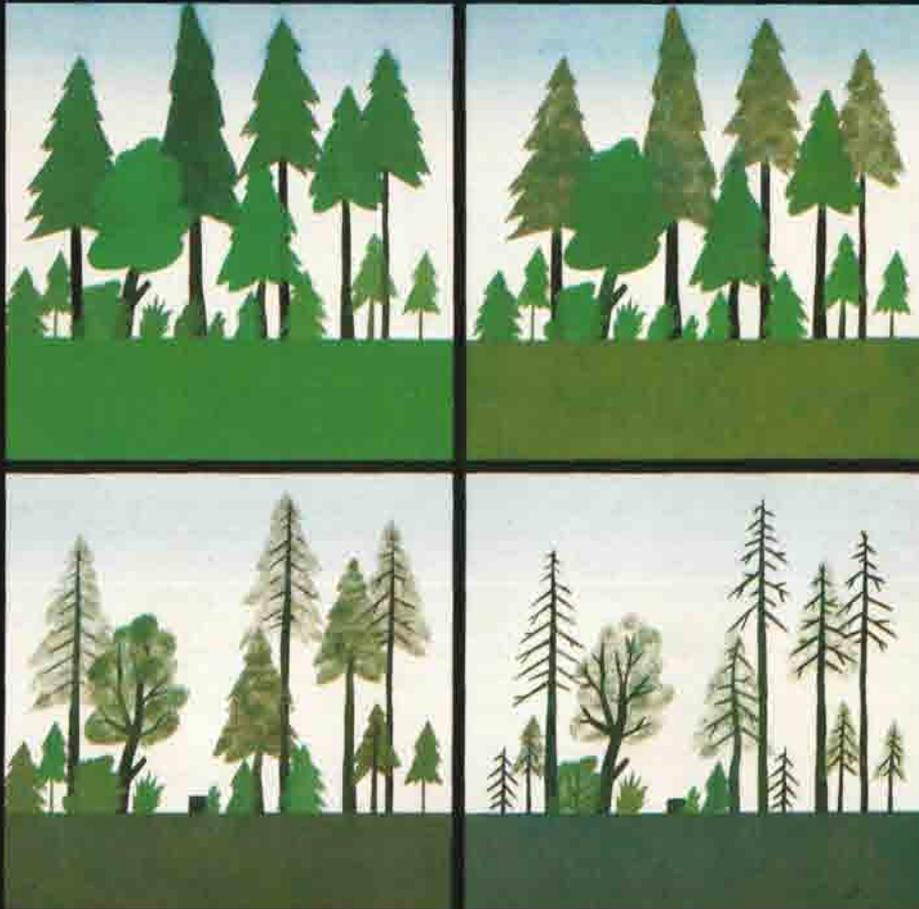
Ein ähnliches Schicksal erwartet auch die Alpen, wenn in steilen oder rutschgefährdeten Lagen der Wald großflächig absterben und der Boden damit seinen Schutz verlieren sollte.

Der Bergwald schützt die Alpen

Der Bergwald übt eine Vielzahl von unersetzlichen Schutzfunktionen aus. Diese Schutzfunktionen waren bislang kaum gefährdet, sie galten gewissermaßen als selbstverständlich. Deswegen sind sich die meisten der in den Alpen lebenden Menschen der Wichtigkeit dieser Schutzfunktionen auch nicht voll bewußt. Nur eine Handvoll Fachleute hat sich bisher Gedanken über die Auswirkungen großflächiger Waldverluste im Gebirge gemacht, Prognose-Modelle zur Vorhersage der zu erwartenden Schäden existieren erst in Ansätzen.

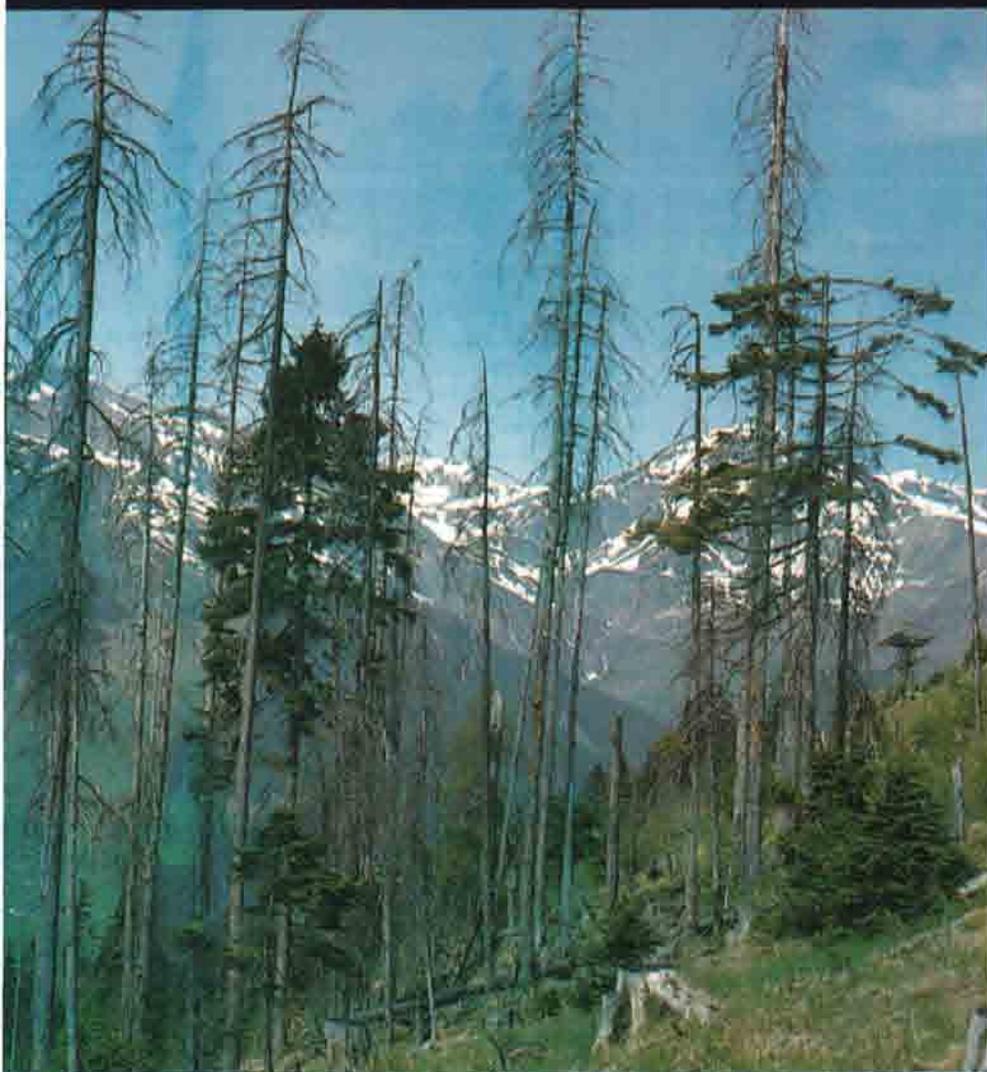
Um die tatsächliche Bedeutung eines intakten Bergwaldes für den Erhalt der Alpenregion besser beurteilen zu können, muß man sich jedoch mit diesen Schutzfunktionen etwas eingehender befassen. Im folgenden wird versucht darzustellen, was geschehen würde, wenn der Gesundheitszustand des Bergwaldes sich

Schreckensvision oder Wirklichkeit?



*Oben: Schautafel, die die verschiedenen Phasen
des Waldsterbens zeigt.
Wirkt die grafische Darstellung verglichen mit der
Wirklichkeit nicht eher gefällig?*

*Tafelgestaltung:
Franz L. Neubauer*



Links und untere Bildleiste: Waldbilder aus dem bayerischen, österreichischen und Schweizer Alpenraum.



*Alle Fotos:
Archiv Umweltreferat
des DAV*



Je schlechter der Zustand des Waldes, desto größer die Sturmwurfgefahr (Bild oben) und damit die, daß es zu Hochwasserkatastrophen kommt (Bild S. 239).

Fotos:
Archiv Umweltreferat

drastisch verschlechtern oder gar große Waldbestände absterben sollten:

1. Die Sturmwurfgefahr steigt beträchtlich

Gesunde Bäume können durch ihr elastisches Holz, ihr weitverzweigtes Wurzelwerk und ihre intakten Baumkronen selbst sehr großen Windstärken trotzen. Dies wird besonders bei freistehenden Einzelbäumen, wie man sie zum Beispiel an der Waldgrenze oder in exponierten Kammlagen häufig findet, deutlich. An stürmischen Herbst- und Wintertagen kann man über die Standfestigkeit so mancher knorriger Wetterfichten nur staunen. Kranke Bäume dagegen besitzen keine so hohe Standfestigkeit mehr. Einzelne Bäume oder ganze Waldbestände können den im Gebirge vorkommenden hohen Windgeschwindigkeiten nicht mehr standhalten und werden entwurzelt. Große Windwurfkatastrophen werden keine Seltenheit sein. Für den Bergsteiger wird dann die bisher gefahrlose Wanderung im Bergwald bei Starkwind, z. B. Föhnstürmen, zum unkalkulierbaren Risiko, ganz abgesehen von den enormen finanziellen Verlusten der Forstwirtschaft durch die geringeren Erlöse bei der Schadholzaufarbeitung.

2. Ohne Bergwald kein natürlicher Schutz vor Lawinen

Ein intakter Bergwald verhindert das Entstehen und Abgehen von Lawinen. Er kann Schneerutsche lenken, bremsen und zum Stillstand bringen. Stirbt der Bergwald, so werden von den künftig un- bzw. nicht ausreichend bewaldeten Hängen vermehrt Lawinen abgehen, wie man es heutzutage bereits oberhalb der Waldgrenze beobachten kann. Natürlich gab es im Gebirge schon immer Lawinen, allerdings wurden sie nur selten zu einer Gefährdung für den Menschen, von unvorsichtigen Bergsteigern oder Tourenskifahrern einmal abgesehen!

Sterben jedoch große Teile der alpinen Lawinenschutzwälder, die Siedlungen, Verkehrswege, Eisenbahnstrecken und Kraftwerksanlagen wirksam vor dem weißen Tod schützen, werden viele Ortschaften zerstört und ganze Täler von der Außenwelt abgeschnitten, die bisher als lawinensicher galten.

Damit sind große Teile des Alpenraumes nur noch eingeschränkt nutzbar oder überhaupt nicht mehr bewohnbar. Ein Ersatz des natürlichen Lawinenschutzes durch technische Verbauungen dürfte nur in wenigen Fällen möglich sein. Außerdem sind derartige Maßnahmen unerhört teuer (ein Hektar Lawinenverbauung im Steilgelände kostet etwa 1 Million DM, ein Hektar – das sei nur zur Erinnerung erwähnt – entspricht einer Fläche von 100 x 100m, also etwa der Größe von zwei Fußballfeldern). Ein intakter Bergwald – darauf kann gar nicht oft genug hingewiesen werden – liefert diesen Schutz zum Nulltarif. Allein im bayerischen Teil der Alpen, der weniger als drei Prozent des gesamten Alpenraumes ausmacht, würden Beträge in vielfacher Milliardenhöhe anfallen, wenn alle Lawinenschutzwälder durch technische Verbauungen ersetzt werden müßten.

3. Ohne Bergwald kommt es zu Hochwasserkatastrophen

Gesunder Wald wirkt wie ein Schwamm: in niederschlagsreichen Zeiten saugt er das Regenwasser auf, er wirkt also als Wasserspeicher. Gerade in den Staulagen unserer Gebirge sind starke Niederschläge an der Tagesordnung. Könnte der Bergwald nicht einen Großteil des Regenwassers speichern, würden viele Bäche



und Flüsse zu reißenden Strömen anschwellen. Ein Vergleich nur: nach starken Niederschlägen speichert der Bergwald etwa 80–90 Prozent des Regenwassers, nur 10 Prozent des Gesamtniederschlags fließen sofort ab. Auf einer Almwiese dagegen werden nur 15–20 Prozent des Regenwassers gespeichert. Von den waldfreien Hängen würde also drei- bis viermal mehr Wasser als bisher innerhalb kurzer Zeit abfließen. Die bereits vorhandenen Rückhaltebecken und Hochwasserschutzanlagen reichen dann mit Sicherheit nicht mehr aus, verheerende Überschwemmungen wären die Regel. Die Hochwasserwellen werden aber nicht nur Täler und Ortschaften im Alpenraum verwüsten, vielmehr wird ihre Wirkung auch bis weit ins Alpenvorland zu spüren sein. Durch den schnellen Abfluß der Niederschläge – ohne Wald keine Wasserspeicherung – werden Bäche und Flüsse in niederschlagsarmen Perioden austrocknen und zu Steinwüsten verkommen. In den großen Schotterlandschaften, wie zum Beispiel in der Münchener Schotterebene, kann es nach Ablauf des Hochwassers sogar zum vollständigen Versiegen der Flüsse kommen.

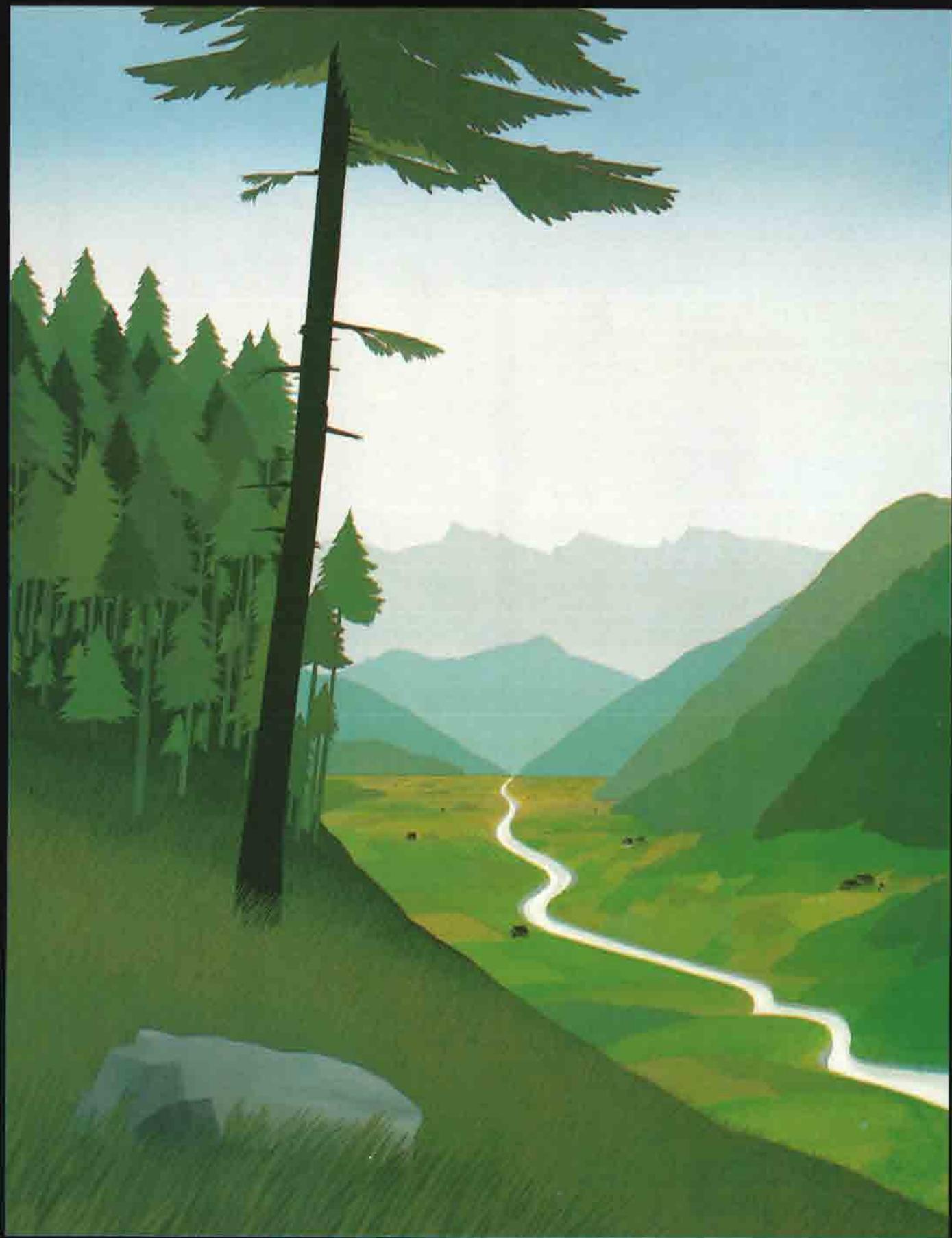
Ein Ersatz der Wasserspeicherfunktion des Bergwaldes durch technische Maßnahmen kann aus Kostengründen nicht realisiert werden. Um all das Wasser, das von einem intakten Bergwald nach starken Niederschlägen gespeichert wird, künstlich zurückzuhalten, wäre die Anlage einer Unzahl neuer Speicherseen notwendig. Die Kosten dafür würden ebenfalls in die Milliarden gehen, von dem notwendigen Platzbedarf einmal ganz abgesehen, der aufgrund der dichten Besiedelung der Alpentäler gar nicht zur Verfügung gestellt werden könnte.

4. Ohne Bergwald keine ausreichende Trinkwasserversorgung
Der Bergwald hat allerdings noch eine zweite wichtige Wasser-

schutzfunktion: In niederschlagsarmen Zeiten gibt er nämlich das gespeicherte Wasser ab, er wirkt also als Wasserspender und sichert somit die Versorgung mit Trink- und Brauchwasser. Der Waldboden filtert und reinigt das Wasser zum Nulltarif. Auf diese Weise entsteht aus dem Niederschlag kristallklares, kühles und schmackhaftes Trinkwasser. Stirbt der Bergwald, so wird die Trinkwasserversorgung nicht nur in den Alpen, sondern auch in den angrenzenden Verdichtungsräumen in Frage gestellt. Angesichts der Tatsache, daß bereits in vielen Ballungsräumen die Sicherung der Trinkwasserversorgung zum zentralen Problem geworden ist, haben die Alpen als größter Trinkwasserspeicher Mitteleuropas eine überragende Bedeutung, und diese wird weiter zunehmen.

5. Ohne Bergwald drohen gewaltige Erosionsschäden

Naturnaher Bergwald festigt mit seiner intensiven tiefen Durchwurzelung den Boden. Er schützt somit seinen Standort und benachbarte Flächen vor Erosion. Stirbt der Bergwald und gelingt es nicht, auf den waldfreien Flächen für einen neuen und dichten Bewuchs zu sorgen, so tragen Regen, Schnee und Wind den für das Gedeihen der Pflanzen unentbehrlichen Boden ab. Die Wiederbegrünung der erodierten Flächen wird nach Verlust des Oberbodens meist zu einem unlösbaren Problem. An rutschgefährdeten Hängen ist der Boden mit Sicherheit nicht mehr zu halten. Riesige Muren und Erdrutsche werden abgehen, Bäche und Flüsse ungeheure Mengen an Geschiebe (Geröll, Kies und Sand) mit sich führen und Siedlungen, Verkehrswege und Nutzflächen überschütten. Als Folge dieser gewaltigen Erosionsvorgänge werden in den Alpen großflächig unwirtliche Steinwüsten entstehen.



Bilder Seite 240 und 241: Mit Schautafeln für eine Ausstellung versucht das Umweltreferat des DAV auf die fortschreitende Zerstörung des Bergwaldes und die sich daraus ergebenden Konsequenzen hinzuweisen.

Gestaltung der Tafeln:
Franz L. Neubauer

Die Bodenschutzfunktion des Bergwaldes läßt sich finanziell kaum bewerten und – was noch viel schwerer wiegt – durch technische Maßnahmen nicht ersetzen. Über die unausbleiblichen Folgen großflächiger Bodenverluste im Gebirge bestehen allerdings keine Zweifel: Ist der fruchtbare Oberboden erst einmal abgetragen und tritt das nackte Gestein zutage, sind derartig verwüstete Gebiete für die Land-, Alm- und Forstwirtschaft endgültig verloren.

Wie konnte der Bergwald bisher überleben?

In jahrtausendelangen Entwicklungsprozessen haben sich im Alpenraum Waldgesellschaften herausgebildet, die mit den dort vorherrschenden extremen Standortvoraussetzungen am besten fertig wurden und die äußerst widerstandsfähig gegenüber Temperaturstürzen, Trockenperioden, Sürmen, Starkniederschlägen, Schneedruck und Lawinen sind.

Auch die pflegliche Nutzung im Bergwald durch den Menschen stellte die Überlebensfähigkeit unserer alpinen Schutzwaldungen nie grundsätzlich in Frage. Überzogene Nutzungen allerdings wie der Raubbau im Hochmittelalter (Salinenindustrien, Kalkbrennereien, Köhlereien, Rodungen durch Almwirtschaft und damit Senkung der natürlichen Baumgrenze) führten gebietsweise zu größeren Kahlschlägen, die Lawinen und Hochwasserkatastrophen von allerdings nur regionalem Ausmaß auslösten und zu einer vorübergehenden Erschöpfung der Holzvorräte (Holznot) führten. Unter diesem Eindruck entstanden im 19. Jahrhundert die Forstgesetze, die erhebliche Nutzungsbeschränkungen und Nutzungsaufgaben mit sich brachten und eine Erholungsphase im Bergwald einleiteten. Dadurch konnten die Waldbestände gesunden und ihre ursprünglichen Schutzfunktionen wieder vollständig erfüllen.

Warum stirbt nun auch der Bergwald?

Absterbende Bäume sind in den wesentlich extensiver genutzten Waldbeständen im Hochgebirge keine Seltenheit. Vielmehr gehört das Absterben der alten Bäume im naturnahen Bergwald, in den der Mensch nur selten eingreift, zum natürlichen Lebensrhythmus und ist vielen Bergfreunden wohlbekannt.

Seit zwei bis drei Jahren kränkeln oder sterben allerdings auch im Gebirge viel mehr Bäume, als dies aufgrund der natürlichen Absterbeprozesse zu erwarten wäre. Aus fast allen Gebieten der Alpen, nicht nur aus Deutschland und Österreich, werden schwerwiegende Waldschäden gemeldet, die weit über das normale Maß hinausgehen und nicht durch außergewöhnliche Witterungsverhältnisse (extrem lange Trockenperioden, extrem kalte Winter usw.) erklärt werden können.

Sucht man nun nach den Gründen für diese Erscheinungen, so wird von den meisten Wissenschaftlern die zunehmende Belastung der Luft mit Schadstoffen verantwortlich gemacht, wenngleich noch keine letzte Klarheit darüber besteht, wie die verschiedenen Luftverunreinigungen im einzelnen oder in Kombination (Synergismen) wirken.

Die Diskussion über mögliche Ursache-Wirkungs-Beziehungen



dürfte dem aufmerksamen Zeitgenossen aus vielen Zeitungsartikeln, Veröffentlichungen in Illustrierten, Funk- und Fernsehberichten bestens bekannt sein. Es wird deshalb auf diese Problematik nicht näher eingegangen. Zweifellos anerkannt ist, daß zu einer nachhaltigen Gesundung des Waldes eine wirksame und sofortige Reinigung der Luft erforderlich ist. Doch selbst drastische Maßnahmen zur Luftreinhaltung allein können ein Überleben des Bergwaldes und damit die Sicherung der Schutzfunktionen noch nicht gewähren.

Gibt es noch Hoffnung – oder was kann im Bergwald selbst unternommen werden?

Wie im vorangegangenen bereits erläutert wurde, muß eine, wenn auch zeitlich begrenzte, Entwaldung bestimmter Teile des Alpenraumes zu unvorstellbaren Katastrophen führen.

Da nun mit ziemlicher Sicherheit keine sofortige wirksame Reinigung der Luft zu erwarten ist – die Luftverschmutzung ist ein internationales Problem, außerdem reichen die bisher beschlossenen gesetzlichen Maßnahmen nicht aus –, müssen Überbrückungsmaßnahmen zum Schutz der Alpen ergriffen werden.

Foto: W. Bahn Müller

Viele alte und bereits stark erkrankte Waldbestände sind, wie die dramatische Entwicklung der letzten Monate zeigt, nicht mehr zu retten und werden in den nächsten Jahren absterben. Deswegen müssen solche Wälder unverzüglich wieder verjüngt werden, das heißt, es muß dafür gesorgt werden, daß an diesen Standorten junge Bäume und Sträucher aufwachsen können. Nur ein möglichst dichter Bewuchs aus jungen Bäumen und Sträuchern unter den absterbenden Altbeständen kann den Oberboden wirksam vor Erosion schützen und damit eine spätere Wiederaufforstung ermöglichen.

An sich wäre die Verjüngung stark geschädigter und absterbender Wälder im Gebirge – viele wissenschaftliche Untersuchungen kommen zu diesem Ergebnis – ohne allzu große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen. Ein naturnaher Bergwald kann sich in der Regel selbst verjüngen. Die Samen der alten Bäume fallen auf den Waldboden, keimen dort aus und bilden – bei ungestörten Verhältnissen – eine dichte Schicht junger Bäumchen, die sogenannte Naturverjüngung. In vielen Waldgebieten der Alpen wird das Ankommen und Aufwachsen der Naturverjüngung allerdings stark behindert oder vollständig unterbunden.

Um die dringend notwendige Verjüngung geschädigter Altbestände künftig sicherzustellen, ist deswegen ein Umdenken in land-, forst-, fremdenverkehrs- und jagdwirtschaftlicher Hinsicht notwendig.

1. Trennung von Wald und Weide

In vielen Gebieten der Alpen gestatten alte Forstrechte den Almbauern, ihr Vieh zur Weide in den Wald zu treiben. Die dabei entstehenden Verbiß- und Trittschäden verhindern das Ankommen natürlicher Verjüngung. Die Trennung von Wald und Weide ist deshalb schnellstens voranzutreiben. Bestehende Forstrechte

Auch es ist Verursacher – wenn gleich dies ohne eigene Schuld – und Betroffener zugleich.



Foto:

K. Zimmermann

sind ohne Rücksicht auf die dabei anfallenden Kosten abzulösen, wo möglich, sind im Staatsbesitz befindliche Ersatzflächen bereitzustellen.

2. Aufbau naturnaher Bergmischwälder

An die Forstwirtschaft ist die Forderung zu stellen, noch stärker als bisher gefährdete Monokulturen zu gemischten Waldbeständen umzubauen. Dies erfordert die vollständige Abkehr von der Fichtenreinbestandswirtschaft und die Hinwendung zu einem naturnahen Waldbau. Außerdem müssen stark geschädigte Waldaltbestände unverzüglich verjüngt werden. Auf besonders gefährdeten Standorten erscheint es sogar notwendig, zum Schutz des Bodens vorübergehend schnell wachsende Baum- und Straucharten anzupflanzen.

3. Vermeidung von großflächigen Waldverlusten

Angesichts der bedrohlichen Lage muß jeder gesunde Baum erhalten werden. Rodungen zur Errichtung von Skipisten, Verkehrserschließungen oder Siedlungserweiterungen sind deswegen auf ein absolutes Minimum zu beschränken.

4. Reduktion des Schalenwildbestandes

Für unsere heimischen Schalenwildtierarten (Hirsch, Reh, Gemse) stellen junge Bäumchen die bevorzugte Nahrungsquelle dar. Dies wäre nun nicht weiter schlimm, wenn nur ein Teil der Verjüngung vom Schalenwild verbissen und damit vernichtet würde, der andere Teil jedoch zu gesunden, großen Waldbäumen heranwachsen könnte. Da das Schalenwild allerdings in zu hoher Anzahl im Bergwald vorkommt – der Fachmann benutzt hier den Begriff „überhöhte Wilddichte“ –, überlebt praktisch kaum ein junger Baum. Unsere Bergwälder können sich also nicht verjüngen. Aus diesem Dilemma ist folglich nur ein einziger Ausweg denkbar: nämlich die Verringerung des Wildstandes durch Erhöhung der Abschubzahlen. Nur wenn wieder weniger Wild in unseren Wäldern lebt, kann auch den jungen Bäumchen eine Überlebenschance geboten werden. Leider ist das die nüchterne Realität, in keiner Weise redet diese Forderung einer „brutalen Wildvernichtung“ das Wort, wie dies von Teilen der Jägerschaft wider besseres Wissen und Gewissen oft behauptet wird. Wie auch ein Industriebetrieb nur einer bestimmten Anzahl von Beschäftigten Arbeit und Brot geben kann, so kann auch der Lebensraum Bergwald nur eine bestimmte Anzahl von Wildtieren ernähren, ohne selbst Schaden zu leiden.

In unseren Bergwaldbeständen, der Zustand oder vielmehr das Ausbleiben der Verjüngung zeigen es nur allzu deutlich, sind die gerade noch tragbaren Wilddichten bereits weit überschritten. Es sollte also für Forstwirte und Jäger die vornehmste Aufgabe sein, wieder ein natürliches Gleichgewicht herzustellen, damit nicht nur dem Wild, sondern auch dem Wald ein Überleben gesichert werden kann. Hier muß einmal deutlich gesagt werden: Auch das Wild ist auf den Wald angewiesen. Der verstärkte Abschub und somit der Schutz des Waldes kommt letztendlich auch dem Wild zugute! Nur wenn es uns gelingt, in gefährdeten Gebieten alte Wälder durch junge Bestände zu ersetzen und somit die unverzichtbaren Schutzfunktionen in diesen Bereichen aufrechtzuerhalten, werden wir große Teile der Alpen vor einer unvorstellbaren Katastrophe bewahren und damit einen auch für das Wild wichtigen Lebensraum erhalten.



Die historische Verantwortung des Alpenvereins für das Gebirge

Das Waldsterben stellt für den Alpenraum die größte Bedrohung seit Menschengedenken dar. Der Alpenverein betrachtet es deshalb – und nicht nur aus der Sicht des Naturschutzes – als seine wichtigste Aufgabe, gegen das Waldsterben und die unausbleiblichen Folgen für das Gebirge anzukämpfen. Wie im vorangegangenen erläutert wurde, wird die künftige Entwicklung im Alpenraum davon abhängen, ob es gelingt, das Waldsterben und dessen Folgen im Gebirge so gering wie möglich zu halten.

Da nun der Alpenverein in den letzten hundert Jahren die Entwicklung im Alpenraum wesentlich beeinflusst hat, ist ihm eine historische Verantwortung für das Gebirge nicht abzusprechen. In den Gründerjahren betrachtete es unser Verein als seine Hauptaufgabe, die Alpen bergsteigerisch zu erschließen. Hand in Hand verlief damit auch die touristische Erschließung. Neue Einkommensquellen wurden für die einheimische Bevölkerung geschaf-

fen. Mittlerweile ist der Tourismus zum wichtigsten Wirtschaftszweig im Alpenraum geworden. Über 40 Millionen Feriengäste, 2 Millionen Wochenendausflügler und 60 Millionen Tagesausflügler pro Jahr unterstreichen die Bedeutung des Alpenraumes als großräumiges Erholungsgebiet und verdeutlichen gleichzeitig die Abhängigkeit der alpenländischen Bevölkerung vom Fremdenverkehrsgeschäft. Durch die Nutzung der Wasserkraft und die damit verbundene Bereitstellung von Energie gewann der Alpenraum auch für die Industrie an Attraktivität.

Das Waldsterben im Gebirge stellt also nicht „nur“ für die Natur eine Gefahr ersten Ranges dar. Vielmehr sind davon alle Lebens- und Wirtschaftsbereiche sowie alle Bevölkerungsschichten – mag es sich dabei um Naturapostel oder Technikgläubige handeln – unabhängig von ihrer Einstellung zur Umwelt gleichermaßen betroffen. Sollte es uns nicht gelingen, das Waldsterben aufzuhalten, so müssen wir zwangsläufig von einem Stück Kulturlandschaft und die dort Lebenden von ihrer Heimat Abschied nehmen,



die in jahrtausendelanger Arbeit und unter Einsatz größter Mühen geschaffen wurde.

Deshalb fühlt sich auch der Alpenverein in die Pflicht genommen, allerdings mit veränderter Aufgabenstellung: nicht mehr Erschließung, sondern Bewahrung lautet das Gebot der Stunde. Bewahrung, solange es möglich ist, auch wenn dabei etwas deutlichere Worte gesprochen oder etwas unbequemere Forderungen gestellt werden müssen. Schließlich haben auch unsere Kinder

und Enkel noch das Recht, in den Alpen zu leben, zu wirtschaften und – nicht zuletzt – auch bergzusteigen.

Sollte die Rettung des Bergwaldes und damit die Rettung der Alpen nicht gelingen, so müßte mit dem letzten sterbenden Wald im Alpenraum konsequenterweise auch der Alpenverein aufgelöst werden. Denn wenn es uns nicht gelingt, das, was uns lieb und teuer ist, zu erhalten, dann hat auch unser Verein keine Existenzberechtigung mehr.

Oben: Wenn es soweit ist, auch den Alpenverein konsequenterweise auflösen?

*Tafelgestaltung:
Franz L. Neubauer*

Bergsteigen – das freiwillig eingegangene Risiko?

Helmut Mägdefrau

Der folgende Beitrag setzt sich mit den Auswirkungen des Risikos auf die Gesundheit auseinander, wobei der Schwerpunkt auf denjenigen Risiken liegt, die in den letzten Jahren erheblich an Bedeutung gewonnen haben. So bleiben andere Risiken, deren Bedeutung sich nicht oder nur wenig geändert hat, unberücksichtigt. Dazu gehören Risiken wie ein mangelhaftes Geh- und Stehvermögen.

Nimmt man die Häufigkeit der Unfälle, die bei einer bestimmten Betätigung auftreten, als Maß des Risikos, so muß Bergsteigen mit all seinen Varianten ohne Frage als eine riskante Angelegenheit bezeichnet werden. Kein normaler Mensch wird aber freiwillig seine Gesundheit oder gar sein Leben aufs Spiel setzen. Es ist die in der Natur vieler Menschen liegende optimistische Sicht der Lage, die uns immer wieder in die Berge (ebenso, wie ins Auto) steigen läßt: Die Überzeugung, nicht derjenige zu sein, der „ins Gras beißen wird.“ An dieser optimistischen Grundhaltung ändert sich nicht einmal etwas, wenn man den Bergsteigern die große Anzahl der in den Bergen Verunglückten vor Augen hält.

Doch längst nicht alle Risiken, die ein Bergsteiger bei seinen Unternehmungen eingeht, nimmt er freiwillig auf sich. Es gibt eine Vielzahl von Risiken, deren sich viele Bergsteiger nicht bewußt sind, obwohl sie häufig zu Unfällen führen. Der Grund ist die mangelnde alpine Erfahrung! Das Risiko des Bergsteigens läßt sich also in ein bewußt einkalkuliertes, freiwillig eingegangenes Risiko und in ein unbewußtes, unfreiwillig eingegangenes Risiko aufteilen.

Das bewußte Risiko

Wenn das im Gebirge einzugehende Risiko auch untrennbar mit dem Erlebniswert des Bergsteigens verbunden ist (siehe Artikel von Aufmuth im selben Buch), so ist dafür aber immer nur der Teil des Risikos entscheidend, dessen sich der Bergsteiger bewußt ist. Diese bewußte Risikobereitschaft des einzelnen Bergsteigers läßt sich meist nur wenig beeinflussen.

Nicht jeder Bergsteiger hat das gleiche Maß an Risikobereitschaft. Es reicht je nach Charakter und psychischer Verfassung von überängstlich bis hin zu grob leichtsinnig.

Um eine zu hohe Risikobereitschaft ernsthaft senken zu können, sind drastische persönliche Unglückserlebnisse bzw. die Lektüre drastischer Unfallberichte oder -bilder nötig.



*Bewußt eingegangenes Risiko:
Alleingang am Christaturm.*

*Foto:
H. Mägdefrau*

Unten: Bewußtes Risiko: vom Boden bereits etwa 15 m ohne Zwischensicherung emporgeklettert.

Foto:
H. L. Stutte



Ein Bergsteiger, dessen Risikobereitschaft durch persönliche Erlebnisse oder Unfallberichte gesunken ist, erlebt deshalb das Risiko der gleichen Bergtour intensiver als vorher und wird daher eine risikoärmere Unternehmung vorziehen. Der Erlebniswert ändert sich dadurch nicht, wohl aber die Überlebenschancen des betroffenen Bergsteigers. Von diesem, dem bewußten Teil des Risikos, droht aber im Normalfall dann die weniger große Gefahr. So richtet z.B. der Alleingänger seine Tourenpläne viel stärker nach seiner körperlichen und psychischen Verfassung als Seilschaften, weil er weiß, wie groß das Risiko eines Alleinganges ist. In wenigen Fällen kann die Risikobereitschaft aber auch beträchtlich steigen, wie zum Beispiel beim Expeditionsbergsteigen. Ein Bergsteiger, der viel Geld, Urlaub, körperliche Vorbereitung, in eine Expedition gesteckt hat und womöglich auch noch von Firmen finanziell unterstützt wird, ist oft bereit, ein viel größeres Risiko als sonst einzugehen, sobald der Gipfel erreichbar scheint.

Das unbewußte Risiko

Anders ist es mit dem Teil des Risikos, dessen sich der Bergsteiger nicht bewußt ist. Hierzu gehört auch das Unterschätzen des Ausmaßes eines Risikos. Dieser unbewußte Teil des gesamten Risikos ist zwar für den Erlebniswert völlig ohne Bedeutung, nicht aber für die Gesundheit des Bergsteigers. Denn den Gefahren, die man nicht kennt, kann man nicht begegnen. Ob sie zum Unfall führen oder nicht, ist dann nur noch Glückssache! Genau diesen Teil des Risikos gilt es zu verringern. Im folgenden soll auf Risiken eingegangen werden, die einem großen Teil der Bergsteiger nicht bekannt sind oder von diesen nicht ernst genug genommen werden.

Mitreißgefahr

Beim gleichzeitigen Gehen am Seil besteht immer das Risiko, daß ein stürzendes Seilschaftsmitglied seine Seilkameraden mit in den Abgrund reißt. Allein in den Jahren 1977–1982 wurden dem DAV 75 Unfälle dieser Art bekannt. Von den 235 Personen, die daran beteiligt waren, wurden 91 – zum Teil schwer – verletzt und 97 fanden dabei den Tod (von 14 Personen sind die Unfallfolgen unbekannt). Diese Zahlen mögen zeigen, wieviele Bergsteiger sich dieses Risikos nicht bewußt sind. Ein Beispiel:

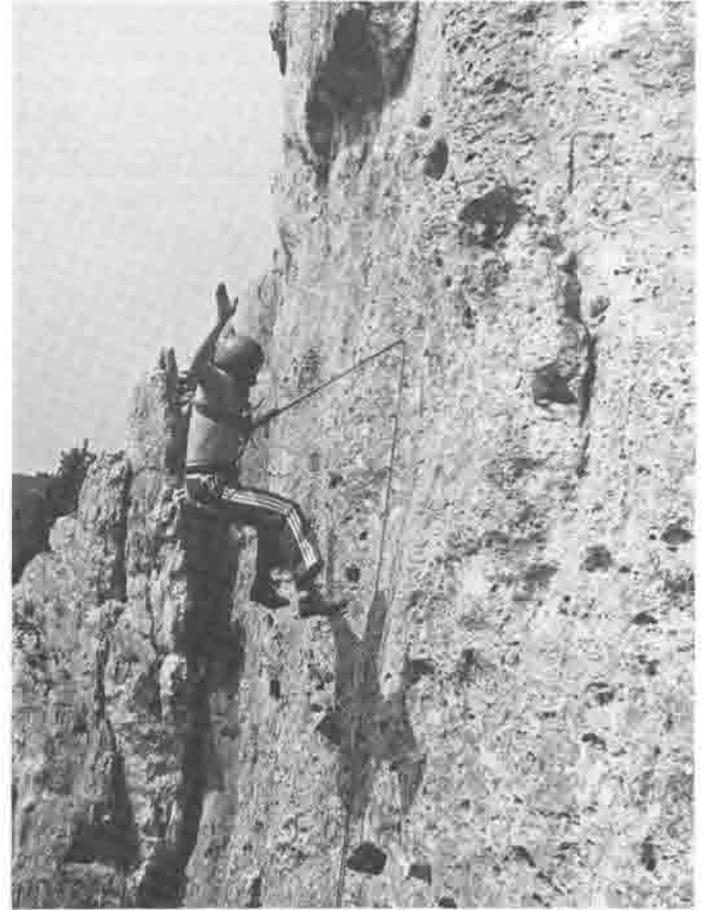
– *An der Jungfrau im Berner Oberland stürzte der Seilletzte einer Viererseilschaft und riß seine Kameraden mit. 3 Tote und 1 Verletzter waren die Folge.*

Eine ausführliche Darstellung ist im Tätigkeitsbericht 1980–1983 des DAV-Sicherheitskreises und im AV-Jahrbuch 1982/83 enthalten. So seien hier nur Möglichkeiten aufgezeigt, wie dieses Risiko vermieden werden kann: Ab 25–35 Grad Hangneigung (je nach Firnbeschaffenheit) entweder richtig sichern oder, wenn keine Spaltengefahr lauert, auf das Seil verzichten. Ein häufigeres Benützen der Steigeisen als üblich ist bei hartem Firn oder gar Blankeis durchaus empfehlenswert, zumal die heutigen Kabelbindungen durch schnelle Handhabung das An- und Ablegen der Steigeisen wesentlich erleichtern.

Abbrutschende Seilschaft.

Foto: Archiv Sicherheitskreis





Nahezu gefahrloses Klettern und „Fliegen“ im Klettergarten. Einzementierte Haken, kleine Stürze, senkrechter, kompakter Fels.

Fotos: Archiv Sicherheitskreis

Versagen von Sicherungspunkten

Ein Risiko, das erst in den letzten Jahren sehr häufig zu Unfällen geführt hat, ist das Versagen von Sicherungspunkten wie Stand- und Zwischensicherungen oder Abseilfixpunkten. Waren es in den Jahren von 1978 bis 1981 nur 1 bis 3 Unfälle dieser Art pro Jahr, so waren es 1982 schon 10 und 1983 gar 17 Unfälle, die auf dieses Risiko zurückzuführen sind. Nur zwei Beispiele:

– An der Roten Flüh in den Tannheimer Bergen stürzte eine vorsteigende Kletterin. Der Sturzbelastung war die Standsicherung ihres Seilpartners, eine Schlinge und ein Klemmkeil, nicht gewachsen. Der Sturz der Seilschaft endete nach einem 30-Meter-Fall. Das Seil hatte sich glücklicherweise an einem Felsvorsprung verfangen. Die Kletterin wurde dabei schwer verletzt.

– An der Dreitorspitze im Wettersteingebirge stürzte ein Kletterer. Durch Ausbruch des Zwischenhakens stürzte er bis auf einen Felsvorsprung. Die Folge des Aufpralls war eine Querschnittslähmung.

Zwei Gründe dürften für die Häufung dieser Unfälle verantwortlich sein:

Die Kräfte, die bei Stürzen oder beim Abseilen auf die Sicherungspunkte einwirken, werden gewaltig unterschätzt und es wird heute so häufig wie noch nie „geflogen“. Bei Stürzen wirken auch bei Verwendung dynamischer Sicherungsmethoden Kräfte bis zu 5 kN (bis 500 kp) auf die Standsicherung und Kräfte bis zu 12 kN (bis 1200 kp) auf die letzte Zwischensicherung ein. In ungünstigen Fällen können die Kräfte durchaus noch größer sein. Die Zwi-

schensicherungen werden stärker belastet als die Standsicherung.

Beim Abseilen wirken Kräfte bis zum dreifachen Körpergewicht (1,5 bis 2,5 kN) auf die Abseilfixpunkte ein. Auch diese relativ geringen Kräfte reichen aus, daß die oft schlechten Abseilfixpunkte versagen. Nur ein Beispiel:

– Nach der Durchsteigung der Nordkante des Piz Badile im Bergell wählte eine Seilschaft eine selten benützte Rinne auf der SW-Seite für den Abstieg. Ein Abseilhaken hielt nicht und der Kletterer stürzte bis in den Bergschrund.

Sicherungspunkte mit eigener Kraft auf ihre Tauglichkeit hin zu überprüfen, indem man „kräftig“ an ihnen zieht, kommt dem Versuch nahe, mit einer Fliegenpatsche einen Elefanten erschlagen zu wollen. Die Kräfte, die bei ruckartigem Zerrn auf die Sicherungspunkte einwirken, liegen meist unter dem eigenen Körpergewicht, etwa bei 0,4–1,0 kN (ca. 40–100 kp). Die Belastbarkeit von Sicherungspunkten muß also jeder Bergsteiger allein durch Augenschein selbst abschätzen! Dafür muß sich der Bergsteiger ein beachtliches Maß an Erfahrung und technischem Verstand aneignen. Trotzdem ist es auch heute noch am besten, erst gar nicht zu fliegen.

Dessen ungeachtet wird seit einigen Jahren „geflogen“ wie noch nie! Es vergeht kaum ein Wochenende im Klettergarten oder in „Modegebirgen“, an dem man nicht mit eigenen Augen einen „Flug“ beobachten kann. In Texten alpiner Zeitschriften über Extremtouren liest man sogar: „Nach den obligatorischen Flügen...!“ Welchem alpinen Normalverbraucher möchte man da



*Immer mit Gefahren verbunden: Klettern im Gebirge. Links Wettersturz (am Sass Maor); rechts schlechte Haken (Freneypfeiler).
Fotos: H. Mägdefrau*

verübeln, daß auch er des öfteren über seine Leistungsgrenze geht? Durch das häufige, meist „gefahrlose Fliegen“ in Klettergärten geht die im Gebirge oft lebensrettende Angst vor dem Fliegen verloren. Im alpinen Bereich gibt es aber keine einzementierten, nicht rostenden Haken, denen man seine Gesundheit bedenkenlos anvertrauen darf, von Seilrissen oder unangenehmer Felsberührung beim Sturz ganz zu schweigen.

Blindes Vertrauen auf das Material

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser. Dies gilt natürlich auch für Bergsportartikel. Zum einen muß man wissen, daß auch das beste Material seine Grenzen hat, und zum anderen sollte schlechtes Material vom Markt verschwinden. Zwei Beispiele:

– Im Donautal bei Sigmaringen kletterte ein Bergsteiger den Kieneriß (Schwierigkeitsgrad VI) an der Fleischbank. Um das Verletzungsrisiko eines möglichen Sturzes gering zu halten, legte er nach dem Zwischenhaken noch drei „Friends“ und einen „Stopper“ als weitere Sicherungen. Beim folgenden Sturz riß er alles wieder heraus. Glücklicherweise milderte der Zwischenhaken den Aufprall am Boden so gut, daß er mit Speichenbruch, Gehirnerschütterung und Prellungen davonkam.

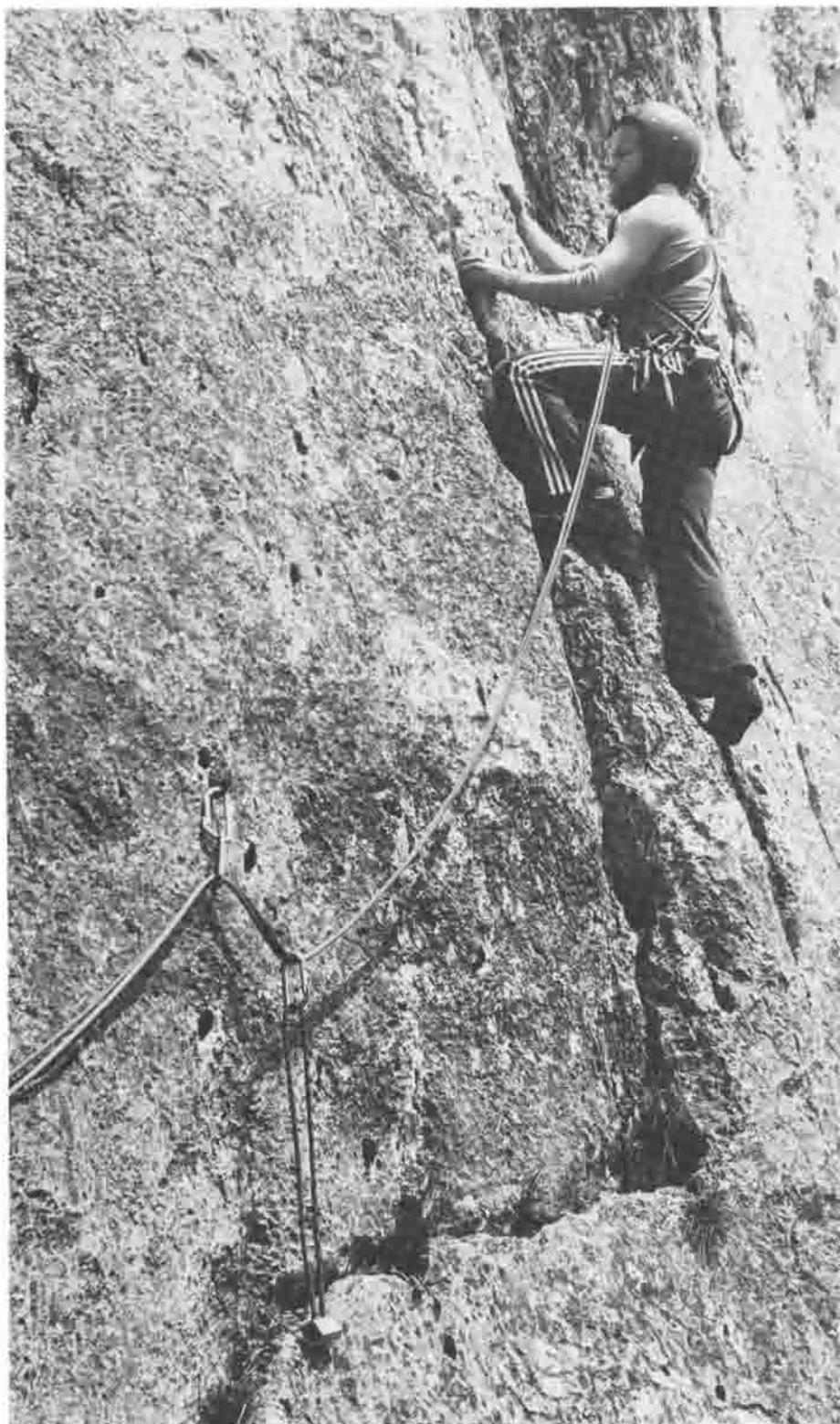
– In der Direkten Westwand der Mulaz, Palagruppe, legte der Seilerste nach ca. 10 m einen Klemmkeil, der sich beim Weitersteigen löste. Bald darauf stürzte der Kletterer. Da keine weiteren Zwischensicherungen vorhanden, überlebte er den Sturz nicht.

Klemmkeile halten nur, wenn sich der Riß in Belastungsrichtung verjüngt! Das „Super-Sicherungs-Gerät“ Friend kann seine Spreizwirkung nur entfalten, wenn die Rißoberfläche rau genug ist (Reibung). Auch gutes Material hat seine Anwendungsgrenzen.

– Im Berner Oberland wollte eine Zweierseilschaft die Studerhorn-Nordwand durchsteigen. Die Seilgefährtin sicherte ihren vorsteigenden Begleiter mit Kräfte-dreieck und HMS an zwei Spiralzahn-haken. Beim Sturz hielten die Spiralzahn-haken der Belastung nicht stand. Sie brachen ab, obwohl diese Haken in Katalogen für steiles Blankeis mit Haltekräften bis zu 11 kN (ca. 1100 kp) empfohlen wurden.

Dieses typische Beispiel von Materialversagen und falschen, irreführenden Katalogangaben zeigt die Notwendigkeit einer Qualitätskontrolle, wie etwa durch DIN-Normen (siehe AV-Jahrbuch 1981).

Unten und rechts oben: Ein schlecht gelegter Klemmkeil (rechts ohne Gelenkschlinge) löste sich beim Weiterklettern und rutschte zum letzten Zwischenhaken zurück.



Oben: Schlechter Abseilhaken im Gebirge

Alle Fotos:
H. Mägdefrau



Links: Mit Friends abgesicherte Rißklettere

Foto: H. Mägdefrau

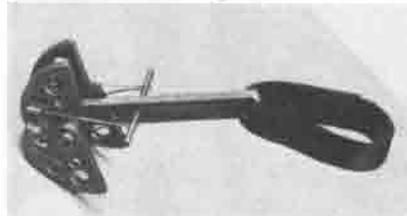
Beispiele falscher und irreführender Katalogangaben

Friends

Nach dem Kniehebel-Prinzip arbeitende „Klemmkeile“, mit variablem Anwendungsgebiet. Die „Friends“ halten selbst in nach außen offenen Rissen. Beim Legen sollte darauf geachtet werden, daß der „Friend“ nicht zu tief in den Riß geschoben wird. Lieferung mit genähter Bandschlinge.

„FRIENDS“-DOPPELXENTER-KLEMMAPPARATE

Zur raschen Absicherung jeder Riß-Freikletterei, auch für nach außen konisch offene Risse und für Felslöcher. Mit eingnähter Gurtbandschlinge.



Friends halten nur, wenn die Reibung am Fels ausreichend ist. Sie halten in glatten oder nassen Rissen mit paralleler bzw. sich nach außen öffnender Form meist keiner ernstern Belastung stand.

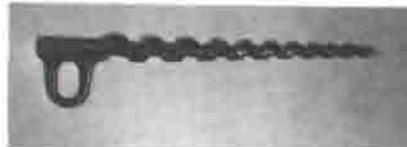
Salewa-Spiralzahnhaken

„wart hog“ notches spiral ice piton

Länge 21 cm, Gewicht 130 g.

Weiterentwickeltes Modell. Neukonzipierte kantengriffige Spiralzahnung. Oberfläche schwarz verzinkt.

Die ideale, rasch anzubringende Zwischensicherung für steiles Blankeis. Minimale Sprengwirkung, ca. 40– 50% größere Haltekraft als 1215, in zähem Eis bis ca. 1100 kp. Wird eingeschlagen. Kann nach wenigen Pickelschlägen herausgedreht werden.



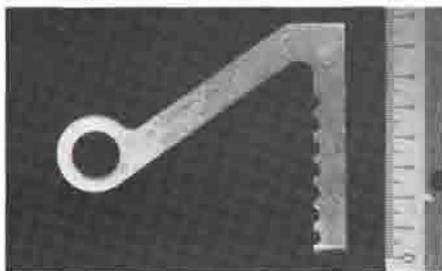
Im Gletschereis gemessene Haltekraften von 350 bis 900 kp. Siehe Spiralzahnhakenbrüche am Studerhorn.

Beispiele falscher und irreführender Katalogangaben

Cassin „Steep-Ice-Haken“

Spezialhaken für Wasserfallklettern und dünnes Eis. Der Haken erreicht bei richtiger Platzierung die Haltekraft einer großen Schraube. Einfaches Einschlagen in wenigen Sekunden.

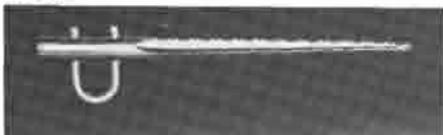
Maße: 9,5 x 8 cm, Gewicht: 50 g



Haltekräfte selbst in gutem Wassereis nur bis 400 kp. Große Eisschrauben erreichen dagegen Haltekräfte bis über 2000 kp.

SIMOND-Spezial-Eishaken

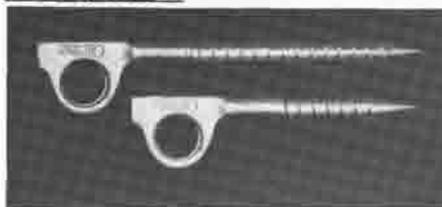
Schnell anzubringender Haken für Stand- und Zwischensicherungen in sehr hartem Eis. Die konische Form und neuartige Einkerbungen bewirken minimalste Sprengwirkung. Einfaches Einschlagen und Herausdrehen.



Mit im Gletschereis gemessenen Haltekräften von 400 bis 800 kp nicht als Zwischen- oder Standsicherung geeignet. Sprengwirkung weit größer als die jedes Eishakens in Rohrform.

Cassin Spezial-Eisschraube

Ideal für sprödes Eis.



Wegen extremer Sprengwirkung in sprödem Eis praktisch nicht zu setzen. Haltekräfte mit 350 bis 600 kp viel zu niedrig.

Betrachtet man die vielen, reichlich bebilderten Kataloge für Bergsportartikel, so gewinnt man nur allzuoft den Eindruck, die Sicherheit beim Bergsteigen beruhe in erster Linie auf der Ausrüstung. Von seiten der Werbeagenturen ist dieser irreführende Effekt durchaus gewollt! Dementsprechend viele überausrüstete Bergsteiger sieht man im Gebirge nach dem Motto: Mit Eiger-Nordwand-Rucksack auf die Zugspitze. Aber erst das sichere Bewegen im Gelände und die richtige Anwendung der Ausrüstung bieten zusammen mit der gekauften Ausrüstung die eigentliche Sicherheit. Da das Bewegen im Gelände und die Anwendung der Ausrüstung oft mühsam erlernt werden müssen, während man die Ausrüstung einfach kaufen kann, liegt es nahe, daß Anfänger das Hauptgewicht oft auf die Ausrüstung legen. Wie gefährlich es ist, als „erfahrener“ Bergsteiger jegliche Ausrüstung durch gute Beherrschung des alpinen Geländes ersetzen zu wollen, zeigt freilich der folgende Abschnitt.

Leichter, schneller – deshalb sicherer?

Immer mehr Bergsteiger handeln nach dem Motto: leichter, bequemer und deshalb schneller. Sicherlich bietet dies einem Bergsteiger die Möglichkeit, in höhere Schwierigkeitsbereiche vorzudringen. Mit einem Magnesiabeutel klettert es sich bekanntlich leichter als mit einem Rucksack, der Verpflegung und Schlechtwetterkleidung und Biwaksack enthält. So kann man durchaus dem einen oder anderen Biwak entgehen. Das Risiko eines Schlechtwettereinbruchs sollte aber trotzdem im Auge behalten werden. Ein Unfallbeispiel, das schon vielfach zu Diskussionen Anlaß gab:

– Vier junge Kletterer in Sportkletterausrüstung stiegen im Gesäuse in die Dachl-Nordwand ein und wurden von einem vorhergesagten Wettersturz „überrascht“... Anderntags mußten die vier an Unterkühlung und Erschöpfung gestorbenen Bergsteiger von der Bergrettung geborgen werden.

Die Bergsteiger, die sich nur auf ihre Schnelligkeit verlassen, gehen ein ebenso großes Risiko ein wie diejenigen, die sich nur auf die gekaufte Ausrüstung verlassen. Empfehlenswert ist auch hier der goldene Mittelweg. Leider häufen sich auch wieder die Unfälle, die auf mangelnde Ausrüstung zurückzuführen sind.

Durch die enorme Spezialisierung der einzelnen Bereiche des Alpinismus wie Sportklettern, Expeditionsbergsteigen oder Wasserfallklettern ist ein Wechseln von einem Bereich zum anderen mit einigem Aufwand an Material und körperlichen und psychischen Vorbereitungen verbunden. Besonders wichtig ist die Anpassung an die Spielregeln eines anderen Bereiches, wenn es sich um den Wechsel zu einem Bereich mit häufigeren und größeren objektiven Gefahren handelt.

Zu welch fatalen Folgen Sportkletter-Methoden im alpinen Bereich führen können, zeigt die oben genannte Schilderung. Umgekehrt ist es weitaus harmloser: Ein Bergsteiger mit Eiger-Nordwand-Ausrüstung hebt nämlich im Viller- oder Viller-Gelände erst gar nicht vom Boden ab!

Wenn alpiner Erfolg, wie große bewältigte Kletterschwierigkeiten oder kurze Begehungszeiten, auf Kosten der Sicherheit gehen, so ist dieser Erfolg eine höchst fragwürdige Angelegenheit.



Fünf Epochen der Alpingeschichte

Helmuth Zebhauser

Seite 252: Am Bossesgrat – über den allerdings die Erstersteigung nicht erfolgte – zum Gipfel des Mont-blanc.

Foto:
K.Puntschuh

Mindestens seit zwei Jahrhunderten gibt es Alpinismus. Viele Begebenheiten aus seiner Entwicklung wurden aufgezeichnet, überdacht, beschrieben und schließlich auch als Geschichtsschreibung zusammengefaßt.

Die Geschichte ist das Gedächtnis der Menschheit und also kann man sagen, die Alpinismusgeschichte ist das Gedächtnis der Bergsteigerbewegung. Mit der Erinnerung an frühere Begebenheiten sind unsere heutigen Verhaltensweisen anders bemessbar als ohne diese Erinnerung. Zum Beispiel kann man die Übererschließung der Alpen und die Zerstörung der Bergnatur anders bewerten, wenn man sich erinnert, wie die Alpenvereine, die heute die Bergnatur schützen wollen, einst den Weg zur Übererschließung bereitet haben.

Die Geschichte hilft uns, jeweils Neues auch als Folge des Vorausgegangenen zu sehen und besser zu verstehen:

Das Klettern in lotrechten Wänden begann, als vom klassischen Erschließungsalpinismus keine unerstiegenen Gipfel mehr übrig waren. Und es wurden neue Varianten, ausgefallene Wegführungen und *Directissimae* denkbar, als die wichtigen Kanten, Grate und Wände auf ihren natürlichen Wegen durchstiegen waren.

Alpinismus hat Geschichte. Und was Geschichte hat, hat Geschichtsschreibung. Je umfassender die Geschichtsschreibung wird, umso mehr ist es nötig, mit einheitlichen Begriffen und auch mit klaren Einteilungen zu arbeiten.

Am liebsten würde ich diese Überlegungen als „Entwurf einer Epocheneinteilung des Alpinismus“ bezeichnen. Aber das klingt schrecklich nach Schreibstube. Wie man solche Darlegung auch nennt, man kommt um eine Epocheneinteilung nicht herum, sobald man über die Geschichte des Alpinismus nachdenkt.

Verschiedene Autoren haben gelegentlich die Geschichte des Alpinismus in vier oder fünf Epochen eingeteilt. Es ist nicht wichtig, welche Anzahl von Epochen man wählt. Wichtig ist, für die Einteilung jedenfalls, nicht nur alpinismusgeschichtliche Daten zugrundezulegen, sondern allgemein zeitgeschichtliche und kulturgeschichtliche Zusammenhänge zu sehen. So spezielle Entwicklungen wie die der Bergsteigerei sind in die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung eingebettet und nur im Zusammenhang mit ihr richtig verständlich.

Aus Literatur, Kunstgeschichte, Philosophiegeschichte und aus der allgemeinen Zeitgeschichte bieten sich deutliche Zäsuren für eine Einteilung auch der Alpinismusgeschichte an. Ein Beispiel: Die Jahrhundertwendezahl 1800 sagt nicht viel. Für das Ende des

Präalpinismus, also jener Entwicklung, die zum Alpinismus hinführte, zeigen sich zwei konkrete Fakten, die nahe zusammenliegen: Die Erstbesteigung des Montblanc (1786) und die Französische Revolution (1789). Offenbar bricht hier eine neue Zeit an. Die geistesgeschichtliche, pädagogikgeschichtliche, kunstgeschichtliche und politische Wende ist signiert. In diesem Fall trifft epochale bergsteigerische Tat mit epochaler Wandlung der Gesellschaft auffallend zusammen. Dieses scharfe Beispiel zeigt die Art der Überlegungen, die in diesen Zeilen angestellt ist. Und diese Überlegungen teilen die Geschichte des Alpinismus in 5 bestimmte Epochen.



Oben: Relief am Denkmal für Jacques Balmat, einen der Erstersteiger des Montblanc.

Foto:
J. Winkler

Foto:
J. Winkler

1. Epoche

Präalpinismus

Von den Anfängen bis zur Erstbesteigung des Montblanc 1786

Der Mensch lebte ursprünglich in fruchtbaren Niederungen und seine Kultur entwickelte sich im Fluß- und Strömeland. Bei der Eroberung seines Lebensraumes drang er allmählich auch in das Bergland ein. Die Jagd ließ ihn in die Wälder, auf die Hänge und über die Joche schweifen, der Kult trieb ihn auf Höhen und Gipfel. Bei der Erweiterung und Vertiefung seines Sinnwissens opferte er dort den Göttern und begegnete seinem Gott (Sinai). Im Altertum erwiesen sich die Gebirge dann als Hindernisse für die Kriegsführung, aber auch als strategische Möglichkeiten. Imperialer Drang, Reisen und Handel ließen Paßwege über Bergketten finden.

Die Begegnung des Menschen mit dem Berg und dem Gebirge von seiner frühesten Zeit an bilden den Auftakt der Alpingeschichte. Ihr erster Abschnitt wird seit der vergangenen Jahrhundertwende, z.B. von Steinitzer, als Präalpinismus bezeichnet. Das ist also die Zeit vor dem eigentlichen Alpinismus.

Diese Zeitspanne kann in der Alpingeschichtsschreibung von Hannibals Alpenüberschreitung, über die geistigen und künstlerischen Eroberungen der Berge in der Frührenaissance bis zum aufkeimenden Alpenverständnis und weiter bis zur Alpenbegeisterung gedacht werden.

Als Ende dieses geschichtlichen Abschnittes darf man den Vorgang der Besteigung des Montblanc zur Zeit der Aufklärung ansehen, der sich über mehrere Jahre hinzog, aber seinen Höhepunkt 1786 hatte – Abschluß der Vorgeschichte und Auftakt einer neuen Epoche.

2. Epoche

Der frühe Alpinismus

Von der Erstbesteigung des Montblanc 1786 bis zur Gründung der alpinistischen Organisationen 1857 bis 1869

1785 starb Ignaz Günther (und C. D. Friedrich wurde geboren). Das Rokoko verlor sich, ein Frühklassizismus reinigte die Formenwelt. Die Aufklärung setzte mit Geist und Schwung neue Ziele. Eine andere Art Hinwendung zur Natur ist unverkennbar, zur Natur des Menschen sowohl wie zur Natur der Landschaft. Physikalische Kabinette in den geistigen Zentren Europas, an Residenzen, in Universitäten, Schulen und Klöstern zeugen davon, und die Naturaliensammlungen in diesen Kabinetten belegen den Wissensdrang auch nach der Natur der Gebirge. Die Philosophie des gerade verstorbenen David Hume wirkt sich aus. Nach seinem „Empirismus“ hat nun die sinnliche Wahrnehmung den Vorrang vor den Ideen.

1789 ist mit der Französischen Revolution die Wendemarke für das politische Geschehen. Die Besteigung des höchsten Berges Europas fällt in eine sichtbare Zeitenwende. Europas Gesellschaft wird umgestürzt. Die Säkularisation zerstört die Kleinzentren der

Provinz, schafft scheinbare oder tatsächliche neue Befreiung. Die Mediatisierung verschiebt Macht und Gewalten. Staatlicher Zentralismus wirft altgewordene Ordnungen ab. Verfassungen schaffen eine neue Art Bürger und lassen „Freiheit“ und „Individuum“ neu verstehen. Der Klassizismus in Architektur und Malerei formt eine von Altem getragene, neue Ästhetik.

In der Malerei und Literatur bereitet sich die Romantik vor. Goethes Reiseberichte schildern das Erlebnis des Gebirges. Die pathetische Malerei des Josef Anton Koch zeigt den Berg als Gestalt und Ausdrucksweise in einer heroischen Landschaft. Die zusammenfassende Wissenschaft Geognostik sieht die Gebirge sachlich-naturkundlicher. H.K. Escher macht und zeigt Panoramen vom Gebirg.

Schnell nacheinander werden die auffallenden Gipfel der Alpen erstiegen: Großes Wiesbachhorn, Watzmann, Großglockner, Ortler, Jungfrau... Alexander von Humboldt versucht, den vermeintlich höchsten Berg der Erde, den Cimborazo, zu ersteigen. Forschergeist und Tatendrang haben freien Lauf. Das prägt die zweite Epoche, die man von 1786 bis 1857 rechnen darf.

3. Epoche

Der klassische Alpinismus

Von der Gründung der alpinen Vereine 1857/69 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nimmt die alpinistische und bergsteigerische Bewegung solche Ausmaße an, daß sich Gruppen, Vereine, bald auch Fachbücher und Fachperiodika, nämlich die alpinen Zeitschriften, ausbilden.

Den alpinistischen Eroberungen folgen nun alpinistischer Gedankenaustausch und weitreichende Berichterstattung. Damit beginnt eine neue Art und Weise des Alpinismus. Der Gründung des Alpine Club in London (1857) folgt die Veröffentlichung „Peaks, Passes und Glaciers“ (1859) und diesen die erste alpine Zeitschrift „Alpine Journal“. Weitere alpine Vereine werden gegründet, 1862 in Wien, 1863 in Olten, 1867 in Turin und 1869 in München.

In den darauffolgenden drei Jahrzehnten werden die Alpen im Stil klassischen Bergsteigens erschlossen. Ein schwieriger Gipfel fällt nach dem anderen: Pelmo, Eiger, Dom, Zermatter Weißhorn, Dent Blanche, Matterhorn; und schon werden auch neue, schwierigere Anstiege auf bereits bestiegene Gipfel eröffnet: z.B. über den „Moosporn“ am Montblanc.

Es ist die Zeit der großen Bergsteiger – John Ball, Leslie Stephen, John Tyndall, Edward Whymper, Paul Grohmann, Hermann von Barth, A.F. Mummery, Emil Zsigmondy, Ludwig Purtscheller und Georg Winkler.

Das ist aber auch die Zeit großer Führernamen wie Dimai, Croz, Carell, Innerkofler.

Dieser dritte Abschnitt der alpinen Geschichte liegt in einer Zeit, die durch die Industrialisierung Europas und durch die Vernetzung mit der Eisenbahn gekennzeichnet ist. Geistesgeschichtlich ist diese Epoche unverkennbar getragen von einem Rausch an der



Tat, am Finden, Forschen und vom naturwissenschaftlichen Erobern, gleichzeitig aber auch vom Ende der Metaphysik wie auch vom Verlust eines ihr eigenen Kunststils. Eklektizismus und Historismus prägen die Ästhetik dieser Jahrzehnte.

4. Epoche

Der moderne Alpinismus

Erste Hälfte des 20. Jahrhunderts: Die „letzten Probleme“ in den Alpen und modernes Klettern, Beginn des Expeditionsbergsteigens

Um 1900 findet sich dann erneut eine wesentliche kulturgeschichtliche und geistesgeschichtliche Veränderung in der europäischen Gesellschaft. Die Kunst wandelt sich am auffallendsten. Der Jugendstil entzündet in den europäischen Metropolen ein durchdringendes Lebensgefühl, spielt in reichster Formenvielfalt, zeichnet neue Linien und gestaltet ganzheitlich. Stilmittel, Denkweisen und Verhaltensweisen des Historismus und des Eklektizismus werden überwunden. Der die klassische Schauweise vollendende Bergmaler Segantini stirbt 1899. Cézanne tritt in die Spätphase seines Malens und überwindet das Stilmittel „mathematische

Perspektive“. Er legt Grund für eine moderne Malerei des 20. Jahrhunderts. Der Expressionismus wagt die bewußte Deformation zugunsten der Ausdruckskraft. Loos verdammt das applizierte Ornament. Planck begründet die Quantentheorie. Husserl arbeitet an der Phänomenologie des Geistes. Die Philosophie des Idealismus wird zugunsten eines neuen Ansatzes zur Metaphysik und hin zur Seinsphilosophie überwunden. Inmitten dieses Umbruchs und Aufbruchs formt sich eine Veränderung im Stil des Bergsteigens aus: Das moderne Klettern beginnt. Preuß und Dülfer gehen, jeder auf seine neue Weise, neue Wege. Fehrmann verfaßt die in ihren Grundzügen bis heute gültigen Kletterregeln für das Eis- und Sandsteingebirge. Die Technik des Bergsteigens entwickelt sich immer diffiziler, bildet sich bis zum Äußersten des klassischen Bergsteigens aus und bezieht technische Hilfen und turnerisches Können mit ein.

Die neue Eistechnik von Welzenbach folgt später diesem Weg des Felskletterns.

Ein völlig neuer Expeditionsstil im Himalaya und gleichzeitig der Versuch der Lösung „letzter Probleme“ in den Westalpen und den Dolomiten prägen die Epoche.

In diese lebendige Entwicklung schlägt 1939 der Beginn des 2. Weltkrieges und 1945 bricht Europa zusammen,



5. Epoche

Der zeitgenössische Alpinismus

Von der Ersteigung des ersten Achttausenders 1950 bis in die Gegenwart

Nach 1945 wird zunächst begonnen, das Bergsteigen im Stil der 30er Jahre wieder aufzugreifen. Bald aber bilden sich, man kann sagen ab 1950, tiefgreifende Veränderungen heraus. In Amerika gibt es die Big-Wall-Technik schon einige Jahre vorher. Im Himalaya wird der erste Achttausender bestiegen. In Europa wagt man sich an „allerletzte Probleme“, wie die Westwand der Petit Dru (1952), die der Erstbegeher als Zeitwende im Alpinismus bezeichnete.

Nonplusultra – direttissima – die Linie des fallenden Tropfens – artifizielles Klettern. Verwegene Erst-, Allein- und Winterbegehungen setzen ein.

Dieser weitgehend durch Einsatz handwerklich-technischer Mittel geprägten Entwicklung folgt ab 1970 etwa eine der Rückbesinnung. Paul Preuß einerseits mit seiner Vorstellung vom beherrschten Abenteuer des alpinen Freikletterns, andererseits eine betont sportliche, letztlich auf das Regelwerk Rudolf Fehrmanns zurückzuführende Zielsetzung bestimmen das Tun der Kletterer.

Die besten beherrschen den Fels auf artistische Weise. Zugleich werden die Leistungen im Höhenbergsteigen gewaltig nach oben getrieben. Profis bilden sich aus. Der Everest wird erstiegen und in kurzer Zeit danach alle übrigen Achttausender; dies bald mehrfach und zunehmend auf neuen, schwierigeren Wegen.

Diese stürmische und vielfältige Entwicklung des zeitgenössischen Bergsteigens ist im Westen eingebettet in eine demokratisierte, privatkapitalistische Gesellschaft. Einer Zeit des Aufschwungs zum Wirtschaftswunder folgt hemmungsloser Konsumrausch. Unbeschränkte Mobilität forciert den Tourismus zu einer Spitzenwirtschaft.

Neue Verfügbarkeiten verführen. Ein Glaube an nahezu unbegrenzte Machbarkeit treibt vorwärts. Eine neue Individual- und Massenkommunikation ohnegleichen verbreitet Informationen und Meinungen in unerhörtem Tempo. Zugleich wird sich die Gesellschaft ihrer Pluralität bewußt.

Die Gesellschaft ist dann aber auch bald mehr und mehr geprägt von Zweifeln an Wachstum, an Machbarkeit von allem und jedem. Der überzogene Konsum wird in der Folge abgelehnt. Große Teile der Gesellschaft, vor allem die Jugend, besinnt sich neu auf Vereinfachung, ruft nach Natürlichkeit und Natur und ringt um die Möglichkeit persönlicher Entfaltung und inmitten solchen Strebens formen sich die differenzierten Stilrichtungen des Bergsteigens und des Klettersports.

Die so überlegte Einteilung des Alpinismus in fünf zeitgeschichtlich bedingte Epochen, wie sie hier vorgestellt ist, konnte in Zusammenarbeit mit dem DAV bereits bei der in diesem Jahr erschienenen „Kleinen Chronik des Alpinismus“ von J. Perfahl angewendet werden.

Diese Einteilung soll in der vom DAV erwünschten und geförderten Geschichtsschreibung des Alpinismus der nächsten Jahre als Gerüst dienen.

Oben: Nuptse
(im Vordergrund rechts)
und Mt. Everest

Foto:
G. Rubin

